SCHILLER'S LEBEN: IN DREI BÜCHERN

Gustav Schwab

Digitized by Google

FROM THE LIBRARY OF
GEORGE ROMANES

Konrad Burdach.
Februar 1877.

Schiller's Leben

von

Gustav Schwab.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schiller's Leben

in drei Büchern

von

Gustav Schwab.

Stuttgart.

Verlag von S. G. Liesching.

1840.

Digitized by Google

BURDACH

Digitized by Google

PT2452
S35

An die Verehrer Schiller's.

Schiller ist, wie kein Deutscher Dichter vor ihm, ein Liebling seiner Nation geworden: seine Werke sind in das Leben des Deutschen Volkes eingedrungen, und soweit die Dichtkunst geehrt wird, werden Seine Schöpfungen, für Tausende eine unerschöpfliche Quelle poetischen Genusses, als die edelsten gepriesen. Unsern Tagen war es vorbehalten, den Werken Schiller's eine zuvor kaum geahnte Verbreitung zu geben, und in immer weitere Kreise dringen Verehrung und Liebe für den Dichter, dessen geistiges Leben ein Ringen nach den höchsten

MD45485

Digitized by Google

Aufgaben der Menschheit war. Verhältnißmäßig nur Wenigen aber war es bisher vergönnt, sich den Genuß seiner Werke durch eine tiefere Kenntniß seines Lebens und seines Entwicklungsganges — eines der merkwürdigsten, die je ein Dichter durchlaufen — zu erhöhen; denn die vortrefflichen größeren Darstellungen, die unsere Literatur in dieser Richtung besitzt, sind schon durch ihre Form und Ausdehnung, überhaupt nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, nur geeignet, einem kleineren Leserkreise zu dienen. Es fehlte an einem Werke, welches in lebendiger blühender Sprache, mit Geist und mit Wärme, aber auch mit Wahrheit und Unabhängigkeit geschrieben, das Leben des großen Dichters und seine gesammte Entwicklung, von den ersten Erzeugnissen ungebundener Dichterkraft bis zu den vollendeten Schöpfungen seiner letzten Lebensjahre, in Ein gedrängtes Bild zusammenfaßte, — ein klarer Spiegel seiner ganzen Persönlichkeit, wie der Zeit, in welcher Schiller lebte. Wenn ich in dem vorliegenden Werke dem Deutschen Vaterlande ein Buch darbiete, die genannten Eigenschaften zu einem harmonischem Ganzen vereinigend, in edler und einfacher Darstellung dem gesammten unübersehbaren Leserkreise Schiller's zugänglich, so darf ich die begründete

Digitized by Google

Ueberzeugung hegen, damit den Wünschen von Tausenden unter seinen Verehrern entgegenzukommen, und rechne mir zur Ehre, eine Lebensbeschreibung zu veröffentlichen, die ein würdiges Denkmal des unsterblichen Dichters und eine willkommene Ergänzung seiner Werke genannt werden darf. Mit besonderer Liebe von dem gewiß vor Vielen dazu berufenen und begabten Herrn Verfasser geschrieben, zeigt sie die erfolgreichste Benützung der reichen Materialien, die das letzte Jahrzehent für eine umfassendere und treue Biographie Schiller's darbietet, und eine Reihe bisher noch wenig oder gar nicht bekannter Momente, verbunden mit einer durchaus eigenthümlichen Auffassung von Schiller's Lebensgang, erhöhen den gediegenen Werth eines Buches, das **ein Volksbuch** im schönsten Sinne des Wortes zu werden bestimmt ist.

Der Umfang des Werkes, dessen erstes Buch hier in einer Ausstattung vorliegt, die zeigen mag, wie sehr der Verleger bemüht war, Gegenstand und Verfasser zu ehren, ist auf 36 — 40 Bogen berechnet, welche in 3 Büchern oder Theilen erscheinen werden. Jedes Buch kostet in Subscriptionspreise nur 8 gr. oder 36 kr. rhein., ein Preis, der jedem Verehrer Schiller's die Anschaffung erlaubt.

Digitized by Google

Das zweite und dritte Buch wird in wenigen Monaten nachfolgen, so daß das ganze Werk ſicher zur Oſtermeſſe 1840 vollendet iſt.

Stuttgart, im November 1839.

S. G. Lieſching.

Digitized by Google

Vorwort.

Die Veranlassung zu diesem Versuche einer gedrängten und doch möglichst vollständigen Biographie des großen Lieblingsdichters der Deutschen hat meine Mitwirkung bei der Enthüllung seines Standbildes gegeben, der ein wiederholtes Studium seiner Werke vorangehen mußte, das sich sehr natürlicher Weise auch nachher fortgesetzt hat.

Der Plan meiner Darstellung soll, wie ich zu hoffen wage, durch sie selbst klar werden. Die Hauptquellen und Hülfsmittel, welche zu benützen waren,

ſind größtentheils ſo bekannt, daß ich hier ihr Verzeichniß, das man bei andern Biographen Schillers, am vollſtändigſten in H. Dörings neueſtem Abriſſe von Schillers Leben findet, nicht wiederholen will. Nur ſo viel ſey bemerkt, daß aus den Quellen, ſoweit ſie mir zugänglich waren, von mir immer unmittelbar geſchöpft worden iſt, daß ich zu dem Ende namentlich die verſchiedenen Briefwechſel Schillers der genaueſten Durchſicht unterworfen habe, und daß die Lebensbeſchreibungen Dörings, Carlyle's, Hoffmeiſters und Hinrichs', die von entſchiedenem, wenn auch ſehr verſchiedenartigem Verdienſte ſind, von mir zwar vielfältig, aber hauptſächlich nur dann unmittelbar benützt worden ſind, wenn mir einzelne Quellen für mein Studium nicht zu Gebote ſtanden, oder, wenn ich beſonders treffende Anſichten aus ihnen hervorzuheben, manchmal auch Behauptungen, denen ich nicht beipflichten konnte, zu widerſprechen hatte. Daß es mir nicht einfallen konnte, die größeren kritiſch-hiſtoriſchen Werke der beiden letztgenannten Schriftſteller durch meine Arbeit überflüſſig machen zu wollen, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen. Wo ich es für paſſend erachtete, habe ich ſtets unter dem Texte durch die nöthigen Citate auf meine Quellen und Subſidien verwieſen. Nicht

wenig Neues ist übrigens theils aus übersehenen gedruckten Notizen und Urtheilen hinzugekommen, theils aus mündlichen und brieflichen Mittheilungen von Zeitgenossen des großen Dichters an den Biographen, theils auch endlich aus Urkunden und aus bisher unbekannten, oder unvollständig mitgetheilten Briefen Schillers, die zusammen gleichzeitig mit gegenwärtiger Lebensbeschreibung veröffentlicht werden.* Daß der Verfasser seine eigenen Erfahrungen auf dem Gebiete der Poesie zur Erklärung und Beurtheilung mancher Phänomene in der Entwicklungsgeschichte des Dichters zu benützen sich erlaubt hat, wird man ihm, da es mit der nöthigen Bescheidenheit geschehen ist, nicht verübeln.

Für die Jugendgeschichte meines Helden zog ich eine von den meisten meiner Vorgänger entweder ganz übersehene oder nur aus dritter Hand und daher unvollständig benützte Schrift mit gehöriger Vorsicht zu Rathe. Sie führt den Titel: „Schiller der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern

---

* Urkunden über Schiller und seine Familie; mit einem Anhange von fünf neuen Briefen u. s. w. von G. Schwab. Stuttgart, S. G. Liesching 1840.

Leben. Stendal, bei Franzen und Groſſe, 1806.“ Döring nennt als deren Verfaſſer K. W. Oemler. Dieſelbe wimmelt zwar von Unrichtigkeiten; wo ſie aber ihre Gewährsmänner nennt oder errathen läßt, worunter Moſer in Ludwigsburg, der Jugendfreund Schillers, und Beil in Mannheim die wichtigſten zu ſeyn ſcheinen, durfte ihren Angaben, die zuweilen anderswo vergebens Geſuchtes und nicht Unwichtiges enthalten, unbedenklich Glauben geſchenkt werden. Ihr Gegenſtück von demſelben Verfaſſer „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus ſeinem ſpäteren Leben“ ſtand mir nicht zu Gebote. Die ebenfalls nicht unergiebige „Skizze einer Biographie“ u. ſ. w. (Leipzig bei Karl Tauchnitz 1805) ſoll, nach Dörings Verſicherung, J. G. Gruber zum Verfaſſer haben. Ihr Vorbericht aber iſt mit P. unterzeichnet, Styl und Behandlungsweiſe des Gegenſtands erinnern durchweg an die Schrift „Schiller der Jüngling.“

Während der Correctur des dritten Buches erſchien der dritte und letzte Band von Eduard Boas' Nachträgen zu den ſämmtlichen Werken, und konnte ſo leider nur noch theilweiſe von mir benützt werden. Der Leſer erfahre hier noch aus demſelben nachträglich, daß die Schauſpielerin Sophie Albrecht im Jahr 1839

nicht mehr lebte (wie von mir fälschlich behauptet wird),* sondern zu Hamburg im Jahr 1838 in drückender Armuth gestorben ist (Boas III, 228). Nach ebendemselben (am angeführten Ort) heißt der von mir ** wie andern Biographen erwähnte Leipziger Schauspieler nicht Reinicke, sondern Reineke.

In diesem dritten Bande des Herrn Boas erhalten wir auch Schillers ältestes, bekannt gewordenes Gedicht, eine Schilderung des menschlichen Lebens, vom Jahr 1775. Für seine Jugendgeschichte sind folgende Strophen nicht unwichtig:

Trägt der Knabe seine ersten Hosen,
Steht schon ein Pedant im Hinterhalt,
Der ihn hudelt, ach! und ihm der großen
Römer Weisheit auf den Rücken malt.

Beut uns Jugend ihre Rosenhände,
Welche Güter bringt die Zaub'rin dar?
Mädchen, Schulden, Eifersucht, am Ende
Hörner oder die Pistolen gar.

---

* Sedezausgabe S. 259.
** Sedezausgabe S. 233.

Sind wir Männer, kommt ein andrer Teufel,
Ehrgeiz heißt er, oft auch heißt er Weib.
Nahrungssorgen quälen, so wie Zweifel
Einen Narrenschädel, unsern Leib.

Die erste dieser drei Strophen zeichnet uns Schillers Lehrer Jahn zu Ludwigsburg, der in dieser Biographie als Präceptor bezeichnet worden ist, was er auch in der That war; nur führte er schon im Jahr 1773 (s. Urkundenbuch S. 39) den Professorstitel. Die zweite und dritte Strophe muß uns in dem Urtheile bestärken, daß Schillers Unbefangenheit in einem Institut, in welchem unreife Knaben mit überreifen in beständiger Berührung standen, sehr frühzeitig gestört worden ist.

Bei Boas lernen wir nun auch ein merkwürdiges Theatermanuscript des Fiesko, die Bühnenbearbeitung von 1784, (III, 47 — 227) kennen. „Das Stück ist nicht blos umgearbeitet, sondern das glühende Erz, aus dem es besteht, ist vom Dichter in eine ganz andere Form gegossen worden.“ Hier findet der Leser nun den von uns Seite 177 erwähnten Schluß des Fiesko, nach welchem dieser nicht stirbt, sondern in Verrina's Armen auf den Thron des Doge verzichtet. Auch die anstößige Scene zwischen Verrina

und seiner Tochter auf dem Sopha (vergleiche diese Biographie Seite 220) ist, höchst wahrscheinlich auf Wolfg. Heriberts von Dalberg Rath, hier gänzlich geändert.

Zugleich erfahren wir, daß die erste Auflage des Stücks (Mannheim, Schwan 1784) wirklich „dem Herrn Professor Abel in Stuttgart gewidmet" ist. Somit ist die andere Nachricht, welche den Fiesko Herrn v. Dalberg dedicirt seyn läßt, wohl ein Irrthum, den mein zweiter Druck vergebens zurecht zu legen bemüht war.

Der Don Carlos in Prosa, den uns Boas mittheilt, ist von Schillers altem Bekannten, D. Albrecht, nach des Erstern Tode, schon im Jahr 1808 durch den Druck bekannt gemacht worden. (Vergl. Jördens IV, 469.) Außerdem gibt uns Boas (III, 436 ff.) eine kostbare Reliquie in einem von Schiller für das Theater im Jahr 1796 zum Don Carlos hinzugedichteten Monolog, der dem Publikum die dunkle Handlungsweise des Maltheſers erläutern sollte. Er ist im Tone des Wallenstein geschrieben.

Eine neue Schwierigkeit erwächst durch die Mittheilung aus Haug's schwäbischem Magazin, Jahrgang 1780, Stück I, S. 53 (Boas III, 451) wo es

heißt: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militärakademie, hat am 10. Januar im Examinationssaal, vor dem durchlauchtigsten Herzog und Hof, eine öffentliche deutsche Rede gehalten „von den Folgen der Tugend.“

Diese Rede besitzen wir jetzt, seit dem Dezember 1839, durch die Mittheilung des Freiherrn F. von Böhnen, eines Verwandten der Herzogin Franziska, abgedruckt aus dem von Schiller eigenhändig geschriebenen, mit allegorischer Zeichnung, Sammteinband und goldenen Buchstaben verzierten Original. Nach diesem Originale nun wurde die Rede von dem fünfzehnjährigen Schiller schon am 10. Jan. 1775 und nicht am 10. Januar 1780 gehalten.* Wie ist der Verstoß bei dem Augen- und Ohrenzeugen Balthasar Haug zu erklären?

Ich führe diesen Widerspruch als Beispiel an, wie schwer die Kritik in manchen Fällen dem Biographen werden mußte, wodurch denn auch die vielen Berichtigungen im ersten Buche der Sedezausgabe ihre Ent-

---

* Vergl. Biogr. Sedezausg. S. 481. Octavausg. S. 38. 39. Note (wo statt F. von Böhnen durch einen Druckfehler F. von Böhner steht).

ſchuldigung finden dürften. Dem Octavdrucke ſind ſie bereits einverleibt.

Boas (III, 9) hält die auch von mir erwähnte* Einzeichnung Schillers in das Album der Schwarzburg:

Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!

für eine heitere Perſiflage des geſpreizten Dilettantismus, der mit Naturbegeiſterung prunkt; früher meinte er, dieſer Reim ſey das ſchlaffe, abgezwungene Erzeugniß eines leeren, poeſieentblößten Augenblicks. Ich kann die einfachen Worte für keines von beiden halten. Sobald man unter der freundlichen Natur nicht die Gegend verſteht, ſondern die Natur als Perſon, als Göttererſcheinung, die den in Büchern vergrabenen Stubengelehrten, als welchen ſich Schiller zuweilen ſchildert, auf dieſen Höhen überraſchte, ſo fällt alle Trivialität weg.

Die Zweifel, welche mir gegen das S. 243 mitgetheilte komiſche Gedicht Schillers (die Waſchdeputation) aufſtiegen, verſchwinden vor der Notiz bei

---

* Sedezausg. S. 332.

Jördens IV, 468, aus der erhellt, daß das Gedicht zum erstenmal in der Rheinländischen Zeitung im Jahr 1803, und nach einer richtigern Abschrift in der Neuen Berlin. Monatschrift 1804, also zweimal noch zu Schillers Lebzeiten gedruckt worden ist, ohne daß dieser protestirt hätte.

Dagegen muß ich mich wohl entschließen, den etymologischen Versuch, kraft dessen der Name Schillers vom Schillerwein abgeleitet wird (Biogr. Sedezausg. S. 4 f. Octavausg. S. 6), wieder aufzugeben. Schilcher und Schiller, sind von Alters her über ganz Deutschland verbreitete Namen, die allerdings ursprünglich nichts anders als einen Schieler bezeichnen. Jörg Schilcher, bei späteren Schiller, war einer der besseren Meistersänger des fünfzehnten Jahrhunderts; in diesem und dem folgenden Seculum wurde Vieles „in des Schillers Ton" gedichtet, fast so viel, als im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert in Friedrich Schillers Tone.

Hier mag auch niedergelegt werden, was für die Lebensbeschreibung zu kleinlich erschien, daß Schwaben lange vor seinem Friedrich Schiller auch (um 1588) einen Wolfgang Schiller aus Stuttgart besaß, der freilich nur ein obskurer Magister war; und daß

der Pfarrer, welcher den Vater des Dichters getauft hat, Hegel hieß.

Folgendes merkwürdige Urtheil eines Franzosen, Herrn von Bonneville, über Schiller vom Jahr 1786 ist dem Verfasser auch zu spät in die Hände gekommen: „C'est un jeune écrivain qui parrait fait pour étonner un jour son siècle de la vigueur de son génie. Sa destinée intéresse tout être qui pense.“ * — — „Il y a plus, cette tragédie est l'ouvrage du génie, comme tout ce que M. Scheller (Schiller) nous donne“ — sagt endlich der Moniteur von 1792 in einem enthusiastischen Berichte aus Frankfurt a. M. über den dort eben aufgeführten Fiesko, den er unter anderem auch „le plus beau triomphe du républicanisme en théorie et dans le fait“ nennt.

Vielleicht hätte der Biograph auch der Ehre erwähnen sollen, die dem nächsten Vaterlande Schillers durch Aufrichtung der Statue widerfahren ist, welche Deutschland dem Dichter gesetzt hat. Das Ereigniß däuchte ihm aber noch zu frisch. — Hier sey denn auch erwähnt, daß die Frau Großherzogin von Weimar dem Andenken der großen Dichter Weimars mehrere Zimmer

* Aus Franz Horns schriftlichem Nachlasse.

des dortigen Schloſſes geweiht hat. Das Schillers-zimmer iſt vor kurzem durch den Maler Neher, einen Landsmann Schillers aus Württemberg, fertig gewor-den. Jedes der Hauptfelder, in welches das Zimmer getheilt iſt, nimmt einen bedeutſamen Moment eines Schiller'ſchen Drama's ein, welchem andere Scenen aus Schillers Gedichten in kleineren darüber ange-brachten Feldern beigegeben ſind. Dieſe Freſkogemälde zeichnen ſich, nach einem Berichte der allgemeinen Zeitung* durch kräftige Zeichnung und friſche Farben-gebung aus, und manche ſind ſehr ergreifend in ihrer Wirkung.

Dürfte das Geſammtgemälde des auf den nach-ſtehenden Blättern entworfenen Dichterlebens ſich den gleichen Eindruck verſprechen!

---

* Weimar, 23. April 1840.

Gomaringen, den 21. Mai 1840.

G. Schwab.

Inhaltsübersicht.

Erstes Buch.

	Seite
Das Geschlecht des Dichters	1
Schiller bei den Eltern	13
Schiller in der Carlsakademie zu Stuttgart	31
Schillers erste Regungen der Poesie	44
Sein Verhalten zur Akademie	54
Mediciniſche Studien und theologiſche Zweifel	58
Die Räuber	65
Schillers Austritt aus der Akademie. Beruf. Leben in der Stadt	76
Der Druck der Räuber. (Mannheim, Schwan und Dalberg.)	81
Schillers erſte Lyrik	89

Seite

Aufführung der Räuber in Mannheim 94

Folgen 99

Schillers Flucht 113

Ankunft in Mannheim. Noth. Frankfurt und Oggersheim 118

Das Gericht über Fiesko 133

Aufenthalt in Bauerbach 141

Lotte von Wolzogen und der Dichter 144

Poetische Arbeiten und Aussichten in Bauerbach . . 158

Zweiter Aufenthalt in Mannheim 166

Aufführung des Fiesko 175

Kabale und Liebe 178

Auszeichnung. Reisen 180

Dramatische Berufsarbeiten 183

Entscheidung für Don Carlos. Rheinische Thalia . 190

Liebe, Freundschaft, Beruf und bürgerliche Stellung des Dichters. Abschied von Mannheim . . 199

Rückblicke auf Schillers bisheriges Leben und Wirken . 210

Zweites Buch.

Schiller in Leipzig und Dresden 231

Studien und Arbeiten 240

Digitized by Google

Seite

Dermalige Philosophie Schillers 244

Freundschaft. Neue Neigung, getäuscht 255

Beginn der zweiten Lyrik Schillers 266

Erster Eintritt in Weimar 272

Ausflug nach Rudolstadt. Die Familie von Lengefeld . 280

Rückkehr nach Weimar. Entschiedene Neigung . . 286

Don Carlos 297

Aufenthalt in Volkstädt 325

Schillers erste Bekanntschaft mit den Griechen. Die Götter Griechenlands. Die Künstler . . . 333

Verlauf der Tage zu Rudolstadt. Schiller Göthe'n gegenüber 349

Rückkehr nach Weimar 356

Arbeiten. Euripides. Der Geisterseher 369

Die Professur in Jena. Verlobung. Heirath . . 375

Philosophische Fortbildung 398

Häusliches Leben und Beruf in Jena 405

Schillers historische Schriften 417

Krankheit 429

Kritik der Urtheilskraft. Entschiedener Kantianismus . 431

Rückfall 434

Erholung. Karlsbad. Erfurt. Heimkehr . . . 436

Digitized by Google

Seite

Schillers Todesfeier zu Hellebeck 441

Brief des Herzogs von Auguſtenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller 446

Eindruck und Antwort 449

Aeſthetiſche Studien und Schriften 455

Beſuche aus Schwaben; Abſchied eines Freundes . 462

Reiſe nach Schwaben 471

Rückblick 483

Drittes Buch.

Schiller, Humboldt und Göthe 493

Die Gründung der Horen. Der Bund mit Göthe geſchloſſen 503

Die Fortführung der Horen 515

Schillers Aufſätze für die Horen 520

Die Lyrik der Horenzeit. Lebens- und Arbeitsweiſe des Dichters 527

Der erſte Muſenalmanach 542

Schiller ſchwankt zwiſchen Epos und Drama . . 545

Die Xenien 553

Familienverluſte. Philoſophiſche und religiöſe Stimmung des Dichters 564

Seite

Abſchied von der Philoſophie. Das Gartenhaus . . 579
Das Balladenjahr 589
Der Wallenſtein 603
Aufführung des Lagers 619
Aufführung der Piccolomini 627
Wallenſteins Tod 633
Urtheile über den Wallenſtein 635
Literariſche Berührungen Schillers 645
Häuslicher Jammer. Ueberſiedlung nach Weimar . . 655
Maria Stuart. Die Glocke. Das neue Jahrhundert . 659
Die Jungfrau von Orleans. Geiſtige Differenzen mit Herder und Schelling. Schillers ars poetica . 670
Aufführungen der Jungfrau von Orleans 677
Urtheile über das Stück 683
Schillers Tiſchreden 691
Wirkſamkeit, Leben, Begegniſſe und Freunde in Weimar 697
Die Braut von Meſſina. Lyriſche Gedichte. Schiller und Calderon 714
Frau von Staël und andere Gelehrte im Verkehre mit Schiller. Herders Tod 724
Wilhelm Tell 731

Seite

Schillers letztes Lebensjahr 742

Der letzte Winter. Innres Leben des Dichters . . 748

Letzte Krankheit und Tod 757

Eindruck in Weimar und auf Göthe. Begräbniß . . 765

Rückblick 773

Erſtes Buch.

Das Geschlecht des Dichters.

Die berühmtesten deutschen Dichter bringen keinen Glanz des Geschlechtes mit: bei Wenigen wird noch der Groß- oder Urgroßvater genannt, meistens aber verliert sich schon mit dem Vater der Name in unaufgehellte Dunkelheit, und der Gefeierte selbst steht in jener Größe da, welche ein römischer Cäsar mit dem bekannten Worte gestempelt hat: „dieser Mann scheint mir aus sich selbst geboren.“ Wenn man sich jedoch die Mühe nähme, den Familien unserer großen Männer rückwärts nachzugehen, so ist darum, daß man in keine Paläste tritt, nicht zu fürchten, daß man in Schlupfwinkel gerathen würde, deren ein Lebensbeschreiber, dem die Ehre seines Helden am Herzen liegt, sich zu schämen hätte. Vielmehr dürfte man zuletzt sich in irgend einem ehrlichen deutschen Dorfe befinden, wo in den Geschlechtsregistern ein reines Blut und ein unbefleckter Name von Jahrhundert zu Jahrhundert rückwärts jenen freien Ahnen sich nähert, die zwar nicht mit erblichen Geschlechtsnamen prangten, aber deren 1550 bis 1723.

1550 bis 1723. ſtarker Arm einſt die Römer aus den Wäldern des Vaterlandes verjagt hat.

So kühne Hoffnung dürfen wir von Erforſchung des Geſchlechtes ſchwäbiſcher Dichter freilich nicht hegen. Die Kirchenbücher der württembergiſchen Dörfer namentlich gehen wohl insgeſamt nicht bis zur Reformation herab, ſehr viele ſind nach der Nördlinger Schlacht von den Kaiſerlichen zerſtört worden. Doch iſt es dem Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung durch die Gefälligkeit zweier Pfarrämter gelungen, den Mannsſtamm Schillers mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit bis ins ſiebente Glied rückwärts und in die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts zu verfolgen.

Schillers Vater, Johann Kaſpar Schiller, iſt zwei Stunden nördlich von der Ghibellinenſtadt Waiblingen und in ihrem Oberamte, zu Bittenfeld (nicht Bitterfeld) einem altwürttembergiſchen Pfarrdorfe von etwa tauſend Einwohnern am 27. Oktober des Jahres 1723 geboren: deſſen Vater, der Großvater des Dichters, hieß Johannes Schiller, war Schultheiß des Dorfes und Bäcker, und am 20. Oktober 1682 zu Bittenfeld geboren; heirathete am 30. Oktober 1708 eine Bewohnerin des Dorfes Altdorf, Eva Margaretha Schatzin, und ſtarb am 11. Juni 1733. Der Vater des Johannes, der Urgroßvater des Dichters, hieß, wie der Enkel, Johann Caſpar Schiller, war Mitglied des Gerichts und, wie ſein Sohn, ein Bäcker. Seine Gattin hieß Anna Katharina. Er ſtarb 37 Jahre

8 Monate alt am 4. September 1687. Dieſer iſt im Tauf- und Kopulationsbuche Bittenfelds nicht zu finden, und er ſoll von Großheppach nach Bittenfeld gezogen ſeyn.* 1550 bis 1723.

Wir wenden uns alſo nach dieſem ſtattlichen Dorfe des weinreichen Remsthals, das gleichfalls im Waiblinger Oberamte und eine kleine Meile ſüdöſtlich von der Stadt Waiblingen gelegen, etwa 1400 Einwohner zählt und durch die Zuſammenkunft der Helden Marlborough, Prinz Eugen und Markgraf Ludwig von Baden im dortigen Wirthshauſe zum Lamm am 9. Junius des Jahrs 1704 eine geſchichtliche Illuſtration erhalten hat. Wirklich entdecken wir hier einen Hans Schiller, geboren den 13. März 1650, deſſen Alter bis auf 2 Monate mit der Altersangabe Hans Caſpars zu Bittenfeld übereinſtimmt, und der weder im Kopulationsbuche noch im Todtenbuche Großheppachs zu finden iſt. Die kleinen Differenzen können denjenigen, der die Ungenauigkeit alter Kirchenregiſter aus der Erfahrung kennt, nicht irre machen. Höchſt wahrſcheinlich iſt Hans Schiller von Großheppach der Urgroßvater des Dichters. Der Vater des Hans hieß Ulrich Schiller, wie es ſcheint, geboren den 2. Juni 1617; Ulrichs Vater war Georg Schiller, geboren den 15. May 1587; Georgs Vater Jakob Schiller, zu deſſen Geburt die Kirchenbücher nicht mehr hinaufreichen, der aber um die Mitte des

* Urkundliche Mittheilung des Pfarramts Bittenfeld.

1550 bis 1723. sechzehnten Jahrhunderts geboren seyn wird. Jakobs unbekannter Großvater muß im besten Mannesalter den Bauernkrieg der Gegend erlebt haben, und als im Jahr 1514 „der arme Kunrad" auf dem Kappelberg, eine Stunde von Heppach, sich verschanzte, kann ein Schiller Zeuge gewesen seyn. Von Jakob Schiller bis Friedrich von Schiller sind es sieben Generationen. Hans Schiller hatte einen Bruder Jerg und mehrere Schwestern. Der Name Schiller kommt auch sonst in den Kirchenbüchern Großheppachs sehr häufig vor und mehrere dieses Namens werden als Gerichtsschreiber und Schultheißen aufgeführt.* Zu Marbach selbst, dem Geburtsorte des Dichters, findet sich ein Zweig jenes Geschlechts: einem Johann Caspar Schiller, Bürger und Bäcker, wurde dort im Jahr 1727 ein Christoph Friedrich Schiller geboren. **

Durch diese Genealogie, welche das Geschlecht des Dichters mit großer Wahrscheinlichkeit mitten aus einem Rebenthale aufsprossen läßt, wird auch ein Licht auf die Bedeutung seines Geschlechtsnamens geworfen. Schiller heißt nämlich im Remsthale, wie in andern Weingegenden, am Neckar, am Niederrhein, in Ungarn, seit Jahrhunderten ein Wein, dessen Farbe schielt, der weder weiß noch dunkelroth ist und aus gemischten Traubensorten gewonnen

---

* Urkundliche Mittheilung des Pfarramts Großheppach.

** Urkundliche Mittheilung des Diakonats Marbach.

wird; denn ſchielen heißt in den ſüddeutſchen Dialekten 1550 bis
ſchillen. In einem andern Weindorfe jenes Thales iſt 1723.
eins der ausgebreitetſten Geſchlechter das der „Unger,“
was unwillkürlich an die Ungertrauben erinnert; ſollte
nicht auch Schillers Urvater zu Heppach im Remsthale
ſeinen Namen vom Schillerwein, den er baute, er=
halten haben? So ſind wir wenigſtens nicht genöthigt, den
erſten Schiller zu einem Strabo oder Pätus zu machen,
römiſche Familiennamen, die einen Schieler bezeichnen.

Johann Caſpar Schiller, des Dichters Va= 1723 bis
ter, wird nach den Zeugniſſen verſchiedener Zeitgenoſſen 1759.
als einfach, kraftvoll, gewandt, thätig fürs praktiſche
Leben, dabei raſch und rauh, geſchildert; nur Eines
nennt ihn einen im Grunde abentheuerlichen, ſchiefen,
ſtets über Entwürfen brütenden Kopf. Nach der Schilde=
rung eines noch lebenden Hausfreundes war er von kleiner
wohl proportionirter Statur, kräftig und lebendig, ſeine
Stirne gewölbt, ſein Auge lebhaft; er hatte eine ſtrenge,
militäriſche Dreſſur, die ſich auch auf die Religionsübungen
des Hauſes erſtreckte, während ſeine innern Ueberzeugungen
etwas von der kühlen Aufklärung des Zeitalters an ſich
trugen. Wiſſenſchaftliche Studien im ſtrengeren Sinne hatte
er nicht gemacht, obgleich die verklärende Freundſchaft oder
Bewunderung für den Dichter, ſeinen Sohn, ſelbſt dem
Vater Beſchäftigung mit der Dichtkunſt und eine natürliche
Anlage zu derſelben, viele Beleſenheit in der Weltgeſchichte,

1723 bis 1759. Studium der Philoſophie, der Mathematik, der Militärgeſchichte und namentlich des dreißigjährigen Krieges zuſchreibt. Dies Alles beſchränkte ſich wohl auf Liebhabereien, Lektüre, oder der alte Schiller wird mit ſeinem Verwandten Johann Friedrich Schiller * verwechſelt.

Im Jahre 1745, als ein Jüngling von 22 Jahren, war dieſer Johann Caſpar, der ſeinen Vater in einem Alter von nicht vollen 10 Jahren verloren hatte, mit einem bayeriſchen Huſarenregimente als Feldſcherer in die Niederlande gegangen, und wurde hier auch als Unteroffizier zu kleinen kriegeriſchen Unternehmungen gebraucht. Der Aachener Friede des Jahres 1748 gab ihn ſeinem Vaterlande Würtemberg zurück, und er heirathete die Mutter des Dichters zu Marbach, einem unfern von Ludwigsburg anmuthig auf einem Rebenhügel am Neckar gelegenen Landſtädtchen. Die Wundarzneikunſt nährte ihn hier nur kümmerlich. Er gab ſie daher mit dem Ausbruche des ſiebenjährigen 1756 oder 1757. Krieges auf und wurde Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis, das ein Theil des Hülfskorps war, welches in einigen Feldzügen jenes Krieges mit dem öſterreichiſchen Heere focht. Als in Böhmen dieſes Korps durch ein anſteckendes Fieber heimgeſucht wurde, beſorgte Schiller, den ſeine Mäßigkeit geſund erhielt, da es an Wundärzten fehlte, die Kranken und

---

* ſ. unten.

vertrat bei'm Gottesdienſte die Stelle des Geiſtlichen durch Verleſung von Gebeten und Leitung des Geſanges. Später ſtand er bei einem andern Regimente in Heſſen und Thüringen, und kehrte, nach beendigtem Kriege in das Quartier zu Ludwigsburg zurück, wo er landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen oblag und Gründer einer glücklich gedeihenden Baumſchule wurde. Herzog Carl von Württemberg übertrug ihm bald eine größere Anſtalt dieſer Art, die auf der Solitude, dem ſchönen herzoglichen Waldſchloſſe bei Stuttgart, errichtet worden war. Hier lebte er in der ſpätern Zeit ununterbrochen, von ſeinem Fürſten geachtet und mit dem Hauptmanns- (nie Majors-) Titel geſchmückt, dem Gartenbau und der Baumzucht, die er als Kenner trieb und pflegte, und über welche er, mit Beihülfe fremder Redaktion, auch Bücher geſchrieben hat. Von ſeinen Untergebenen war er wegen ſeiner Biederkeit und Unparteilichkeit geliebt, aber auch um ſeiner ſtrengen Ordnungsliebe willen gefürchtet. Gattin und Kinder bewieſen ihm die ehrerbietigſte Hochachtung und die innigſte Liebe. Er erlebte noch den vollen Ruhm ſeines Sohnes, und langte mit vor Freude zitternden Händen nach den Manuſcripten, die aus der Fremde an die Verlagshandlung geſendet, vor allen Dingen dem glücklichen Vater mitgetheilt wurden. Bis ins hohe Lebensalter geſund, wurde er im dreiundſiebzigſten Lebensjahr an den Folgen eines vernachläßigten Katharr's nach achtmonatlichem

1723 bis 1759.

1723 bis 1759. Leiden am 7. September 1796 von der Seite ſeiner Gattin genommen. Ueber ſeinen Tod ſchrieb der Sohn an die geliebte Mutter Worte, die ein unſterbliches Denkmal ſeiner Geſinnung ſind: „Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute, verewigte Vater mir und uns allen geweſen iſt, ſo kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beſchluß eines ſo bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott ſo lange und mit ſolcher Geſundheit friſtete, und das er ſo redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es iſt nichts Geringes, auf einem ſo langen und mühevollen Laufe ſo treu auszuhalten, und ſo, wie er, noch im dreiundſiebenzigſten Jahre mit einem ſo kindlichen reinen Sinn von der Welt zu ſcheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle ſeine Schmerzen koſtete, ſo unſchuldig von meinem Leben ſcheiden, als Er von dem ſeinigen! Das Leben iſt eine ſo ſchwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorſehung in mancher Vergleichung mit ihm gegönnt haben mag, ſind mit ſo vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft!.... Unſrem theuren Vater iſt wohl, und wir Alle müſſen und werden ihm folgen. Nie wird ſein Bild aus unſerm Herzen erlöſchen, und der Schmerz um ihn ſoll uns nur noch enger unter einander vereinigen.“

Vom Vater des Dichters wenden wir uns zur Mutter, die uns wichtiger iſt, weil ſie zu ſeinem Weſen und ſeiner Bildung mehr beigeſteuert zu haben ſcheint.

Elisabetha Dorothea Kodweiß ward zu Mar- 1640 bis
bach, fünf Stunden von Stuttgart und eine Meile von Lud- 1759.
wigsburg entfernt, geboren. Ihr Vater war Georg Friedrich Kodweiß, nicht Johann Friedrich, wie ihn, einem Schreibfehler des Marbacher Taufbuchs nach, Schillers Biographen hier und da nennen. Dieser mütterliche Großvater des Dichters war am 4. Juni 1698 geboren; er war ein ehrsamer Bürger und Bäcker, Sohn und Enkel zweier Johann Kodweiß, beide Bäcker, der ältere auch Bürgermeister von Marbach (geb. den 5. April 1640). Weiter rückwärts erscheint das Geschlecht in den mangelhaften Kirchenbüchern der im Revolutionskriege eingeäscherten Stadt Marbach nicht. *) Eine Familiensage leitet dasselbe von einem herabgekommenen Adelsgeschlechte von Kottwitz (nicht Kattwitz) ab, und läßt es aus Norddeutschland nach Schwaben einwandern. Schillers Muttervater hatte sich als Wirth und Holzmesser ein kleines Vermögen rechtlich erworben, dasselbe aber bei einer großen Neckarüberschwemmung eingebüßt. Mit Unrecht wird also Schillers Mutter das Kind wohlhabender Landleute genannt, und durch ein seltsames Mißverständniß denselben eine guteingerichtete Wirthschaft in Cannstadt und Ludwigsburg zugeschrieben. Vielmehr mußte der herabgekommene Mann zuletzt seine Zuflucht zur Thorwartsstelle zu

*) Urkundliche gefällige Mittheilung des Diakonats Marbach.

1640 bis 1759. Marbach in einem noch jetzt vorhandenen Hauſe nehmen, das damals eine armſelige Hütte war, die unſer Dichter als Knabe, wenn er den Großvater von Ludwigsburg her beſuchte, aus Schaam nicht von vorn betreten mochte, ſondern in die er vom Stadtgraben aus hinterwärts hineinſchlüpfte. *

Schillers Mutter war ſchlank ohne eben (wie häufig erzählt wird) groß zu ſeyn, in der Jugend hochblond, das Geſicht durch Sommerflecken gezeichnet, die Augen etwas kränklich, die Züge von ſanftem Wohlwollen und Empfindung beſeelt; die Stirne breit. Mit gewöhnlichem Verſtande ** verband ſie Innigkeit des Gefühls, wahre Frömmigkeit, Sinn für Natur, Anlage zur Muſik und ſelbſt zur Poeſie, daher ſie im Kreiſe ihrer Geſpielinnen als Mädchen wohl für eine Schwärmerin galt. Das Spiel der Harfe ſoll ſie leidenſchaftlich geliebt haben, und den Gatten, der ihre erſte Liebe war, begrüßte ſie im neunten Jahre ihrer damals noch kinderloſen Ehe am erſten Tage des Jahres 1757 mit den einfachen Strophen, die, als von Schillers Mutter gedichtet, wohl im Gedächtniſſe ſeiner Verehrer aufbewahrt werden dürfen:

---

* Gefällige Mittheilung des Herrn Oberamtsrichters Rooſchütz zu Marbach.

** Verſicherung von Hausfreunden.

O hätt' ich doch im Thal Vergißmeinnicht gefunden — 1640 bis
Und Roſen nebenbei! Dann hätt' ich dir gewunden — 1759.
Im Blüthenduft den Kranz zu dieſem neuen Jahr,
Der ſchöner noch als der am Hochzeittage war.

Ich zürne, traun, daß itzt der kalte Nord regieret,
Und jedes Blümchens Keim in kalter Erde frieret!
Doch eines frieret nicht, es iſt mein liebend Herz,
Dein iſt es, theilt mit dir die Freuden und den Schmerz.

So anſpruchlos dieſe Verſe ſind, ſo zeugen ſie doch von einer Fertigkeit im Versbau und einem Sinne für den Rhythmus, welche nicht zweifeln laſſen, daß die Anlage zur äußerlichen Form der Poeſie bei Schiller ein Erbſtück der Mutter war, zu deren Lieblingsbüchern Klopſtocks damals kaum erſchienene Meſſiade, Uz und Gellert gehörten. Sonſt unterrichtete ſie ſich gerne in der Naturgeſchichte, und ſie, die beſtimmt war, die Mutter eines berühmten Mannes zu werden, vertiefte ſich auch am liebſten in die Lebensbeſchreibungen berühmter Männer.

Schillers Mutter überlebte den Gatten ſechs Jahre, welche ſie theils in dem württembergiſchen Landſtädtchen Leonberg, unweit von der Solitude, theils bei ihrer Tochter Louiſe in der Nähe von Heilbronn zubrachte. Sie ſtarb im Mai 1802. Von ihrem Tode ſchreibt der Sohn: „Möge der Himmel der theuern Abgeſchiedenen Alles mit reichen Zinſen vergelten, was ſie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan. Wahrlich ſie verdiente es, liebende

1640 bis 1759. und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hülfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letztern bewies, verdient es wohl, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr."

Aus der Ehe der Schiller'schen Eltern entsprossen vier Kinder, drei Töchter und als zweites Kind der Sohn. Die älteste Tochter, Elisabethe Christophine Friederike (geb. den 4. September 1757) Wittwe des Hofraths Reinwald zu Meiningen, lebt noch dermalen (1839), und konnte sich mitten im Greisenalter „des völligen Gebrauchs ihrer Sinne und einer Heiterkeit der Seele" rühmen, „die gewöhnlich nur die Jugend beglückt." Auch das dritte Kind, Dorothee Louise, Gattin des vor Kurzem verstorbenen Stadtpfarrers Frankh zu Möckmühl im Württembergischen, überlebte den Bruder; die jüngste Tochter Nanette, oder, wie Schiller selbst sie nennt, Nane, eine „liebe und hoffnungsvolle Schwester" des Dichters, durch Geist und jungfräuliche Schönheit ausgezeichnet, starb schon im achtzehnten Jahre (1796), als gerade ihr Bruder „einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gegründet hätten."

Schiller bei den Eltern.

Johann Christoph Friedrich Schiller 1759 ff.
ward nicht den 10., wie bis heute einstimmig gesagt wird, sondern den 11. November* 1759 zu Marbach geboren. Die Mutter hatte, nach einem sehr glaubwürdigen Zeugnisse, ihren Gatten, der damals Lieutenant im Infanterieregimente des Generalmajors Romann war, in dem Lager besucht, wo er bei den gewöhnlichen Herbstübungen des württembergischen Militärs sich aufhalten mußte, und in seinem Zelte fühlte sie die ersten Anzeichen ihrer nahen Entbindung. So hätte beinahe Schiller das Licht der Welt zuerst in einem Lager erblickt; doch gelang es der Mutter noch, in ihr elterliches Haus **, von wo aus sie den Gatten besucht hatte, nach Marbach zurückzukehren, wo sie eines Knaben genaß, den der Vater „dem Wesen aller Wesen" empfahl, „daß es demselben an Geistesstärke zulegen möchte, was Er aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte."

Eine uralte Sage läßt an der Stelle dieser Stadt, wo jetzt die lustigen Rebenhügel prangen, im wilden Walde der Urzeit einen Riesen hausen, welcher ein leibhaftiger

---

* Notiz des Herrn Oberamtsrichters Roosschütz zu Marbach.

** Damals noch nicht das Thorwartshaus, sondern das jetzt vom Bäcker Fischer bewohnte Haus auf dem Marktplatze.

1759 ff. Heidengott — Mars oder Bacchus — geweſen, und von ihm leitet ſie den Namen der Stadt ab. Ein geiſtiger Rieſe war es auch jetzt, der in der Rieſenſtadt geboren ward, und die Poeſie hat ſich dieſer ſinnbildlichen Beziehung bemächtigt. Indeſſen erwuchs das Kind, anfangs ferne von der Aufſicht eines ſtrengen Vaters, an der Bruſt einer zarten Mutter, langhalſig, ſommerfleckig, rothlockig, wie dieſe, und entfaltete ſich unter heitern und harmoniſchen Eindrücken. Schiller ſelbſt zählte die ſpäteren Beſuche in dem großelterlichen Hauſe zu ſeinen freundlichſten Jugenderinnerungen.

1763 ff. Es dauerte gegen vier Jahre, bis der Vater mit dem Hubertsburger Frieden (1763) aus dem ſiebenjährigen Kriege heimgekehrt, ſeinen bleibenden Wohnſitz wieder im Vaterlande nahm. So lange blieb der Knabe Fritz im Hauſe der genügſamen Großeltern unter der ausſchließlichen Pflege der Mutter. Die Erziehung des zärtlichen, von den Kinderkrankheiten ſchwer heimgeſuchten Kindes wurde mit größter Liebe und Aufmerkſamkeit beſorgt, und krampfhafte Zufälle, an welchen das Kind wiederholt litt, überwand glücklich ſeine gute Natur.

An der geiſtigen Ausbildung des Sohnes nahm auch der heimgekehrte Vater und ein väterlicher Oheim des Dichters, Johann Friedrich Schiller von Bittenfeld, der als Studioſus der Philoſophie den Knaben aus der Taufe

gehoben hatte,* Antheil. Schon im vierten oder fünften Jahre war der Kleine auf Alles aufmerksam, was der Vater im Familienkreise vorlas, eilte vor seinen liebsten Spielen zu Bibelandacht und Gebet herbei, und war mit den 1763 ff.

---

* Notiz des Herrn Oberamtsrichters Rooschütz zu Marbach. Vielleicht war dieser Johann Friedrich Schiller, wenn er wirklich im Jahre 1759 erst Studiosus war, und Johann Caspars Vater, Johannes, schon 1733 gestorben ist, nur ein Vatersvetter und kein Vatersbruder unsres Schiller. Auf die Autorität von Balthasar Haug in seinem gelehrten Württemberg (Stuttgart 1790 S. 238) wurde er für einen Bruder Schillers gehalten, auch ward er, welcher selbst fruchtbarer Schriftsteller war, zuweilen sogar mit dem Dichter verwechselt. Nach Haugs Nachrichten hat er sich eine Zeit lang in England aufgehalten, Hawkersworths Reisebeschreibung, Robertsons Geschichte von Amerika, moralische Versuche und Erzählungen (diese 1787) aus dem Englischen übersetzt, und eine „Haushaltungskunst des menschlichen Lebens“ geschrieben oder gleichfalls übersetzt. Ums Jahr 1790 besaß er eine Buchdruckerei in der ehemaligen Karthause zu Mainz, und später soll er bei der Buchhandlung Schwan und Götz in Mannheim betheiligt gewesen seyn. Er scheint der Oheim zu seyn, welcher, nach einer etwas unsichern Nachricht, dem kleinen Fritz den ersten Unterricht im Schreiben, in der Naturgeschichte und der Geographie ertheilte, während ein andrer Vertrauter des Hauses, ein Arzt, ihn über den Bau der Welt und des menschlichen Körpers spielend zu belehren suchte.

1763 ff. blauen, gen Himmel gerichteten Augen, den hochblonden Locken um die helle Stirne, und den gefalteten Händchen, wie ein Engelskopf anzuſchauen. So ſchilderte ihn die ältere Schweſter. Folgſamkeit, ſittlicher Zartſinn, Nachſicht gegen Geſchwiſter und Geſpielen zeichneten ſchon den Knaben aus. Den ununterbrochenſten Einfluß auf Gemüth und Geiſt übte bei ihm die Mutter. An Sonntagsnachmittagen, wenn ſie mit den beiden Kindern aus dem Hauſe, das ſeit des Vaters Rückkehr die Eltern für ſich bewohnten, nach der nahen Großelternhütte wandelte, pflegte ſie ihnen das kirchliche Evangelium des Tages auszulegen, und rührte einſt am Oſtermontage durch die Erzählung von Chriſtus und den beiden nach Emmaus wandernden Jüngern die beiden Geſchwiſter zu heißen Thränen. Zu anderer Zeit unterhielt ſie die Kinder mit Zaubermähren und Feengeſchichten, und ſpäter, ſo wie die Faſſungskraft des Knaben es erlaubte, führte ſie ihn auch in die Hallen der deutſchen Dichtkunſt ein, ſo weit ihr ſelbſt dieſe zugänglich waren. Klopſtocks Meſſiade, Opitzens Gedichte, Gerhards herrliche, geiſtliche Lieder, denen ſich das Dichtergemüth des Sohnes mit Vorliebe zuwandte, Gellerts fromme Geſänge, die dem Knaben auch bald ſehr theuer waren, wurden geleſen: nur als der üppige Auswuchs der ſchleſiſchen Schule, Hofmannswaldau, an die Reihe kam, und der Knabe in einem Sonett die Geliebte dieſes Dichters „den Bruſtlatz kalter Herzen, der Liebe Feuerzeug, den

Blaſebalg der Seufzer, das Löſchpapier der Thränen, die 1763 ff.
Sandbüchſe der Pein, das Schlafſtühlchen der Ruhe, und
der Phantaſie Klyſtier" mußte nennen hören, wandte er
ſich mit lächelndem Widerwillen von dem Buche ab und
rief: „ich will kein Klyſtier!" und wenn die gewöhnlichen
Neujahrsgratulanten der Landſtädte und Dörfer mit ihren
Verschen anrückten, ſo ſagte er wohl: „Mutter! es iſt
ein Hofmannswaldau draußen!"

Der Schauplatz des hier zuletzt Erzählten iſt nicht 1765 ff.
mehr Marbach. Denn im Jahr 1765 wurde Schillers
Vater von ſeinem Herzog als Werbeoffizier nach der Reichs-
ſtadt Schwäbiſch Gmünd geſchickt, und durfte ſeinen Aufent-
halt im Dorf und Kloſter Lorch, als nächſtem württem-
bergiſchen Gränzorte, nehmen. Dadurch wurde der Knabe
im ſechsten Jahre aus dem lachenden Neckarthale *) in
die ernſte Stille eines von Nadelhölzern umſtellten Wieſen-
grundes verſetzt. Das Dorf Lorch liegt am Fuße des
Hügels, den, ſchon auf der Staffel eines Tannengebirges,
die Kloſtergebäude krönen, vor deren Mauern auf einem
Vorſprung eine uralte Linde Wache hält: der Hohenſtaufen
mit einem Gefolge von Bergen blickt nach dem Kloſter
herüber, das zahlreiche Gräber jenes erlauchten Geſchlechtes
umſchließt; in der Tiefe ſchlängelt ſich der Remsfluß

*) Er ſcheint ſchon vorher von Marbach nach Cannſtadt ge-
bracht worden zu ſeyn.

1765 ff. freundlicheren Gegenden und segensreichen Rebenpflanzungen zu.

In dieser Einsamkeit, an der das Herz des Dichters noch in späten Jahren hing, wurde jetzt Schillers Erziehung in Gemeinschaft mit einem Freunde des Hauses, dem Ortsdiakon Moser,* einem wackern Manne, besorgt, der nur wenig Jahre älter war, als Schiller der Vater. Von ihm erhielt der kleine Fritz den ersten Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, und Schiller hat seinem Lehrer durch den Charakter des Pastors Moser in den Räubern ein dankbares Denkmal gesetzt. Mit dem Sohne dieses würdigen Geistlichen, Carl Moser, schloß der Knabe die erste Jugendfreundschaft, deren Spuren sich noch im reifen Alter des Dichters vorfinden. Auch seine lang in der Seele fortglimmende Neigung zum Studium der Theologie scheint aus den Eindrücken zu stammen, die er im Pfarrhause zu Lorch aufgenommen hatte. Oft sah man ihn mit einer schwarzen

---

* Wenn, wie nicht unwahrscheinlich, dieser Mann Jacob Daniel Moser war, der, von Malmsheim gebürtig, am 7. November 1742 Magister der Philosophie geworden, und zehn Jahre später (1753) zum Diakon in Haiterbach bei Nagold befördert worden war, so hat seine Persönlichkeit unserm Schiller wahrscheinlich zu seinem Daniel und seinem Moser in den Räubern als Vorbild gedient.

Schürze ſtatt des Kirchenrocks umbunden, ein Käppchen 1765 ff.
auf dem Kopfe, von einem Stuhle herab der Mutter und Schweſter ſehr ernſthaft predigen, und ſeine kindiſchen aus Bibelſprüchen zuſammengereihten Vorträge zeigten ſchon eine Spur logiſchen Zuſammenhangs.

Schillers gründlichſter Biograph findet in dieſem kindiſchen Spiele ſchon die tiefſte Beſtimmung der Natur träumend errathen. „Schiller iſt wirklich dem Weſen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, ſondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer confeſſionellen Gemeinde, ſondern ein Prediger vor der großen Menſchenfamilie.“ *

Von der Entwicklung ſeines ſittlichen Charakters wird ſchon aus dieſer früheſten Periode nur Gutes gemeldet. Er ging gerne in Kirche und Schule, und nur die Natur konnte ihn zuweilen zu kleinen Diebſtählen an der Schulzeit verführen, die dem ſtrengen Vater verborgen bleiben mußten; aber auch auf die Spaziergänge begleitete ihn ſein gutes Gemüth und ſeine Menſchenliebe, und mit gränzenloſer Freigebigkeit verſchenkte er an Arme, was er beſaß. Verſunken in Naturgenuß ſtand einſt der achtjährige Knabe mit ſeinem Jugendfreund im Walde und rief: „O Karl, wie ſchön iſt es hier! Alles, alles was ich habe, könnte ich hingeben, nur dieſe Freude möchte ich nicht miſſen!“ Er

* Hoffmeiſters Leben Schillers. 1. Bd. S. 10.

1765 ff. wurde bei'm Wort genommen: unter der Laſt eines Reiſigbündels ſchlich ein Kind in Lumpen durch den Wald. „Das arme Kind!" rief der kleine Schiller voll Mitleiden, kehrte ſeine Taſchen um, und gab, was er hatte: zehen Kreuzer, und eine alte ſilberne Schaumünze, ein Geburtstagsgeſchenk ſeines Vaters, von der er ſich recht ungern trennen mochte. Ein andermal ſtellte er ſich dem Vater ohne Schnallen an den Schuhen dar, und geſtand, daß er dieſelben einem armen Jungen zum Sonntagsſchmucke gegeben, weil er ſich ſelbſt mit ſeinen Sonntagsſchnallen begnügen könne. Und an Kameraden verſchenkte er nicht nur Dinge, über die er frei verfügen konnte, ſondern, wenn ihre Armuth ſein Mitleiden recht rege machte, Bücher, ja Kleidungsſtücke und Bettlaken, ſo daß ſelbſt der Vater mit fühlbaren Züchtigungen einſchreiten mußte, deren Vollziehung jedoch zuweilen die ſanftere Mutter ſich erbat. Im Uebrigen waren Gehorſam und Folgſamkeit Grundzüge ſeines Charakters.

Die Natur war der Lieblingsaufenthalt des Knaben; oft wünſchte er in der ſchönen Gegend der Sonne mit lautem Geſang, der überhaupt ſeine jugendlichen Schritte im Freien faſt immer melodiſch begleitete, eine gute Nacht, und wenn er ſich der herrlichen Farbenmiſchung an den Wolken erfreute, rief er wohl gar Stuttgarts Maler laut auf, es zu verſuchen und dieſe Farben auch ſo aufzutragen. Einer ſeiner Lieblingsſpaziergänge war der Kalvarienberg

der katholiſchen Nachbarſtadt Gmünd, und nicht ſelten 1765 ff.
weilte er in den dunkeln Hallen der uralten, ſchmuckloſen, düſtern Kirche Lorchs bei den Gräbern der Hohenſtaufen. „Dieſe religiöſen und geſchichtlichen Eindrücke in des Kindes Gemüth aufgenommen, waren vielleicht die erſten Fäden des magiſchen Gewebes der tragiſchen Darſtellung, die der Genius in ſeiner Seele anlegte.“ Der Vater erklärte ihm dazu die Geſchichtsdenkmale der Gegend; der Sohn durfte ihn in die Uebungslager, zu den Förſtern im Walde, und reiſend auf das ſchöne Luſtſchloß Hohenheim begleiten. Auf ſolche Weiſe nährten wechſelnde Lebensbilder ſeine Phantaſie, und ein einfaches Hausleben kräftigte dabei ſein Inneres. Denn „ſchlichte Sitte, Ehrgefühl und zarte Schonung der Frauen im Familienkreiſe waren die Lebenselemente, in denen der Knabe aufwuchs.“ Selbſt der rauhe Vater zeigte der Mutter und den Töchtern gegenüber jenes Zartgefühl, das die edle Berichterſtatterin, von der wir dieſe Worte entlehnt haben, als eine urſprüngliche Stimmung der Organiſation betrachtet, als eine der Eigenſchaften, der man am erſten Erblichkeit zuſchreiben kann. So war denn dieſes Zartgefühl, verbunden mit Wahrheitsliebe und Gewiſſenhaftigkeit, auch bei Schiller ein elterliches Erbtheil.

Aber jene feinere Behandlung des Knaben und das Beiſpiel zarter Familienliebe wirkte bei dieſem weder leibliche noch geiſtige Verzärtelung. Sein kühner Geiſt wagte es ſchon frühe, über die Grenzen des Elternhauſes hinaus-

1765 ff. zuſchweifen, und es regte ſich bei Zeiten in ihm jener Weltbürgerſinn, der ihn als dramatiſchen Dichter ſo edel, frei und ſtolz machte. Die Tagebücher des neunjährigen Knaben ergingen ſich in der Länderbeſchreibung und Geſchichte Perſiens und den Thaten Alexanders, und wenn er von Schiffern und Reiſenden erzählen hörte, konnte er oft begeiſtert ausrufen: „Vater, ich muß in die Welt! Auf einem Punkte der Welt bin ich; die Welt ſelbſt kenne ich noch nicht.“ Und der Mutter, die ihn ermahnte, im Vaterlande zu bleiben und ſich redlich zu nähren, erwiederte er mit glühenden Wangen: „Vaterland, Vaterland! haben wir denn ein anderes als die ganze Welt? Wo es Menſchen gibt, da iſt das Vaterland. Und verlaſſe ich dann meine Eltern und Freunde, wenn ich zum Beiſpiel in Iſpahan bin, mich dankbar ihrer erinnere, und alles das, was ich mein Glück nenne, mit ihnen theile?“ In dieſer Sehnſucht verſchlang er die Reiſen des Columbus, die Eroberungen des Kortes, die Weltumſeglung Dampierre's. Sein Geiſt ſchien zu ahnen, zu welchen Wanderungen durch das Ideengebiet der Menſchheit er ſelbſt aufbewahrt ſey.

Auch in einigen Handlungen kühner Furchtloſigkeit bildete ſich der kecke Unternehmungsgeiſt vor, der den Mann als Dichter und Denker beſeelte.

Bei einem Beſuche in Hohenheim wurde der kleine Friederich ſehr lange geſucht. Er war in dem Hauſe,

in welchem der Vater abgeſtiegen war und das einen 1765 ff.
Theil der fürſtlichen Gebäude ausmachte, die das Schloß umgaben, aus einem Saloufenſter geſtiegen und hatte eine Entdeckungsreiſe über die Dächer unternommen. Eben war er im Begriffe, den Löwenkopf, in welchen eine der Dachrinnen auslief, näher zu beſichtigen, als der erſchrockene Vater ihn entdeckte und ihm laut zurief. Der Knabe aber blieb ſo lange regungslos auf dem Dache, bis der Zorn des Vaters ſich gelegt hatte und ihm Strafloſigkeit zugeſichert war.

Ein andermal — noch mochte Schiller nicht über ſieben Jahre zählen — fehlte der Kleine um das Abendeſſen, als eben ein finſteres Gewitter am Himmel ſtand und die Blitze ſchon die Luft durchkreuzten. Im ganzen Hauſe wurde er vergebens geſucht, und mit jedem Donnerſchlage vermehrte ſich die Angſt der Eltern. Endlich fand man ihn nicht weit vom väterlichen Hauſe im Wipfel der höchſten Linde, die er unter dem Krachen des ganz nahen Donners jetzt erſt zu verlaſſen Miene machte. „Um Gottes willen, wo biſt du geweſen," rief ihm der geängſtete Vater entgegen. „Ich mußte doch wiſſen, woher das viele Feuer am Himmel kam!" entgegnete der muthige Knabe. — Iſt es nicht, als hätte er ſich ſchon am frühen Lebensmorgen im Arſenal der Schöpfung umſehen wollen, um dereinſt von ihr jene Flammenblitze zu entlehnen, mit welchen er im Reich der Geiſter die lang entweihte Bühne und von

1765. ff. der Bühne aus die Welt der Freiheit und Sittlichkeit zu reinigen unternahm?

In ſeinen Arbeiten zeigte Schiller von früher Jugend auf unermüdliche Beharrlichkeit, und ein Geſchäft, das einmal von ihm vorgenommen war, mußte, trotz der nicht ſeltenen Vorwürfe des Vaters, oft heimlich, mit Unterbrechung des Schlafes, ſelbſt bei Lampenſchein beendet werden. In dieſen Ernſt miſchte ſich indeſſen wohl auch einmal der Humor. Unter den kleinen Kunſtſchätzen, die der Vater, vielleicht als Familiengut der muthmaßlich aus Sachſen abſtammenden Gattin beſaß, war auch ein Oelgemälde, das die Eroberung Magdeburgs durch Tilly vorſtellte, das größte und beſte in der Sammlung. Der Eroberer war darauf abgebildet, wie er den rechten Arm in die Seite geſtützt, durch die Straßen reitet und mit blutgierigem Blicke den Schauplatz der Zerſtörung muſtert. Gruppen wehklagender Frauen, fliehender Greiſe und Kinder, wüthender Mordbrenner, umgeben von brennenden und einſtürzenden Häuſern, faßten das den Feldherrn darſtellende Mittel des Bildes ein. Der kleine, ſechsjährige Schiller nahm ſich dieſes Gemälde, deſſen viele ausdrucksvolle Geſichter ſeine Aufmerkſamkeit anzogen, aufs Korn und übte an ihm das erſtemal in ſeinem Leben die Kunſt freier, poetiſcher Umgeſtaltung. Es ward von ihm in eben ſo viele kleine Theile zerſchnitten und zerſtückelt, als es Gegenſtände enthielt. Tilly ſelbſt erhielt zu verdienter Strafe ſeiner Grauſamkeit

ein geſchwärztes Mohren=, oder Teufelsgeſicht, und führte, 1765 ff.
auf Papier geklebt, einen Reihen von Roſſen und Soldaten an. Die Einwohner Magdeburgs, Männer, Weiber und Kinder bildeten einen zweiten Reihen und füllten ein anderes Papier, Greiſe und alte Mütter beſchloßen den Zug; aber auf einem dritten Bogen waren die einzelnen Theile der Perſonen muthwillig unter einander geworfen: Kinderköpfe ſaßen auf dem Rumpfe eines alten Mannes, auf dem Leib eines den Säbel ziehenden Kroaten ein verſchämter Mädchenkopf; ein ſchmucker Offizier endete in das Haupt eines ſich bäumenden Roſſes. Dieſe Umgeſtaltung eines theuer gehaltenen Bildes in hogarthiſche Carricaturen wurde übrigens dem jungen Dichter vom ſtrengen Vater wenig verdankt.

Im Jahr 1768 verließ die Schiller'ſche Familie 1768 ff.
Lorch, wo der Vater in ziemlich beſchränkten Umſtänden gelebt hatte, da er hier während drei ganzer Jahre nicht den mindeſten Sold empfing, ſondern von ſeinem Vermögen zehren mußte. Auf eine nachdrückliche Vorſtellung bei dem Herzoge ward er endlich von ſeinem Poſten als Werbeoffizier abgerufen und der Garniſon Ludwigsburg einverleibt, wo er den rückſtändigen Sold in Terminen ausbezahlt erhielt. Der neunjährige

1768 ff. Fritz Schiller wurde nun in die lateiniſche Schule Ludwigsburgs geſchickt, und neben dem Latein auch im Griechiſchen und Hebräiſchen, als den unerläßlichen Erforderniſſen des künftigen Theologen — denn dieſen Beruf hatte der Knabe nun gewählt — jedoch in dieſen beiden Fächern ziemlich ſpärlich unterrichtet. Sein Lehrer Magiſter Johann Friedrich Jahn, ein noch vielen Württembergern wohlbekannter Schulmann, denn er regierte die Ludwigsburger Schule bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wird mit zu viel Strenge als ein kalter, rauher, murrſinniger Polterer geſchildert; er war es nicht mehr und nicht weniger, als die meiſten Präceptoren jener Zeit, — ein fermer Lateiner, und nichts weiter. So trocken denn auch Ovid, Virgil und Horaz behandelt werden mochten, im Latein machte Schiller doch gute Fortſchritte, und im Landexamen, jener noch beſtehenden allgemeinen Schreckensprüfung der unmündigen Candidaten der Theologie im Württemberger Lande, die damals vier bis fünf Jahre hintereinander auf dem Stuttgarter Gymnaſium vorgenommen wurde, erhielt er (1769 — 1772) das Zeugniß eines hoffnungsvollen Knaben und ſeine Fortſchritte wurden nur das letztemal als etwas langſamer bezeichnet, wo ohne Zweifel Kränklichkeit ſeinen Fleiß hemmte.

Von einem Jugendfreunde — dem erſt im jüngſten Jahrzehend verſtorbenen kön. bayeriſchen Medizinalrathe von Hoven — wird Schiller in dieſer Periode als ein,

der Einſchränkung ungeachtet, in welcher er vom Vater gehalten wurde, ſehr lebhafter, ja beinahe muthwilliger Knabe geſchildert. Die jüngern Geſellen fürchteten den Tongeber bei ihren Spielen und ſelbſt den ältern und ſtärkern imponirte ſeine Furchtloſigkeit, die ſich neckend, aber immer gutmüthig, ſogar an Erwachſene wagte, wenn ſie ihm zuwider waren. An wenigen vertrauten Freunden hing er feſt und mit Aufopferung. In der Claſſe einer der beſten Schüler, ward er doch hauptſächlich durch große Ehrfurcht vor dem Vater, dem er nie genug thun konnte, zum Fleiß angetrieben. 1768 ff.

Schillers Charakter erhielt etwas Aengſtliches, als er im Jahr 1770 bei dem Abzuge des Vaters auf Solitude dem ſtrengen Jahn in Wohnung und Koſt übergeben wurde, und Vater und Lehrer ſchüchterten ihn mit ſteten Ermahnungen, und wegen ſeines linkiſchen Benehmens wohl auch mit Püffen und Ohrfeigen ein. Am wenigſten verfing bei ihm in dieſer Zeit der Religionsunterricht. „Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion!“ klagte der mürriſche Pädagog von Zeit zu Zeit den betrübten Eltern. Aber auf welchem Weg und in welcher Geſtalt wurde ihm auch dieſe beigebracht! Schiller hatte Frömmigkeit mit der Muttermilch eingeſogen, Gellerts Lieder wußte er auswendig, an Luthers und Paul Gerhards Liedern hatte er ſich mit Luſt erquickt. „Ein feſte Burg iſt unſer Gott — “ von Jenem, von Dieſem das durch 1770 ff.

1770 ff. des großen Friedrichs Spott geächtete „Nun ruhen alle Wälder —“ und „Befiehl du deine Wege“ — waren Lieblingslieder Schillers geworden. Nun ſollte er auf einmal das kauderwelſche Lied „In dulci jubilo, nun ſinget und ſeyd froh —“ auswendig lernen, und der Katechismus wurde ihm ſelbſt vom Geiſtlichen unter der drohenden Peitſche eingetrieben. Während ſo die Lehrer ihn mit einer lebloſen Dogmatik plagten, las der Knabe unter dem Tiſche ſeine alten frommen Lieder, und zu Hauſe ſah man ihn oft die Bibel auf dem Schooße; die Pſalmen hatte er mehrmal durchgeleſen, ein Freund überraſchte ihn, als er ein Kapitel aus dem Propheten Jeſaias perorirte, und in den Räubern finden ſich Spuren, daß der Prophet Ezechiel mit ſeinen erhabenen Geſichten ſeiner Seele tief eingeprägt war. Unter anderm ſcheint die Unbeholfenheit der Lehrer ſelbſt das Hohelied als Lehrmittel gebraucht zu haben und ſie wurden durch die vorlaute Frage des Knaben, „ob denn dieſes Lied wirklich der Kirche geſungen ſey,“ überraſcht und geärgert. Die Antwort wurde dem Vater hinterbracht, und der kleine Ketzer, zur Rede geſtellt, fragte: „hat denn die Kirche Zähne von Elfenbein?“ da regte ſich auch im Vater der verſteckte Oppoſitionsgeiſt der Aufklärung. Lachend mußte er ſich umkehren, und murmelte vor ſich hin: „Mitunter hat ſie Wolfszähne!“

1768. In Ludwigsburg ſah der neunjährige Knabe zum erſtenmal ein Theater, glänzend, wie die Regierung

eines prachtliebenden Herzogs es erwarten ließ. Die 1768.
Wirkung, die es auf ihn hervorbrachte, wird als mächtig geschildert. Alle seine jugendlichen Spiele kehrten sich dieser neuen Welt zu; bis in sein vierzehntes Jahr führte er dramatische Scenen mit ausgeschnittenen Puppen auf, und Plane zu Trauerspielen fingen seine junge Seele zu beschäftigen an. Auch die Geschichte, die damals in den Geist der Jugend durch die Lesung der alten Autoren gleichsam nur eingeschwärzt wurde, führte ihm große und warm empfangene Gestalten zu: Solon, Diogenes, Socrates, Plato, Archimedes, Seneca von den Weisen und Gelehrten; Hamilcar und Hannibal, nicht Cäsar, sondern Brutus von den großen Männern; Cyrus, Alexander, unter den Feldherrn spielten in seinen Gedanken und Gesprächen eine Rolle; und nie las er die Geschichte vom Sturze des Karthagers Hanno ohne den zürnenden Ausruf: „man hätte dem biedern alten Manne folgen sollen!“

Zum ersten Versuch in der Reimkunst begeisterte 1769.
den zehnjährigen Schiller der Lohn von zwei Kreuzern, den er, unter Androhung der Peitsche, für sein rüstiges Katechismussprechen in der Kirche vom Geistlichen sich verdient hatte. Mit einem Freunde, der die gleiche Belohnung erhalten hatte, pilgerte er auf's Land und erhielt die saure Milch, die er auf dem alten, benachbarten Schlößchen Harteneck vergebens gesucht hatte, nach langem Fragen im nächsten Dorfe Neckarweihingen, in reinlicher

1769. Schüſſel mit ſilbernen Löffeln, und für die kleine Baarſchaft noch Johannistrauben dazu. Auf dem Heimwege kehrte ſich Schiller auf der Anhöhe, die den Ueberblick über beide Orte geſtattete, um, und ſeine Lippen ergoßen ſich in einen gereimten pathetiſchen Fluch über den Ort, der ſie hungrig entlaſſen, und in einen Segen über den andern, der ſie ſo milde geſpeist hatte.

1772. Die Ablegung ſeines Glaubensbekenntniſſes, die in Württemberg gewöhnlich gegen das vierzehnte Jahr bei der evangeliſchen Jugend ſtattfindet, fiel bei Schiller gewiß nicht in das Jahr 1770 oder gar früher, ſondern nicht eher, als er (im Jahr 1772) ſeinen Kurs in der lateiniſchen Schule zu Ludwigsburg geendet hatte, und die Eltern können dieſer Feierlichkeit ſehr wohl von der Solitude aus, wo der Vater ſchon über die herzogliche Baumſchule geſetzt war, beigewohnt haben, denn eine ſchnurgerade Kunſtſtraße führte damals von dem Luſtſchloſſe in 2 — 3 Stunden nach jener Reſidenz. Vielleicht war die Mutter auch in Ludwigsburg wohnen geblieben. Sie, die noch immer ſtill und unbemerkt über der Seele ihres Sohnes wachte, ſoll dieſen den Tag vor der Confirmation auf der Straße herumſchleudernd bemerkt und ihm über ſeine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe gemacht haben. Gerührt zog ſich der Knabe zurück und überreichte nach wenigen Stunden, der einen Sage zu Folge, der Mutter ein deutſches, der andern zu Folge dem

Vater ein lateiniſches Gedicht, das ſeine religiöſen Empfin- 1772.
dungen in Worte kleidete.

Schillers Neigung war noch immer dem Studium der Theologie zugewandt und er ſtand nun im Begriffe, in eine der vier niedern Kloſterſchulen des Landes einzutreten, und hier in mönchiſcher Kleidung und Zucht, welche dieſen Bildungsanſtalten noch aus der katholiſchen Zeit geblieben waren, Horen ſingend und Veſper leſend, vier Jahre lang ſich auf das Univerſitätsſtudium unter ſtrengem Unterrichte vorzubereiten. Aber es war im Rathe der Vorſehung anders mit ihm und ſeinem Dichtergenius beſchloſſen.

Schiller in der Carlsakademie zu Stuttgart.

Der Herzog Carl von Württemberg, ein Herr 1773 ff.
von ausgezeichnetem Geiſte, raſchem Urtheil, umfaſſendem Gedächtniſſe, lebhafter und unſteter Einbildungskraft, einem ſtarken Willen im Dienſte der Leidenſchaft und einer lang ungebändigten Sinnlichkeit hatte, nachdem er Jugend und Mannesalter an Glanz und Genuß aller Art verſchwendet, aus großer Liebe zu wiſſenſchaftlicher Bildung, deren Mangel er an ſich mit unbeſtimmter Pein zu empfinden ſchien, dem Streben ſeines raſtloſen Geiſtes in reiferen Jahren ein edleres Ziel geſteckt. „Ermüdet von Sinnenluſt, Kunſtgenüſſen des Auslandes, und

1773 ff. den phantaſtiſchen Einfällen, die eine übertriebene Liebe zum Luxus eingab, ſuchte er an der Seite einer guten, deutſchen Frau (der Gräfin Franziska von Hohenheim, die er ſpäter zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erhob) in der Gründung einer idealiſchen Landwirthſchaft, in der Förderung aller Zweige des Wiſſens, auch durch Errichtung eines Erziehungsinſtituts Beſchäftigung, die der Innerlichkeit des Lebens, zu der das herannahende Alter drängt, zuſagte." Die Carlsakademie, die aus dieſem Triebe nach edlerm Ruhme hervorging, hatte übrigens auf dem Luſtſchloſſe Solitude im J. 1770 einen nur geringen Anfang genommen, als militäriſches Waiſenhaus für vierzehen Soldatenkinder, die im Tanz, Geſang und andern Künſten unterrichtet wurden, um dereinſt den Freuden des damals noch üppigen und prachtvollen Hofes zu dienen. Aber ſchon nach einem Jahr, als die Zahl der Zöglinge ſich ſchnell vermehrt hatte, wurde ſie zur „militäriſchen Pflanzſchule" erhoben, und jetzt auch ſchon den Ausländern geöffnet. Der Kreis der Lehrgegenſtände erweiterte ſich mit der Begeiſterung des Herzogs für ſein Werk: Mathematik, Geſchichte und Erdkunde, Religion, Latein und Mythologie wurden von einem vermehrten Lehrerperſonal vorgetragen; doch waren die Lehrfächer anfangs noch nicht ſtreng fixirt. Die Zöglinge ſelbſt waren in zwei Klaſſen oder vielmehr Kaſten getheilt: Kavaliers oder Offiziersſöhne, und gemeine Eleven, meiſt Soldatenkinder, doch auch hier und

da der „Sohn eines rechtschaffenen Burgers“ aus den 1773 ff
Haupt- und Landstädten. Die erste Klasse war vorläufig für das Militär bestimmt, der größte Theil der Eleven den Künsten, der Malerei, Bildhauerei, Architektur, Stukkatur, Musik, Gärtnerei, aber auch den Handwerken gewidmet, denn es gab selbst eine Abtheilung von Schneidern und Schustern. In den Unterrichtsstunden bestanden vier Abtheilungen. Für den Ehrgeiz der Zöglinge wurde durch Preismedaillen und einen, später gedoppelten, Orden, für Zucht und Ordnung durch ein streng militärisches Regiment gesorgt. Die Offizierssöhne trugen hellblaue kommistüchene Westen mit Ermeln, Kragen- und Ermelaufschlag von schwarzem Plüsch, Beinkleider von weißem Tuch, einen kleinen Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder, dazu lange, falsche Zöpfe nach bestimmtem Maße. Der Paradeanzug hatte mehrere Abstufungen und zum größten Putze trug alles Uniformen. Der Werth, welcher auf diesen Schmuck vom Herzoge selbst gelegt wurde, wird durch sein Urtheil über einen Zögling bezeichnet, das, freilich nur von einem Spaßvogel dem fürstlichen Gründer in den Mund gelegt, lautete: „Ich sag', der N. N. ist der beste Zögling der Anstalt, sowohl in der Vergette, als in der Conduite.“ Oberaufseher und Aufseher, aus der Zahl der Sergeanten, waren, was pedantische Aufsicht betrifft, exemplarische Männer, und der oberste unter ihnen, mit Namen Nies, von Schiller oft genannt, führte das Kommando mit einer

1773 ff. Betriebsamkeit und einem Kleinlichkeitsgeiſte, daß man in ſeiner Nähe kaum athmete. Harte Strafen züchtigten Nachläſſige und Widerſpenſtige; und einmal wollten verſtockte Zöglinge bei'm Befehle körperlicher Züchtigung das Schreckenswort vernommen haben: „bis Blut kommt!"

Von dieſer Strenge hörte indeſſen Vieles auf, als das Inſtitut unter dem Namen „Militärakademie" im J. 1774 eine höhere Richtung erhielt, Offiziere vorgeſetzt, Profeſſoren angeſtellt, Fakultätsfächer und Lehrſtunden beſtimmt wurden. Einen höheren Schwung nahm vollends die Anſtalt, als ſie gegen Ende des J. 1775 nach Stuttgart in die ſchönen Gebäude hinter dem Schloſſe verlegt wurde, die noch ihren Namen tragen. Allmählig waren jetzt regelmäßige Kurſe in der Rechtswiſſenſchaft und Arzneikunde, dann ein umfaſſenderer Vortrag in der Religionslehre, und von den Künſten die Kupferſtecherkunſt mit gründlichem Unterrichte hinzugekommen. Auch wurden Fremde und Einheimiſche gegen ein Koſtgeld aufgenommen, und jetzt wurde die Anſtalt nicht nur von Stadtſtudierenden zahlreich beſucht, ſondern auch aus allen Weltgegenden ſtrömten Jünglinge zu ihr, um in der mit Lehrern trefflich beſetzten, berühmten Akademie ſich zu bilden. Deutſche aller Stämme, Franzoſen, Schweizer, Ruſſen, Polen, Engländer, Italiener, Dänen, Schweden, Holländer, Weſt- und Oſtindier fanden ſich an dieſem Heerde der Kultur zuſammen. Der Gründer erhielt die Anſtalt aus eigenen

Mitteln, durch ſeine Aufſicht, ſeine täglichen Beſuche, 1773 ff.
ſeine Theilnahme an den Unterrichtsſtunden als Zuhörer und Frager, ſeine Leutſeligkeit und Strenge in Belohnungen und Strafen. Er liebte die Zöglinge ſo herzlich, daß, nach der Verſicherung eines noch lebenden Augenzeugen, die herzogliche Kutſche, in welcher Carl ſelbſt mit ſeiner Franziſca fuhr, ſich nicht ſelten von innen und außen mit Eleven bepackt von der Solitude nach Stuttgart ſchleppte. Aber die ernſte, militäriſche Zucht dauerte fort. Subordination war das Grundgeſetz des Inſtituts, der Stock, die Degenklinge und die Trommel beinahe die einzigen äußerlichen Aufforderungsmittel zu den Studien. In Parade ward in die Unterrichtsſtunden gezogen, in Parade zum Mahl, in Parade zu Bette, zuſammen taktmäßig und ſteif traten die Jünglinge in die Lehrzimmer, das Commandowort: Marſch, halt, links um, ſchwenkt euch! rief ſie zu der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Die ſtrengſte Verläugnung ihrer Individualität, die Erſtickung der hervorſtechendſten, wenn nicht zu dem ganz aufs praktiſche Leben angelegten Erziehungsplane paſſenden Talente, die Gefangennehmung des eigenen ſelbſtſtändigen Sinnes und die gänzliche Unterwerfung des Willens unter den des Stifters wurde von den Zöglingen verlangt und im Durchſchnitt auch geleiſtet. „Alles, was wir ſind, alles, was wir werden, iſt das erhabene Werk euer Herzoglichen Durchlaucht," ſprach, ſchon in Gegenwart Schillers, am

1773 ff. dritten Stiftungstage der militäriſchen Pflanzſchule in öffentlicher Rede ein „junger, gelehrter und liebenswürdiger Kavalier", der jedoch das, was er ſeitdem geworden, nicht ganz auf ſeines Herzogs Rechnung, ohne eigene Imputation, zu ſchieben hatte.

Wie dieſe berühmte Anſtalt eine Frucht der Begeiſterung und Pedanterei in ſeltſamer Miſchung war, ſo trug ſie auch gemiſchte Früchte. Große Künſtler, Gelehrte, Krieger, Geſchäftsmänner, ja einige der erſten Köpfe Europa's* wurden in ihr gebildet, aber auch verdorbene Halbgenie's, frivole Freigeiſter, kleinliche Tyrannen. Gründliche Wiſſenſchaftlichkeit und ſeichte Aufklärung, edle Thätigkeit und unruhige Gewaltthätigkeit, ſelbſtbewußte Kraft und eitle Selbſtüberſchätzung verbreiteten ſich mit ihren Zöglingen in einem Doppelſtrome befruchtend und verderbend über das Land, in deſſen Schoße ſie entſtanden war, und wohl auch über daſſelbe hinaus.

Während die Carlsakademie, ſpäter von Kaiſer Joſeph zur hohen Schule erhoben, im Farbenglanze der Uniformen blühte, ſchlich der verlebte Geiſt früherer Jahrhunderte in dickem Blute langſam durch die Adern der alten Erziehungsinſtitute des Landes, und wie dort der Corporalsſtock hinter den Couliſſen regierte, ſo bewegte ſich in den Kloſterſchulen und dem theologiſchen Stifte zu Tübingen

---

* Außer Schiller: Cuvier und Kielmeyer.

die ſchwarze Kutte und der geiſtliche Talar nach der ſchwer- 1773 ff.
fälligen Mönchsregel. Dennoch war dieſer verjährte Zwang nicht ſo läſtig und hemmend für den aufſtrebenden Geiſt, als jener moderne illuſtrirte Deſpotismus. In den alten Gelehrtenſchulen Württembergs verfolgte er den Jüngling nur in die öffentlichen Gebetsſtunden, in die Collegien und etwa zu Tiſche. Am Arbeitspulte war dieſer ſo ziemlich Herr über ſeine Gedanken, und der freien Entfaltung ſeiner Naturanlagen war nicht dieſelbe Zwangsjacke angelegt wie dem Körper.

Es iſt erlaubt zu fragen, was aus Schiller geworden wäre, was die Welt mit dieſem hochbegabten Geiſt empfangen hätte, wenn er, ſeiner früheren Neigung entſprechend, nicht in der Carlsakademie, ſondern in den württembergiſchen Klöſtern ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung empfangen hätte. Einer ſeiner Jugendfreunde zweifelt nicht, daß unſer Dichter, wenn er nicht zum Erlernen von Wiſſenſchaften genöthigt worden wäre, für die er entweder gar keinen Sinn hatte, oder denen er nur durch die größte Selbſtüberwindung einigen Geſchmack abgewinnen konnte, ſich zu einem Theologen gebildet haben würde, der durch bilderreiche Beredſamkeit, und durch richtige Anwendung einer tiefen Philoſophie auf die Religion Epoche gemacht hätte. Wir können ſo beſcheidene Erwartungen, welche den Genius auf die Kanzel und den theologiſchen Lehrſtuhl beſchränken wollten, keineswegs theilen. Vielmehr

1773 ff. glauben wir, daß auch in dieser Laufbahn sich Schiller nicht mit der Anpassung seines Geistes ans Gegebene und Positive, oder gar mit der rhetorischen Form begnügt hätte, sondern daß er in der Wissenschaft, wie er es in der Poesie gethan hat, auf ungewohnten Bahnen der höchsten Wahrheit zustrebend, als Denker dasselbe geworden wäre, was er als Dichter geworden ist: der Mitschöpfer einer neuen Periode. Gewiß ist, daß er dem Studium der Kantischen Philosophie um ein Jahrzehend früher auf diesem Wege zugeführt worden wäre, und wer weiß, ob nicht sein tiefsinniger Geist, ohne Störung und Versuchung in stillen Klostermauern Jahre lang auf das höchste Objekt des Wissens geheftet, einem Schelling und Hegel, welche dieselbe Laufbahn zehn oder fünfzehn Jahre später betraten, die Palme vorweggenommen hätte.

Aber nicht aufs Erkennen allein, aufs Schaffen war unser großer Landsmann vom Lenker der menschlichen Geschicke angewiesen, und nicht zum Gründer einer philosophischen Schule sollte ihn die einsame Zelle, sondern zum ersten dramatischen Dichter der neuern Zeit eine zwar widerliche und harte, aber lebendiger Anschauungen volle Schule, und darin Pein, Irrthum, Zweifel, Leidenschaft mit ihren Verirrungen und endlich die Flucht ins Leben hinaus, und ein heißer Kampf mit der Aussenwelt bilden.

Der Herzog Carl von Württemberg, in der Schöpfung seiner militärischen Pflanzschule begriffen, ließ, um die

fähigsten jungen Leute kennen zu lernen, von Zeit zu Zeit bei 1773 ff.
den Lehrern Umfrage halten, und so wurde ihm denn in Ludwigsburg unter andern vorzüglichen Schülern auch der Sohn seines Dieners Schiller genannt. Sogleich erging an den Vater der Antrag des Herzogs, den Knaben in die Pflanzschule aufnehmen und dort auf fürstliche Kosten erziehen lassen zu wollen. In der Schiller'schen Familie verursachte dieses großmüthige Anerbieten die größte Bestürzung, denn Vater und Mutter waren dem Lieblingsplane des Sohnes, sich dem geistlichen Stande zu widmen, keineswegs abhold gewesen, und namentlich hatte die sanftere Mutter sehnlich gewünscht, den geliebten, einzigen Sohn auf dem sittlich gefahrloseren Pfade der vaterländisch theologischen Bildung ruhig fortschreiten zu sehen. Der Vater wagte daher eine freimüthige Vorstellung an den Herzog, des Inhalts, daß der Knabe schon alle Vorbereitungsstudien zum geistlichen Stande gemacht habe, und der Herzog schien zufrieden gestellt: bald aber wiederholte sich sein Begehren zweimal hinter einander, die Wahl des Studiums wurde dem Sohne freigestellt, eine bessere Versorgung, als es im geistlichen Stande möglich wäre, versprochen.

Der Ausspruch des Gebieters, des Wohlthäters der Familie konnte nicht mehr überhört werden, und mit mißmuthigem Herzen wanderte der vierzehnjährige Jüngling zu Anfange des Jahres 1773 aus dem Vaterhaus in die Pflanzschule, und wählte hier das Studium der Rechts-

1773 ff. wiſſenſchaft, weil es, nach der Meinung der Eltern, die beſte Verſorgung verſprach.

Die erſte Nachricht, wie es dem Knaben in den neuen Feſſeln behagte, erhalten wir aus ſeinem eigenen Munde. „Lieber Carl!“ ſo ſchrieb Schiller ein halbes Jahr nach ſeiner Aufnahme an ſeinen Jugendfreund Moſer, der damals in Ludwigsburg lebte, am 12. Juli 1773, „komm ſelbſt, ſieh, prüfe und urtheile! dein Friedrich iſt ſich nie ſelbſt überlaſſen; den Einmal feſtgeſetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu ſchreiben ſteht nicht in unſerem Schulreglement. Säheſt du mich, wie ich neben mir Kirſch's Lexikon liegen habe und vor mir das dir beſtimmte Blatt beſchreibe, du würdeſt auf den erſten Blick den ängſtlichen Briefſteller entdecken, der für dieſes geliebte Blatt eventualiter einen niegeſehenen Schlupfwinkel in einem geiſtesarmen Wörterbuche ſucht.“ Außerdem berichten uns zwei akademiſche Jugendgenoſſen über Schillers Eintritt und anfänglichen Aufenthalt in dieſer Anſtalt, in welcher er, als nicht Sohn eines aktiven Officiers, nicht unter den Kavalieren, ſondern unter den Eleven ſeinen Platz nahm. Der eine, der nachmalige Generallieutenant von Scharffenſtein, ein geborner Elſäßer, ſchildert uns die komiſche Geſtalt, welche der neue Ankömmling in der ordonnanzmäßigen Kleidung des Inſtituts machte: „lang für ſein Alter, Beine beinahe ganz mit den Schenkeln von Einem Kaliber, ſehr langhalſig, blaß, mit kleinen rothumgrenzten

Augen, nicht der reinlichſte in ſeiner Toilette, — ein ungeleck- 1773 ff.
ter Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf" — ſo wird uns Schiller von dem überrheiniſchen Kameraden gezeichnet.

Der andere, von Hoven, ſchon von Ludwigsburg her ſein Geſpiele, erzählt uns, wie der junge Zögling in den gelehrten Sprachen, in welchen er ſchon zu Ludwigsburg einen ſehr guten Grund gelegt, bedeutende Fortſchritte machte; wie denn auch bei der Preisvertheilung am 14. Dezember 1773, welche in Gegenwart des Herzogs vorgenommen wurde, mit dem erſten Preis in der griechiſchen Sprache „Johann Chriſtoph Friedrich Schiller von Marbach" in den Liſten aufgezählt wurde und dort noch zu finden iſt. Franzöſiſche Schriftſteller lernte er bald ohne Schwierigkeit leſen, in der Geographie, Geſchichte, Mathematik machte er ebenfalls gute Fortſchritte, und das Studium der Philoſophie zog ihn gleich anfangs mächtig an. Nur mit der Rechtswiſſenſchaft, die er mit dem Jahr 1774 (alſo im fünfzehnten Lebensjahre!) zu ſtudieren anfing, wollte es ihm nicht gelingen, er blieb hinter ſeinen Mitſchülern zurück und wurde von den Lehrern für talentlos gehalten. Nur der Scharfblick des Herzogs ſah richtiger und urtheilte einſt über den im Examen Stockenden: „laßt mir Dieſen nur gewähren; aus Dem wird etwas!"

Schiller ſelbſt hatte das Gefühl, daß er auf dieſem Wege nicht vorwärts kommen könne. „Daß du eher zum Zweck kommen würdeſt, als ich," ſchrieb er an ſeinen

1773 ff. Freund Moſer (18. Oktbr. 1774) „ahnete ich jetzt erſt, als ich durch Erfahrung einſehen lernte, daß dir, einem freien Menſchen, ein freies Feld der Wiſſenſchaften geöffnet war. Dem Himmel ſey es gedankt, daß in unſern Kriminalgeſetzbüchern nicht auch, neben der Strafe des Felddiebſtahls, eine Pön auf Diebſtahl in entlegenen wiſſenſchaftlichen Feldern geſetzt iſt, denn ſonſt würde ich Armer, der ganz heterogene Wiſſenſchaften treibt und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht naſchet, längſt mit Pranger und Halseiſen belohnt worden ſeyn.“ Je drückender ihm die Sklaverei erſchien, deſto trotziger gebärdete ſich ſein jugendlicher Geiſt. „Du wähnſt,“ heißt es in einem Briefe an denſelben Freund vom 20. Februar 1775, „ich ſoll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inſpektoren ehrwürdigen Schlendriane? So lange, wie mein Geiſt ſich frei erheben kann, wird er ſich in keine Feſſeln ſchmiegen. Dem freien Mann iſt ſchon der Anblick der Sklaverei verhaßt — und er ſollte die Feſſeln duldend betrachten, die man ihm ſchmiedet? O Carl, wir haben eine ganz andere Welt in unſerem Herzen, als die wirkliche iſt; — wir kannten nur Ideale, nicht das, was wirklich iſt. Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich da einer Strafe entgegen gehen ſoll, wo mein inneres Bewußtſeyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen ſpricht. — Die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir geſtern noch ſehr vielen Verdruß verurſacht.“

Daß die Erzieher und Lehrer Voltaire's Schriften 1773 ff.
nicht gern in den Händen des sechzehnjährigen Knaben sahen, war nun eben keine Probe von Tyrannei. Andrerseits würde diesem Unrecht geschehen seyn, wenn man ihn darum auf dem Wege des Unglaubens und Leichtsinns hätte sehen wollen. Vielmehr war Schiller bis jetzt noch frommen Regungen ganz hingegeben, oft mit Gebet beschäftigt, theilnehmend an Andachtsstunden der Stillen, mit Sehnsucht dem verlassenen Studium der Theologie zugekehrt, und auf sein Inneres mit jenem ernsten Blicke gerichtet, den er im spätern Denken und Dichten auf die ganze Welt warf. In der Selbstschilderung, zu welcher ihm im Jahr 1774 der Herzog Veranlassung gab, als er den Zöglingen Schilderungen von sich und allen Genossen ihrer Abtheilung zur Aufgabe machte, gestand er ein, „daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sey;" er schrieb sich aber auch getrost wiederum „ein aufrichtiges, treues, gutes Herz zu," und erklärte, „daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte." Ueber Kameraden ließ er sich nur da hart aus, wo er „Ehrerbietung gegen Vorgesetzte an Niederträchtigkeit grenzen" sah. Die bessern von diesen schilderten ihn bei dieser Gelegenheit als „lebhaft, lustig, voll Einbildungskraft und Verstand;" wieder als „bescheiden, schüchtern und mehr in sich vergnügt als äußerlich." Den einen fiel auf, daß er

1773 ff. beſtändig Gedichte leſe, andere ahnen ſchon, daß ſeine eigene Neigung auf Poeſie und zwar auf tragiſche gehe. Wieder einer giebt ihm das launige Zeugniß, daß er gewiß „ein guter Chriſt, aber nicht ſehr reinlich ſey.“

Schillers erſte Regungen der Poeſie.

1774 ff. Die metriſchen Ueberſetzungen lateiniſcher Dichter, in welchen Schiller ſich übte, die Bewunderung und die erſten Nachahmungen Klopſtocks, ſelbſt der fromme Kindergedanke, der Meſſiade einen Moſes im Epos gegenüber zu ſtellen, können noch nicht als ein Erwachen ſeiner Muſe betrachtet werden. Auch der Mangel an Intereſſe für das Studium der Rechtswiſſenſchaft und das fleißige Leſen der Claſſiker möchten wir nicht als einen Hauptanſtoß zur Erweckung ſeines Dichtergenie's betrachten. Richtiger urtheilt ſein Jugendfreund Scharffenſtein, wenn er den erſten Urſprung von Schillers Poeſie in unterdrückter Kraftäußerung zu finden glaubt, und darauf aufmerkſam macht, daß die erſten Produkte, die dem ungeſtümen Knaben die Neigung des Genoſſen erworben, nicht, wie ſonſt gemeiniglich in dieſem Alter aufgetreten wird, von weicher, ſentimentaler Art waren, ſondern *ein ſtarkes mit den Conventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüth verkündigten*. Ein feſtes Benehmen

des Freundes gegen den Intendanten beſang Schiller in 1774 ff.
einer Ode, die er für ſein Meiſterſtück hielt. Von dieſer Epoche ſchrieb ſich der innige Anſchluß der zwei Freunde und der völlige Austauſch ihres Innern her. Dieſe Freundſchaft war eine geraume Zeit Lieblingsgegenſtand der erſten Lieder Schillers, von denen ſich leider nichts erhalten hat. Um die gleiche Zeit bildete ſich auch eine Art äſthetiſcher Vereinigung zwiſchen Schiller, Hoven, Scharffenſtein und dem ſpäterhin bekannt gewordenen Gelehrten Peterſen. Jeder ſollte etwas machen, und man träumte ſchon vom drucken laſſen. Während Hoven einen Roman à la Werther, Peterſen ein weinerliches Schauſpiel, Scharffenſtein ein Ritterſtück nach Art des Götz zu ſchreiben ſich unterfingen, ſuchte Schiller nach einem tragiſchen Stoffe (er hatte Gerſtenbergs Ugolino ſchon im Jahr 1773 geleſen). Gern hätte er, nach ſeiner eigenen ſpätern Aeußerung „Rock und Hemde um einen ſolchen Stoff gegeben," und fand ihn endlich im Selbſtmord eines Studenten. Sein Stück hieß „Der Student von Naſſau." Die Jünglinge ſtanden im ſüßen Wahne der Autorſchaft und recenſirten ſich gegenſeitig aufs vortheilhafteſte, bis eine grobe, nicht ohne Witz erfundene Poſſe eines franzöſiſch gebliebenen Kameraden von Mömpelgard ihre Eitelkeit tüchtig und plump mitnahm und dem kindiſchen Beginnen ein Ziel ſetzte.

„Trotz ihrer Abgeſchloſſenheit," ſagt Hoffmeiſter, „ſpürten unſere Jünglinge die neue Aera, welche in der

1774 ff. deutſchen Literatur begonnen hatte.“ Göthe war der Gott dieſer Geſellſchaft. Denn zu der Zeit, da Schiller mit ſeiner Knabenhand nach dem Blitze zu langen wagte, den er kurz darauf als Jüngling mit blutrothem Strahle der Welt in den Räubern entgegenſchleuderte, hatte der größte deutſche Dichter ihr die Schönheit im kecken Spiegel der Wahrheit ſchon zehen Jahre lang entgegengehalten. Wer hätte damals aus den erſten rohen Verſuchen unſeres jungen Dichters, wer auch noch ſpäter, trotz aller Bewunderung, aus jenem Gorgonenbilde, in welchem er, mit der Begeiſterung der Indignation, der Geſellſchaft ihre eigene drohende Auflöſung zeigte, den Schluß zu ziehen gewagt, daß derſelbe Genius dereinſt neben Göthe ſich ſtellend, das Bild der Schönheit im ruhigen Spiegel der Anmuth und Würde, im Spiegel der vollendeten Sittlichkeit auffangen werde?

Die Kühnheit Göthe's, deſſen Werther er frühzeitig verſchlungen, und deſſen Götz von Berlichingen bald nach Gerſtenbergs Ugolino in Schillers Hände kam, erregte indeſſen neben der Bewunderung einen gewiſſen Aerger in der Seele des Jünglings, denn er ſoll ihn manchmal das arrogante Genie genannt haben und er geſtand in der Folge ſelbſt, daß er den großen Mann zu raſch und nach gefaßten Vorurtheilen beurtheilt.

Etwas ſpäter als mit Göthe's Dichtungen wurde Schiller mit dem Genius Shakſpeare's bekannt. Einer ſeiner Lehrer, der nachmalige Prälat von Abel, ein edler,

liebreicher Mann, deſſen Andenken im Herzen vieler Schüler 1774 ff.
lebt, die binnen 56 Jahren in Stuttgart, Tübingen und
im Kloſter Schönthal zu ſeinen Füßen ſaßen, der ſich auch
um Schillers Bildung mehrfache Verdienſte erwarb und
dem dieſer die zärtlichſte Zuneigung bewahrte, las in der
Unterrichtsſtunde eine Stelle aus jenem Dichter vor.
Schiller fuhr wie von einem elektriſchen Schlag erſchüttert,
auf, und horchte wie bezaubert. Nach der Stunde erbat
er ſich vom Profeſſor das Buch und ſpäter verſchaffte ihm
ſein Freund von Hoven die Wieland'ſche Ueberſetzung
Shakſpeare's, und zwar, in jugendlichem Scherze, gegen
ein Lieblingsgericht. „Gleich dem gewaltigen, felſenent-
ſtürzenden Strom, ergriff dieſer mächtige Geiſt ſein ganzes
Weſen, und gab ſeinem Talente die entſchiedene Richtung
zum Dramatiſchen.“ Doch iſt Schillers ſpäteres Geſtänd-
niß höchſt merkwürdig und ſeine Empfindung hat gewiß
mehr als Ein junger Leſer des Britten getheilt: „Als ich in
einem ſehr frühen Alter dieſen Dichter zuerſt kennen lernte,“
ſagt er,* „empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlich-
keit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen...
Durch die Bekanntſchaft mit neueren Poeten verleitet, in
dem Werke den Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem
Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen

* Ueber naive und ſentimentale Dichtung. Ausg. in Einem Bande von 1830. S. 1236, b.

1774 ff. Gegenſtand zu reflektiren, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ, und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung, und zwar mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen." * Nach Verlauf eines Jahres entſtand jetzt ein Trauerſpiel, „Coſmus von Medici." Von Hoven verſichert, daß es ächt tragiſche Scenen und vorzüglich ſchöne Stellen enthalten habe; mehrere derſelben wurden ſpäter in die Räuber aufgenommen. Neben den genannten Dramen war der Julius von Tarent, von Leiſewitz, damals ein Lieblingsſtück Schillers. Außerdem las er auch in dieſer Zeit fleißig hiſtoriſche Werke, vorzüglich den Plutarch; von Philoſophen aber Mendelſohn, Sulzer, Leſſing, und vor allen ſeinen damaligen Liebling, den edlen Moraliſten Garve, deſſen Anmerkungen zu Ferguſon er beinahe auswendig wußte. Seine Mutterſprache ſtudierte er vorzüglich aus Luthers Bibelüberſetzung.

1775. Dieſe Studien nahm Schiller mit nach Stuttgart hinab, wohin die militäriſche Pflanzſchule in jenen ſchönen vierflügligen Kaſernenbau zu Ende des Jahrs 1775 verlegt wurde. Nicht ſo getreu ſollte er ſeiner widerwillig getriebenen Berufswiſſenſchaft bleiben. Zur

* J. L. Greiner hat ſchon auf dieſe Stelle aufmerkſam gemacht.

Erweiterung der Anstalt gehörte nämlich auch die Auf- 1775.
nahme der Medicin unter die Lehrfächer. Der Herzog, dem zu viele Zöglinge in seiner Akademie die Rechte zu studieren schienen, ließ umfragen, welche wohl Lust hätten, das Studium der Heilkunde zu ergreifen. Unter diesen letztern stellte sich auch, entweder freiwillig, oder auf eine Unterredung des Herzogs mit dem Vater, unser Schiller. Er wählte, nach Scharffenstein, diesen Beruf nicht eigentlich aus Vorliebe, „es war mehr ein Raptus, oder weil er ihn für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich weil die bei dieser Fakultät angestellten Lehrer ihm besser behagten." Ingeheim leitete ihn auch schon die Rücksicht auf seine Lieblingsneigung, die Poesie; denn er dachte, Seelenlehre, Menschennaturkunde und verwandte Kenntnisse könnten ihm bei seiner Kunst als Dramatiker, theils als Dienerinnen, theils als Helferinnen von Nutzen seyn. Die Familie scheint diesen Wechsel nicht gerne gesehen, und Schillers Seele selbst scheint er einigen Kampf gekostet zu haben. Für die Richtung seines Geistes war der Tausch offenbar höchst wichtig; vor manchen Rohheiten wäre vielleicht sein Jugendleben ohne ihn bewahrter geblieben, aber eine Fülle von psychologischen und physiologischen Studien bereicherte durch diesen Beruf seinen Dichtergeist. Auch urtheilte er frühzeitig, „daß sein Feuer für die Dichtkunst erlöschen würde, wenn sie seine Brodwissenschaft bliebe, und er ihr nicht blos die reinsten Augenblicke widmete," und noch in

1775. späteren Jahren war er der Meinung, „daß es auch für den Dichter gut sey, irgend ein wissenschaftliches Fach absolvirt zu haben, sey es nun, welches es wolle."

Schiller war erst sechzehn Jahre alt, als er die neue Wissenschaft ergriff, die er bald um Vieles anziehender fand, als er sich selbst vorgestellt hatte. Boerhave's und Hallers Werke und die Dissertationen und Collegienhefte des großen Lehrers der praktischen Arzneikunde zu Göttingen, Brendels, waren dabei seine Führer. Aber wider seinen Willen überraschte ihn mitten im Lernen die Poesie, und er benützte jede freie Minute, sich mit der Literatur und Dichtkunst und, als mit ihrem Hülfsmittel, der Geschichte zu beschäftigen. Klopstock wurde jetzt auf's Neue von ihm vorgenommen, aber schon wagte er seine Gesänge zu kritisiren, ja eine mißfällige Ode sogar durchzustreichen, und ein richtiger ästhetischer Takt leitete ihn dabei. Außer ihm blieben seine Lieblinge Göthe, Gerstenberg, Haller und Lessing, wozu sich auch noch Uz und Wieland gesellten.

1776. Das älteste Gedicht, das sich von Schiller erhalten hat, stammt aus dem Jahre 1776, also nicht mehr von der Solitude. Es ist eine Rhapsodie auf den Abend, und enthält neben wenig eigenthümlichen Bildern und Gedanken, welche schon den Dichter versprechen, Erinnerungen aus Uz, Klopstock und den Psalmen. Der Anfang ist das schönste:

Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden, 1776.
Dem tiefen Thal ihr Abendangesicht —
(Für andre ach! glückseligere Welten,
Ist das ein Morgenangesicht!) —

Nächstdem rührt das Gefühl, das den Dichter noch viel später mit gleicher Stärke begeisterte, „das paradiesische Naturgefühl" —

Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur.
O Gott! du gabest mir Natur —
Theil' Welten unter sie, nur, Vater, mir Gesänge!

Balthasar Haug, der Vater des Epigrammendichters, Professor an der Carlsschule, theilte es, mit Verbesserung einiger Sprachfehler und Reimlicenzen (er ließ deren genug stehen), in seinem schwäbischen Magazine mit, und fügte die Bemerkung hinzu: „Dieses Gedicht hat einen Jüngling von sechzehn Jahren zum Verfasser. Es dünket mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen, und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum" — einen Mund, der vereinst hohe Dinge tönen wird.

Ein zweites Gedicht, „der Eroberer", führte der- 1777.
selbe Haug im Jahre 1777 mit der Bemerkung ein: „Von einem Jünglinge, der allem Ansehen nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen seinen Feuereifer beileibe nicht dämpfen; aber Non sens,

1777. Undeutlichkeit, übertriebene Metatheſen; — wenn einſt vollends die Feile dazu kommt, ſo dürfte er mit der Zeit doch ſeinen Platz neben — einnehmen, — und ſeinem Vaterlande Ehre machen." Dieß Gedicht hat weniger Perſönlichkeit als das erſtere, es iſt mit Stoff und Form ganz aus Klopſtocks Nachahmung hervorgegangen. „O, damals war ich noch ein Sklave von Klopſtock!" rief Schiller ſpäter ſelbſt aus; und Peterſen ſchilt das Gedicht „den Erguß einer orientaliſchen Geiſtesergrimmung, mit Erinnerungen aus der Meſſiade und den Propheten, voll wilden Feuers und roher, brauſender Kraft, aber auch voll Schwulſt, Unverſtändlichkeit und Unſinn."

Ueber die Art und Weiſe, wie er ſchon damals dichtete, iſt uns eine merkwürdige Aeußerung deſſelben Freundes, der ſein poetiſcher Gewiſſensrath war, aufbehalten: „Man wähne ja nicht, daß Schillers frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer ſtrömenden Einbildungskraft oder gleichſam Einliſpelungen einer freundlichen Muſe geweſen ſeyen. Mit nichten! Erſt nach langem Einſammeln und Aufſchichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorſtellungen, angeſtellter Beobachtungen; erſt nach vielen Bilderjagden und den mannigfaltigſten Befruchtungen ſeines Geiſtes, erſt nach vielen mißlungenen und vernichteten Verſuchen hob er ſich etwa im Jahre 1777 ſo weit, daß ſcharfſichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größeren Arbeiten den bedeutenden

künftigen Dichter in ihm ahnten, so wie er auch selbst nicht 1777.
früher als um diese Zeit sich der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes gewiß wurde." Dem genannten Freunde, dann seinem Jugendgespielen von Hoven, und dem als Tonkünstler und Componist später berühmt gewordenen Zumsteeg theilte er sich mit seinen dichterischen Versuchen am offensten mit. Von seinem Freunde Scharffenstein hatte er sich, empfindlich, wie Dichter sind, in Folge einer allzu offenherzigen Kritik, zurückgezogen. Hoven empfing zugleich die vertrautesten Mittheilungen über die philosophischen Ansichten des Freundes, und jedes vollendete Gedicht wurde sogleich von Zumsteeg componirt.

Fortwährend wurde aber auch das Dichten dem Jüngling durch die lästigste Aufsicht und ein feindseliges Mißtrauen seiner Vorgesetzten schwer gemacht. Weinend fand man ihn einst vor seiner Bibliothek stehen, als ihm sein Shakspeare und andere, nicht in den Studienplan des Instituts passende Werke von den Aufsehern hinweggenommen worden waren. Die Zöglinge waren so scharf beobachtet, daß selbst die Mittheilung unter Freunden sehr schwer war, daß sie sich nicht aus einem Schlafsaal in den andern begeben, und nie sich gruppenweise versammeln durften. So mußte denn oft das Puder- oder Waschzimmer, eine abgelegene Allee im Akademiegarten, ein Durchgang im Hofe das Lokal abgeben, wo Schiller einzelnen

1777. Vertrauten Proben aus ſeinen Gedichten mittheilen konnte, während ein ausgeſtellter Freundesposten Wache hielt.

Sein Verhalten zur Akademie.

1773 ff. Dennoch machte ſich Schiller, wie ſein Freund von Hoven verſichert, während des Aufenthalts im Inſtitute keines Vergehens gegen die ſtrengen Geſetze ſchuldig, ſo viel Selbſtüberwindung es ihn koſtete, ſich immer in die Ordnung zu fügen. Zuweilen freilich brauste ſein feuriges Temperament, dem pädagogiſchen Eigenſinne ſeiner Erzieher und der methodiſchen Härte der Inſpectoren gegenüber, plötzlich auf, doch wußte er den Streit gewöhnlich durch einen witzigen, oft ſarkaſtiſchen Einfall, den nicht jene ſtumpfen Aufſeher, wohl aber die Mitzöglinge zu ihrer Beluſtigung verſtanden, ſchnell abzubrechen. Um ungeſtört dichten zu können, nahm er manchmal Zuflucht zu einer erheuchelten Krankheit, wo ihm dann geſtattet wurde, während die Zöglinge nur bis zu einer beſtimmten Stunde des Abends Licht brennen durften, im Krankenſaale ſich einer Lampe zu bedienen. Wenn denn ein Aufſeher oder gar der Herzog ſelbſt, der den Acker der Wiſſenſchaft durch das Auge des Herrn fett machen wollte, den Saal viſitirte, ſo bedeckte ſchnell ein mediziniſches Werk das angefangene Manuſcript. Die Peiniger ſeines Talentes entdeckten indeſſen auch dieſen Kunſtgriff, und als ihm in einer ſolchen

erdichteten Unpäßlichkeit als zweckmäßigste Kur von den 1773 ff.
Inspektoren starke Pensa aus seiner Brodwissenschaft zugemuthet wurden, übermannte ihn der Unmuth, und er warf dem Ueberbringer die zerrissene Aufgabe mit den Worten vor die Füße: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben!“ Er wurde für diesen Ausbruch seines Freiheitssinns für einige Zeit degradirt, und mußte sich nur um so schweigender in's Joch schmiegen. Zuweilen gelang ihm jedoch in unbewachten Abendstunden die Flucht in eine heitere Gesellschaft, zu Freunden und Verwandten in die Stadt. Aber ein schon im Jahre 1775 mit einigen seiner besten Cameraden entworfener Plan, sich durch Entweichung aus der Akademie immerwährende Freiheit zu verschaffen, mißlang gänzlich, ohne daß derselbe jedoch verrathen worden wäre. „Die Inspectoren,“ scherzte er nach einigen Jahren darüber, „würden von dieser Flucht keine Zeitrechnung eingeführt haben!“

Aus seinem Kerker heraus blickte Schiller mit neugierigen und sehnsüchtigen Augen nach der Bühne der wirklichen Welt, wo er (nach einem Briefe vom 25. September 1776) „ganz andere Dekorationen, Souffleurs und Akteurs“ zu ahnen begann, als er und seine Mitgefangenen sie sich in ihrer Idealwelt dachten. „Mich interessirt,“ schrieb er, „Alles, was ich von freien, selbstständigen Männern über eine Laufbahn erfahre, die ich bald selbst betreten werde! Nicht so ganz von wirklichen Erfahrungen

1773 ff. entblößt, wünſchte ich in die wirkliche Welt überzutreten. Denn Alles, was ich bisher von ihr weiß, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derſelben, worüber mich die Geſchichte, die treue Leiterin und Führerin auf meiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn, mehr als alles Geſchwätz mancher Erzieher über Lebens- und Erziehungs-Prinzipe, belehrt."

In recht trüben Augenblicken fühlte er ſich ganz verlaſſen von den Menſchen, denn „die Vierhundert, die ihn umgaben," erſchienen ihm dann „wie ein einziges Geſchöpf." Auch bemerkte er im reiferen Alter, daß die Vielſeitigkeit der Ausbildung, die ſich viele andere Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen ſey. „Ein Commandowort konnte den innern Kreislauf ſeiner Ideen nicht feſſeln." In Wahrheit aber übte gewiß die Umgebung von ſo vielen Jünglingen allen Standes und der verſchiedenſten Nationen einen ihm ſelbſt wohl unbewußten, bildenden Einfluß auf ſeinen Dichtergeiſt, und auch der Vortheil iſt nicht gering anzuſchlagen, daß er aus einer ſo großen Anzahl von Altersgenoſſen eine ſeltene Auswahl geiſtreicher, talentvoller, charakterguter Freunde durch das beginnende Leuchten ſeines Talents, wie durch ſeine Herzensgüte um ſich zu vereinigen im Stande war. Zu ſeinen vertrauten Freunden gehörten außer den genannten noch der berühmt gewordene Bildner und Schöpfer der Schiller'ſchen Büſte, der im hohen Greiſenalter (1839)

lebende Dannecker, und der als königl. württembergiſcher 1773 ff.
Geheimerrath verſtorbene Lempp. „Bei der Wahl dieſer Freunde, ſah er," nach Hovens Zeugniß, „eben ſo ſehr, ja beinahe mehr, auf die Güte des Herzens und Haltung im Charakter, als auf ausgezeichnete Geiſtestalente. Wen er für gemein, unzuverläſſig, niedrig, bösartig hielt, den verachtete er; und wenn er nähere Berührungen nicht vermeiden konnte, ſo betrug er ſich gegen ihn mit zurückſchreckender Kälte; beſchränkte Menſchen ertrug er; Beſchränktheit, mit Dünkel gepaart, ward von ihm geneckt, während eben dieſe, mit Güte des Herzens verbunden, gegen die Neckereien Anderer an ihm immer einen Beſchützer fand."

Der Herzog behandelte den jungen Schiller mit beſonderer Auszeichnung, und weil der Vater als Hauptmann eine adelige Charge begleitete, ward dem Sohne die hohe Ehre zu Theil, gleich den adeligen Cavalieren, mit gepuderten Haaren bei feierlichen Paraden erſcheinen zu dürfen. Wahrſcheinlich war dieſem die Diſtinktion ſo verhaßt, wie jeder andere Zwang. Der künftige Dichter war ein Sohn der Natur und der Freiheit: nur ungerne fügt ſich ein ſolcher in die conventionellen Feſſeln, die dem Manne früh genug die Laufbahn im Staate anzulegen pflegt. Schiller aber war dazu verurtheilt, ſchon die Knabenjahre in einem Treibhauſe zuzubringen, das in peinlicher Miniatur alle Formen und ſelbſt alle Natur-

1773 ff. widrigkeiten des Staates an den Zwergbäumchen seiner Pflege zur früheſten Reife brachte.

Mediciniſche Studien und theologiſche Zweifel.

1775 ff. Mit dem Eintritt in's Studium der Medicin und der Naturwiſſenſchaften kam eine fremde Bewegung in das ohnedieß ſtürmende, aber doch von einer gewiſſen Seite bisher noch ruhige Gemüth des Jünglings. Er hatte den Segen einer frommen Erziehung genoſſen. Eine vertraute Freundin ſagt von ihm: „Welche religiöſe Zweifel auch ſpäterhin Schillern bedrängen mochten, das Gemüth, die Innerlichkeit, die bei jedem guten und reinen Menſchen am Ende das Band zwiſchen Himmel und Erde machen, waren früh in ihm geweckt und gebildet. Durch ſeinen großen Geiſt verklärt, ſollten ſie einſt nicht allein ihm Befriedigung und Ruhe geben, ſondern auch ihn fähig machen, Gottes Wege auf Erden in großen Bildern den Menſchen darzuſtellen.“

Aber dieſe anerzogenen Glaubensſätze und Gefühle mußten, was ihr Weſentliches betrifft, im Feuer gehärtet, ihre Wahrheit mußte durch wiſſenſchaftliche Unterſtützung, durch die Anläufe der Leidenſchaft, durch die Erfahrungen des Lebens verſucht, erprobt, geläutert werden, und den Anfang zu dieſem großen und gefährlichen Proceſſe machten ſeine Berufsſtudien in der Akademie.

Im Jahre 1775 hatte er ſich für die Medicin ent- 1775 ff.
ſchieden, und ſchon im zweiten Jahre dieſes Studiums ſich mit ſeiner ganzen Geiſteskraft ſo tief darein verſenkt, daß ihm das Lob der Lehrer, welche ſeine Antworten und Bemerkungen weit höher achteten, als den mechaniſchen Fleiß der Andern, nicht genügte, ſondern daß er viel höhere Forderungen an ſich ſelbſt ſtellte. „Er beſchloß," nach der Verſicherung eines Jugendfreundes, „ſo lange nichts anderes, was die Medicin betreffe, zu leſen, zu ſchreiben, oder auch nur zu denken, bis er ſich das Wiſſenſchaftliche ſeines Berufes ganz zu eigen gemacht hätte."

In demſelben Jahre nun erſchienen im ſchwäbiſchen Magazine von ihm „Morgengedanken am Sonntage", welche der Herausgeber Haug mit der Bemerkung begleitete, daß ſie das Gebet eines warm, ſchön und rührend betenden Dichters ſeyen, „den Schickſale in Sachen der Religion und Wahrheit ſo geläutert haben, daß er ſeinen Zuſtand und die Nothwendigkeit eines Entſchluſſes für die Wahrheit fühlte." Aber die Schickſale des achtzehnjährigen Jünglings lagen nicht hinter ihm, ſondern vor ihm; die Entſcheidung für die Wahrheit war bei ihm die Aufgabe eines ganzen Dichter- und Denkerlebens, und was dem redlichen Herausgeber des ſchwäbiſchen Magazins als ein Reſultat des Glaubens erſchien, das waren die Trümmer der überlieferten Glaubenslehre, welche der Zweifel des jugendlich empörten Geiſtes bald darauf für den

1775 ff. Augenblick von ſich ſtieß. In jenen Morgengedanken entfaltete er vor Gott „das heiße Verlangen ſeiner Seele nach Wahrheit,“ und die bangen Zweifel der umnachteten. Er ſieht den ſchrecklichen Abgrund vor ſich, und dankt der göttlichen Hand, die ihn wohlthätig zurückzog. Er fühlt ſich zu trüben Tagen aufbehalten, wo der Aberglaube zu ſeiner Rechten rast, und der Unglaube zu ſeiner Linken ſpottet. Aus Zweifelſucht, Ungewißheit, Unglauben möchte er ſich in die Wahrheit retten. Um die Ruhe, die heilige Stille fleht er, in der ſie uns am liebſten beſucht. Und dieſe Wahrheit erkennt er bis jetzt noch in Jeſus, den Gott geſandt hat. „Hab' ich Wahrheit, ſo hab' ich Jeſum; hab' ich Jeſum, ſo hab' ich Gott; hab' ich Gott, ſo hab' ich Alles.“ Dieſes Kleinod, dieſen Troſt will er ſich durch die Weisheit der Welt nicht rauben laſſen. Jedes herzfeſſelnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude mag ihm Gott nehmen, wenn er ihm nur die Wahrheit läßt. Um dieſe bittet er auch für die Irrenden. Mit ihnen will er hinüber gebracht ſeyn, wo kein Zweifel mehr unſere Herzen quält, wo Gott als Vater und Jeſus als Abglanz ſeiner Herrlichkeit erkannt wird.

Dieſes iſt ein Ton, der in ſolcher Einfalt weder vor noch nach in der Seele des Dichters angeklungen hat, und, wenn das Datum nicht widerſtritte, ſo wäre man verſucht, zu glauben, der ganze Aufſatz ſey eine Stylübung oder eine dramatiſche Studie. Nun aber läßt ſich kaum zweifeln,

daß derselbe wirklich beim Schallen der Glocke geschrieben 1775 ff.
ist, die den Jüngling in den Tempel rief, wo er sein Bekenntniß befestigen sollte; vielleicht war es ein Beichtgebet vor dem Genusse des Abendmahls. Den Schluß bildet ein Gedicht im Tone Gellerts, ganz verschieden von den gleichzeitigen Versuchen des Dichters.

Die Wissenschaft riß ihn bald in ganz andere Bah- 1778 ff.
nen hinein. Um ein Examen über die theoretischen Disciplinen der Arzneikunde bestehen zu können, widmete er sich wirklich, seinem Entschlusse getreu, ganz seinem erwählten Berufe. Nach Verlauf von drei Monaten konnte er in seiner neuen Berufswissenschaft eine Prüfung bestehen, von welcher er die größten Lobsprüche seiner Lehrer ärntete. Und schon im folgenden Jahre (1778) legte er seinem Lehrer eine leider nie gedruckte und dadurch verloren gegangene Abhandlung, „Philosophie der Physiologie" betitelt, vor, welche bald darauf von ihm in's Lateinische frei übergetragen wurde. Am neunten Jahrstage der Akademie (14. December 1779) erhielt Schiller drei Preise, in der praktischen Medicin, der materia medica und der Chirurgie.

Im Jahre 1780 war es, daß Johann Andreas 1780.
Streicher, ein junger Mann, der sich später durch die edelste Aufopferung als einer der treuesten Freunde Schillers auswies, und bald auf der Lebensbühne des Dichters erscheinen wird, diesen zum erstenmale sah. Seine

1780. Schilderung ist wichtig, weil sie uns zeigt, was begonnene Kraftentwicklung und daraus fließendes Selbstgefühl aus dem früher so schüchternen und linkischen Jünglinge gemacht hatten. Dieser war in einer der öffentlichen Prüfungen, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs gehalten wurden, eben Opponent bei einer medicinischen, in lateinischer Sprache durchfochtenen Disputation gegen einen Professor. Die röthlichen Haare, die gegen einander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schöngeformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, prägten sich dem Schilderer bleibend ein, so daß er die ganze Scene nach achtundvierzig Jahren, wäre er Zeichner und nicht Musiker gewesen, auf's lebendigste hätte darstellen können. Bei der Abendtafel entdeckte er wieder denselben Jüngling, mit welchem sich der Herzog auf's gnädigste unterhielt: er lehnte sich auf seinen Stuhl und sprach in dieser Stellung sehr lange mit ihm. „Schiller aber behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte."

1778 ff. Die Zwischenzeit zwischen dem Jahre 1778 und Schillers Austritt aus der Akademie (1780) füllte neben der Conception und Ausarbeitung der Räuber im letzten Jahre, von welchen demnächst zu sprechen ist, die Cla-

boration der Probeſchrift, welche Schiller im December 1778 ff.
1780 in Gegenwart des Herzogs und in lateiniſcher Sprache vertheidigte, und wodurch er ſich vor ſeinem Austritte aus der Akademie Befähigung zur ärztlichen Praxis erwarb. Sie handelt über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Er widmete dieſelbe dem Herzog, deſſen unvergeßlichen, mündlichen Unterricht er in der Zueignung rühmte.

Dieſe Abhandlung iſt als das geiſtige Reſultat ſeiner Berufsſtudien zu betrachten. Es erhellt aus ihr, wie Hoffmeiſter bemerkt hat, „daß Schillers philoſophiſches Talent viel früher reifte, als ſein poetiſches.“ Geiſtreich und ſcharfſinnig entwickelt derſelbe Schriftſteller, der ſeinem Leben Schillers einen Auszug jenes Schriftchens einverleibt hat, in Bezug auf die Apologie der Sinnlichkeit, welche daſſelbe enthält, daß die Beweiſe für die Abhängigkeit des Körpers vom Geiſte, die an einem in Idealen ſchwelgenden Jünglinge befremden könnten, Anſtrengungen eines großen Verſtandes ſeyen, welcher ſeinen Idealiſirtrieb habe zur Erfahrung zurückzwingen und eine einſeitige Richtung der Natur durch die Erfahrung verbeſſern wollen, ſo daß die mediciniſchen Studien dazu gedient hätten, ein realiſtiſches Element in ſeinem Denkſyſteme einheimiſch zu machen.

Ein Theil dieſer Operation iſt indeſſen auch auf das junge, durch klöſterliche Abſperrung in Wallung gebrachte Blut des Verfaſſers zu ſchreiben, das bei jener Diſſertation

1778 ff. hier und da die Feder belebt zu haben ſcheint; ein Gedanke, der ſich uns beſonders aufdringt, wenn wir den Commentar zu dieſer Abhandlung, der in einer Reihe lyriſcher Gedichte, welche jenem Aufſatze faſt auf dem Fuße folgten, und in einigen Abſchnitten der Räuber enthalten iſt, mit ihr vergleichen. Die Art und Weiſe, wie Schiller „als Philoſoph die Triebe, Kräfte, Neigungen, Gefühle gegen den moraliſchen Rigorismus in Schutz nimmt, und daß er die Entwicklung des Menſchengeſchlechts auch immer von rohen, thieriſchen Anfängen ausgehen läßt" — mag dieſe einſeitige Anſicht immerhin auf eine ſchon in der Jugend gefaßte Grundüberzeugung gebaut ſeyn, ſo hat ſie doch eine gar andere Geſtalt in dem reifen Denker und Dichter gewonnen und wenig mehr gemein mit dem thieriſchen Ungeſtüm, mit welchem ſich der Trieb in ſeinen Jugendarbeiten gebärdet. Es iſt in der That begreiflich, warum Schiller ſelbſt von jener ruhiger gehaltenen Abhandlung, ſo viele Vorzüge der Gedanken und des Styls ihr mit Recht zugeſchrieben werden mögen, in ſeinen ſpätern Jahren nie mehr ſprechen mochte, und ſie gewiſſermaſſen verleugnet zu haben ſcheint.

Uebrigens iſt es ergötzlich anzuſehen, wie ſehr die gehoffte Autorſchaft den Jüngling kitzelt, ſo daß er ſelbſt in dieſer Inaugural-Abhandlung nicht umhin konnte, die ungeborenen Räuber zweimal zu citiren. *

* §. 15. Life of Moor, Tragedy by Krake. Act. V. Sc. I. und, was bisher überſehen wurde, §. 19: „Ein durch

Die Räuber.

Zunächſt aus dem Kampfe mit der äußern Welt, 1780.
dann aus dem Kampfe mit der Sünde, zuletzt aus dem Kampfe mit der unbändigen Macht ſeiner eigenen Naturanlage, und der ihn manchmal faſt überwältigenden Reflexion iſt der Genius des gewaltigen Dichters, deſſen Lebensbild wir ſchildern wollen, ſiegreich hervor gegangen. Mit den Sterblichen, mit den böſen Geiſtern unter dem Himmel, zuletzt, wie Jakob, mit Gott ſelbſt hat er gerungen, und iſt mit ungelähmter Hüfte aus dem Ringkampfe hervorgegangen.—

Da das Manuſcript der Räuber faſt ganz während Schillers Aufenthalt in der Akademie fertig geworden iſt, ſo muß dies erſte Produkt ſeiner Muſe auch eher beſprochen werden, als des Dichters Austritt aus jener Anſtalt, obgleich erſt der Regimentsmedicus und nicht der Zögling der Carlsſchule es in die Welt hinausgehen ließ.

Wollüſte ruinirter Menſch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der ſeinen Körper geſund erhält. Dieß eben iſt ein abſcheulicher Kunſtgriff derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menſchen genau gekannt haben, wenn er ſagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ — Das letztere ſind Worte Spiegelbergs in den Räubern: „Du richteſt nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbſt!“ Räuber, Act II. Sc. III.

1780. Ueber die innere Entſtehung dieſes Gedichtes iſt zuerſt ſein Verfaſſer ſelbſt zu hören, der ſich vier Jahre ſpäter (1784) in der rheiniſchen Thalia folgendermaßen darüber ausſprach:

„Ich ſchreibe als Weltbürger, der keinem Fürſten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauſchen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein ſeltſamer Mißverſtand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poeſie beleidigte die Geſetze des Inſtituts, worin ich erzogen ward, und widerſprach dem Plan ſeines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthuſiasmus mit der militäriſchen Regel. Aber Leidenſchaft für die Dichtkunſt iſt feurig und ſtark, wie die erſte Liebe: was ſie erſticken ſollte, fachte ſie an. Verhältniſſen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, ſchweifte mein Herz in eine Idealwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiſerne Stäbe ſchieden, unbekannt mit den Menſchen, denn die Vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geſchöpf, der getreue Abguß Eines und ebendeſſelben Models, von welchem die plaſtiſche Natur ſich feierlich losſagte — unbekannt mit den Neigungen freier, ſich ſelbſt überlaſſener Weſen, denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will: jede übrige Kraft des Willens erſchlaffte, indem eine einzige ſich convulſiviſch ſpannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaſſenheit der tauſendfach ſpielenden

Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden 1780.
Ordnung verloren —; unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn —; unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, welche die naturwidrige Vermischung der Subordination und des Genius hervorgebracht. *"

„Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem er geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mich anmaßte, Menschen zu schildern, ehe noch einer mir begegnete."

So viel Wahres diese edle Selbstanklage enthält, die mit dem früheren Wahne des Dichters, daß er in den

---

* Hier sind ein paar Worte von uns geändert worden. Zur Entschuldigung diene, was Hoffmeister I, 74 sagt.

1780. Räubern „nur die Natur gleichsam wörtlich abgeschrieben," in grellem Widerspruche steht, so ist sie doch übertrieben und ungerecht. Der ungeheure Eindruck, den dieses Stück in ganz Deutschland hervorbrachte, beweist, daß es kein so unnatürliches Produkt, oder vielmehr, daß seine Unnatur selbst damals eine furchtbare Wahrheit war. Schiller hatte die Welt nur aus einer Fernröhre, aber die damalige Welt aus dieser richtig gesehen: oder eigentlich der Weltzustand seiner Zeit spiegelte sich in der hohen Carlsschule. Wenn die Räuber „der Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit" waren, so glaubte damals die halbe Welt in den gleichen Fesseln zu schmachten, und jener „Unwille einer starken Seele" der sich in dem Stücke hörbar gemacht hat, jener Schmerzenslaut über Unterdrückung, fand ein so einstimmiges Echo nur darum in der Gesellschaft, weil die bürgerliche Ordnung wirklich krank und unterhöhlt, und theilweise die Auflösung und der Einsturz bevorstehend war. Nicht Karl Moor, die Zeit und Mitwelt selbst war der verlorne Sohn der dramatischen Parabel. Alle fühlbaren Mängel dieses Melodrama's, alle Monstrositäten der Anlage, Uebertreibungen der Handlung, der Charaktere, Rohheiten und Frechheiten der Sprache wurden nicht nur als Verirrungen eines großen, sich in dieser Mißgeburt dennoch verherrlichenden Genie's, einer ungeheuren Phantasie und Geisteskraft verziehen, sondern sie wurden vor Allem vergessen über dem Ton der Gerichtsposaune, die aus diesem

Stück über die lebende Generation hintönte, an welcher binnen eines halben Menſchenalters das alles in Erfüllung gehen ſollte, was in dem engen Raume dieſes Stückes zuſammengedrängt war; denn das Geſchlecht, an welches der Dichter mit ſeinen Räubern ſich richtete, verging nicht, ehe ein Nachbarſtaat und bald die Welt ſich mit jenen Räubern füllte, deren „Handwerk Wiedervergeltung und deren Gewerbe Rache war.“ 1780.

Jener Parlamentsrath, der geſchworen hatte, das Volk müßte noch ſo weit gebracht werden, daß es Heu freſſe,* und ſeine Mörder, die ihn, ein Bund Heu auf dem Rücken, ein Band von Neſſeln um den Hals, und einen Diſtelſtrauß in der Hand nach Paris auf die Schlachtbank trieben und ſeinen Durſt mit gepfeffertem Weineſſig ſtillten — waren beides nicht Ungeheuer, von dem wirklichen Leben aus Schillers idealen Räubern entlehnt?

Zwölf Jahre nach dem Erſcheinen ſeiner Tragödie erhielt ihr Verfaſſer das neufränkiſche Bürgerdiplom des Pariſer Nationalconvents. Dieſe Caſſandrenweiſſagung der Revolution iſt es, welche dem wilden Stücke unausgegoh-

* Räuber. Act. II. Sc. II. Franz: „In meinem Gebiete ſoll's ſo weit kommen, daß Kartoffeln und dünnes Bier ein Traktament für Feſttage werden, und wehe dem, der mir mit feurigen Backen unter die Augen tritt. Blöße der Armuth und ſclaviſche Furcht ſind meine Leibfarbe; in dieſe Livrey will ich euch kleiden!“

1780. rener Dichterkraft den jubelnden Beifall eines gährenden Geſchlechtes erwarb, während der Widerſtand und die Beſonnenheit einen Ruf des Entſetzens oder nüchterne Laute der Warnung hören ließen.

Der Zuſammenhang in des Dichters Erſtlingsſtück mit der Weltlage macht auch den Ausruf jenes Fürſten begreiflich, den nach Eckermann, Göthe, der Badgaſt, in dem engen Mühlwege zum offenen Geſtändniſſe brachte: „Wäre ich Gott geweſen, im Begriffe, die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblicke vorausgeſehen, daß Schillers Räuber würden darin geſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht geſchaffen;“ das heißt doch nichts anders, als: wenn die Welt nur mit der Revolution beſtehen kann, ſo wäre ſie beſſer ungeſchaffen geblieben.

Allerdings würde Schiller von allen Freunden der Ordnung einen ſchweren Vorwurf verdient haben, wenn er in Deutſchland der Prediger und nicht blos der Prophet jener Staatsumwälzung geweſen wäre. Welch' ein Feuer hätte er zehen Jahre ſpäter mit dem Blitz und Donner ſeines Talentes vom Rhein aus anzünden helfen können, wenn er, der aus dem nächſten Vaterland einſt Verbannte, wie andre Werkzeuge der Selbſtſucht und der Verblendung, ſich in das Lager des Feindes geworfen hätte, wenn er ein Organ der Leidenſchaft, und nicht der göttlichen, ruhigen Wahrheit hätte werden, wenn er der Anarchie hätte dienen wollen, wie er der Freiheit in der Schönheit gedient

hat! Denn nicht mit Unrecht hat ſein Freund Scharffenſtein 1780.
von ihm geurtheilt: „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, ſo war für ihn keine Alternative, als ein großer Menſch im aktiven, öffentlichen Leben zu werden.“

Von den innern Veranlaſſungen zu den Räubern gehen wir zu den äußern über. Die Neigung zur dramatiſchen Dichtkunſt war, wie wir geſehen haben, frühzeitig in Schiller rege geworden. Selbſt die ſtrenge Anſtalt, welche ihn hermetiſch vor der Poeſie verſchließen ſollte, hatte dieſelbe unterhalten. Schon im erſten Jahre ſeines Aufenthalts in der Pflanzſchule wurde auf der Solitude am dritten Jahrestage der Militärakademie der Geizige von Molière, und das Jahr darauf eine andere Comödie, der Deſerteur von Mercier in franzöſiſcher Sprache vor dem Herzoge von den Eleven aufgeführt. Aehnliches geſchah wohl auch in Stuttgart. Wenigſtens erzählt uns Peterſen, daß jährlich in einem Saale der Karlsſchule theatraliſche Vorſtellungen von den Zöglingen gegeben werden durften, wobei einige derſelben auch die weiblichen Rollen zu übernehmen hatten. Da trat denn auch Schiller als Clavigo in Göthe's Schauſpiele dieſes Namens auf, obgleich, charakteriſtiſch genug, Beaumarchais ſein Liebling war; aber je produktiver ſein Genius ſich bald darauf zeigte, je weniger hatte er die Gabe der Nachahmung: Schiller, der künftige Schauſpieldichter, fuhr als Schauſpieler auf ſeinem Stuhle in Clavigo's Rolle wie beſeſſen herum, und wurde, durch dieſe heftige Mimik,

1780. ſein unangenehmes Organ und ſeine ſchreiende Deklamation ein Gegenſtand des Gelächters.

Von ſeinen eigenen dramatiſchen Verſuchen der frühern Zeit iſt ſchon erzählt worden. Den lyriſchen Stoff zu den Räubern, ſeinen Grimm gegen die willkührliche Beſchränkung durch zweckwidrige Staatseinrichtungen und Herkömmlichkeiten, (die Akademie war ihm ſein Staat und ſein Kerker) trug er ſchon lange mit ſich im Buſen herum, aber, weil zum Drama geſchaffen, ſchüttete er denſelben nicht in Lieder aus, ſondern ſein Geiſt erwartete einen äußern Anſtoß, ſeinen ganzen Groll in objektive Handlung zu verwandeln.

„Die Räuber," ſagt Scharffenſtein, „ſchrieb er zuverläſſig weniger um des literariſchen Ruhmes willen, als um ein ſtarkes, freies, gegen die Conventionen ankämpfendes Gefühl der Welt zu bekennen." In jener Stimmung äußerte er oft gegen ſeinen Freund: „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder abſolut verbrannt werden muß!" Die Veranlaſſung von außen kam endlich. Das ſchwäbiſche Magazin von Balthaſar Haug, in welchem Schiller die Erſtlinge ſeiner Muſe niedergelegt hatte, enthielt die Erzählung eines durch ſeinen verſtoßenen Sohn geretteten Vaters. Schnell war vom Dichter der Plan zu ſeinem „verlorenen Sohne" im Geiſt entworfen, ein Titel, der jedoch nicht der bleibende war, ſondern an deſſen Stelle,

nach Art der Claſſiker, bei welchen oft der Chor die Ueber- 1780.
ſchrift zum Stücke hergab, der andre Titel „die Räuber“ trat, als der Freiherr von Dalberg eine Umſchmelzung des Trauerſpiels für das Theater (im Aug. 1781) verlangt hatte.

Die Arbeit wurde mit großen Unterbrechungen, unter beſtändiger Furcht entdeckt zu werden, im Krankenſaale, bei der Nachtlampe — wie oben des jungen Schillers Weiſe zu dichten geſchildert worden iſt — allmählich vollendet. Nur wenige Freunde erhielten davon Kunde und Mittheilungen. Hier und da ſteckte auch wohl ein jüngerer Zögling ehrerbietig und ſcheu den Kopf in das Kabinet des ſchaffenden Giganten, und ein ſolcher erinnert ſich noch heute den bei einer Flaſche Bier über dem Manuſcripte ſeiner Räuber brütenden Dichter belauſcht zu haben. Von Zeit zu Zeit vergnügte er ſeine Freunde mit der Vorleſung eben fertig gewordener Scenen, und einſt wurde er in ihrem Kreiſe von einem Aufſeher überraſcht, als er glühend und wie in Verzweiflung die Worte deklamirte, die Franz Moor zum Paſtor Moſer ſagt: „ha! was? kennſt du keine drüber? Beſinne dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß ſchwebt auf dem Laute deines Mundes!“ In dieſem Augenblicke öffnete der Inſpektor die Thüre. „Ei, ſo ſchäme man ſich doch,“ rief er aus, „wer wird denn ſo entrüſtet ſeyn, und fluchen?“ Damit zog er ſich zurück; die anweſenden Zöglinge lachten in die Fauſt, und Schiller

1780. rief ihm mit einem bittern Lächeln nach: „ein confiscirter Kerl!“ Dieß ist ein Ausdruck, dem wir auch in dem ersten Drama Schiller's begegnen.

Eine Kritik der Räuber liegt nicht im Plane dieser Blätter, auch hat Schiller's neuester Lebensbeschreiber, Hoffmeister, eine gründliche Beurtheilung geliefert, auf welche wir, ohne ein Plagiat zu begehen, nur einfach verweisen können. Das Schauspiel selbst ist ohnedem aller Welt gegenwärtig, und obgleich Schiller selbst, auf einer hohen Kunststufe angelangt, dasselbe, wie alle seine frühern Stücke, nicht mehr lieben konnte und es nicht mehr zur Aufführung gebracht wissen wollte, obgleich er im Angesichte seines Wallenstein die dramatische Laufbahn, eine ihm ganz unbekannte, wenigstens unversuchte nannte, und Alles, was er im Dramatischen zur Welt gebracht, für nicht sehr geschickt hielt, ihm Muth zu machen, so werden doch die Räuber ein Bühnenstück und ein Lieblingswerk der deutschen Jugend bleiben. „Das war vor fünfzig Jahren, wie jetzt,“ sagt Göthe bei Eckermann, „und wird auch wahrscheinlich nach fünfzig Jahren nicht anders seyn. Was ein junger Mensch geschrieben hat, wird auch wieder am besten von jungen Menschen genossen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt so sehr in der Cultur und gutem Geschmack vorschritte, daß selbst die Jugend schon über eine solche rohere Epoche hinaus wäre; wenn auch die Welt im Ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne

anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur durchmachen.“ 1780.

Das Glücklichſte an den Räubern war ihre Erſcheinung im rechten Moment. In Hyperbeln der Geſinnung und Weltanſicht, in Witzen, in Bildern, in Gegenſätzen voll Schneide, — wie viele Stümper haben darin den jugendlichen Dichter ſeitdem übertroffen! Noch heutzutage wiederholen ſich, den Umſtänden angepaßt, dieſelben Deklamationen, ohne daß Jemand darauf hört. Auch gleichzeitige, ſelbſt ältere Schriftſteller, wie Schubart, hatten einen ähnlichen Ton angeſtimmt, und doch in den Wind geredet. Wer aber hat dem Dichter der Räuber das Geheimniß abgelernt, zur gelegenſten Zeit ein ſo hinreiſſendes Wort (wenn auch weniger als halbwahr) zu ſprechen, und bei allem Mangel an Kunſt, Mangel an Erfahrung, Mangel an Kenntniſſen, Mangel an wahrer Empfindung durch den bloßen Sturm ſeiner Leidenſchaft die Gefühle der Mitwelt ſo gewaltig aufzuregen?

Schiller ſelbſt ſah auf das erſte Werk ſeiner Jugendkraft zuerſt mit ſtolzem Gefühle zurück. „Das einzige Schauſpiel, auf württembergiſchen Boden gewachſen!“ rief er in ſeiner Selbſtkritik der Räuber aus. Und doch hätte nicht wohl ein Fremder ſtrenger in der Beurtheilung des Stückes ſeyn können, als Schiller eben in ſeiner Selbſtrecenſion war, und keine fremde Kritik hat ſo derb und ſo wahr geſprochen, wie er von ſich in folgendem Endurtheil:

1780. „Wenn man es dem Verfaſſer nicht an den Schönheiten anmerkt, daß er ſich in ſeinen Shakſpeare vergafft hat, ſo merkt man es deſto gewiſſer an den Ausſchweifungen. Das Erhabene wird durch poetiſche Verblümung durchaus nie erhabener, aber die Empfindung wird dadurch verdächtiger. Wo der Dichter am wahrſten fühlte und am durchdringendſten bewegte, ſprach er wie unſer einer. Im nächſten Drama erwartet man Beſſerung, oder man wird ihn zur Ode verweiſen..... Seine Bildung kann ſchlechterdings nur anſchauend geweſen ſeyn [d. h. nicht bewußt künſtleriſch]; daß er keine Kritik geleſen, vielleicht auch mit keiner zurecht kommt, lehren mich ſeine Schönheiten und noch mehr ſeine koloſſaliſchen Fehler. Er ſoll ein Arzt bei einem württembergiſchen Grenadierbataillon ſeyn, und wenn das iſt, ſo macht es dem Scharfſinn ſeines Landesherrn Ehre. So gewiß ich ſein Werk verſtehe, ſo muß er ſtarke Doſen in Emeticis ebenſo lieben als in Aeſtheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur übergeben."

Schillers Austritt aus der Akademie. Beruf. Leben in der Stadt.

Wir ſind in den letzten Worten dieſem Abſchnitte vorausgeeilt. Mit dem Antritte ſeines zweiundzwanzigſten Lebensjahres, nach Vertheidigung der erwähnten

Probeſchrift, war Schiller im Dezember 1780 bei dem 1780.
in Stuttgart garniſonirenden Grenadierregiment Augé als Regimentsarzt „ohne Porte-epée" mit der monatlichen Beſoldung von 18 fl. Reichswährung angeſtellt. Sein Freund Scharffenſtein, der, früher aus der Akademie getreten, ihn nach anderthalb Jahren zum erſtenmal wieder auf der Parade ſah, war über die komiſche Figur, die der neue Regimentsdoktor machte, nicht wenig erſtaunt. In die ſteife, abgeſchmackte, altpreußiſche Uniform eingepreßt; an jeder Kopfſeite drei ſteife, vergipſte Rollen; der kleine militäriſche Hut, kaum den Wirbel bedeckend; um ſo dicker der lange Zopf, und der ſchmächtige Hals (den der Dichter auch ſeinem alter ego Karl Moor geliehen hatte) in eine ſehr ſchmale, roßhaarene Binde eingezwängt; der den weißen mit Schuhwichſe befleckten Kamaſchen unterlegte Filz den cylinderförmigen Beinen einen größeren Durchmeſſer gebend, als die in knappe Beinkleider eingepreßten Schenkel hatten. Ohne die Knie beugen zu können, bewegte ſich der ganze Mann wie ein Storch.

Weniger idealiſirend, als der früher aufgeführte, ſchildert derſelbe Freund mit plaſtiſchem Sinne (er war Dilettant in der bildenden Kunſt) des Dichters Geſtalt uns ungefähr ſo: Schiller war von langer, gerader Statur, lang geſpalten, langarmig, ſeine Bruſt war heraus und gewölbt, ſein Hals ſehr lang; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeſte Eleganz in ſeiner Tournure. Seine

1780. Stirne war breit, die Naſe dünn, knorplich, weiß von Farbe, in einem merklich ſcharfen Winkel hervorſpringend, ſehr gebogen, auf Papageienart, und ſpitzig. (Nach Danneckers Verſicherung hatte ſie ſich Schiller mit der Hand ſelbſt ſo gezogen.) Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten ſich bei der Naſenwurzel nahe zuſammen, was ihm pathetiſchen Ausdruck gab, die Lippen waren dünn, die Unterlippe vorragend, energiſch, von der Begeiſterung im Gefühle vorgetrieben; das Kinn ſtark, die Wangen blaß, eher eingefallen als voll, ſommerfleckig, die Augenlieder etwas entzündet, das buſchige Haupthaar dunkelroth, der ganze Kopf eher geiſterartig als männlich, aber bedeutend auch in der Ruhe, und ganz Affekt, wenn Schiller deklamirte. Weder die Geſichtszüge noch die kreiſchende Stimme vermochte er zu beherrſchen. „Dannecker," fügt Scharffenſtein hinzu, „hat dieſen Kopf unverbeſſerlich aus Marmor gehauen."

Die Eleven der Anſtalt, aus der Schiller trat, hielten ſich ſo ziemlich alle für bedeutende Geiſter, und in einem (ungedruckten) Briefe tröſtet Schiller Hovens Vater (einen erſt ums Jahr 1826 im zweiundneunzigſten Lebensjahre zu Stuttgart verſtorbenen Oberoffizier) beim Tod eines jüngern Sohnes mit dem Ueberleben ſeines ältern „ſeines großen Sohnes." Dennoch neigten ſich dieſe großen Männer damals alle ſchon vor Schiller. „Ich erſtaunte," ſagt Scharffenſtein, „und mein Geiſt beugte ſich vor der

imponirenden Superiorität und den Fortſchritten, die ich bei Schiller antraf.“ 1780.

Die Freilaſſung aus der Akademie ſteigerte das Selbſtgefühl und den Uebermuth des jungen Sängers. Er bezog in einem Hauſe, das dem Neugierigen in Stuttgart noch gezeigt wird und am Enthüllungstage ſeines Standbildes mit einer Inſchrift geſchmückt war, in der jetzigen Eberhardsſtraße, oder, wie es damals hieß, auf dem kleinen Graben, ein Parterrezimmerchen mit dem gleichzeitig aus der Akademie getretenen Lieutenant Kapff, der ſpäter in Oſtindien ſtarb. Ungedruckte, ſehr glaubwürdige Nachrichten ſchildern dieſen letztern als einen verdorbenen Menſchen, der unglücklich auf die Sitten des plötzlich entfeſſelten Jünglings einwirkte, und ihr, wie noch einiger Genoſſen Leben als ein zügelloſes, rohes, nicht ſelten unordentlicher Luſt wild ergebenes. Wie in der Poeſie, ſo ſuchte damals derjenige, der ſpäter in der Kunſt der Verkünder des heiligen Maßes wurde, auch im Leben die Freiheit in der Schrankenloſigkeit. Selbſt die Stimme der Freundſchaft geht dieſe gefährliche Periode ſeines Jugendlebens nicht ganz mit Stillſchweigen vorüber; anſtatt ſie weiter zu enthüllen, bedienen wir uns ihrer ſchonenden Worte: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten, nach der ſo lang entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft ſehr trübe Stimmungen für unſern Freund herbei. In einer Stadt, 1781.

1781. die zu allen Lebensgenüſſen einlud, in der das frühere Beiſpiel des Herrſchers das Band der Sitte, beſonders in der Hofwelt, ſehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrſchte, ſich in ſtrenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunſch, ihre Erwartungen nicht zu täuſchen, beſonders eine Warnung im weichen Liebestone der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtſinn in Schranken und ſtellte das Gleichmaß wieder her. Auch erhielt im Umgang mit aufſtrebenden Jugendfreunden, zu denen ſich Haug und Peterſen geſellten, die Geiſtigkeit immer die Oberhand über das ſinnliche Leben.“ *

Das Haus, in welchem Schiller wohnte, gehörte einer Hauptmannswittwe; nach Scharffenſtein war dieſe ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſeyn, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Jene ungedruckten Nachrichten ſchildern ſie als eine häßliche, magere, ſittenloſe Frau; die Stunde iſt noch nicht gekommen, auch hierüber die Urtheile noch lebender Zeitgenoſſen zu protokolliren. Dieſe Perſon nun wurde, in Ermanglung jedes andern weiblichen Weſens, Schillers Laura, denn der Dichter hatte jenen Trank im Leibe,

* Schillers Leben, von Fr. v. Wolzogen, I., 39. 40.

der den Fauſt Göthe's in jedem Weibe Helena erblicken ließ. 1781.
„Schiller entbrannte," ſagt Scharffenſtein, „und abſolvirte übrigens dieſen ohnehin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch."

Sein Berufsfach trieb Schiller anfangs mit Ernſt und nicht als Nebenſache. Aber er hatte ſich das Prognoſtikon ganz richtig geſtellt. Er wollte auch hier Kraftſtücke liefern, die jedoch weder geriethen, noch zum beſten beurtheilt wurden. Das degoutirte ihn, ſagt ſein Freund, völlig vom Handwerke.

Der Druck der Räuber.

(Mannheim, Schwan und Dalberg.)

Die Räuber ſollten edirt werden, eine hochwichtige Angelegenheit, wie Scharffenſtein erzählt, bei der es manche Debatten gab. Zuerſt wurde über eine Vignette deliberirt, und eine ſolche ohne Mühe gefunden: ein aufſteigender zorniger Löwe mit dem Motto: in Tyrannos, was gratis von einem Kameraden aus den Kupferſtechern radirt wurde. Von Hoven und Peterſen waren in dieſer Angelegenheit beſonders thätig. Der letztere, dem Schiller ſein Stück mitgetheilt hatte, und von ihm „keine ſchale und ſuperficielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, ſondern eine eigentliche Zergliederung, nach

1781. dramatiſcher Behandlung, Verwicklung, Entwicklung, Charakteren; Dialog, Intereſſe u. ſ. w., kurz eine Recenſion nicht unter ſechs Bogen" verlangt hatte, ſollte auch für die Herausgabe des Werkes beſorgt ſeyn. Wie Horaz im Scherze verſichert, daß ihn, den berupften Kalmäuſer, die freche Armuth getrieben habe, Verſe zu machen, ſo ſchreibt Schiller ſeinem Freunde lachend, „der erſte und wichtigſte Grund, warum er die Herausgabe wünſche, ſey jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter ſeinem Dache gar nicht anſtehe." Wenn der ſchwäbiſche Poet Stäudlin für einen Bogen ſeiner Verſe einen Dukaten von einem Tübinger Verleger bekommen habe, warum ſollte er für ſein Trauerſpiel von einem Mannheimer nicht ebenſoviel oder mehr erhalten? „Was über fünfzig Gulden abfällt, iſt dein. Du mußt aber nicht glauben, daß ich dich dadurch auf einem intereſſirten Weſen ertappen wollte, (ich kenne dich ja!) ſondern das haſt du treu und redlich verdient, und kannſt es brauchen!" Ein zweiter Grund war ihm das Urtheil der Welt, denn er mochte „natürlicherweiſe auch wiſſen, was er für ein Schickſal als Autor, als Dramatiker zu erwarten hätte." Drittens endlich glaubte er damals in der Welt einmal keine andere Ausſicht zu haben, als in einem Berufsfache zu arbeiten; er ſuchte „ſein Glück und ſeine Beſchäftigung in einem Amte, wo er ſeine Phyſiologie und Philoſophie durchſtudieren und nützen könnte." Poeſie und Tragödie wollte er deßwegen, damit ſie ihm ſpäter bei

einer Profeſſur der Medicin nicht mehr hinderlich würden, 1781.
„hier ſchon wegräumen.“

So ſchrieb Schiller, während er und ſein Kumpan Kapff des Geldes wirklich ſehr benöthigt waren. Nun gings, erzählt weiter Scharffenſtein in ſeiner lebendigen Weiſe, an den Akkord mit einem ſubalternen Buchdrucker, der, dem Dinge nicht trauend, es nicht anders, als auf Schillers Unkoſten übernahm. Dieſer aber, wie wir aus einem andern Berichte wiſſen, mußte den Betrag dazu borgen. Die erſte Edition, „faſt Fließpapier, ſah aus wie die Mordgeſchichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hauſirern herumgetragen werden. Unbeſchreibliche Freude machten die erſten Exemplare; inzwiſchen, da der Kram, der in Gottes Namen und ohne alle Kundſchaft veranſtaltet worden war, wenig Abgang hatte, ſah Schiller nachgerade den Wachsthum des Haufens mit komiſch bedenklichen Augen an.“

Seine Auslagen zu erſetzen und ſein Werk ins Ausland zu bringen, ſchrieb er vor beendigtem Drucke an den Buchhändler Schwan zu Mannheim, und ſchickte ihm die ſieben erſten fertigen Bogen. Dieſer, nach Schubarts Schilderung,* ein zum ruhigen Gefühle der Schönheit und Wahrheit geſtimmter Mann, dem für gute Bücher, Leſeanſtalten, Aufſätze, Errichtung gelehrter Geſellſchaften, För-

* Leben, I., 187.

1781. derung des deutſchen Sing- und Schauſpiels die Pfalz und Deutſchland viel Dank ſchuldig war, nahm ſich des hoffnungsvollen Dichters thätig an. Er lief voll Enthuſiasmus über das kühne Werk, wie er ſelbſt an Schiller (unterm 11. Auguſt 1781) ſchrieb, gleich zu einem hohen Gönner, dem Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, den ſpäter Kaiſer Leopold bei der Krönung zu Frankfurt zum erſten Reichsritter ſchlug, und dem das Mannheimer Theater, deſſen Intendant er bis zum Jahr 1803 blieb, eine Pflanzſchule der erſten Schauſpieler Deutſchlands, wo damals Beck, Beil und Iffland, dieſer in erſter Jugend, blühten, ſeine Stiftung und Erhaltung verdankte. Dieſem „rechtſchaffenen und braven Herrn," den Schwan nur nicht für gut umgeben hielt, las er „brühwarm" das Bruchſtück vor, und rieth nun Schiller, mit Dalberg wegen „Theatraliſirung" der Räuber, wie Schiller ſpricht, zu unterhandeln.

Dalberg nämlich ſcheint, durch Schwan angeregt, ohne von Schiller veranlaßt worden zu ſeyn, dieſen aufgefordert zu haben, ſein Stück für die Mannheimer Bühne umzuarbeiten. Wir beſitzen Schillers Antwort, ohne Datum, noch. Nach dieſer findet ſich ſeine Schriftſtellersbeſcheidenheit durch die ſtolzen Prädikate, die ihm in jener ſchmeichelhaften Zuſchrift beigelegt worden, „auf die ſchlüpfrigſte Spitze geſtellt," weil ihnen das Anſehen eines Kenners beinahe das Gepräge der Unfehlbarkeit aufzudrücken ſchien. Doch erklärte der Dichter in der „tiefſten Ueberzeugung ſeiner

Schwäche," daß er jene Lobsprüche als „eine bloße Auf- 1781.
munterung seiner Muse ansehen könne." Er versichert, „seit er einen dramatischen Genius in sich fühle, sey es sein Lieblingsgedanke gewesen, sich dereinst zu Mannheim, dem Paradies der Muse, zu etabliren." Aber nicht nur diesen Plan machen seine Verhältnisse zu Württemberg, sondern selbst eine Reise dorthin seine ökonomischen Umstände unmöglich, während er doch dem Gönner gar zu gerne noch einige fruchtbare Ideen für das Mannheimer Theater mittheilen möchte.

Hätte Schiller diese weise Zurückhaltung doch fortwährend beobachtet! Er mußte zu seinem Lebenskummer erfahren, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Der gute Schwan hatte das durchschossene Exemplar der Räuber dem Dichter mit bescheidenen Anmerkungen zurückgeschickt, und ihm zugleich gemeldet, daß er das Stück dem Intendanten der Regensburger Schaubühne, dem Reichshofrath v. Berberich vorgelesen, und daß der Direktor jener Bühne auch schon angefangen habe, das Stück für das dortige Theater zu bearbeiten; nur weil der Verfasser (ohne Zweifel an Schwan) Hoffnung zu veränderter Auflage mache, wolle er damit warten. Den Verlag der Räuber scheint Schwan stillschweigend abgelehnt zu haben.

Schiller wurde durch Schwans Ausstellungen, wie es scheint, etwas nachdenklich. Auch mochte das Werk, wie es nun gedruckt vor ihm lag, in seiner socialen Bedenklichkeit,

1781. und vielleicht auch ſeiner äſthetiſchen Mißgeſtalt, ſeinem Urheber ſelbſt verdächtig erſcheinen. Er ſchickte im Oktober 1781 dem Freiherrn von Dalberg „den verlorenen Sohn oder die umgeſchmolzenen Räuber“ zu und glaubte mit dieſer Umſchmelzung etwas Schweres vollbracht zu haben; „mit weniger Anſtrengung des Geiſtes, und gewiß mit mehr Vergnügen wollte er ein neues Stück, und ſelbſt ein Meiſterſtück ſchaffen.“ Er hatte beſonders das Bedürfniß gefühlt, den widerlichen, ermüdend und verdrießlich raiſonnirenden Böſewicht Franz, bei welchem er an theatraliſche Vorſtellung gar nicht gedacht hatte, nicht nur der Bühne, ſondern auch der Menſchheit etwas näher zu rücken. Auch ſonſt war manches geändert worden. Doch konnte er die von ihm ſelbſt gefürchtete Tendenz des Stückes nicht umwandeln, und daſſelbe in einer Vorrede, die mit nicht ganz gutem Gewiſſen geſchrieben iſt, nur mit moraliſchem Bombaſt entſchuldigen. An ſeinem Karl Moor, der offenbar im innerſten Kern er ſelbſt war, hing er mit ſtiller, inniger Liebe. „Der Räuber Moor,“ ſchreibt er an Dalberg, „dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Spekulationen weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben.“

Es war ſehr natürlich, daß Schiller durch den Gedanken begeiſtert wurde, ſein Stück auf der Mannheimer Bühne vorgeſtellt zu ſehen. In Stuttgart hatte er dazu, auch abgeſehen von allen andern Verhältniſſen, keine

Hoffnung; dort beſtand damals gar keine ordentliche 1781.
Schaubühne. Schikaneder, der in den 70er Jahren nach Stuttgart gekommen war, durfte ſeine Operetten, Luſt- und Trauerſpiele nicht einmal im Opernhauſe geben; erſt den herangewachſenen Kunſtzöglingen der Akademie wurde dieſes zu deutſchen kleinen Opern eingeräumt, bis das (1802 abgebrannte) neue Theater gebaut war, auf dem wiederum nur Singſpiele von ehemaligen Zöglingen der Schule aufgeführt wurden, unter welchen nur Hallers Talent einen doch nicht viel mehr als provincialen Ruf erwarb. In Mannheim dagegen war ein berühmtes Theater, deſſen Mitglieder faſt alle in der Schule von Eckhof gebildet waren. Der Dichter freute ſich deßwegen auch „wie ein Kind" auf die Darſtellung ſeines Räubers Moor durch den Schauſpieler Böck. „Ich glaube," ſchreibt er an Dalberg (25. Dezember 1781), „meine ganze dramatiſche Welt wird dabei aufwachen und im Ganzen einen größern dramatiſchen Schwung geben [nehmen?], denn es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde."

Eine mit Dalberg fortgeſetzte Correſpondenz war 1782.
hin und her bemüht, das Stück bühnengerecht zu machen. Namentlich fühlte der Dichter, daß „die Simplicität, die uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet" ſeinem Stücke ganz fehle, daß es aber deßwegen in der modernen Zeit ſpielen müſſe.

1782. In andern Beziehungen wollte er ſich alle mögliche, vorgeſchlagene und nicht vorgeſchlagene Veränderungen gefallen laſſen, nur die Verſetzung ſeines Stücks in die Epoche des Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechtes, die es nach der einmal entworfenen Anlage und der Vollendung des Stückes „zu einem fehlervollen und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern machen" würde, widerſetzte er ſich lange mit „der eifrigen Fürſprache eines Vaters für ſein Kind." * Jedenfalls bedingte er ſich das von Herrn Schwan aus, daß er das Stück wenigſtens nach der erſten Anlage drucken laſſen ſollte. Auf dem Theater verlangte er keine Stimme. Glücklich hatte es ihn gemacht, daß Herr von Gemmingen, der Verfaſſer des „deutſchen Hausvaters," ſich die Mühe genommen, ſein Stück vorzuleſen. Er möchte „dieſen Mann verſichern, daß er eben dieſen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr ſchönen Geiſt im Verfaſſer bewundert habe. Doch was könne dieſem an dem Geſchwätz eines jungen Candidaten liegen?"

Schiller unterwarf ſich dennoch ſeinem Theaterkritiker. „Die Zeit wurde verändert," — ſagt er in ſeiner Selbſtrecenſion — „Fabel und Charaktere blieben. So entſtand

* Es mußte dem Dichter entſetzlich ſeyn, daß das Drama aus einer Zeit herausgeriſſen wurde, von welcher es eigentlich eine Kritik, auf welche es ein Angriff war. Hoffmeiſter.

ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlekin, alle 1782.
Personen sprechen nun viel zu studiert, jetzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschahen oder gestattet werden durften."

Auch Amalia mußte sich, zum Aerger des Dichters, selbst umbringen. Mit diesen Veränderungen kam das Stück als Theaterausgabe in den Druck und ging der Ausführung entgegen.

Schiller's erste Lyrik.

Wären die lyrischen Gedichte Schillers, welche 1781 ff.
gleichzeitig mit den Räubern entstanden und großentheils unmittelbar nach dem Drucke dieses Stücks ans Licht traten, als selbstständige Werke der Poesie zu betrachten, so könnte die Kunstkritik nur ein verwerfendes Urtheil über sie aussprechen. Dieselben sind zum größten Theile in der „Anthologie" enthalten, welche von dem jungen Dichter in Verbindung mit einigen Freunden im Jahr 1781 veranstaltet worden und im Jahr 1782 „gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko," in Wahrheit bei J. B. Metzler in Stuttgart, erschienen ist. Die Veranlassung gab der verunglückte schwäbische Poet S. G. Stäudlin durch seinen Musenalmanach, zu welchem Schiller selbst fürs Jahr 1782 einen Beitrag geliefert hatte. Plötzlich aber entzweiten sich beide, und die Anthologie sollte

1781 ff. nun den mittelmäßigen farbloſen Muſenalmanach „zermalmen.“ Der junge Dichter fand jedoch, nach Scharffenſteins Verſicherung, wenig Anhang. „Seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energiſches, das ſentimentale, weichliche poetiſche Rekruten eher abſchreckte, als anzog.“ Die mit M., O., P., v. R., Wd. und Y unterſchriebenen, wahrſcheinlich auch einige andere, im Ganzen ungefähr vierzig Gedichte der Anthologie ſind von Schiller, das übrige ſind ziemlich geiſtloſe Epigramme, Zoten und Oden einiger andern Akademiſten.*

Schiller ſelbſt hat die meiſten dieſer lyriſchen Jugendprodukte verdammt und nur ganz wenige ſind von ihm in die Sammlung ſeiner Gedichte, und auch dieſe nur als „Produkte eines wilden Dilettantismus,“ das heißt als ſolche, die auf Kunſtbildung keinen Anſpruch machen, aufgenommen worden. Die meiſten werden in Mangel an Geſchmack, in aufgedunſenen Redensarten, im Gemengſel heterogener Bilder nur durch die ungemein rohe proſaiſche Zueignung an den Tod übertroffen; manche haben, vom Brodſtudium des Dichters her, einen höchſt widerlichen mediciniſchen Beigeſchmack und anatomiſchen Geruch; in den Liedern an Laura iſt viel überwallendes, unreines Blut, und ſelbſt „der Venuswagen,“ eine unförmliche

* Des Grafen von Zuccato aus Parenzo in Iſtrien, Ferd. Pfeifer's aus Pfullingen, Peterſen's u. A.

Rhapſodie gegen die Wolluſt, welche nicht in der Antho- 1781 ff.
logie ſteht, ſondern abgeſondert ſchon im Jahr 1781 bei Metzler erſchien und einige ſchöne, ſelbſt rührende Stellen mitten unter Bombaſt und „Klingklang" enthält, zeigt ebenſoviel Spuren von Lüſternheit als Entrüſtung.

Welche vollendete Blumen des Liedes hat Göthe's Poeſie im gleichen Jugendalter hervorgetrieben, neben welchen dieſe Auswüchſe von einem gebildeten Auge nicht ertragen werden können! Kein Wunder, daß dem Dichter, ſo bald der gereinigte Schönheitsſinn in ſeinem Geiſte zu herrſchen anfing, nur acht Jahre ſpäter die der Anthologie einverleibte Operette Semele recht in der Seele zuwider war, und er (30. April 1789) an eine Freundin in Weimar ſchrieb: „daß Sie der Semele erwähnen, hat mich ordentlich erſchreckt. Mögen es mir Apoll und ſeine neun Muſen vergeben, daß ich mich ſo gröblich an ihnen verſündigt habe."

Ueberdies war weder die Form, in welcher die Begeiſterung in dieſen lyriſchen Gedichten auftrat, noch ihre Sprache etwas eigentlich Neues und Originelles. Die Sturm- und Drangsperiode, wie die unordentlichen Ausbrüche eines negativ wirkenden, nationalen Freiheitsgelüſtes in der Literatur jener Zeit genannt werden, thut ſich auch in dieſen erſten Verſuchen Schillers kund und erſcheint in ihnen als nichts Urſprüngliches, ſondern, ſo weit jene Töne lyriſch ſeyn wollen, Angelerntes. So zuverſichtlich

1781 ff. uns von mehreren Seiten versichert wird, daß Schiller keine nähere Verbindungen mit Schubart gehabt, den er nur ein oder einigemal auf der Festung aus Theilnahme an seinem Schicksal besucht habe, ja daß er erst auf seiner Flucht nach Mannheim sich ernstlich mit einem Hefte ungedruckter Gedichte Schubarts beschäftigt, so zeigt doch die auffallende Aehnlichkeit der stürmischen Gedankenbewegung, der erhaschten Gegensätze, der grellen Bilder, der übertriebenen Sprache, welches Vorbild ihm bei vielen derselben vorgeschwebt; und wenn selbst der Styl in den Räubern nicht selten an Schubarts Chronik erinnert, wenn er sein „Gedicht auf die schlimmen Monarchen" dieses Seitenstück zu Schubarts Fürstengruft, in jenes Blatt einrücken lassen: so ist kaum zu glauben, daß ihm Schubarts Gedichte nicht längst sollten bekannt gewesen seyn und daß er auf der Flucht sich zum erstenmal an ihnen erbaut hätte.

Wenn nun weder die Form dieser lyrischen Jugendgedichte Schiller's classisch, noch ihr Gehalt und Ton neu zu nennen ist, und wenn wir so ziemlich dem Kritiker beistimmen müssen, der, was Schiller damals dichtete, für gespannt, unnatürlich und nicht selten voll Ziererei erklärt, und bemerkt, daß er, ohne für sein Eigenthümliches noch die rechten Worte zu haben, gewissermaßen nach allen Seiten hin zu wandeln versuchte, sich aber für's erste mit längst gebahnten Wegen begnügte;* so wird unser Ur-

* Franz Horn's Poesie u. Beredsamkeit d. D. III, 345.

theil ſich doch bedeutend modificiren, ſobald wir jene lyri- 1781 ff.
ſchen Gedichte nicht als ſelbſtſtändige Organismen, ſondern zum Theil gleichſam als die Feilſpäne betrachten, welche dem cyklopiſchen Arbeiter unter Schärfung des geſchmiedeten Donnerkeils, unter Dichtung der Räuber, von der ſchaffenden Hand ſtäubten. Wir werden dann immer noch das Korn jener, auch unförmlichen, aber genialen Poeſie in ihnen erkennen: in den „Phantaſien und Liedern an Laura“ ſetzt ſich, die Blutwallungen abgerechnet, die ganz der Subjectivität des Dichters gehören, Amaliens Geſtalt und Moor's Liebe zu ihr in allerlei Variationen fort, in „Rouſſeau“, in den „ſchlimmen Monarchen“ concentrirt ſich auf's neue die Oppoſition gegen Vorurtheil und Knechtſchaft, die den ſchnaubenden Athem der Räuber bildet, das „Monument Moor's, des Räubers“ iſt eine Rekapitulation und Apologie ſeiner Idee, „Kaſtraten und Männer“ iſt ein zweites Räuberlied, und in der „Bataille“ hallt die Räuberſchlacht wieder. Auch ſind dieſe Jugendgedichte nur im Geleite jenes Drama's unter das Publikum geſchlüpft und haben ſich bald wieder verloren, ſo daß die Anthologie, welche ſie enthielt, frühzeitig zu den ſeltenen Büchern zu rechnen war.

Aufführung der Räuber in Mannheim.

1782. Während Schiller die Anthologie für den Druck rüstete, nahte endlich die erste Vorstellung der Räuber in Mannheim. Im December 1781 unterhandelte der Dichter mit seinem Gönner, dem Intendanten, über die Zeit der Generalprobe und äußert schon den Entschluß, bei der Aufführung zu erscheinen. Das Geburtsfest der Gräfin Franziska von Hohenheim, das am 10. Januar, dem ungefähren Aufführungstage, begangen werden sollte, und wo kein Militär wegbleiben durfte, schien indessen zwischen seine Hoffnung zu treten. Auf seinen bescheidenen Wunsch wurde die Aufführung verschoben.

Endlich, am 13. Jänner 1782, las man an den Straßenecken Mannheim's den Theaterzettel: „Die Räuber, Trauerspiel in sieben Handlungen. Für das Mannheimer Theater vom Verfasser, Herrn Schiller, neu bearbeitet. . . . . Das Stück spielt in Deutschland, in dem Jahre, wo Maximilian den ewigen Landfrieden in Deutschland verkündigte. Wird präcise um fünf Uhr angefangen." Dem Zettel war eine auf Dalberg's Rath von Schiller verfaßte Verständigung über das Stück angehängt, worin Karl und Franz Moor's Charaktere angedeutet und das liebe Publikum angewiesen wurde, seine Leidenschaften

unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes zu beu- 1782.
gen: „Der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Gerichte brauche, und den verworrenſten Knoten des Geſchick's zum Erſtaunen auflöſen könne."

Die Furcht vor Mißverſtändniſſen hatte dieſe Worte eingegeben: im Uebrigen war das Gedicht weder mit derlei Abſichten geſchrieben, noch mit ſolchen Wirkungen begleitet. Es war ein Werk der Jünglingsideale und des Jünglingstrotzes, gereift in einer wechſelſchwangern Zeitatmoſphäre, der Ruf eines poetiſchen Wettervogels, der von Unzufriedenen und von Hoffenden wohl verſtanden wurde. Bald darauf brüllte das Räuberlied auf allen deutſchen Univerſitäten und lockte dem nicht minder mit der Ahnungsgabe des Genius ausgeſtatteten Herder einen Ruf des Entſetzens ab.

Schiller ſelbſt hatte ſich, ohne Urlaub von ſeinem Regimentschef zu nehmen', aus Stuttgart entfernt, um ſein Schauſpiel zu ſehen. „Welcher kräftige Jüngling," ſchrieb er an ſeinen Freund Moſer in Ludwigsburg, „würde nicht wünſchen, das Kind ſeiner erſten Liebe zu ſehen; und wünſche ich etwas anderes zu ſehen, als jenes jugendliche, ernſte Kind, welches ſein Daſein wo nicht einem kräftigen Jünglinge, doch einer jugendlichen, ernſten Beſchäftigung

1782. eines Jünglings zu danken hat?" Der Entſchluß war nicht ganz ohne Gefahr, denn ein früheres Urlaubsgeſuch war nicht bewilligt und dem jungen Arzte, dem das Gerücht vorwarf, „daß er ſein eigentliches Fach, die Medicin vernachläſſige und Comödiant zu werden trachte," in einer herzoglichen Reſolution angedeutet worden, „ſeinem Dienſte gemäß überall ſich zu betragen und keineswegs, wie bisher, Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihm zu geben, widrigenfalls er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben würde, wenn die Ergreifung unangenehmer Maßregeln nöthig werden würde."

In Mannheim waren indeſſen aus der ganzen Umgegend von Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeſtrömt, um das Stück, dem ein großer Ruf vorangegangen war, von den bedeutendſten Künſtlern des damaligen Deutſchlands aufführen zu ſehen. Die Darſtellung dauerte von fünf Uhr Abends bis nach zehn Uhr. Ueber dieſe mag derjenige Augenzeuge zuerſt ſprechen, der das größte Intereſſe aufmerkſamer Beobachtung hatte, der Dichter ſelbſt. Dieſer verſichert (in einer fingirten Theatercorreſpondenz aus Worms, vom 15. Jan. 1782), daß Herr von Dalberg unüberſteiglich ſcheinende Hinderniſſe beſiegt habe, um das unregelmäßige Stück dem Publicum aufzutiſchen. Dann rechtfertigt er die zum Vortheil der Maſchiniſten und Schauſpieler geſchaffenen ſieben Aufzüge.

„Alle Perſonen, ſagt er, erſchienen neu gekleidet; zwei herrliche Dekorationen waren ganz für das Stück gemacht, Herr Danzy hatte auch die Zwiſchenakte neu aufgeſetzt, ſo daß nur die Unkoſten der erſten Vorſtellung hundert Thaler betrugen. Das Haus war ungewöhnlich voll, ſo daß eine große Menge abgewieſen wurde.“ — „Im Ganzen that das Stück die vortrefflichſte Wirkung. Herr Böck, als Räuberhauptmann, erfüllte ſeine Rolle, ſoweit es dem Schauſpieler möglich war, immer auf der Folter des Affekts geſpannt zu liegen. In der mitternächtlichen Scene am Thurm hör' ich ihn noch, neben dem Vater knieend, mit aller pathetiſchen Sprache den Mond und die Sterne beſchwören. — Sie müſſen wiſſen, daß der Mond, wie ich noch auf keiner Bühne geſehen, gemächlich über den Theaterhorizont lief, und nach Maßgabe ſeines Lauf's ein natürliches, ſchreckliches Licht in der Gegend verbreitete. — Schade nur, daß Herr Böck für ſeine Rolle nicht Perſon genug hat. Ich hatte mir den Räuber hager und groß gedacht. Herr Iffland, der den Franz vorſtellte, hat mir am vorzüglichſten gefallen. Dieſe Rolle, die gar nicht für die Bühne iſt, hatte ich ſchon für verloren gehalten, und nie bin ich noch ſo angenehm betrogen worden. Iffland hat ſich in den letzten Scenen als Meiſter gezeigt. Noch höre ich ihn in der ausdrucksvollen Stellung, die der ganzen laut bejahenden Natur entgegenſtand, das ruchloſe Nein ſagen, und dann wiederum, wie 1782.

1782. von einer unſichtbaren Hand berührt, ohnmächtig umſinken: „„Ja, ja, droben Einer über den Sternen!““ Sie hätten ihn ſollen ſehen auf den Knieen liegen und beten, als um ihn ſchon die Gemächer des Schloſſes brannten — wenn nur Herr Iffland ſeine Worte nicht ſo verſchlänge und ſich nicht im Deklamiren ſo überſtürzte! Deutſchland wird in dieſem jungen Mann noch einen Meiſter finden. Herr Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer. Herr Meyer ſpielte den Hermann unverbeſſerlich, auch Koſinsky und Spiegelberg waren ſehr gut getroffen. Madame Toskani (als Amalie) gefiel, mir zum mindeſten, ungemein. Ich fürchtete anfangs für dieſe Rolle, denn ſie iſt dem Dichter an vielen Orten mißlungen. Toskani ſpielte durchaus weich und delikat, auch wirklich mit Ausdruck in den tragiſchen Situationen, nur zu viel Theateraffektation und ermüdende weinerlich klagende Monotonie. Der alte Moor konnte unmöglich gelingen, da er ſchon von Haus aus durch den Dichter verdorben iſt.“

Dieſe Theaterkritik ſeines eigenen Stück's durch den Dichter, ergänzt uns ſein Freund Streicher. Nach ſeiner Verſicherung machten die drei erſten Acte die Wirkung nicht, die man im Leſen davon erwartete, aber die letzten drei befriedigten auch die geſpannteſten Forderungen. Böck's kleine Figur ließ das Feuer des Spiels vergeſſen, Iffland aber ſchien ganz eins mit ſeiner Rolle und ragte hoch über

alle hervor. Er war damals 26 Jahre alt, von Körper 1782.
etwas ſchmächtig, im Geſichte blaß und mager; ſeiner Jugend ungeachtet war ſein Spiel auch in den kleinſten Schattirungen ſo durchgeführt, daß es ein nicht zu verlöſchendes Bild in jedem Auge, das ihn ſah, zurückließ.

Von der ganzen Aufführung urtheilte Schiller (an Dalberg 17. Januar 1782): „Beobachtet habe ich ſehr Vieles, ſehr Vieles gelernt; und ich glaube, wenn Deutſchland einſt einen dramatiſchen Dichter in mir findet, ſo muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen.“ Auch hatte dieſe Vorſtellung ſo begeiſternd auf den Dichter gewirkt, daß er einen Augenblick daran dachte, ſelbſt Mitglied des Mannheimer Theaters zu werden, und dieſen Gedanken den Schauſpielern Beck und Beil äußerte. Der letztere erwiederte ihm prophetiſch: „Nicht als Schauſpieler, ſondern als Schauſpieldichter werden Sie der Stolz deutſcher Bühnen werden.“

Folgen.

Als Schubart, den wir in mehr als Einer Beziehung den Vorläufer Schiller's nennen dürfen, im Jahr 1774 die erſten Blätter ſeiner deutſchen Chronik in Augsburg zu drucken angefangen, hatte er am Schluſſe ſeiner Anzeige geſagt: „Und nun werf' ich mit jenem Deutſchen, als er

1782. London verließ, meinen Hut in die Höhe und ſpreche: o England, von deiner Laune und Freiheit nur dieſen Hut voll." Da erhub ſich der damalige Bürgermeiſter Augsburgs, von Kuhn, im Senate und ſprach: „Es hat ſich ein Vagabund eingeſchlichen, der begehrt für ſein heilloſes Blatt einen Hut voll engliſcher Freiheit! Nicht eine Nußſchale voll ſoll er haben!"

Auch unſerm Dichter wurde auf die Freiheitspetition, die in ſeinen Räubern enthalten war, die Nußſchale verweigert. Freilich hatte das Stück ein Aufſehen erregt, das für die bürgerliche Geſellſchaft beängſtigend zu werden anfing. Im Monate der Aufführung ſelbſt waren die achthundert Exemplare der erſten Auflage vergriffen, „auf unreife Knaben und Jünglinge hatte das Stück oft wie ein Abſud von Tollheit gewirkt, und manchen, welche der Zuchtruthe zu früh entlaufen waren, den leeren Kopf mit phantaſtiſchem Räuberſpucke angefüllt." In einer großen Handelsſtadt (in Leipzig) war eine Knabenverſchwörung entſtanden, welche ſich die Räuber zu einem Streifzug in den Böhmerwald zum Vorbilde genommen. Räuberdramen und Banditenromane überſchwemmten Deutſchland. Endlich ſah auch die Polizei eine Kriegserklärung gegen die menſchliche Geſellſchaft in dem Stücke, und nach wiederholter Aufführung des Schauſpiels wurde dieſe unterſagt.

Dem Herzog Carl von Württemberg, welcher Aufklärung, Geiſt und Wiſſenſchaft allerdings, aber nur

innerhalb der engſten Gränzen des Staates und unter ſteter 1782.
Bevormundung ſeines Oberhauptes befördert wiſſen wollte, mußte das ganze Stück ein Gräuel ſeyn. Gehäſſige Anſpielungen auf den Herzog, ſeine nächſten Umgebungen und ſeine Leidenſchaften konnten aus den Räubern wenigſtens ohne Mühe herausgedeutet werden. Schon einige Gedichte, namentlich eines auf den Tod eines Offiziers, das ihm verſchiedene Seiten der fürſtlichen Exiſtenz zu verletzen ſchien — wie Schillers Schwägerin ſich ausdrückt — hatte des Herzogs Mißfallen erregt, während er bisher nicht ohne Luſt das emporſtrebende Talent des Zöglings ſeiner Akademie bemerkt hatte, und deſſen wachſender Ruhm ihm an und für ſich nur ſchmeicheln konnte; wie er denn nach Schiller's eigener Bemerkung ſich ſogar in einigen Handſchreiben, die ſein Verhältniß zum Herzoge veranlaßte, durch die damalige, gedankenſtrichreiche Schreibart des jungen Dichters unwillkührlich zur Nachahmung hinreißen ließ.

Nach der Aufführung der Räuber trübte ſich in dieſem Bezuge der Horizont immer mehr. „Noch hatte," ſchreibt Frau v. Wolzogen, „der fürſtliche Erzieher ſeinen Zögling nicht aufgegeben, noch hoffte er ſein Talent auf eine vorgeſchriebene Bahn zu leiten; er ließ ihn zu ſich kommen, warnte ihn auf väterliche Art vor Verſtößen gegen den beſſern Geſchmack, wie er ſolche häufig in ſeinen Produkten finde;*

* Der Herzog hatte vollkommen Recht.

1782. wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte. Aber dem Befehle, ihm alle ſeine poetiſchen Produkte zu zeigen, Genüge zu leiſten, war Schiller'n unmöglich, und ſeine Weigerung wurde natürlicher Weiſe nicht wohl aufgenommen. Kein einſichtiger und wohlwollender Vermittler fand ſich, und eine off'ne, freie Discuſſion war in dieſem Verhältniſſe nicht leicht möglich."

Schiller's erſte Reiſe nach Mannheim war glücklicher Weiſe unentdeckt geblieben. Aber ein anderer Umſtand ſollte den Herzog plötzlich an die Räuber erinnern. In den beiden Ausgaben des Stückes, in der dritten Scene des zweiten Aktes, fand ſich in der Rede Spiegelberg's nach den Worten: „auch gehört dazu noch ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes Spitzbubenklima," die Stelle: „und da rath' ich dir, reiſ' du in's Graubündtner Land, das iſt das Athen der heutigen Gauner." Schwerlich war dieß ein „damals in Schwaben gebräuchlicher Volksausdruck," wohl aber waren die Schwaben, Volk und Regierung, auf die Schweizer überhaupt, und umgekehrt, nicht ſonderlich gut zu ſprechen; die ſchweizeriſchen Regierungen lagen mit den württembergiſchen Cenſurbehörden beſtändig im Streite, und die gegen Württemberg gerichteten Schriften wurden dafür in der Schweiz gedruckt. So ſcheint die Feder des Dichters von einer kleinen Nationalrancune geführt worden zu ſeyn. Die Graubündtner nahmen dies übel auf, und man

beſchwerte ſich von dort aus im Hamburger Correſponden- 1782.
ten über die Stelle. Nun fand ſich in Ludwigsburg ein niedrig denkender Menſch, wie es ſcheint ein perſönlicher Feind Schiller's, der Garteninſpektor Walter (Verfaſſer eines noch jetzt ſehr verbreiteten Gartenbuches), welcher ſich durch eine Angeberei das Bürgerrecht in Graubündten zu verdienen hoffte. Er ſetzte ſich mit dem Verfaſſer des Artikels im Correſpondenten in briefliche Verbindung und rühmte ſich gegen denſelben in ſeiner ungebildeten Sprache, wie folgt: „Ich hatte nicht ſobald Ihre Apologie vor Bünden geleſen, ſo machte ich ſogleich Anſtalt, daß es auch mein Souverain bekam. Dieſer verabſcheute das Betragen ſehr, ließ ſolchen vor ſich rufen, wäſchte ſolchen über die Maßen, bedeutete ihm bei der größten Ungnade, niemals weder Komödien noch ſonſt was zu ſchreiben! ſondern allein bei ſeiner Medicin zu bleiben."

Walter verdient unter den Verräthern des Geiſtes ſo gut ſeine Stelle, wie jener niederträchtige Beamte, der den unglücklichen Schubart nur fünf Jahre früher von Ulm nach Blaubeuren in die Falle gelockt hatte. Auch fürchtete ſich Schiller fortan vor einem ähnlichen Schickſale. Sein Freund, der Tonkünſtler Zumſteeg, war der erſte, der ihn, durch Verhältniſſe und Connexionen bei mächtigen Familien eingeführt, von der Gefahr unterrichtet hatte, in welcher er ſchwebe. Nach dem ſtrengen Ver-

1782. weiſe des Herzogs ſchrieb er an einen Freund in Mannheim, wahrſcheinlich an den Schauſpieler Beil: „Ich denke längſt in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geiſt feſſelnde Kuratel ſetzen möchte, mündig geweſen zu ſeyn; das Beſte iſt, daß man ſolchen plumpen Feſſeln ausweichen kann; mich wenigſtens ſollen ſie nie drücken, und ich eile nächſtens, in der gewiſſen Ueberzeugung, eine Freiſtatt zu finden, in Ihre Arme.“ Noch beſtimmter ſpricht er ſich in einem Brief an einen andern, uns unbekannten Freund aus: „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme; man möchte mir am Ende gar in Hohenaſperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweiſen. Man redet von beſſerer Ausbildung, die ich bedürfen ſoll. Es kann ſeyn, daß man mich in Hohenaſperg anders bilden würde; aber man laſſe mich nur immerhin bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern im geringeren, aber mir gefälligeren Grade beſitzen will; denn ſo verdanke ich ſie doch meinem freien Willen und der — Zwang verachtenden — Freiheit.“ Und ſpäter noch ſchreibt Schiller: „Die Räuber koſteten mich Familie und Vaterland. Mitten im Genuſſe des erſten verführeriſchen Lobes, das unverhofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, unterſagte man mir in meinem Geburtsorte, bei Strafe der Feſtung, zu ſchreiben.“

Vergebens hatte ſich Schiller mit der Bemerkung ver-

theidigt, „daß er die den Graubündtnern mißfällige Rede nicht 1782.
als eine Behauptung aufgeſtellt, daß er ſie dem ſchlechteſten von allen Räubern in den Mund gelegt; es blieb bei der Weiſung, daß er alles weitere in Druck geben ſeiner Schriften, wenn es nicht mediciniſche wären, zu unterlaſſen und ſich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten, ſich bloß auf ſeinen Beruf als Arzt und auf die Stadt, worin er lebe, einſchränken ſollte.

Dieſer harte Befehl traf den Jüngling gerade, und deßwegen um ſo härter, im Strudel neuer Unternehmungen und Plane. In Rouſſeau hatte er geleſen, „daß der Charakter des Fiesko einer der merkwürdigſten ſey, welche die Geſchichte aufzuweiſen habe," und er hatte dieſes Charakters ſchon in ſeiner mediciniſchen Probeſchrift gedacht. „Entſchieden," ſagt Hoffmeiſter, „wurde die Wahl dieſes dramatiſchen Stoffes hauptſächlich dadurch, daß dieſer Gegenſtand der Grundidee ſeiner Räuber ſo nahe lag." Er machte zu dieſen neuen Stücken, während er gleichzeitig an einer mediciniſchen Doktorsdiſſertation arbeitete, gerade die eifrigſten hiſtoriſchen Studien, und wenn es auch nicht möglich iſt, was Scharffenſtein behauptet, daß er das Schauſpiel ſchon halbfertig aus der Karlsakademie gebracht habe, ſo zweifelte er doch gegen Dalberg (1. Apr. 1782) nicht, „daß er zu Ende dieſes Jahres die Verſchwörung von Genua vollendet ſehe, woran er ſchon einen großen Theil vorausgearbeitet habe."

1782. Dieſer Stoff verdrängte in ſeiner Seele den Götz von Berlichingen, an deſſen Umarbeitung er ſich gerne gewagt hätte, wenn er es hätte können, ohne Göthe zu beleidigen. Neben ſeiner neuen dramatiſchen Arbeit hatte Schiller, als das Verbot des Herzogs an ihn erging, ſich eben auch mit Profeſſor Abel und ſeinem Freunde Peterſen zur Herausgabe des „württembergiſchen Repertoriums," das an die Stelle von Haug's „ſchwäbiſchem Magazin" treten ſollte, vereinigt, und es erſchienen von dieſer Zeitſchrift drei Hefte, in welchen ſich von Schiller ſelbſt, unter verbergenden Chiffern, ein Aufſatz über das gegenwärtige deutſche Theater, ein anderer, der Spaziergang unter den Linden, eine Novelle, die Selbſtrezenſionen der Räuber aus der Anthologie, ſowie einige andere Beurtheilungen befinden.*

Unter dieſen Beſchäftigungen überraſchte ihn das Verbot des Herzogs und beſtürmten ihn Unannehmlichkeiten aller Art. Durch den Selbſtverlag der Anthologie war die Schuld des Räuberdramas auf 200 Gulden erhöht worden, ſein mäßiger Gehalt als Regimentsmedicus deckte kaum die täglichen Bedürfniſſe; von einer wiederholten Reiſe nach Mannheim zur zweiten Aufführung der Räuber (25. Mai 1782), wohin ihn Freundinnen ſeiner Muſe begleiteten, und wo ihm Bewunderung und Liebe entgegenflog, kam er an der Grippe krank und äußerſt verſtimmt in ſeine Vaterſtadt zurück, und ſchrieb, kaum

* Bei Hoffmeiſter findet man Ausführlicheres darüber.

geneſen, an ſeinen Gönner Dalberg (4. Juni 1782), daß 1782.
durch dieſe glücklichſte Reiſe ſeines Lebens „Stuttgart und alle ſchwäbiſchen Scenen ihm unerträglich und eckelhaft geworden. Unglücklicher kann bald Niemand ſeyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch ſelbſt Gefühl genug für das Verdienſt eines beſſeren Schickſals, und für beides nur eine Ausſicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie ſchnell ſich ihr edelmüthiges Herz entzündet, wann Mitleid und Menſchenliebe es auffordern; ich weiß, wie ſtark Ihr Muth iſt, eine ſchöne That zu übernehmen, und wie warm Ihr Eifer, ſie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen Sie angebetet werden, haben es mir mit Enthuſiasmus vorhergeſagt, aber es war dieſe Verſicherung nicht nöthig, ich habe ſelbſt, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr geleſen. Dieſes macht mich nun auch ſo dreiſt, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schickſal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In dieſem Norden des Geſchmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich ſonſt glücklichere Sterne und ein griechiſches Clima zum wahren Dichter erwärmen würden.“ Er hoffte von ſeinem Gönner Hülfe durch einen oder zwei Briefe an den Herzog; und da Dalberg „weniger

1782. Schwierigkeit in der Art ihn zu Mannheim zu employiren, als in dem Mittel, ihn von Stuttgart weg zu bekommen" zu finden ſcheine, ſo gab er ihm in einer Beilage drei Gründe an die Hand, durch welche er bei ſeinem Fürſten „ſeine Entſchwäbung" bewirken ſollte, indem dieſe vor der Hand nur als ein temporärer Aufenthalt beim Mannheimer Nationaltheater dargeſtellt würde.

Schiller erhielt auf dieſen hingebenden Brief eine „gnädige" aber nicht befriedigende Antwort. Am 15. Juli ſchrieb er dem Freiherrn wieder, und erzählt ihm, daß er wegen ſeiner letzten Reiſe nach Mannheim vierzehn Tage in Arreſt geſperrt worden, und daß er mit ſeinem Landesherrn deßwegen eine perſönliche Unterredung gehabt. „Wenn E. E. glauben, daß ſich meine Ausſichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen laſſen, ſo wäre meine einzige Bitte, ſolche zu beſchleunigen. Warum ich dieſes jetzt doppelt wünſche, hat eine Urſache, die ich keinem Brief anvertrauen darf . . . ." Weiter meldet ihm nun Schiller, daß ſein Fiesko bis in die Mitte des Auguſt fertig werde. Dann folgt die merkwürdige Stelle: „die Geſchichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinſel eines Dramatikers, und iſt vielleicht eines von den nächſten Sujets, das ich bearbeiten werde." Man ſieht daraus, daß Schiller ſeinem kalten und ungetreuen Gönner wenigſtens Eins verdankte — die Idee zum Don Carlos. —

Jener Brief ſcheint unbeantwortet geblieben zu ſeyn. 1782.
Inzwiſchen wurde des Dichters Lage immer drückender und die Ungnade des Herzogs, der ihm vor ſeinem Arreſt den Degen perſönlich abzugeben befohlen, immer entſchiedener. Sein Dichtergenius, der den Vorſchlag, ſeinen Fürſten durch ein Lobgedicht zu verſöhnen, mit Widerwillen von ſich wies, konnte es in dieſer Lage nicht mehr aushalten.

Aber auch auf Schiller's Charakter wirkte das Mißverhältniß des Geſchickes zu ſeinem Rufe nicht vortheilhaft, und ſelbſt in dieſer Beziehung darf von ſeiner Flucht in die Welt, die ſich nun vorbereitete, und von aller Noth, die mit derſelben begleitet war, geſagt werden: „Es war ihm zum Heile, es riß ihn nach oben.“ Ein unbekannter, bisher wenig beachteter Zeitgenoſſe ſchildert die Stimmung unſeres Dichters in dieſer Periode als eine menſchenfeindliche, und wendet auf ihn deſſen eigene Worte an: „die ſchonende Delikateſſe des Umgangs machte einem gebieteriſchen, entſcheidenden Tone Platz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung der perſönlichen Erhabenheit gegründet war.“ Je gekränkter er ſich vom Schickſale fühlte, um ſo ſtolzer wurde der junge Dichter; eine Schaar Bewunderer, aus unbedingten Freunden gebildet, umgab ihn, und was nicht in dieſen Ton einſtimmte, ſchien ihm, weil es nicht im Augenblicke für ihn war, wider ihn zu

1782. ſeyn. Sein Ruhm, meinte er, ſollte alle Hinderniſſe, ſelbſt die des äußerlichen Fortkommens, auf einmal beſiegen. Um dieſer Wirkung nachzuhelfen, wurden ſogar jene kleinlicheren Miteel, durch welche die Ruhmſucht den eigenen Namen auf die Bahn zu bringen weiß, nicht verſchmäht. So intereſſant, ja ſo uneigennützig Schiller's anonyme Selbſtkritiken in mancher Beziehung erſcheinen, ſo ganz er ſich von ſeinen Werken mochte iſoliren können, ſobald er ſie der Oeffentlichkeit übergeben hatte, ſo ſcheinbar kalt und parteilos ſein Urtheil über ſich ſelbſt, wie das eines fremden Kunſtrichters lautete, ſo wurde dieß ganze Verfahren doch gewiß hauptſächlich von dem Beſtreben veranlaßt, von ſich, als literariſcher Perſon, reden zu machen, und hinter der Maske der Unparteilichkeit verbarg ſich Eigenliebe genug, und Abſicht wie Gabe, bei einer Abrechnung von Tadel und Lob, den Ueberſchuß des letztern gehörig geltend zu machen.* Daneben benützte er ſein Repertorium, wie gleichzeitig die Anthologie, nicht nur ſich ſelbſt

---

* Anonyme Selbſtrezenſion der Anthologie (Bei Boas II, 322): „Acht (Gedichte) an Laura gerichtet, in einem eigenen Tone, mit brennender Phantaſie und tiefem Gefühl geſchrieben, unterſcheiden ſich vortheilhaft von den übrigen. Aber überſpannt ſind ſie alle und verrathen eine allzumbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine ſchlüpfrige, ſinnliche Stelle in platoniſchen Schwulſt verſchleiert. Das Gedicht an Rouſſeau, die Elegie auf einen Jüng-

hervorzuheben, ſondern literariſche Feindſchaft auf nicht 1782.
ganz ungehäſſige Weiſe zu üben. So ſcheute er ſich z. B. nicht, einen ſeiner edelſten Lehrer, vielleicht für eine unbedeutende Zurechtweiſung Rache nehmend, auf eine hämiſche

---

ling u. ſ. w. enthalten ſtarke, kühne und wahr poetiſche Züge. Zärtlich, weich und gefühlvoll ſind die Kindsmörderin, der Triumph der Liebe (wahrſcheinlich auf ..... Veranlaſſung der Nachfeier der Venus von Bürger geſchrieben) an mein Täubchen, an Minna u. ſ. w. In einigen andern, als z. B. dem Fragment an einen Moraliſten, vorzüglich den Kaſtraten und Männern, der Vergleichung, und einigen Sinngedichten fällt ein ſchlüpfriger Witz und Petroniſche Unart auf. Einige darunter ſind launig und ſatiriſch ..... doch ſehr oft iſt der Witz auch gezwungen und ungeheuer. Im Ganzen ſind faſt alle Gedichte zu lang, und der Kern des Gedankens wird von langweiligen Verzierungen überladen und erſtickt..... Deſſen ungeachtet hat dieſe Sammlung manche ihrer Schweſtern in Schatten geſtellt, und zu wünſchen wäre es immer, daß Deutſchland mit keiner ſchlechtern heimgeſucht würde .... Dieſe Anthologie ſcheint ſich jedoch, wenn ſie die Abſicht hätte, jedermänniglich zu gefallen, ſchlimm betrogen zu finden: denn der darin herrſchende Ton iſt durchaus zu eigen, zu tief, zu männlich, als daß er unſern zuckerſüßen Schwätzern und Schwätzerinnen behagen könnte."

Auſſerdem daß Alles, was hier geſagt iſt, beſſer von einem Andern geſagt worden wäre, ſieht man auch aus dieſer Selbſtbeurtheilung, wie in Sachen der Poeſie es ſo etwas ganz andres iſt um's Wiſſen, als um's Können.

1782. und ungutmüthige Weiſe in einer literariſchen Beurtheilung zu verletzen.

Wäre der Dichter lang in dieſer geiſtig gedrückten Lage geblieben, ſo hätten jene Unarten, welche bald in der hohen Schule der Weltweisheit verwiſcht wurden, die er in doppeltem Sinne, im praktiſchen wie im theoretiſchen durchzumachen ſich genöthigt ſah und gedrungen fühlte, leicht zu einem Charakterfehler verwachſen können, den er freilich mit vielen Literaten getheilt hätte, welche Uebermuth, Selbſtlob und unedle Rache bis zum Ekel üben, ohne daß ſie darauf denken, dieſe Jugendſünden durch unſterbliche Werke in Vergeſſenheit zu bringen.

Die Vorſehung ſorgte durch das erziehende Schickſal dafür, daß an dem großen Geiſte keine entſtellende Mackel haften blieb. In dem Augenblicke, wo, wie er ſelbſt ſpäter ſchrieb, noch der Ausſpruch der Menge ſein ſchwankendes Selbſtgefühl lenkte, wo das warme Blut des Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer floß, wo tauſend einſchmeichelnde Ahnungen künftiger Größe ſeine ſchwindelnde Seele umgaben, und der göttliche Nachruhm in ſchöner Dämmerung vor ihm lag, hatte ſie beſchloſſen, ihn zu enttäuſchen, und reichte ihm anſtatt des Taumelkelches der Luſt und des Ruhms den Wermuthsbecher der Noth und der Entbehrung.

Schiller's Flucht.

Seit achtzehn Monaten hatte Schiller unter den 1782.
jungen Bewunderern seiner Muse an dem Tonkünstler Andreas Streicher, einem gebornen Stuttgarter, der nur zwei Jahre jünger war, als der Dichter, einen zärtlichen und aufopferungsfähigen Freund gewonnen, und „durch seine reizende und anziehende Persönlichkeit, die gegen ihn nirgends etwas Scharfes und Abstoßendes blicken ließ," dessen ganze Seele eingenommen. Diesem vertraute er unverholen den Widerwillen an, mit welchem er nach der letzten Mannheimer Reise sich Stuttgart wieder genähert hatte; er machte ihn auch zum Vertrauten von Dalbergs wahren oder vermeintlichen Versprechungen, er schwelgte mit ihm in der lange nicht aufgegebenen Hoffnung, daß der am pfälzischen Hofe, welcher im besten Einvernehmen mit dem württembergischen stand, viel vermögende Mann, der auch dem Herzoge schon einen italienischen Hofpoeten von Mannheim zugesandt, seinen Landesherrn darüber besänftigen werde, daß bei Aufführung der Räuber das Stuttgarter Theater übergangen worden; er schüttete seinen Unmuth über die getäuschte Erwartung, wie über die demüthigenden Weisungen des Herzogs in den Busen des Freundes aus. Endlich theilte er ihm den Entschluß mit, noch einmal heimlich nach Mannheim zu

1782. reiſen, und von dort aus dem Herzog ſchriftlich darzulegen, wie durch das ergangene Verbot ſeine ganze Exiſtenz vernichtet ſey, und ihn um die Bewilligung einiger Punkte zu bitten, die er für ſein beſſeres Fortkommen unerläßlich glaubte. Die Hoffnung der Gewährung ſtützte ſich auf des Herzogs freundliches Verhältniß zu Schiller's Vater, und auf die auch dem Sohne ſo oft bezeugte Gnade und Zufriedenheit ſeines Fürſten, unter deſſen Augen er zum Knaben und Jünglinge herangereift, von dem er erzogen worden war, zu dem er weniger in einem Dienſtverhältniſſe, als in der Stellung eines Sohnes zum Vater zu ſtehen glaubte. Mißlang aber auch dieſer letzte Verſuch, ſo konnte er freilich nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren. Dann aber erwartete er wenigſtens von Dalberg, welcher in ihm nicht mehr den herzoglichen Unterthan zu ſcheuen hätte, mit offenen Armen empfangen und ſofort — ein Dichter, wie Er — als Theaterdichter in Mannheim angeſtellt zu werden.

Auch ein Gefährte zur Flucht war gefunden. Sein Freund Streicher hatte für folgendes Frühjahr eine Reiſe nach Hamburg projektirt, um bei Bach die Muſik zu ſtudieren; er verlegte dem Dichter zulieb ſeinen Plan mit der Mutter Einwilligung vorwärts. Der Vater Schiller durfte um die Sache nicht wiſſen, um nöthigen Falls ſein Officierswort verpfänden zu können, daß er von dem Vorhaben des Sohns nicht gewußt. Aber Schillers Mutter ward,

mit Hülfe der ältern Schweſter, die ganz auf Seiten des 1782.
Bruders war, von Allem unterrichtet.

Die Ausführung dieſes Entſchluſſes wurde durch die Umſtände erleichtert und beſchleunigt. Schon zu Anfange des Monats Auguſt erblickte man in Stuttgart und der Umgegend nichts als Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfange des Großfürſten Paul von Rußland, und der Nichte des Herzogs Carl, ſeiner ſchönen jungen Gemahlin. Um die Mitte Septembers trafen dieſe hohen Gäſte ein und benachbarte Fürſten mit einer Anzahl von Fremden warteten ihrer. Die Prachtliebe des Herzogs entfaltete ſich in ihrem ganzen Glanze; aus den Marſtällen drängten ſich Züge der herrlichſten Pferde, und prangten vor die glänzendſten Equipagen geſpannt: aus allen Jagdrevieren des Landes waren ſechstauſend Hirſche in den von Wachtfeuern umſtellten Wald, der das Luſtſchloß Solitude umgibt, zuſammengetrieben worden; ſie ſollten eine Anhöhe hinauf gejagt und gezwungen werden, ſich in einen See zu ſtürzen, in welchem ſie aus einem eigens dazu erbauten Luſthauſe von den erlauchten Fürſten nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Allen ſolchen Herrlichkeiten verſchloß ſich das Gemüth unſers Dichters; er ſah in ihnen nur die Mittel, ſeinem Kerker unbemerkt zu entfliehen. Die ganze Kraft ſeines Geiſtes war auf das neue Drama Fiesko gedrängt, das noch vor der Reiſe vollendet werden ſollte. Nächte durch

1782. arbeitete er — denn auſſer dem Plane war kaum die Hälfte des Stückes niedergeſchrieben — aber am Morgen erheiterten ſich ſeine von Schlafloſigkeit erhitzten Augen, wenn er ein ſchönes Stück vollendeter Arbeit überſah und ſeinem künftigen Reiſegefährten neue Scenen oder einen in der Nacht entſtandenen Monolog vorleſen konnte.

Unter den zu Stuttgart angekommenen Fremden war auch der Freiherr von Dalberg und die Gattin des Regiſſeurs Meier vom Mannheimer Theater. Schiller wartete dem erſten auf und ſah auch die letztere öfters, aber er ſchwieg gegen beide. Er wollte, da ſein Entſchluß gefaßt war, nicht durch Zweifel beläſtigt, nicht durch Beweiſe eines ungewiſſen Erfolgs widerlegt werden. Mit der Mannheimer Freundin und Streicher beſuchte er — denn die Zeit drängte — auch das Elternhaus auf der Solitude noch einmal. Die Hausfrau erſchien bedrückt vom Entſchluſſe des Sohnes, über welchen ſie ſich nicht äuſſern durfte, der unbefangene Vater zählte mit Wichtigkeit die bevorſtehenden Feſtlichkeiten auf. Der Sohn verließ die Geſellſchaft mit der Mutter und kehrte nach einer Stunde ohne ſie mit rothen Augen zurück. Die große Luſtjagd ſollte, mit Schauſpiel und Beleuchtung auf dem Schloſſe, am 17ten September vor ſich gehen. Dieß entſchied über den Reiſeplan der Jünglinge. Sie zogen die Nachricht ein, daß an dieſem Tage Schillers alte Grenadiere, die ihn gut von Angeſicht kannten, die Thorwache nicht haben

würden, und ſo ward die Abreiſe von Stuttgart auf den 1782.
Abend des 17ten September feſtgeſetzt.

Die bürgerliche Kleidung, hinter welche ſich der Regimentsarzt verſtecken wollte, Wäſche und einige Bücher, darunter Haller und Shakſpeare, waren allmählig von dem Freunde aus Schillers Wohnung hinweg gebracht worden; am letzten Vormittag um zehn Uhr ſollte auch alles übrige gerüſtet ſeyn. Aber der Dichter behielt ſein Recht bis zur letzten Stunde. Als Schiller von ſeinem letzten Lazarethbeſuche acht Uhr Morgens zurückgekehrt war, fielen ihm beim Zuſammenſuchen der Bücher Klopſtocks Oden in die Hände; eine Lieblingsode regte ihn auf; in dem entſcheidenden Augenblicke fing er an zu dichten ſtatt zu packen und der eingetretene und treibende Freund mußte vor allen Dingen die Ode und das friſch gedichtete Gegenſtück anhören.

Am Nachmittag endlich war Alles in Ordnung; ein paar geladene aber gichtbrüchige Piſtolen wurden, die eine in den Koffer, die andere in den Wagen gelegt; drei und zwanzig Gulden ſteckte Schiller, acht und zwanzig Streicher in die Taſchen; zwei Koffer und ein kleines Clavier ſaßen hinter dem Wagen und um zehn Uhr Nachts rollte dieſer von Schleichers Wohnung ab und dem Eßlingerthore zu, dem dunkelſten von Allen, wo ein bewährter Freund Schillers, (war es Scharffenſtein oder Kapff?) — als Lieutenant die Wache hatte. — Halt — Wer da — Unteroffizier heraus!

1782. ſchallte es unheimlich am Thore. „Doctor Ritter und Doctor Wolf, beide nach Eßlingen reiſend" — war die Antwort der Flüchtlinge, die nun ungehindert an der lichtloſen Wachtſtube des Officiers, deren Fenſter weit offen ſtanden, vorbei und mit beklommenen Herzen in's Freie und auf Umwegen der ludwigsburger Heerſtraße zu fuhren. Wie die erſte Anhöhe hinter ihnen lag, kehrte ihnen erſt Unbefangenheit und Sprache wieder. Es war Mitternacht, als ſie links von Ludwigsburg eine hohe Röthe am Himmel erblickten, und ſobald der Wagen in die Linie der Solitude kam, glänzte ihnen auf eine Meile Entfernung das Schloß mit allen Nebengebäuden im Schimmer der Beleuchtung wie eine Feenwohnung entgegen. In der reinen Luft war Alles ſo ſcharf umgränzt, daß Schiller ſeinem Gefährten die Elternwohnung zeigen konnte. Ein unterdrückter Seufzer, ein leiſes „o meine Mutter" begleitete ſeine raſche Bewegung im Wagen.

Ankunft in Mannheim. Roth. Frankfurt und Oggersheim.

Gegen zwei Uhr Morgens hatten ſie die Station Enzweihingen erreicht. Hier war es, daß während der Raſt ſich die Reiſenden an Schubarts handſchriftlichen Gedichten ergötzten, und Schiller ſeinem Freunde „die Fürſtengruft"

vorlas, die der unglückliche Gefangene mit der Beinkleider- 1782.
ſchnalle der naſſen Kerkerwand eingegraben hatte. Nach acht Uhr Morgens athmeten die Fliehenden leichter; die pfälziſche Gränze war erreicht. Das düſtere Gemüth Schillers erheiterte ſich. „Sehen Sie," rief er, zu ſeinem Begleiter gekehrt, „ſehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angeſtrichen ſind! Ebenſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung!"

Abends neun Uhr waren die Reiſenden in Schwezingen, und da Mannheim, als Feſtung, ihnen für dieſen Tag verſchloſſen war, wurde hier übernachtet, und am andern Morgen die beſte Kleidung aus den Koffern hervorgezogen, um ſich durch ſcheinbaren Wohlſtand Achtung zu verſchaffen. Ihre Herzen waren voll Hoffnung: die Theaterdirection, die ſo viel Vortheil von den Räubern gezogen, konnte ihren Dichter nicht entbehren; Fiesko mußte noch in dieſem Jahre aufgeführt werden; eine freie Einnahme, oder ein beträchtliches Honorar deckte nun auf lange alle Bedürfniſſe.

Aber in Mannheim verbarg der Theaterregiſſeur Meier ſein Staunen nicht, da er den jungen Dichter, den er in Feſte und Zerſtreuungen verſunken, zu Stuttgart in Geſellſchaft ſeiner Frau dachte, als Flüchtling vor ſich ſtehen ſah. Der Weltmann widerſprach nicht, nur beſtärkte er den jungen Freund, dem er mit ſeinem Begleiter für eine nahe Wohnung ſorgte, und den er zu Tiſche behielt,

1782. in dem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden, dessen Festlaune benützt werden müsse. Nach dem Essen setzte sich Schiller im Nebenzimmer an den Schreibtisch und entwarf eine Zuschrift an den Herzog Carl, deren unzweifelhaftes Concept wir jetzt besitzen. „Das Unglück eines Unterthanen und eines Sohnes" schrieb er, „kann dem Fürsten und Vater niemals gleichgültig seyn. Ich habe einen schrecklichen Weg gefunden, das Herz meines gnädigsten Herrn zu rühren, da mir die natürlichen bei schwerer Ahndung untersagt worden sind." Der Briefsteller erinnert nun seinen Herrn an das bekannte Verbot und erklärt, daß die Verzweiflung ihn auf die Flucht getrieben. Er glaubte es „seinen Talenten und der Welt, die sie schätzte, schuldig zu seyn, eine Laufbahn fortzusetzen, auf welcher er kein gewöhnliches Glück zu machen, und seinem durchlauchtigsten Erzieher, der ersten Quelle seiner Bildung, Ehre zu erwerben, die gewisseste Aussicht hatte."

„Da ich bisher," fährt er fort, „nach dem Urtheil Anderer mich als den ersten und einzigen Zögling E. H. D. kannte, der die Augen der großen Welt angezogen hatte, so fürchtete ich mich um so weniger, meine Gaben in Ausübung zu bringen, und setzte allen Stolz, alle Kräfte darauf, dasjenige Werk zu seyn, das den Meister lobte. Daß ich eine Laufbahn verlassen soll, welche mir ausserdem, daß sie mein Einkommen um ein Großes vermehrt, den Weg der Ehre öffnet, fiel mir allzuhart, als

daß ich nicht das Letzte gewagt haben ſollte, das Herz 1782.
meines durchl. Fürſten und Vaters zu rühren. Ich mußte befürchten, in Strafe zu fallen, wenn ich das Verbot übertreten und E. H. D. ſchreiben würde, darum bin ich hierher geflüchtet, feſt überzeugt, daß nur das Bild meines Unglücks dazu gehört, das Herz E. H. D. zur Gnade zu lenken....."

Die Hauptgedanken dieſes Briefes hatte Schiller einem früheren ſchon am 1ſten September abgefaßten Schreiben entlehnt, das er an ſeinen Fürſten entworfen, aber wie es ſcheint, nicht abgeſchickt hatte, und deſſen Concept uns nun gleichfalls gerettet iſt. Aus der Stelle, die ſeine pecuniären Hoffnungen berührte, erſieht man, in welchen Täuſchungen der Dichter ſich bei ſeiner Ankunft in Mannheim noch wiegte.

Dieſes Schreiben wurde einem Briefe an ſeinen Regimentschef, den General Augé, der die Hauptpunkte enthalten mochte, welche Streicher als Inhalt des Schreibens an den Herzog ſelbſt anführt, beigelegt und an dieſen abgeſendet. Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die mündliche Antwort des Herzogs durch einen Brief des Generals ein, „daß, da Se. Herzogl. Durchlaucht bei Anweſenheit der hohen Verwandten jetzt ſehr gnädig wären, Schiller nur zurückkommen ſolle;" eine ziemlich troſtloſe Aeußerung, die auf ſpätere Anfragen einfach wiederholt wurde.

1782. Den Tag nach Schillers Eintreffen in Mannheim war auch Madame Meier von Stuttgart zurückgekommen; dieſe ſorgte recht mütterlich für den Dichter. Ihre Angſt, daß ihm nachgeſetzt oder ſeine Auslieferung verlangt werden könnte, ſchlug Schiller mit ſeiner feſten und gerechten Zuverſicht auf die Großmuth ſeines Herzogs nieder. Doch fand man es rathſam, daß der Flüchtling ſich nicht öffentlich zeigte, und auf ſeine Wohnung und das Meierſche Haus beſchränkt blieb.

In dem letztern bereitete ſich jetzt die Vorleſung des Fiesko vor, und eines Nachmittags verſammelten ſich gegen vier Uhr auſſer Iffland, Beil, Beck, mehrere Schauſpieler; man ſetzte ſich um einen großen runden Tiſch, der Verfaſſer ſchickte eine kurze Erzählung der Geſchichte voran und begann zu leſen. Sein treuer Freund Streicher feierte ſchon im Stillen den Triumph, wie überraſcht dieſe Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen anſahen, über die vielen ſchönen Stellen gleich in den erſten Scenen ſeyn würden; er erwartete den tiefſten Eindruck. Aber der erſte Akt, unter gröſter Stille geleſen, ärntete kein Zeichen des Beifalls; kaum war er zu Ende, als Beil ſich entfernte und die Geſellſchaft ſich über die Hiſtorie des Fiesko, oder über Stadtneuigkeiten unterhielt. Auf die gleiche Weiſe erging es dem zweiten Akt, und weiter gedieh die Vorleſung nicht. Erfriſchungen und ein Bolzenſchießen, zu dem auf den Vorſchlag eines Schauſpielers Anſtalt getroffen wurde,

machten ihr ein Ende. Alles verlief ſich und nur Iffland 1782.
blieb mit den Freunden zurück. Meier aber zog den jungen Freund Schillers, der ſich von ſeiner innerlichen Entrüſtung gar nicht erholen konnte, in's Nebenzimmer, und fragte: „Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wiſſen Sie gewiß, daß es Schiller iſt, der die Räuber geſchrieben?“ Auf die zwiefache betheuernde Bejahung dieſer wiederholten Frage, und eine ſtaunende Gegenfrage antwortete der Schauſpieldirektor: „Ich fragte — weil der Fiesko das allerſchlechteſte iſt, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich iſt, daß derſelbe Schiller, der die Räuber geſchrieben, etwas ſo Gemeines, Elendes ſollte gemacht haben.“ Und dabei blieb er. „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesko geſchrieben, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft, und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, ſchwülſtiges, unſinniges Zeug hervorbringen.“

Aeuſſerſt verſtimmt, nahm Schiller zeitig mit ſeinem Gefährten Abſchied; erſt zu Hauſe lüftete er ſeinen Aerger, über Neid, Kabale, Unverſtand der Schauſpieler klagend. Wenn er nicht als Schauſpieldichter angeſtellt, wenn ſein Trauerſpiel nicht angenommen werde, ſo erklärte er ſich entſchloſſen, ſelbſt als Schauſpieler aufzutreten, indem eigentlich doch Niemand ſo deklamiren könne, wie er.

Am andern Morgen ſuchte Streicher Herrn Meier wieder auf, der ihn mit dem Ausruf empfing: „Sie haben

1782. Recht! Fiesko iſt ein Meiſterſtück, und weit beſſer bearbeitet, als die Räuber. Aber wiſſen Sie auch, was Schuld daran iſt, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeſte Machwerk hielten? Schillers ſchwäbiſche Ausſprache, und die verwünſchte Art, wie er Alles deklamirt! Er ſagt Alles in dem nämlichen, hochtrabenden Tone her, ob es heißt: er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptſtelle ſeines Helden iſt!"

Mit der frohen Botſchaft, daß das Trauerſpiel vor den Ausſchuß und bald auf die Bretter kommen werde, eilte, alles andre verſchweigend, der Freund zum Freunde. Indeſſen wurde, da Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte, dem Rathe der Freunde gemäß, die immer noch ein Auslieferungsgeſuch von Stuttgart fürchteten, nach wochenlangem Verweilen in Mannheim von den beiden Genoſſen eine Reiſe über Darmſtadt nach Frankfurt beſchloſſen und zwar eine Fußreiſe, da ihr kleines Capital kaum noch für zwölf Tage reichte, und Schiller aus verſchiedenen Gründen ſich an die Eltern nicht wenden konnte. Streicher aber ſchrieb an ſeine Mutter um einen Zuſchuß von dreißig Gulden. Das Unentbehrlichſte in der Taſche, ſchlugen die Reiſenden nach Tiſche den Weg über die Rheinbrücke ein und trafen am andern Abend in Darmſtadt ein, wo die Reveille um Mitternacht den armen, dem Rollen der Trommel eben erſt entflohenen Dichter unangenehm aus ſeinen Träumen rüttelte. Der heitere Morgen ſetzte die müden

Füße der Freunde wieder in Bewegung; Schiller fühlte 1782.
ſich während des ganzen Marſches unwohl; nicht mehr ferne von Frankfurt mußte er ſich, matt und erblaßt, unter Waldgeſträuch in's Gras niederlegen. Streicher ſetzte ſich neben ihn auf einen abgehauenen Baumſtamm und hütete mit banger Freundesſorge den ſchlummernden Dichter. Zwei Stunden lang ſtörte die Ruhenden Niemand; endlich weckte ein den einſamen Fußſteig gehender Werbeofficier mit höflichem Gruße den Schläfer, der geſtärkt erwachte. Beim Austritt aus dem Walde winkte ihnen das alterthümliche Frankfurt, und war in einer Stunde erreicht.

Die Armuth wies den Freunden ihre Wohnung in Sachſenhauſen an, wo der Mainbrücke gegenüber Koſt und Wohnung mit dem Wirthe Tag für Tag bedungen wurde. Das erſte, was Schiller vom Schlafe geſtärkt am andern Morgen unternahm, war ein Brief an Dalberg, den er, wie ſein Freund Streicher ſagt, „mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen" ſchrieb.

„.... Sobald ich Ihnen ſage," ſteht in dieſem Brief, „ich bin auf der Flucht, ſo hab' ich mein ganzes Schickſal geſchildert. Aber noch kommt das Schlimmſte dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand ſetzten, meinem Mißgeſchick Trotz zu bieten .... Ich ging leer hinweg, leer in Börſe und Hoffnung. Es könnte mich ſchamroth machen, daß ich Ihnen ſolche Geſtändniſſe thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig

1782. genug, daß ich auch an mir die gehäſſige Wahrheit beſtätigt ſehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abſpricht.“ Und nun bittet er den Gönner freimüthig um Unterſtützung; er kann ſeinen Fiesko vor drei Wochen nicht theaterfertig liefern, weil ſein Herz ſo lange beklemmt war, weil das Gefühl ſeines Zuſtandes ihn gänzlich von dichteriſchen Träumen zurückriß. Nun verſpricht er ſein Stück nicht nur fertig, ſondern auch würdig auf jenen Termin zu liefern, bittet aber auch um gütigen Vorſchuß des Preiſes, denn er hat noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen; das macht ihm mehr Sorge, als wie er ſich durch die Welt ſchleppen ſoll; er hat ſo lange keine Ruhe, bis er ſich von der Seite gereinigt hat. Am Ende bittet er nur um einen Vorſchuß von 100 Gulden. „Schnelle Hülfe iſt Alles, was ich jetzt noch denken und wünſchen kann.“ In ſeltſamem Vorgefühle der Antwort zeichnete er „mit entſchiedener Achtung,“ ſo ziemlich das Wenigſte, was man einem vornehmen Herrn geben kann, „als ſeiner Excellenz wahrſter Verehrer Friedrich Schiller.“

Die ſchwerſte Laſt war mit dieſem Schreiben von ſeinem Herzen gewälzt. — Sein Auge, erzählt Streicher, wurde feuriger, ſeine Geſpräche wurden belebter, ſeine Gedanken, bisher immer mit ſeinem Zuſtande beſchäftigt, wendeten ſich jetzt auch auf andere Gegenſtände. Auf der Mainbrücke überſahen die Freunde mit Luſt die abgehenden und ankommenden Schiffe; der heiterſte Abendhimmel ſpiegelte ſich im

gelben Strom. „Schiller's überſtrömende Einbildungskraft 1782.
gab dem geringſten Gegenſtand Bedeutung und wußte die kleinſte Nähe an die weiteſte Entfernung zu knüpfen.“ Mit der Heiterkeit des Gemüths kehrte dem ganz vom Geiſte Abhängigen auch die Eßluſt wieder; vor allem aber das Bedürfniß zu produciren. Nach einer leichten Abendmahlzeit ließ ſich aus ſeinem Schweigen, aus ſeinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Sein Freund betrachtete ihn mit einer heiligen Scheue und verhielt ſich ſo ſtill als möglich. Erſt am andern Abend entdeckte ihm Schiller, daß ſeit der Abreiſe von Mannheim ſeinen Geiſt ein bürgerliches Trauerſpiel „Louiſe Millerin“ beſchäftige; und ſchon nach vierzehn Tagen waren ganze Scenen von „Kabale und Liebe“ niedergeſchrieben. Den Plan zu dieſem Stücke hatte er, nach der Verſicherung ſeiner Schwägerin, ſchon im Militärarreſte zu Stuttgart entworfen. Dort ſind jedenfalls die Motive des Stücks zu ſuchen und leicht zu finden.

Am dritten Morgen, bei Beſichtigung der Stadt Frankfurt, beſuchten die Freunde auch einige Buchläden. In einem derſelben fragte Schiller, der die Maske des Dr. Ritter ſeit der Barriere von Stuttgart nicht abgelegt hatte, nach dem Abſatze der Räuber. Die Antwort fiel ſo günſtig aus, daß der Verfaſſer, in freudiger Ueberraſchung, ſein Incognito brach, und von dem Buchhändler mit ſtaunenden, zweifelnden Augen gemeſſen wurde. Getröſtet kehrte

1782. der Glückliche nach Hauſe. „Muth und Selbſtgefühl," ſagt ſeine Schwägerin, „waren ihm zurückgekehrt, und die Ahnung, daß ſein Name die Bühnen Europa's füllen werde, trug ihn, gleich einer ſanft einhüllenden Wolke, über die düſtre Gegenwart hinweg."

Inzwiſchen war die Poſt einigemal vergeblich beſucht worden, und erſt am fünften Tage ſtreckte man ihnen das an Dr. Ritter überſchriebene Paket entgegen. Es waren Freundesbriefe aus Stuttgart, die zur größten Vorſicht riethen, bekleidet von einem Briefe Meiers. Nur dieſen nahm Schiller unerbrochen nach Sachſenhauſen zurück und wollte hier allein die angenehme Nachricht, die er erwartete, herausleſen. Zu Ende mit dem Schreiben blickte er gedankenvoll durch das Fenſter hinab auf die Mainbrücke, und nur ſein verdüſtertes Auge, ſeine veränderte Farbe kündigten die getäuſchte Hoffnung an. Endlich ſprach er. Dalberg leiſtete den Vorſchuß nicht, weil Fiesko in dieſer Geſtalt für das Theater unbrauchbar ſey; bevor er ſich weiter erklären könne, müſſe erſt die Umarbeitung vorgenommen ſeyn.

Der Freund bewunderte in dieſem kritiſchen Augenblicke die Mäßigung und den Anſtand Schillers über eine ſolche Verſagung. „Er bewies auch hierin ſein reines, hohes Gemüth. Er ließ nicht die geringſte Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über ſeine Lippen: ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene

Antwort.“ Noch immer baute er einige Hoffnung auf seinen 1782.
Fiesko; um wohlfeiler leben zu können, beschloß er sich Mannheim und den dortigen hülfreichen Freunden wieder zu nähern. Aber die armen Wanderer waren nach Frankfurt gebannt; „denn bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht.“ Die von Schleichers Mutter erbetene Hülfe war auch noch nicht eingetroffen. In der Noth suchte Schiller ein ziemlich langes, bald darauf verloren gegangenes Gedicht „Teufel Amor,“ hervor, mit welchem er selbst sehr zufrieden schien und das der Freund schon aus wiederholter Vorlesung kannte. Damit ging Schiller zu einem Buchhändler, vielleicht demselben, der ihn gestern bewundert hatte: — aber er kam ganz mißmuthig zurück, denn er hatte fünfundzwanzig Gulden verlangt und der Krämer nur achtzehn geboten; Schiller aber wollte lieber Noth leiden, als seine Poesie an einen Knicker, der sie nicht schätzte, wegwerfen.

Endlich kamen die dreißig Gulden für Streicher an, als der Reichthum der Verbrüderten nur noch in Scheidemünze bestand. Der aufopfernde Freund verzichtete auf seinen Hamburger Plan; schon am andern Morgen fuhren beide auf dem Marktschiffe nach Mainz, bewunderten am andern Tage als Fußwanderer „den ächt deutschen Eigensinn, mit welchem Rhein und Main auch vereinigt die blaue und gelbe Farbe getrennt halten,“ stärkten sich in Nierenstein mit dem Wein der Ritterromane, dessen

1782. Ruf ſie größer fanden, als ſeinen Geſchmack, und deſſen Kraft ſie als einen wahren „Herzenströſter" erſt erkannten, als er ihre müden Füße im Freien wieder beflügelte, und kamen endlich, die letzte Station zu Wagen, in Worms an.

Hier beſchied ſie am andern Morgen ein Brief Meiers nach Oggersheim in die Herberge zum Viehhof, wo ſie Nachmittags mit dem Meier'ſchen Ehepaar und zwei Verehrern des Dichters zuſammentrafen. Schiller erhielt von Meier die Verſicherung, daß der Fiesko unbezweifelt aufgenommen werde, ſo bald er um mehrere Scenen abgekürzt, und der fünfte Akt ganz beendigt ſey. Schiller ſah ſein auf Dalberg geſetztes Vertrauen durch neue Ausflüchte vereitelt. Dennoch ließ er keine Spur von Empfindlichkeit blicken. „Mit der freundlichen, männlichen Art, die ihm im Umgange ganz gewöhnlich war," leitete er das Geſpräch auf Beſtimmung des Orts, wo er das Stück am ruhigſten ausarbeiten könnte, und Oggersheim ſelbſt, nur eine Stunde von Mannheim gelegen, wurde dazu am tauglichſten befunden. Die von Madame Meier dem Reiſenden behändigten Briefe von Stuttgart empfahlen noch immer die möglichſte Verborgenheit. Schiller wurde deßwegen ſofort auf's Neue umgetauft, vor dem Wirthe mit Doctor Schmidt angeredet und als ſolcher inſtallirt, indem Koſt und Wohnung auch hier auf den Tag bedungen ward.

Der Abend trennte die Gesellschaft. Am andern 1782.
Morgen kam Koffer und Clavier aus Mannheim. Die nächsten acht Tage verließ Schiller, ganz mit seinem bürgerlichen Trauerspiele beschäftigt, das seinem Dichtergeiste keine Ruhe ließ, nur auf Minuten das Zimmer. Sein Freund versüßte ihm die langen Herbstabende mit Clavierspiel, denn er wußte von Stuttgart her, daß die Musik alle Affecte in ihm in Bewegung zu setzen vermochte. Wie erwünscht war es ihm, „seine Begeisterung unterhalten, und das Zuströmen der Gedanken dem Dichter erleichtern zu können.“ Schiller aber richtete schon am Mittagstische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an ihn: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?“

Gleich der Entwurf des neuen Stückes war auf die eigentliche Persönlichkeit der Mannheimer Schauspieler angelegt, und die Freunde freuten sich im Voraus, wie naivdrollig Herr Beil den Musicus Miller darstellen werde. Inzwischen trat dem Dichter der Plan immer bestimmter hervor, und er ruhte nicht, bis die Gestalt des Ganzen zum Voraus entschieden war. Erst nach Wochen konnte er die gewünschten Veränderungen im Fiesko vornehmen, ohne daß er jedoch über den Schluß mit sich einig zu werden vermochte; denn in der Geschichte ertrinkt der Held durch einen untragischen Zufall. Nur die Nothwendigkeit trieb ihn nach einem Monate zur Vollendung.

1782. Der Aufenthalt in Oggersheim hatte wenig Angenehmes für den Dichter; die flache Gegend ſagte dem an Gebirge gewöhnten Württemberger nicht zu; ſein rauher Wirth quälte Frau und Tochter, die ſanft und freundlich waren, mit ſeiner heftigen Gemüthsart. Nur der Krämer des Orts, Derain mit Namen, beſaß einige Bildung; er trieb Politik, Literatur und Aufklärung des Landvolkes zum Nachtheile ſeines Handels, um den er ſich, bei einigem Vermögen, wenig bekümmerte; ſein Gemüth war von der edelſten Art, und eine große Beſcheidenheit machte ſeinen Umgang angenehm. Dieſer Mann war durch einige Blätter der verworfenen Recenſion des Fiesko und der Skizzen zur Millerin, welche der Wirthin in die Hände fielen, auf den jungen Fremden aufmerkſam geworden, denn die Frau hatte dem Handelsmanne, bei welchem ſie durch ein geliehenes Buch manchmal Troſt für ihre häusliche Leiden ſuchte, die Manuſcripte, deren Sprache ihr ganz neu war, mitgetheilt; er aber brachte den Fund zu ſeinem Freunde, dem Kaufmann Stein in Mannheim, der eine ſehr reizende, und in der ſchönen Literatur bewanderte Tochter hatte. Streicher war an dieſes Haus empfohlen und das ſchöne Mädchen ſchmeichelte ihm ſein Geheimniß ab, in das ſofort auch Herr Derain gezogen wurde, der die Bekanntſchaft des jungen, und doch ſchon ſo berühmten Mannes, unter Gelobung der tiefſten Zufriedenheit machen zu dürfen bat. Seine Freundſchaft war für Schiller in den trüben,

nebligen Novemberabenden eine wahre Erquickung, und dauerte auch in den nächstfolgenden Jahren noch fort. 1782.

Das Gericht über Fiesko.

Endlich war, in den ersten Tagen des November, Fiesko für das Theater umgearbeitet, und ihm der tragische Schluß gegeben, der sich am nächsten an die historische Wahrheit anschloß. Kurz zuvor hatte Streicher, da mit dem October die kleine Baarschaft zu Ende ging, um den Rest seines Hamburger Reisegeldes an die Mutter geschrieben. Das alles sollte Dalbergs Honorar ersetzen. Ruhig und zufrieden ging deßwegen Schiller nach der Stadt, um Herrn Meier das fertige und in's Reine geschriebene Manuscript einzuhändigen, denn er glaubte nun dem Ende seiner Bedrängnisse entgegen zu sehen. Da jedoch auf Meiers Mittheilung acht Tage lang keine Nachricht von Dalberg einlief, so entschloß er sich, an diesen kalten Gönner, der sich seither so wenig um den Dichter der Räuber bekümmert hatte, daß er ihm erst seinen Aufenthaltsort melden mußte, am 16 November von Oggersheim aus zu schreiben und ihm zu sagen, „wie er seit acht Tagen in der größten Erwartung lebe, wie Se. Excellenz den Fiesko befänden!" — „Es sollte ein ganzes, großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes werden." Damit mochte der Theaterdirektion,

1782. meinte er, dem Schauſpieler und Zuſchauer ſchon ein Ziemliches zugemuthet ſeyn. Freilich: dürfte er das Stück ohne Rückſicht auf den Theaterzweck, nach ſeinem Sinne herausgeben, ſo würde es durch die Herausnahme einer einzigen Epiſode in ein einfacheres Theaterſtück zuſammenſchmelzen. — Am Schluſſe des Briefes bat er, wenn nicht um eine Entſcheidung über die Theaterfähigkeit, doch um das Urtheil des Dramaturgiſten.

Am Abende dieſes Tages, als Schiller mit ſeinem Gefährten über die Schwelle des Meier'ſchen Hauſes zu Mannheim trat, fand er die dortigen Freunde in der größten Beſtürzung. Vor kaum einer Stunde war ein württembergiſcher Officier bei ihnen geweſen, der ſich angelegentlich nach dem Dichter erkundigt hatte. Allen ſchwebte Schubarts Schickſal vor der Seele, und während die Gefahr beſprochen wurde, klingelte es an der Hausthüre; Schiller rettete ſich mit Streicher durch eine Tapetenthüre in das anſtoßende Cabinet. Ein Bekannter des Hauſes tritt ein, und meldet erſchrocken, daß der Officier auch auf dem Kaffeehauſe ſehr ſorglich nach Schillern gefragt, er ihm aber darauf zur Antwort gegeben habe, daß Schiller längſt nach Sachſen abgereist ſey. Die Geflüchteten kamen aus ihrem Verſtecke hervor, aber nach Oggersheim zurückzukehren, ſchien ſo wenig rathſam, als in Mannheim zu bleiben. Endlich ſchaffte eine beſonnene Frau Rath. Madame Curioni, die Aufſeherin im Palais des Prinzen

von Baden, erbot ſich mit der anmuthigſten Güte, die 1782
Freunde, ſo lange die Gefahr dauerte, dort zu verbergen. Hier wurde ihnen ein geſchmackvolles Aſyl angewieſen, und ſie befanden ſich in einem Zimmer, das mit Lebruns Alexanderſchlachten in Kupferſtichen geziert war, ganz vortrefflich. Am andern Morgen wagte ſich Streicher aus dem Palaſt, und erfuhr durch den für die Freunde treulich beſorgten Meier, daß der Officier keine Aufträge an das Gouvernement gehabt, und ſchon am vorigen Abend abgereist ſey.

Erſt nach Schillers Entfernung löste ein Brief ſeines Vaters das Räthſel. Der Fremde war ein akademiſcher Freund Schillers, der Lieutenant und Adjutant von Koſeritz (nicht Koſewitz)*, der auf einer Reiſe den alten Bekannten argloſer Weiſe aufſuchen wollte.

Die Lage des durch eine, zwar unnöthige, Angſt gewarnten Dichters ſchien indeſſen ſo unſicher, daß unter Zuſtimmung aller anweſenden Freunde von ihm beſchloſſen wurde, ſobald der Fiesko angenommen wäre, nach Sachſen, oder eigentlich Franken, zu reiſen, wo die Vorſehung für eine neue Zufluchtsſtätte des Landesflüchtigen

* Im württembergiſchen Militär erſcheinen zwei Herrn von Koſeritz; der ältere, wahrſcheinlich hier gemeinte, ſtarb als Generallieutenant, der jüngere als Oberſt oder Oberſtlieutenant; natürlicher Sohn eines Herrn von K. war der berüchtigte Verſchwörer Lieutenant Koſeritz, der, begnadigt, ſeine Schande nach Amerika trug, und dort geſtorben iſt.

1782. geſorgt hatte. Eine edle Dame, die Freifrau von Wolzogen, von deren drei auf der Akademie ſtudierenden Söhnen ſich der älteſte, Wilhelm von Wolzogen, ſpäter auf's innigſte an den Dichter anſchloß, war mit dem jungen Schiller ſchon in Stuttgart näher bekannt geworden, und nahm auch jetzt innigen Antheil an ſeinem Schickſal. Sie lebte, Mutter von vier Söhnen und einer Tochter, in beſchränkten Glücksumſtänden, auf ihrem Familiengute Bauerbach, eine Stunde von Meiningen, wo ſie ſich ein kleines Haus gekauft hatte, da das Gut mit der Herrſchaftswohnung dem älteren Bruder zugefallen war. Als Schiller dieſer mütterlichen Freundin nach ſeinem Arreſte den Vorſatz, von Stuttgart zu entfliehen, anvertraut hätte, bot dieſe ihm ſchon damals die Verborgenheit ihres einſamen Aufenthalts in dem abgeſchiedenen Waldthale an, von welcher der bedrängte Dichter jetzt Gebrauch zu machen, und ſich an Frau von Wolzogen deßwegen zu wenden beſchloß. „Während das Wohl ihrer eigenen Söhne in des Herzogs Hand lag, wagte ſie viel, wenn ſie den Verfolgten in ihr Haus aufnahm, aber ihre großmüthige Freundſchaft berechnete nicht."

Sobald der Dichter dieſen Entſchluß gefaßt hatte, regte ſich die ſchmerzliche Sehnſucht, die Seinigen noch einmal zu ſehen, in der Seele des Verbannten. Sichtbar iſt die Bewegung in dem Briefchen, das er am 19. Nov. der Poſt anvertraute: „Beſte Eltern," ſchrieb er, „da ich

gegenwärtig zu Mannheim bin, und in fünf Tagen auf immer weggehe, so wollte ich mir und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns noch zu sprechen. Heute ist der 19., am 21. bekommen Sie diesen Brief, wenn Sie also unverzüglich von Stuttgart weggehen, so könnten Sie am 22. zu Bretten im Posthause seyn, welches ungefähr halbwegs von Mannheim ist, und wo sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Christophine könnten am füglichsten, und zwar unter dem Vorwande, nach Ludwigsburg zu Wolzogen zu gehen, abreisen. Nehmen Sie die Fischerin Wolzogen auch mit *, weil ich beide auch noch, vielleicht zum letztenmale, die Wolzogen** ausgenommen, spreche [d. h. sprechen möchte]. Ich gebe Ihnen ein Carolin Reisegeld, aber nicht bälder*** als zu Bretten. An der schnellen Befolgung meiner Bitte will ich 1782.

---

* Die Fischerin Wolzogen gibt keinen Sinn. Schiller hat entweder geschrieben: die Fischerin und Wolzogen, oder: die Fischer und die Wolzogen. Wer ist nun diese Fischer oder Fischerin, die Schiller vielleicht zum letztenmale so gern gesprochen hätte? Fischer war der Wittwenname der Hauptmannsfrau, bei der er in Stuttgart zuletzt gewohnt hatte, der Name Laura's. Wir entscheiden nichts.

** Die Brüder Wolzogen. Er dachte dabei an Bauerbach.

*** Schiller, durch seine Meisterwerke ein Gesetzgeber unserer Sprache, entwöhnte sich sehr spät der schwäbischen Provincialismen, wie auch seine vier ersten Dramen beweisen.

1782. erkennen, ob Ihnen noch theuer ist — Ihr ewig dankbarer Sohn Schiller."

Ob diese Zusammenkunft, zu welcher der gute Sohn und Bruder den letzten Pfennig hergeben wollte, bewerkstelligt worden ist, bezweifeln wir. Streicher schweigt ganz davon. Inzwischen war nach fünf Tagen noch keine Antwort von Dalberg da, und erst gegen Ende Novembers folgte der lakonische Entscheid: „daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sey, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne."

Schiller fühlte sich in allen seinen Hoffnungen durch diese Abweisung betrogen, ja zerschmettert. Es war klar: der engherzige Höfling, der den Dichter für sein Theater gerne ausgebeutet hätte, zog sich mit dem Augenblicke von ihm zurück, als ihn Schillers Ungnade bei seinem Hofe, und der Ruf eines Rebellen, den sich der Dichter in höheren Kreisen erworben hatte, bei Fürsten und Standesgenossen compromittiren konnte; er war zu feige, dieß dem Dichter rund herauszusagen, und zu geizig, ihn troz seines Reichthums, aus eigenen Mitteln zu unterstützen. Der mißhandelte Dichter aber war zu edel und zu stolz, um sein Gefühl über eine solche Behandlung zu verrathen. Er begnügte sich gegen den Ueberbringer der abschlägigen Antwort, Herrn Meier, zu äußern: er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sey.

Ein Jahr ſpäter erhielt er aus den Theaterprotokol- 1782.
len die genugthuende Ueberzeugung, daß im Ausſchuſſe der gröſßte Schauſpieler auf ſeiner Seite geweſen war. Hier fand ſich Iffl ands Vorſchlag eingezeichnet, „obwohl dieſes Stück für das Theater noch einiges zu wünſchen laſſe, auch der Schluß deſſelben nicht die gehörige Wirkung zu verſprechen ſcheine, ſo ſey dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von ſo ausgezeichneter Gröſße, daß die Intendanz hiermit erſucht werde, dem Verfaſſer als Beweis der Anerkennung ſeiner außerordentlichen Verdienſte eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu laſſen." —

Streichers Reiſegeld war verbraucht, und auch der Gedanke peinigte den Unglücklichen, daß dieſer Freund in ſein böſes Schickſal verflochten, daß er aufgeopfert ſey, denn im Augenblick war an keinen Erſatz zu denken. Was Schiller für ſich ſelbſt thun konnte, war, daß er auf der Stelle dem Buchhändler Schwan ſeinen Fiesko antrug. Dieſer bewunderte die Dichtung; aus Furcht vor den Nachdruckern jedoch glaubte er den gedruckten Bogen nicht höher honoriren zu können, als mit einem Louisd'or. Aber auch dieſes Honorar ſcheint nicht auf der Stelle flüſſig geworden zu ſeyn, denn da die Freunde ſich in Oggersheim aufgezehrt, und der Dichter in der Noth ſelbſt ſeine Uhr verkauft hatte, mußten ſie die letzten vierzehn Tage auf Borg leben, und es ward beſchloſſen,

1782. daß Streicher ſchon jetzt nach Mannheim ziehen ſollte, wo er vor der Hand ſich fortzubringen gedachte; ſo daß Schiller die letzten traurigen acht bis zehn Tage allein zu Oggersheim verblieb.

Für den Fiesko, welchen er ſeinem Lehrer Abel in Stuttgart widmete, erhielt er mit eilf Louisd'or nur gerade ſoviel als zur Tilgung ſeiner Wirthshausſchuld, zur Anſchaffung unentbehrlichen Geräthes und zur Bauerbacher Reiſe nothdürftig hinreichte. Um ſich nicht auf der Mannheimer Poſt zeigen zu dürfen, ſollte Schiller von Meier und einigen Freunden in Oggersheim abgeholt werden. Dieſe fanden ihn über dem Packen ſeiner wenigen Habſeligkeiten beſchäftigt, und, nachdem alles entſchieden war, unerwartet ruhig und gefaßt. Bei einer Flaſche Wein, die er reichen ließ, erwärmten ſich die Herzen, dann fuhr man in tiefem Schnee nach Worms, wo ſie im Poſthauſe von einer wandernden Truppe die Ariadne auf Naxos aufführen ſahen. Die Mannheimer Schauſpieler lachten über dieſe Armſeligkeit, denn der Theaterdonner wurde mittelſt eines Sackes voll Kartoffeln hervorgebracht, den man in einen großen Zuber ausſchüttete. Schiller aber erblickte den Tempel der Muſe überall, und ſah, in ſich verloren, mit ernſtem, tiefen Blick auf das Theater, als hätte er Aehnliches nie geſehen, oder ſollte es zum letztenmale ſchauen.

Nach dem Abendeſſen ſchieden die Mannheimer Freunde

und mit ihnen Streicher von dem Dichter, jene unbefangen 1782.
und redſelig, wie ſie denn auch nachher über ſeine leichtſinnige und unbegreifliche Flucht ohne Schonung urtheilten, und zu ſpät daran dachten, durch welche Bequemlichkeiten ihm die harte Winterreiſe hätte erleichtert werden können. Sie, die an ſeinem Ruhm auf den Brettern gezehrt, wollten jetzt nicht begreifen, daß Schiller lieber Poet ſeyn mochte, als ein Arzt mit guter Praxis. Erſt Iffland brachte ſie auf würdigere Gedanken.

Streicher hatte für ſeinen geliebten Freund beim Abſchied keine Worte; keine Umarmung wurde gewechſelt; ein ſtarker, langer Händedruck war das einzige Zeichen der Liebe, mit dem ſie ſchieden. Aber noch nach fünfzig Jahren erfüllte es jenen mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdachte, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutſchlands edelſten Dichter allein und im Unglück hatte zurücklaſſen müſſen.

Aufenthalt in Bauerbach.

Als Schiller an einem Decemberabende des Jahres 1782 unter den Ruinen des alten Schloſſes Henneberg aus tiefem Schnee die Lichter der zerſtreuten Häuſer ſchimmern ſah, die das Dörfchen Bauerbach bilden, fühlte er ſich, nach einem Briefe an Schwan (8. Dec.), „wie ein Schiffbrüchiger, der ſich mühſam aus den Wellen gekämpft

1782. hat," und ganz in der Verfaſſung, ſeiner Seele zu leben; er wollte den Winter über nur Dichter ſeyn, dann aber ernſtlich und für immer zum Studium der Medicin zurückkehren. Eben ſo glücklich und vergnügt ſchrieb er ſeinem Freunde Streicher unter gleichem Datum: „Das Haus meiner Wolzogen iſt ein recht hübſches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermiſſe... Ich kam Abends hierher (Sie müſſen wiſſen, daß es von Frankfurt aus fünfundvierzig Stunden war), zeigte meine Briefe auf, und wurde heimlich in die Wohnung der Herrſchaft abgeholt, wo man Alles aufgeputzt, eingeheizt und ſchon herbeigeſchafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntſchaften machen, weil ich entſetzlich viel zu arbeiten habe. Die Oſtermeſſe mag ſich Angſt darauf ſeyn laſſen."

So genügſam hatte den guten Dichter das Elend gemacht; denn in der That war er aus dem geſegneten Schwaben und den lachenden Ebenen der Pfalz in die karge Natur unwirthlicher Berge verſetzt, in eine Gegend, die, wie ſein nachmaliger Schwager Reinwald in Meiningen ſich ausdrückt, mehr der Stelle gleicht, wo Irions Rad ſich immer an Einem Orte umdreht, als einer Dichterinſel. — „Aber der Hauch der Freiheit," ſchreibt Schillers Schwägerin, „war Schillern wohlthätig, und ſeine Phantaſie gefiel ſich in den Bildern der Einöde zwiſchen den ſchroffen Felsabhängen, über denen die dunkeln Wälder hingen."

1783. Vor allen Dingen dachte er darauf, ſeine Mann-

heimer Angelegenheiten zu ordnen. Schwan ſollte den 1783.
Druck ſeines Fiesko beſchleunigen, und zu dem Ende in vierzehn Tagen Vorrede und Zuſchrift haben; eine Anweiſung an Streicher ſollte die Zeche auf dem Viehhofe, ſo wie andere ausgelegte Kleinigkeiten berichtigen. Sobald ſich ſeine Ausſichten verſchönerten, wollte er an dieſen Freund thätig denken. So zeigte er ſich in allen ſeinen Verhältniſſen höchſt ehrenhaft.

„Ein halbes Jahr," erzählt uns ſeine Biographin, „lebte er größtentheils mit ſich und der Natur, unbekannt und unerkannt von Seiten des Geiſtes, in den rauhen Umgebungen. Ein einziger Freund in Meiningen, Reinwald, der in der Folge ſein Schwager wurde, kannte die Lage des geheimnißvollen Fremdlings; dieſer, als Bibliothekar, verſorgte ihn mit Büchern, und beſuchte ihn auch zuweilen. Mit dem Verwalter des Guts ſpielte er Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm. Auf einer dieſer Wanderungen durch die Wälder hatte er eine ſonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegſamen Pfade durch den Tannenwald, zwiſchen wildem Geſtein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Momenten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf dieſem Platze vor Jahren an einem reiſenden Fuhrmanne verübt wurde, deſſen Leichnam hier eingeſcharrt ſey." —

Lotte von Wolzogen und der Dichter.

1783. So lebte Schiller, nur in der farbigen Region der Dichtung Luſt und Abwechslung findend, auf ſeiner literariſchen Wartburg, in poetiſche Arbeiten und Entwürfe vertieft, doch nicht ganz ohne Sehnſucht nach der geſelligen Welt. Zwar hatte er ſich in dieſer arg betrogen gefunden, und die Erfahrungen, die er gemacht, hatten ihm gegen Streicher in dem angeführten Briefe die bittere Aeußerung abgepreßt: „wenn man die Menſchen braucht, ſo muß man ein H.....t werden, oder ſich ihnen unentbehrlich machen, Eines von Beiden oder man ſinkt unter.“ Und dennoch verlangte ihn in ſeiner Einſamkeit bald wieder nach dieſen Menſchen. Als daher im Januar 1783 ſeine mütterliche Freundin, Frau von Wolzogen, mit ihrer Tochter Charlotte von Stuttgart, wo ſie ihrer Söhne wegen wohnte, auf kurze Zeit nach Sachſenmeiningen kam, und auch einige Tage in Bauerbach verweilte, flog ihr ſein ganzes Herz entgegen, und als ſie ſich wieder auf ein anderes Gut in der Gegend entfernt hatte, ſchrieb er ihr unter anderm am 4. Januar: „Seit Ihrer Abweſenheit bin ich mir ſelbſt geſtohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lang in die Sonne geſehen. Sie ſteht noch vor ihm, wenn er das Auge längſt davon weggewandt. Er iſt für jede geringere Strahlen

verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, dieſe ange- 1783.
nehme Täuſchung auszulöſchen. Auf die Bekanntſchaft Ihres Freundes freue ich mich als auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es iſt, daß ich edle Menſchen finde. Dieſe müſſen mich mit dem ganzen Geſchlechte wieder verſöhnen, mit welchem ich mich beinah' überworfen hätte. Es iſt ein Unglück, meine Beſte, daß gutherzige Menſchen ſo leicht in das entgegengeſetzte Ende geworfen werden, den Menſchenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade ſo ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendſten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen habe." Der Freund, auf den er ſich freute, ſcheint ein Prediger in Walldorf, dem Stammgute der Familie, geweſen zu ſeyn, wo ſich Frau von Wolzogen bei ihrem Bruder, dem Oberhofmeiſter von Marſchalk aufhielt und von Schiller bald darauf beſucht wurde. Als er wieder zu Hauſe war, ſchrieb er ihr am 10. Januar: „Es iſt ſchrecklich, ohne Menſchen, ohne irgend eine mitfühlende Seele zu leben; aber es iſt auch ebenſo ſchrecklich, ſich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Beſtand hat, nothwendig einmal ſich losreißen und verbluten muß. Ich falle in eine düſtere Laune und muß abbrechen."

Dieſe leidenſchaftliche Stimmung des Jünglings gegen eine alte Frau müßte unnatürlich erſcheinen, wenn wir

1783. nicht wüßten, daß eine keimende Neigung zu der liebenswürdigen Tochter, die ſchon in dieſem Briefe zutraulich „die gute Lotte" von ihm genannt wird, dahinter verborgen war. Nur daraus erklärt ſich auch das feindliche Mißtrauen, das ſich vorübergehend ſeiner plötzlich gegen die edle Freundin bemächtigen konnte, ſo daß er, als Frau von Wolzogen wieder einen Augenblick in Bauerbach erſchienen war, vier Tage nach jenem zärtlichen Briefe aus Bauerbach entwichen, von einem uns unbekannten Orte, H.... aus, den 14. Jänner in einem wahren Räubersparoxysmus an ſeinen Freund Streicher nach Mannheim ſchreiben konnte: „So bin ich doch der Narr des Schickſals! Alle meine Entwürfe ſollen ſcheitern! Irgend ein kindsköpfiſcher Teufel wirft mich wie ſeinen Ball in dieſer ſublunariſchen Welt herum. Hören Sie nun! Ich bin, wenn Sie dieſen Brief empfangen, nicht mehr in Bauerbach. Erſchrecken Sie aber nicht; ich bin vielleicht beſſer aufgehoben!.... Lieber Freund, trauen Sie Niemand mehr, die Freundſchaft des Menſchen iſt das Ding, das ſich des Ruhmes nicht verlohnt. Wehe dem, den ſeine Umſtände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob, das letztere war diesmal nicht. Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte, ein Werkzeug im Plane meines künftigen Glückes zu ſeyn — aber — ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder *vorgingen*, und *dieſe* müßten es

unſtreitig entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme. 1783.
Das war mir genug. So ſchrecklich es mir auch iſt, mich wiederum in einem Menſchen geirrt zu haben, ſo angenehm iſt mir wieder dieſer Zuwachs an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr riſſen mich erwünſcht aus dem Handel. Durch die Bemühung meines ſehr erprobten Freundes bin ich einem jungen Herrn von Wrmb * bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann, und vielleicht eine Fortſetzung liefern wird. Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter...! Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als ein Dichter vom erſten Range figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als Narr, und nunmehr iſt das für mich Eins. Ich ſoll mit meinem Wrmb dieſen Winter auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringer Walde, dort ganz mir ſelbſt und der Freundſchaft leben, und, was das beſte iſt, ſchießen lernen; denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen ſoll....."

Dieſer Brief voll Kavaliersgedanken, der mit Schillers Charakter in vieler Beziehung nicht übereinſtimmt, ſcheint, nach einem Gelage mit ſeinem improviſirten

---

* So ſchreibt Schleicher. Bei Frau v. Wolzogen heißt er Wurmb.

1783. Freunde Wrmb geſchrieben, und glücklicher Weiſe verflogen Stimmung und Plane wie der Schaum im Champagnerglaſe. Die Eiferſucht, die ihn plötzlich in der Schweſter des Thüringer Barons einen Engel und in dieſem ſelbſt auch einen Boten des Himmels, und nicht wieder „fremde Menſchenhülfe" erblicken ließ, führte die Feder dabei. Sein neueſter Biograph, Hoffmeiſter, macht die ſehr treffende Bemerkung zu dieſer Geſchichte, daß heroiſche Gemüther eigentlich für das Unglück gemacht ſind und in glücklichen Verhältniſſen verlieren. So zeigte auch Schiller in Mannheim eine feſtere und ruhigere Haltung als in Bauerbach.

Inzwiſchen war alles bald wieder ins Gleiche gebracht; vielleicht hatte der Baron ſelbſt durch ſein Betragen dafür geſorgt, dem verblendeten Dichter die Augen zu öffnen, wiewohl dieſer ihn auch ſpäter von Mannheim aus (12. Sept. 1783) „ſeiner ewigen Achtung" verſichern ließ. Noch vor dem 25. Januar war Schiller wieder in Bauerbach und ſchmiedete, in Eintracht mit ſeiner alten Freundin, einen oſtenſibeln Brief an Wilhelm von Wolzogen, der die Nachforſchung nach Schillers Aufenthalt irre leiten ſollte, von Frankfurt am Main datirt war, und in welchem ſtand: „Ich reiſe nach Amerika, und dies ſoll mein Abſchiedsbrief ſeyn." Ein anderer Brief war angeblich von Hannover aus an Frau von Wolzogen in demſelben Sinne geſchrieben, daß er geleſen würde. In dieſem Briefe fand ſich, unter vielem ſinnreich und wahrſcheinlich Erlogenem,

wie z. B. ſcheinbaren Beziehungen auf Laura, doch etwas, 1783.
das Schillern, viel mehr als die Luſt, im frei gewordenen Amerika mit ſiedenden Adern einige Sprünge zu machen, Ernſt war: „Sie haben mich," ſchreibt er, „in Ihrem letzten Briefe gebeten, den Herzog in Schriften zu ſchonen, weil ich doch (meinen Sie) der Akademie viel zu verdanken hätte. Ich will nicht unterſuchen, wie weit dem ſo iſt, aber mein Wort haben Sie, daß ich den Herzog von Würtemberg nie verkleinern werde; im Gegentheil hab' ich ſeine Partei gegen Ausländer ſchon hitzig genommen."

Schwerlich hätte dieſe überzuckerte Pille ihre Wirkung gethan, wenn der Herzog die Briefe aufgefunden hätte. Uebrigens war er großmüthig genug, auf keinerlei Weiſe jemals die geringſte Vorkehrung treffen zu laſſen, um ſeinen entflohenen Zögling wieder in ſeine Gewalt zu bekommen und zu beſtrafen. „Ich habe," ſchrieb Schillers Vater am 8. Dezember 1782 an Schwan nach Mannheim, „hier noch nicht das Geringſte bemerkt, daß Seine Herzogl. Durchlaucht ſich entſchließen ſollten, meinen Sohn aufſuchen und verfolgen zu laſſen. Auch iſt deſſen Poſten längſt wieder beſetzt, ein Umſtand, der merklich zu erkennen gibt, daß man meinen Sohn entbehren kann."

In demſelben Briefe zürnt der alte Schiller auf eine recht väterliche Weiſe über die Flucht ſeines Sohnes: „Er hat ſich ſelbſt," ſagt er, „durch ſein unzeitliches Weggehen, wider ſeiner wahren Freunde Rath, in ſeine gegenwärtige

1783. Lage verſetzt, und es wird ihm an Leib und Seele gut ſeyn, wenn er ſie empfindet, und dadurch für die Zukunft klüger gemacht wird. Ich befürchte jedoch nicht, daß er Mangel am Nothdürftigen leiden ſollte, denn in ſolchem Falle würd' ich ihn nicht laſſen können."

Zu Ende Januars hatte Frau von Wolzogen Bauerbach mit ihrer Tochter wieder verlaſſen; Schiller ſandte ihr am 1. Februar 1783 einen herzlichen Brief nach, aus welchem wir zugleich erfahren, daß auch an ſeine Eltern eben ein Brief fort gewandert, welchen er ſie durch mündliche Erzählung zu ergänzen bittet. Aber gerade während der Abweſenheit von Mutter und Tochter befeſtigte ſich die Neigung zu der letztern im Herzen des in der Abgeſchiedenheit für ſolche Eindrücke beſonders empfänglichen Dichters und die Eiferſucht ſchürte fortwährend an der kleinen Flamme. Er erfuhr, daß ein Fremder aus Stuttgart Abſichten auf das Fräulein habe, und von der Mutter ſelbſt, daß dieſer Herr ſich nicht abhalten laſſe, mit ihr nach Meiningen zu reiſen. Ein ausführliches Schreiben an Frau von Wolzogen vom 27. März läugnet gar nicht, daß ihn die Gleichgültigkeit, womit die Mutter dieſen Umſtand berührt, in die äußerſte Befremdung ſetze. „Wenn ſich Herr von .... mit ihnen in M. einfinden ſollte, ſo iſt es durchaus unmöglich, daß ich Ihre Ankunft erwarten kann. Laſſen Sie ſich dieſe Nachricht nicht beſtürzen, liebe Freundin, und gönnen Sie mir ruhiges Gehör. Ganz

Meiningen weiß, daß ſich ein Württemberger in Bauer- 1783.
bach aufhält, daß dieſer ein ſehr guter Freund von Ihnen iſt, und daß er ſich mit Schriften beſchäftigt.... Man war ſchon lange begierig, dieſem verkappten „Ritter" auf die Spur zu kommen; man hat ſogar wegen einiger Aeußerungen des vorigen Herzogs auf den wahren gerathen. Nehmen Sie nun dieſes Alles zuſammen und laſſen Sie beſagten Herrn nach M. kommen.... Ich gebe ihnen zu bedenken, ob eine Perſon, die, ſo wie jener Herr, von unſerm Thun und Laſſen unterrichtet iſt, die mehr als tauſend andere neugierig iſt, und vorzüglich neugierig auf meine Schickſale iſt... Bei der ausgeſtreuten Erdichtung ſtehen bleiben werde.... ob er der Mann iſt, der in das Geheimniß gezogen werden darf? Ich erkläre ihnen entſchloſſen und offenherzig, daß ich das Letztere niemals zugeben werde. Ich will ihm durchaus nichts von ſeinem Werthe benehmen, denn er hat wirklich einige ſchätzbare Seiten; aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewiſſe zwei Perſonen müßten mir gleichgültig werden, die mir ſo theuer wie mein Leben ſind." Und nun erklärt er, wenn die Sache nicht zurückgetrieben werden kann, ſie verlaſſen zu müſſen. „Iſt der Fall unvermeidlich, ſo bitte ich Sie inſtändig, es mir bei Zeiten wiſſen zu laſſen, daß ich mich in Betracht meiner Baarſchaft darnach richten kann... Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und

1783. Dalberg hat mir auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigungen gemacht." Er will nach Berlin, wohin ihm Adressen in Menge zu Gebote stehen.

War es ein Wunder, daß Frau von Wolzogen, welche blind seyn mußte, wenn sie das Feuer in diesem Briefe nicht hätte brennen gesehen, jetzt nicht mehr blos aus verzeihlicher Besorgniß für ihre Söhne, sondern auch aus pflichtmäßiger Sorge für ihre Tochter, die Entfernung des jungen Schriftstellers aus ihrem Hause wünschen mußte? Zwar, der Freier kam nicht nach Meiningen, und Schiller blieb in Bauerbach. Inzwischen verhehlte die gute Pflegemutter selbst ihm ihre Unruhe in Briefen nicht; auch scheint ihm, auf einen sonderbaren und leidenschaftlichen Brief an seine Schwester Christophine, diese auf eine Weise geantwortet zu haben, daß der Wunsch der Frau von Wolzogen, Schillern entfernt zu sehen, noch immer wahrscheinlich blieb. Absichtlich oder unabsichtlich hatte Schiller die Antwort der Schwester bei seinem Freunde Reinwald in Meiningen liegen lassen; diesen rührte der Brief, in welchem er „so viel reifes Denken, und herzliche, besorgte Wohlmeinung" gegen seinen Freund entdeckte, so innig, daß er, die Schwester zu beruhigen, in Correspondenz mit ihr trat (27. Mai 1783). „Mir ist es selbst Räthsel," schreibt er, „warum sie (Fr. v. W.) so sehr Verachtung fürchtet, und daß sie auf die Veränderung

von unſeres Freundes Aufenthalt dringen ſoll; viele Um- 1783.
ſtände ſcheinen dem letztern zu widerſprechen, es müßte denn ſeyn, daß ſie aus Beweggründen der Sparſamkeit handelte..... Hier reſidirt ein Herzog, den der Ihrige nicht im Geringſten deßhalb züchtigen kann, wenn er jemand da wohnen läßt, dem der württembergiſche Hof ungünſtig iſt. Welche Verantwortung kann da der Fr. v. W. auf den Hals fallen?"

Indeſſen gibt Reinwald zu, daß Schiller Gelegenheit finden ſollte, menſchliche Charaktere viel zu kennen, weil er ſie auf der Bühne ſchildern ſoll, und daß er ſich durch Geſpräche über Natur und Kunſt, durch freundſchaftliche, innige Unterhaltung ſollte aufheitern können, wenn durch Denken und Niederſchreiben das Mark ſeines Geiſtes vertrocknet ſey. „Ich wünſche daher ſehnlich, daß er künftigen Herbſt in einer großen Stadt, wo ein gutes deutſches Theater iſt, z. E. in Berlin verweilte, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtſchaffener Männer, die ihn vor der Ausgelaſſenheit bewahrten, die an dieſem Orte herrſcht. Wien hat zwar weniger verderbte Sitten und mehr Teutſchheit, aber der Fehler iſt da, daß man mit dem Gelde gut umzugehen verlernt."

So gut der treffliche Schreiber dieſes Briefes verwundbare Seiten und Schwächen ſeines Freundes gekannt zu haben ſcheint, ſo durchſchaute er doch nicht den Beweggrund, „warum der Herr Bruder zum Weggehen gar nicht

1783. inklinirte," und glaubte nur, „ſeine Wohlthäterin habe ihn von der Seite ſeines guten und dankbaren Herzens eingenommen." Er hatte es alſo nicht verſtanden, wenn ihm Schiller ſchon am 27. November geklagt hatte: „Einſamkeit, Mißvergnügen über mein Schickſal, fehlgeſchlagene Hoffnungen, und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüths, wenn ich ſo reden darf, verfälſcht, und das ſonſt reine Inſtrument meiner Empfindung verſtimmt. Die Freundſchaft und der Mai ſollen es, hoff' ich, aufs Neue in Gang bringen. Ein Freund ſoll mich mit dem Menſchengeſchlechte, das ſich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wieder ausſöhnen."

Während Reinwald, der durch fortgeſetzten Briefwechſel mit Schillers Schweſter zuletzt ihr Herz gewann und des Dichters Schwager wurde, in Beziehung auf die Herzensangelegenheit dieſes Letztern ganz im Dunkeln war, ſorgte Schiller ſelbſt dafür, daß ſeine immer heftiger werdende Leidenſchaft nicht zweifelhaft blieb. Am 8. Mai ſchrieb er an Frau von Wolzogen ganz lakoniſch: „Fräulein Lotte iſt, wie es zu Meiningen verlautet, Braut mit H. von ...., ich gratulire alſo per Abſchlag." Bald darauf zog ſeine Geliebte mit der Mutter in Bauerbach durch eine Allee von Maien und die Ehrenpforte von Tannen ein, welche der Dichter von ihren Bauern hatte aufführen laſſen.

Einige Tage ſpäter, am 25. Mai, beantwortete er einen unerwarteten Brief Wilhelms von Wolzogen. „Hier

zum erſtenmale," ſagt er von Bauerbach, „habe ich es 1783.
in ſeinem ganzen Umfange gefühlt, wie gar wenig Zurüſtung es fordert, ganz glücklich zu ſeyn. Ein großes, ein warmes Herz iſt die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund iſt ihm Vollendung.... Sonderbar finde ich die Wege des Himmels auch hier. Acht Jahre mußten wir bei einander ſeyn, uns gleichgültig ſeyn. Jetzt ſind wir getrennt, und werden uns wichtig. Wer von uns beiden hätte auch nur von fern die verborgenen Fäden geahnet, die uns einmal ſo feſt an einander zwingen ſollten und ewig.... Sie, mein Beſter, haben den erſten Schritt gethan, und ich erröthe vor Ihnen. Immer verſtand ich mich weniger darauf, Freunde zu erwerben, als die Erworbenen feſt zu halten. — Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ihrer Liebe zu mir.... Glauben Sie meiner Verſicherung, beſter Freund, ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, reichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbniſſes am lauteren Spiegel ihres Gemüths.... Wehe demjenigen, der eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu andern Empfindungen

1783. so schnell gethan ist. — Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt.... Ich kenne den Herrn von ... Einige Kleinigkeiten haben uns unter einander mißstimmt; dennoch, glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zu Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, obschon ich zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie als ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie das Mädchen, das zum erstenmale liebt. Mehr brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Außerdem hat er andre Resourcen, als sein Perte-Epée, und ich bürge dafür, daß er sein Glück in der Welt machen kann."

Wie liebenswürdig streiten Liebe, Edelmuth, Wahrheitsliebe und Eifersucht in diesem merkwürdigen Briefe! Ein entsetzlicher Gedanke war es ihm, daß diese angebetete Lotte in einer Pension verkümmern sollte, in welcher die Herzogin von Gotha sie erziehen zu lassen den Anfang gemacht hatte, für ihn, dem alles conventionelle Leben damals ein Gräuel däuchte, den man „zwischen Spandau und einer Assemblée wählen lassen dürfte," dem alle

Prärogativen ſo zuwider waren, daß er an ſeiner mütter 1783.
lichen Freundin nur den Adelsbrief eines ſchönen Lebens anerkannte, und „den haßte, den ſie mitgebracht.“ * — „Mein Herz iſt zwiſchen Ihnen und unſrer Lotte,“ ſchreibt er am Morgen des 28. Mai, „und begleitet Sie bis ins Zimmer der Herzogin ... Heute wünſche ich Ihnen die Stimme des Donners, die Feſtigkeit eines Felſen und die Verſchlagenheit der Schlange im Paradies... Sagen Sie die ganze Penſion ab, ſo will ich alle Jahr eine Tragödie mehr ſchreiben, und auf den Titel ſetzen: Trauerſpiel für Lotte.“

Eigentlich wollte er noch viel mehr thun. Hätte ſeine Leidenſchaft Gehör gefunden, ſo wäre er bereit geweſen, um ein Schäferleben nicht alle Jahre eine Tragödie weiter zu ſchreiben, ſondern ſelbſt die Poeſie herzugeben. „Es war eine Zeit,“ ſagte er ſeiner Freundin am 30. Mai, „wo mich die Hoffnung eines unſterblichen Ruhms ſo gut als ein Gallakleid ein Frauenzimmer gekitzelt hat. Jetzt gilt mir alles gleich, und ich ſchenke Ihnen meine dichteriſchen Lorbeere in dem nächſten Boeuf à la Mode, und trete Ihnen meine tragiſche Muſe als eine Stallmagd ab. Wie klein iſt doch die höchſte Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben. Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin,

---

* Schillers Leben von Fr. v. Wolzogen, I, 126, 134.

1783. und wehe mir, wenn das auch von meinem jetzigen gelten ſollte. Daß ich bei Ihnen bleibe, und wo möglich begraben werde, verſteht ſich... Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuerſten Hinderniſſen, und ich weiß es, ich überwinde ſie."

Schiller ſelbſt nennt dieſen Brief einen tollen Brief; der Himmel „lächelte gnädig Nein und ließ den Wunſch zuſamt der Pein vorübergehen," wie ein jüngerer Geiſtesverwandter des Dichters ſagt. Lotte wurde zwar nicht die Beute des gefürchteten Edelmannes, deſſen „Anmaßung" nicht nur dem Dichter, ſondern auch dem Mädchen Unwillen eingeflößt zu haben ſcheint; aber auch die Neigung des Poeten blieb unbemerkt, und mit nichts anderem als freundſchaftlichem Gefühl erwiedert. Nach einigen Jahren gab Lotte ihre Hand einem andern Manne und wurde nach ihrer erſten Niederkunft den Ihrigen durch den Tod entriſſen.

Poetiſche Arbeiten und Ausſichten in Bauerbach.

Beſonnener als in dem Herzen des Dichters ſah es während dieſer ganzen Zeit in ſeinem Geiſte aus.

In der Mitte Januars ſchon war die „Louiſe Millerin“ 1783.
fertig geworden, und ſchon wieder beſchäftigten ihn neue Entwürfe. Dalberg hatte, wie wir geſehen haben, zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf Don Carlos — (Schiller ſchrieb ſehr lange, hartnäckig das ſpaniſche Idiom mit dem portugieſiſchen verwechſelnd, Dom Karlos) — gelenkt, der junge Dichter aber dieſen Wink nur im Vorübergehen ins Auge gefaßt. Jetzt ließ er ſich von ſeinem Freunde, dem Bibliothekar Reinwald die bekannte hiſtoriſche Novelle Saint Reals über dieſen unglücklichen Fürſten geben, und der Gegenſtand begeiſterte ihn ſo ſehr, daß er auf der Stelle den Gedanken zu einer neuen Tragödie faßte, die ſich in ſeinem Kopfe mit andern dramatiſchen Stoffen, Imhof und Maria Stuart, ſtritten, wie denn auch Conradin von Schwaben in ſeinem Geiſte aufgeſtiegen war, deſſen ſich ſpäter ſeine Bewunderer und Nachahmer in längſt vergeſſenen Stücken bemächtigten.

Reinwald war ihm jetzt, wie einſt in Stuttgart Peterſen, auch in Beziehung auf ſeine Muſe ein willkommener Freund und Herzensrath. Durch Hypochondrie und immerwährende Kränklichkeit höchſt reizbar und empfindlich gemacht, war dieſer Mann ſeinem Kerne nach doch ganz vortrefflich, und auch, was Geiſt und Kenntniſſe betrifft, würdig von Schiller hochgehalten zu werden, wie er um ſeines Herzens willen von demſelben geliebt wurde.

Dieſem vertraute Schiller während ſeines Aufenthalts

1783. zu Bauerbach alle poetiſchen Nöthen und Freuden. Ihm klagte er, wie ihn die von einer Seite ſo wohlthätige Einſamkeit, von der andern Seite, doch auch wieder in der Produktion hemme und beſchränke. Er war der Meinung, „daß das Genie, wo nicht unterdrückt werden, doch entſetzlich zurückwachſen, zuſammenſchrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt.“ — „Mühſam,“ äußert er ſich gegen den Freund, „und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichteriſche Stimmung hervorarbeiten, die mich in zehen Minuten bei einem guten denkenden Freunde ſelbſt anwandelt, oft auch bei einem vortrefflichen Buch oder im offenen Himmel. Es ſcheint, Gedanken laſſen ſich nur durch Gedanken locken, und unſere Geiſteskräfte müſſen wie die Saiten eines Inſtruments durch Geiſter geſpielt werden. Wie groß muß alſo das Originalgenie ſeyn, das weder in ſeinem Himmelsſtrich und Erdreich, noch in ſeinem geſellſchaftlichen Kreis Aufmunterung findet, und aus der Barbarei ſelbſt hervorſpringt!“ (21. Februar.)

Durch Reinwalds Vermittlung hatte er wegen ſeines bürgerlichen Trauerſpiels Druckunterhandlungen mit dem Buchhändler Weygand angeknüpft, ein Handel, der ſich aber auch zerſchlug. Der Freund in Meiningen hatte die Idee, ihn nach Pfingſten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wohin ihn Freunde und Verwandte zogen. Dort hätte er ihn bei den erſten Geiſtern eingeführt; Göthe und

Wieland hätten ihn mit ihrem Rath unterſtützt, ihm einen 1783.
neuen Lebensplan vorgezeichnet, ihn in die förderndſten Verbindungen gebracht, und zwei verdrießliche, durch Krankheit ſehr getrübte Jahre wären dem Dichter erſpart geblieben.

Es ſollte nicht ſo kommen. „Was den Dichter von dieſer Reiſe abhielt," ſagt uns Streicher, „war die Sirenenſtimme, die ſich vom Theater zu Mannheim wieder vernehmen ließ."

Drei Monate nachdem Schiller in Oggersheim ſo ſchnöde mit ſeinem Fiesko von Dalberg abgewieſen worden war, hatte dieſer die Stirne, ſich brieflich bei jenem wieder zu melden und zwar in ſolchen Ausdrücken, daß Schiller ſcherzend an Meier in Mannheim ſchrieb, es müſſe ein dramatiſches Unglück dort vorgegangen ſeyn, weil er von Dalberg einen Brief erhalten. Allerdings wandte ſich dieſer Herr an Schiller unbedenklich wieder, ſobald er ſeiner bedurfte. Er hatte die Trauerſpiele Lanaſſa und Shakſpeare's Julius Cäſar unter der Scheere, und fühlte wohl, wie trefflich ihm Schillers Dienſt: hierbei zu Statten kommen würden. Der politiſche Eindruck der Räuber in Deutſchland war verwiſcht und in dieſer Beziehung die Vokation des Dichters nicht mehr gefährlich, und von den Schauſpielern, die den Plan der Louiſe Millerin von Streicher begeiſtert aus einander ſetzen hörten, wurde er nach dieſem Stücke ſehr lüſtern gemacht.

1783.

Anfangs ſtutzte Schiller. „Ich kenne ihn ziemlich," ſchrieb er am 27. Mai an Reinwald, „und meine Louiſe Millerin hat verſchiedene Eigenſchaften an ſich, welche auf dem Theater nicht wohl paſſieren.... Ehe ich mich in einen Weygand-artigen Handel mit Dalberg einlaſſe, will ich die Sache lieber gar nicht in Bewegung bringen." Zugleich ſchreibt er ſeinem Freunde, „daß er nunmehr entſchloſſen und feſt auf einen Don Carlos zu arbeite. Ich finde, daß dieſe Geſchichte mehr Einheit und Intereſſe zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu ſtarken Zeichnungen und erſchütternden oder rührenden Situationen giebt. Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt — einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt — eines eiferſüchtigen Vaters und Gemahls, — eines grauſamen heuchleriſchen Inquiſitors und barbariſchen Herzogs von Alba, ſollten mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen." Alles war, wie man ſieht, mit Einem Schlag in Schillers Geiſte vorbereitet, und nur auf den Marquis Poſa harrte der Plan noch. Zum Behufe der Vorſtudien erbittet ſich Schiller von Reinwald Brantoma's Geſchichte Philipps II. Auf ihre nächſte Zuſammenkunft ſollte eine Scene von Don Carlos fertig ſeyn, die Reinwald zu richten hätte.

Schon ſechs Tage nach dieſer Unterhaltung mit Rein-

wald, war (3. April) die Antwort an Dalberg fertig, kalt, 1783.
gemeſſen, aber nicht verneinend, und ohne Empfindlichkeit.
„.... E. E. ſcheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Verſuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatiſchen Feder zu haben. Ich wünſche nichts, als ſolches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings ausſetzen möchte, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszuſagen. Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwicklung der Handlung, der vielleicht allzufreien Satire und Verſpottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart, hat dieſes Trauerſpiel auch dieſen Mangel, daß Komiſches mit Tragiſchem, Laune mit Schrecken wechſelt, und, obſchon die Entwicklung tragiſch genug iſt, doch einige luſtige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn dieſe Fehler für die Bühne nichts Anſtößiges haben, ſo glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden ſeyn werden. Fallen ſie aber bei der Vorſtellung zu ſehr auf, ſo wird alles Uebrige, wenn es auch noch ſo vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar ſeyn, und ich werde es beſſer zurückbehalten.... Gegenwärtig arbeite ich an meinem Don Carlos. Ein Sujet, das mir ſehr fruchtbar ſcheint, und das ich E. E. zu verdanken habe."

Und zu dieſem Don Carlos kehrte er nun wieder mit ganzer Seele, aber mit einer mehr lyriſchen als dramatiſchen Stimmung zurück. Am 14. April 1783, früh

1783. in der Gartenhütte, ſchreibt er ſeinem Freunde Reinwald: „In dieſem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund, — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken ſind wahr. Prüfen Sie ſolche.“ Nun führt eine ſcharfſinnige, tiefſinnige, ja ſpitzfindige Meditation in dem Briefe den Gedanken aus, daß jede Dichtung nichts anders ſey, als eine enthuſiaſtiſche Freundſchaft oder platoniſche Liebe zu einem Geſchöpf unſeres Kopfes. Selbſt die Liebe ſey ein ſolcher glücklicher Betrug; nicht für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geſchöpf erſchrecken, erglühen, zerſchmelzen wir, ſondern wir leiden dies Alles nur für das Ich, deſſen Spiegel jenes Geſchöpf iſt. „Ich nehme ſelbſt Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph ſo wenig als den Wurm, der ihn unwiſſend lobet. Er erblickt ſich, ſein großes unendliches Selbſt, in der unendlichen Natur umhergeſtreut. In der allgemeinen Summe der Kräfte bewahret er augenblicklich ſich ſelbſt, ſein Bild ſieht er aus der ganzen Oekonomie des Erſchaffenen vollſtändig, wie aus einem Spiegel zurückgeworfen und liebt ſich in dem Abriß“ ..... „Der ewige innere Hang, in das Nebengeſchöpf überzugehen, daſſelbe in ſich hineinzuſchlingen, iſt Liebe.... Verwechslung eines fremden Weſens mit dem unſrigen.“ — Nun „das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unſerer Dichtung

empfinden, ist eben das.... Ein großer Dichter muß 1783.
wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen.... Wir müssen die Freunde unserer Helden seyn, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen.... Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn." Und so trägt denn auch Schiller den Carlos an seinem Busen, — er schwärmt mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. „Carlos hat von Shakspeare's Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz' Julius — und den Puls von mir."

Wann ist ein Irrthum beredter und verführerischer vertheidigt worden? denn daß es ein Irrthum sey, beweist die Schöpfungsweise Shakspeare's, Göthe's, des spätern Schiller selbst — und gewiß auch der Schöpfungsakt der ewigen Liebe, soweit wir ihn begreifen können.

Noch dankt in jenem herrlichen Briefe Schiller dem Freunde für seinen letzten Brief, der ihm in seinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt habe. „Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren."

Zweiter Aufenthalt in Mannheim.

1783. Wenn es eine Sirenenſtimme war, die den Dichter nach Mannheim rief, ſo folgte er ihr wenigſtens widerſtrebend. Er ſah ſeine Entfernung nur als eine Reiſe an, die nicht länger dauern ſollte, als es die Aufführung ſeiner Dramen nöthig machte, und Frau von Wolzogen begünſtigte dieſe Anſicht. Auch gab er ſein Ehrenwort, „ſich in Mannheim nicht ſelbſt anzubieten, und in keinem Falle den erſten Schritt zu einem feſten Engagement zu thun.“

Von ſeiner Wohlthäterin ſchied er nach ſiebenmonatlichem Aufenthalte wie von einer leiblichen Mutter, von der geliebten Lotte, die an demſelben Tage Bauerbach verlaſſen zu haben ſcheint, wie von einer Schweſter. Die Reiſe ward in der Mitte Juli's angetreten. Daß ſein halbes Leben in Bauerbach zurück blieb, beweiſen die Briefe, die er auf der Reiſe und in Mannheim als Seufzer zurückſchickte. Der Verdacht, daß er ſeine mütterliche Freundin auf immer verlaſſen könnte, erſchien ihm als eine Gotteslästerung; je tiefer er die Welt kennen lernt, je mehr er unter Menſchen geht, deſto tiefer gräbt ſie ſich ihm in ſein Herz; in dieſem trägt er ſie, wie er ſich ſelbſt in der Hand Gottes getragen wünſcht; zu Frankfurt, unter dem ſchrecklichen Gewühl von Menſchen, fällt ihm die Hütte im Garten zu Bauerbach ein — o daß er wieder dort wäre!

Herzlich grüßt er auf der Wanderung „die liebe, gute 1783.
Lotte."

Endlich, am 28. Juli kommt er matt und erschöpft in Mannheim an, wo Meier Kost und Logis, gut und wohlfeil, neben dem Schloßplatz ein Zimmer mit vortrefflicher Aussicht, für ihn ausgemacht hatte; aber er findet die Sachen bei seiner Ankunft nicht gar zum Besten. Dalberg war von einer Reise nach Holland noch nicht zurück; Iffland sollte erst in einigen Tagen von Hannover heimkommen; seine erstaunten Freunde lassen es sich klar merken, daß nach ihrer Meinung Schiller nichts als sein Vergnügen bei seinem Mannheimer Aufenthalte zur Absicht habe. Alles erschien ihm leer und verdächtig; was hier vorkam und noch vorkommen konnte, verlor „entsetzlich" bei Vergleichung mit seinem stillen glücklichen Leben in Bauerbach. Hätte er es möglich machen können, daß er sechshundert Gulden jährlich zöge, so hätte man ihn in Bauerbach begraben dürfen. „Die liebe gute Lotte," schloß sein Brief an die Pflegemutter, „küssen Sie in meinem Namen (wenns erlaubt ist)."

So sprach aus dem Dichter die erste, reine Jugendliebe. Auch die Freundschaft trat vor dieser zurück und er bemerkte wohl kaum die Ueberraschung, die seinem treuen Freunde Streicher, der von allen Unterhandlungen mit Dalberg nichts wußte, bereitet ward, als er, zur gewöhnlichen Stunde bei Herrn Meier eintreffend, seinen Augen

1783. kaum trauen konnte, daß es der in weiter Entfernung gemeinte Schiller ſey, der mit der heiterſten Miene und dem blühendſten Ausſehen — der Frucht ſchuldloſen Familienlebens — ihm entgegentrat.

Noch am Tage ſeiner Ankunft in Mannheim ſchrieb er auch an ſeine Eltern und an ſeinen Freund Wilhelm von Wolzogen in Ludwigsburg, dem er eine Zuſammenkunft in Heilbronn vorſchlug. Die vierzehn erſten Tage waren beinahe ganz fruchtlos für ihn; Dalberg noch immer fort, einige Schauſpieler in Urlaub, die mehrſten Familien auf's Land ausgeflogen, aller Lebensgenuß durch eine unerträgliche trockene Hitze verdorben. Die Anweſenheit der Churfürſtin und des Herzogs von Zweibrücken machte, daß auf dem Theater nur Alltagskomödien vorkamen, wovon dieſe Liebhaber waren. Zerſtreuung und Hitze erlaubten dem Dichter auch nicht zu arbeiten.

Dalbergs Ankunft endlich, die am 10. Auguſt erfolgte, ſchien ſehr viel für ihn verändern zu wollen. Schiller traf ihn auf dem Theater, wo der Baron, ſchon von ſeiner Ankunft unterrichtet, ihm auf die verbindlichſte Art zuvorkam, und ihn mit großer Achtung behandelte. Er wollte von ſeiner Zurückreiſe nichts wiſſen, und ließ ſich noch ſonſt allerlei gegen den Dichter merken, wofür dieſer keine Ohren zu haben ſich beredete. Denn „der Mann iſt ganz Feuer," verſicherte er ſeine Freundin, „das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft." Die Aufführung des

Fiesko wurde ihm schon jetzt zugesagt: seine „Louise Mil- 1783.
lerin," welche Schiller bis jetzt nur dem Buchhändler Schwan vorgelesen hatte, an den er sich am meisten angeschlossen, wurde am Mittwoch den 13. August in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz führte, gelesen; auch wollte letzterer ihm zu Gefallen die Räuber und einige große Stücke spielen lassen, um die Stärke der Schauspieler darnach zu beurtheilen. „Meine Räuber sollen mich freuen!" schrieb Schiller.

Allmählig heiterte sich sein Lebenshimmel wieder auf; bei Schwan fand er Briefe von Wieland, die, wie Schiller sagt, bewiesen, daß dieser „warm für ihn fühlte und groß von ihm urtheilte." In Oggersheim empfingen ihn seine alten Wirthsleute auf eine Art, die ihn sehr rührte. „Es ist etwas Freudiges, von fremden Leuten nicht vergessen zu werden." Endlich machte ihm sein Vater brieflich Hoffnung, ein Stelldichein in Bretten, wo er es gewünscht hatte, zu veranstalten.

Und nun kam ihm Dalberg selbst mit dem Antrag entgegen, daß er in Mannheim bleiben sollte, indem er ihm frei stellte, auf wie lange Schiller mit dem Theater akkordiren und was er für seine Verwendung bei demselben fordern wollte. Dieser hatte seine Freundin in Bauerbach schon darauf vorbereitet, daß er wohl den Winter über in Mannheim bleiben könnte, dennoch „zweifelte er heftig bei sich selber, und schon behielt ein allmächtiger Hang zu dem

1783. ſtillen, herrlichen Leben in Bauerbach bei ihm die Oberhand," als ein Brief ſeiner Freundin ihm die unerträgliche Nachricht brachte, daß Y* (der frühere Bewerber Lottens) zwei Monate dort zubringen würde. „Sie wiſſen, meine Beſte!" ſagt er darüber zu Frau von Wolzogen am 11. September, „daß mich die Ankunft dieſes Herrn ſelbſt aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort geweſen wäre; wie vielmehr mußte ſie mich jetzt von meiner Reiſe zurückhalten? Ich entſchied alſo für die Anerbietungen Dalbergs, und vor ungefähr drei Wochen, wo ich bei ihm an der Tafel war, wurden wir richtig."

In Folge dieſer Uebereinkunft machte ſich Schiller anheiſchig, vom 1. September 1783 bis zum letzten Auguſt 1784 in Dienſten des Theaters zu bleiben, mit der Erlaubniß, die heißeſte Sommerszeit anderswo zuzubringen. Das Theater ſollte von ihm in dieſer Zeit drei neue Stücke bekommen, den Fiesko, die Louiſe Millerin, und ein drittes, das er innerhalb dieſer Vertragszeit zu fertigen verſprach. Dafür erhielt er eine fixe Beſoldung von 300 fl., wovon ihm 100 fl. auf der Stelle ausbezahlt wurden; außerdem ſollte er von jedem Stücke, das er auf die Bühne brachte, die ganze Einnahme der Vorſtellung erhalten, und dennoch das Stück nach Gefallen verkaufen oder drucken laſſen können. Darauf verzichtete er ſpäter und erhielt dafür ein Fixum von 500 fl. in Allem. So glaubte er endlich die unfehlbare Ausſicht zu haben, einen beträchtlichen Theil

seiner Einnahme auf Tilgung seiner Schulden verwenden, 1783.
sich aus der Verwirrung reißen und „der ehrliche Mann bleiben" zu können.

Diese freudigen Hoffnungen lähmte jedoch, noch ehe der Kontrakt ganz abgeschlossen war, ein kaltes Fieber, das ihn drei Wochen lang mit täglichen Anfällen aufs Krankenlager warf, und das ihm lange eine peinliche Mattigkeit und Schwäche des Kopfes zurück ließ. Während dieser Unpäßlichkeit raubte ihm ein Gallenfieber, das seit den acht Wochen seines Aufenthalts in Mannheim wüthete, so daß von den 20,000 Einwohnern 600 erkrankten, den Theaterregisseur Meier, einen Freund, dem er viel schuldig zu seyn dankbar bekannte. Schiller war noch Arzt genug, um die schlimmen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt verordnet hatte, voraus zu sagen. Er selbst befand sich in den besten Händen, wurde in seiner Miethwohnung wie ein Kind des Hauses gepflegt, und, weil sein Kopf sehr angegriffen war, einem andern Arzt übergeben.

Mitten in der Krankheit war er mit treuem Eifer für Dalberg thätig. Er fand die Anmerkungen desselben über seinen Fiesko, besonders den Tadel seiner Frauencharaktere sehr wahr; er bekennt, daß er an den zwei ersten Scenen des zweiten Aktes mit einer Art von Widerwillen gearbeitet, und in der Umarbeitung fallen dieselben weg. „Die blühende Sprache ist auf der Bühne mehr als auffallend —

1783. ſie iſt lächerlich, und ſolche lange Monologe ermüden. Der fünfte Akt wird eine Hauptveränderung leiden."

Sein Gönner benützte nun auch den Dichter auf alle Weiſe. „Aus krankem Gehirne" mußte er Urtheile und Kritiken über Theaterſtücke „herauszimmern". Bei Gelegenheit einer ſolchen Beurtheilung ſprach er ein Wort, das ſich alle jungen Kritiker merken ſollten: „Immer däucht es mich eine Freiheit zu ſeyn, wenn ein jugendlicher Kopf die Arbeiten des reifern Mannes — auch ſogar bei gleichen Fähigkeiten — richten ſoll."

Während ſein Körper von den immer ſich wiederholenden Fieberanfällen, die erſt um die Mitte Septembers ausblieben, um im Oktober wiederholt zu erſcheinen, ſo geſchwächt war, daß er einmal vierzehn Tage lang faſt nur von Waſſerſuppe lebte, hatte Schiller eine Fluth von Geſchäften vor ſich, und nahm ſich muthig vor, mit aller Anſtrengung fleiſſig zu ſeyn und ſich in mehrern Fächern zugleich zu verſuchen.

Zeichen der Liebe und Anerkennung hielten in dieſer traurigen Zeit ſeine „von Gram gedrückte Seele" * aufrecht. Am 11. Sept. kamen freundliche Briefe von ſeiner Familie; die guten Eltern freuten ſich, ihn einigermaßen verſorgt zu ſehen und ſo nahe bei ſich zu haben; auch von einer Frau, die er nicht nennt, und der er ſeine Silhouette

---

* Worte Schiller's an Reinwald.

durch einen Landsmann geſchickt hatte, — wir dürfen an Laura denken — erwartete er wohlwollende Antwort; zu ſeinem Geburtstage hatte ihm ein Freund ſechs Bouteillen Burgunder geſchickt, den er um ſeiner Geſundheit willen mit herrlichem Erfolge mäßig genoß, denn aus dem Wein machte er ſich damals äuſſerſt wenig, und trank, ſchon in der Akademie, mit mehr Vergnügen Bier. Das Schwan'ſche und Dalberg'ſche Haus waren ihm zum Umgange die liebſten; die Frauenzimmer in Mannheim erſchienen ihm unbedeutend, Schwans Tochter, die er am 15ten Nov. in einem Brief an Frau von Wolzogen zum Erſtenmale mit Auszeichnung nennt, und eine Schauſpielerin, ausgenommen; doch ſind ihm die Wittwe Meier und ihre Schweſter, „ein hübſches Mädchen, beide Stuttgarterinnen, beſonders in ſeiner Krankheit, wo jene ihm ſein Krankeneſſen auf's billigſte kochte, ſehr lieb geworden.“ Ein katholiſcher Geiſtlicher, Namens Trunk, „ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind,“ beſuchte den Kranken auch öfters. Zu früh für ſeine Geſundheit, zu Anfang Oktobers führte ihn Schwan nach Speyer, zur Staatsräthin de la Roche, in der er fand, was der Ruf von ihr ausbreitete, die ſanfte, gute, geiſtvolle Frau, die zwiſchen fünfzig und ſechszig alt iſt, und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat. Das zweitemal, wo er eine Abendſtunde lang ganz in Geſellſchaft eines Landsmannes ihres einſamen Umgangs 1783.

1783. genoß, „ging er mit Bezauberung von ihr.“ „Ich weiß und bin ſtolz darauf, daß ſie mit mir zufrieden war.“

Am 13ten Nov. endlich, während er an ſeine Freundin in Bauerbach ſchrieb, pochte es an ſein Zimmer und mit einem andern Bekannten trat „zu ſeinem fröhlichen Schrecken,“ geſtiefelt und geſpornt, ſein lieber Lehrer und Freund Abel herein, der auf der Reiſe nach Frankfurt einen vollen Tag bei ihm blieb. „Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute und einiger Freunde die Zeit floß! Wir konnten vor lauter Erzählungen und Fragen kaum zu Athem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegeſſen (ſehen Sie, ich bin ſchon ein Kerl, der Tafel hält), und bei dieſer Gelegenheit waren meine Burgunderbouteillen wie vom Himmel gefallen. Um ſie herumzuführen, bin ich heute und geſtern wieder ausgegangen. Schadet nichts, wenn ich jetzt auch ſpäter geſund werde, habe ich ja doch ein unbeſchreiblich Vergnügen gehabt.“

Dieß ſchadete auch nicht. Gefährlicher war für die Geſundheit ſeines Geiſtes, wie ſeines Leibes, der Verkehr mit den Schauſpielern, dem er ſich nicht ganz entziehen konnte, obwohl er damals nur mit Böck, „dem Beſten an Kopf und Herzen, und einem wirklich ſoliden Manne,“ recht vertraulich umging. Dieſe luſtigen Leute riſſen den jungen Freund in manche Vergnügungen hinein; Verlockung und Reue blieben nicht aus. Aber die Erinne-

rungen von Bauerbach schützten und retteten ihn, und er 1783.
bekannte seiner Freundin, „daß sie viel, unendlich viel an seinem Herzen gebessert und denjenigen zu einem guten Menschen gemacht, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben.“ In der Stunde der Versuchung schrieb er: „Flehen Sie Gott um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Ihre Freundschaft soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Versuchung seyn.“

Aufführung des Fiesko.

So kam das Jahr 1784 heran. Am ersten Tage 1784.
desselben schildert er seiner Pflegemutter „seine äußerst angestrengte Situation.“ Um mit Anstand in Mannheim zu leben, und die Summe Geld, die er sich zu Bezahlung seiner Schulden vorgesetzt, heraus zu schlagen, zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartung des Publikums zu befriedigen, hatte er während seiner Krankheit fortdauernd mit dem Kopfe arbeiten, und starke Portionen China hatten seine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß ihm dieser Winter vielleicht auf Zeitlebens einen Stoß versetzt.“

Endlich war die Zeit gekommen, wo sein Fiesko für das Theater umgeformt, und bei Eröffnung des Mannheimer Carnevals, nach seiner eigenen Anordnung gegeben werden sollte, und er wurde am 17. Januar nach mehreren Proben, die dem Verfasser durch Unlenksamkeit der

1784. Statiſten manchen Aerger verurſachten, aber auch Aufheiterung bereiteten, auf's Prächtigſte aufgeführt.

Auch ihm ging, wie den Räubern, eine gedruckte Zurechtweiſung des Publikums voran, die nichts Empfehlenderes zu ſagen wußte, als daß J. J. Rouſſeau den Fiesko im Herzen getragen, und die den Helden des Stücks mit folgenden Worten ſchildert: „Fiesko, ein großer, furchtbarer Kopf, der unter der täuſchenden Hülle eines weichlichen, epikuriſchen Müſſiggangs in ſtiller, geräuſchloſer Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geiſt auf dem Chaos, einſam und unbehorcht eine Welt ausbrütet, und die leere, lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während Rieſenplane und wüthende Wünſche in ſeinem brennenden Buſen gährten —, Fiesko, der lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reiche, vollendete Werk vor erſtaunende Augen ſtellt, und ein gelaſſener Zuſchauer daſteht, wenn die Räder der großen Maſchine dem gewünſchten Ziel unfehlbar entgegenlaufen; — Fiesko, der nichts fürchtet, als ſeines Gleichen zu finden — der ſtolzer darauf iſt, ſein eigenes Herz zu beſiegen, als einen furchtbaren Staat; — Fiesko, der zuletzt den verführenden ſchimmernden Preis ſeiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbſtüberwindung hinwegwirft, und eine höhere Wolluſt darin findet, der glücklichſte Bürger, als der Fürſt ſeines Volkes zu ſeyn."

Der hiſtoriſche Genueſer Fiesko ſollte nach dieſer Erklärung, „allerdings nichts als den Namen und die Maske

zu ſeinem Fiesko hergeben; dieſer iſt größer als der wahre." 1784.
Zugleich erſieht man aus der Deklaration, daß der fünfte Akt gänzlich geändert war, und, von der Geſchichte ganz abweichend, Fiesko als großmüthiger Republikaner endigte.

Trotz dieſes euripideiſchen Prologs, welcher den rechten Eindruck vorbereiten ſollte, und beſonders auch, wie bei den Räubern, die Moral des Stücks etwas ängſtlich in Schutz nahm, trotz aller Berückſichtigung des Publikums, durch Auslaſſung gedehnter Scenen und Verkürzung ſchleppender Monologe, und obgleich Fiesko durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil vortrefflich dargeſtellt waren, und manche Scenen die lauteſte Bewunderung erregten — vermochte ſich doch das Publikum im Ganzen für die Aufführung nicht zu erwärmen, nicht weil eine Verſchwörung in jenen ruhigen Zeiten zu gewaltig war (dieß hätte eher reizen ſollen), auch nicht bloß, weil man beim Fiesko ähnliche Erſchütterungen wie bei den Räubern erwartete, ſondern vielmehr aus den Gründen, die der ſchlichte Muſikus Streicher, aus Gelegenheit der Einwürfe Dalbergs und der Schauſpieler vortrefflich zuſammenfaßt: „daß bei den Räubern weniger Einwendungen gemacht wurden, davon war der überwältigende Stoff, ſo wie die ergreifende Wirkung der meiſten Scenen die Urſache. Bei Fiesko war der Inhalt ſchon an und für ſich kälter, die ſchlauen Verwicklungen erwärmten nicht; die langen Monologe, ſo meiſterhaft ſie auch waren, konnten nicht mit Begeiſterung

1784. aufgefaßt und gesprochen werden, indem sich größtentheils nur der Ehrgeiz darin malte, und zu befürchten war, daß die Zuschauer ohne Theilnahme bleiben würden. Man gestand nicht gern, daß die Anstrengung des Darstellers mit dem zu erwartenden Beifalle nicht im Verhältniß stehen möchte."

Nach der Aufführung des Fiesko schien Wieland Recht zu haben, der in seinem ersten Briefe an Schiller geschrieben, „er hätte mit den Räubern anfangen und nicht endigen sollen." Schiller selbst suchte, was verzeihlich, die kältere Aufnahme seines Stücks in äußeren Umständen. „Den Fiesko verstand das Publikum nicht;" schrieb er später an Reinwald; „Republicanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehnmal in drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück sey viel zu gelehrt für sie." Uns däucht, die Mannheimer hatten den natürlichen Geschmack. — Gedruckt wurde der Fiesko bei Schwan 1784, und dem Baron von Dalberg gewidmet.

Kabale und Liebe.

Kaum hatten sich Dichter und Zuschauer, jener von der Arbeit, diese von der etwas getäuschten Er-

wartung erholt, als „Louiſe Millerin", die ſchon 1784
früher eine Vorleſung unter Dalbergs Vorſitz erfahren hatte, und für theaterfähig erklärt worden war, durch Abkürzungen zur Aufführung vorbereitet wurde. Schillers Freunde waren nun ſchon ängſtlich geworden, und der außerordentliche Beifall, den während der Bearbeitung jenes Stücks Iffflands „Verbrechen aus Ehrſucht", ein Stück, dem Schiller dieſen Namen gab, geärntet hatte, machte ſie nicht wenig beſorgt für „Kabale und Liebe", wie Iffland, durch einen Gegendienſt, Schillers Millerin umgetauft.

Nur der Dichter ſelbſt war, als am 9. März 1784 die Aufführung vor ſich ging, ohne Sorgen. „Ruhig, heiter, aber in ſich gekehrt, und nur wenige Worte wechſelnd," erzählt uns Streicher, „erwartete er in einer gemietheten Loge, in die er auch ſeinen Freund eingeladen, das Aufrauſchen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann, wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der Unter- gegen die Oberlippe, das Zuſammenziehen der Augenbraunen, wenn etwas nicht nach Wunſch geſprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen dieſe hervorbrachten — wer könnte dieß beſchreiben!"

Am Schluſſe des erſten Aktes entſchlüpfte ihm das Wörtchen: „es geht gut!" Als der zweite Akt, voll Feuer und mit ergreifender Wahrheit dargeſtellt, zu Ende und

1784. der Vorhang niedergelaſſen war, erhoben ſich alle Zuſchauer von den Sitzen, und brachen in ſtürmiſchen Beifall aus. Auch der überraſchte Dichter ſtand auf, und verbeugte ſich gegen das Publikum, mit der edlen Haltung des Bewußtſeyns, ſich ſelbſt Genüge gethan zu haben, und mit der Zufriedenheit, welche die Anerkennung des Verdienſtes gewährt.

Auszeichnung. Reiſen.

Dieſer Anerkennung war eine andere, für ihn nicht minder wichtige vorangegangen. Um die Mitte Januars war er zum Mitgliede der kurfürſtlich-deutſchen Gelehrtengeſellſchaft gewählt, und dieſe Wahl am 11. Februar beſtätigt worden. Schiller, der noch am 1. Januar ſeiner Schweſter, auf den Wunſch des Vaters, die Wiederkehr in's Vaterland zu erbitten, ſchriftlich erklärt hatte, daß ſeine Ehre leiden würde, wenn er ohne Connexion mit einem andern Fürſten, ohne Charakter und dauernde Verſorgung ſich nach ſeiner gewaltſamen Entfernung in Würtemberg wieder blicken laſſen würde, betrachtete dieß Ereigniß als einen großen Schritt zu ſeinem Etabliſſement. „Jetzt bleib' ich," ſchrieb er ſeiner Freundin in Bauerbach, und ſeinem Jugendfreunde Zumſteeg in Stuttgart: „Kurpfalz iſt mein Vaterland; denn durch meine Aufnahme in die

gelehrte Gesellschaft, deren Protektor der Kurfürst ist, bin 1784.
ich nationalisirt und pfalz-bayrischer Unterthan. Mein Klima ist das Theater, in dem ich lebe und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicher Weise auch mein Amt." Scherzend nannte er diese Leidenschaft wohl auch eine Narrheit, und bei Beurtheilung eines schiefen Lebensverhältnisses schreibt er: „Gottlob, so gibt es noch außer mir Narren, und größere. Ich wollte nur Pfarrer werden, — und bleibe hängen am Theater."

Der begeisterte Beifall, durch welchen er nun in Mannheim von der Bühne aus als vaterländischer Dichter begrüßt worden war, berauschte indessen unsern Dichter nicht so, daß er die Sehnsucht der kränklichen Mutter nach dem Sohne und den Wunsch der ältesten Schwester, ihn zu sehen, unerwiedert hätte lassen können. Wenige Tage nach der ersten Aufführung von Kabale und Liebe eilte er zu Pferde nach Bretten, der Geburtsstadt Melanchthons, dessen Vaterhaus noch steht, und umarmte dort die beiden Lieben. Nach diesem geheimen, unbeschreiblichen Genusse riß ihn das Leben wieder in seine Wirbel. Dem Wunsche der Eltern, sich nach einer dauernden Anstellung umzusehen, schien es förderlich, wenn er in Gesellschaft von Iffland und Beil, die zu Ende Aprils von dem Regisseur Großmann in Frankfurt auf Gastvorstellungen eingeladen waren, die Reise dahin machte, und den Kreis der Freunde seiner Poesie erweiterte.

1784. Großmann „bewirthete ſie," wie Schiller ſeinem Freunde Reinwald, dem er langes Stillſchweigen abzubitten hatte, in einem ausführlichen Briefe (Mannheim, 5. Mai) erzählt, „unter andern auch mit Kabale und Liebe." Den guten Erfolg von Iffl ands „Verbrechen aus Ehrſucht" meldete er von Frankfurt aus (1. Mai) Herrn von Dalberg und dem Regiſſeur der Mannheimer Bühne, Rennſchüb, und verſichert, daß Alles für die Mannheimiſchen Schauſpieler enthuſiasmirt ſey, und Großmanns Geſellſchaft neben der ihrigen verſchwinde, ja daß Iffland und Beil unter den beſten Schauſpielern Frankfurts, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervorragten. Der Aufenthalt in Frankfurt wurde übrigens dem müſſigen Dichter zur Laſt. „Wir werden von Freſſerei zu Freſſerei herumgeriſſen, und kaum daß ich einen nüchternen Augenblick erwiſche."

Die beſte Ausbeute dieſes kleinen Ausflugs war für ihn die Bekanntſchaft des Doktors Albrecht und ſeiner Gattin, welche auch Reinwalds Freunde waren. „Gleich in den erſten Stunden ketteten wir uns feſt und innig aneinander," ſchreibt Schiller an Reinwald über Albrechts Frau, „unſere Seelen verſtanden ſich ... Ein Herz, ganz zur Theilnahme geſchaffen, über den Kleinigkeitsgeiſt der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und ſelbſt da noch verehrungswerth, wo man ihr Geſchlecht ſonſt nicht findet. Nur, mein Beſter, ſchreiben Sie ihr,

über ihre Lieblingsidee zu ſiegen, und vom [d. h. nicht auf's] Theater zu gehen." Er glaubte, daß bei ſehr guten Anlagen zur Schauſpielerin, ſie ſich bei einer ſolchen Truppe, auf Gefahr ihres Herzens, „ihres ſchönen, einzigen Herzens" doch nicht ausbilden könnte, und — „unſere vereinigten Bitten retten der Menſchheit vielleicht eine ſchöne Seele, wenn wir ſie auch um eine große Actrice beſtehlen." Man kann die letzteren Worte nicht ohne Rührung leſen, wenn man bedenkt, welche Unparteilichkeit und welcher ſittliche Drang dazu gehörte, wenn ein enthuſiaſtiſcher Freund des Theaters ſo urtheilen ſollte. Die Freundin befolgte den Rath nicht, und ging ſpäter auf das Theater. 1784

Dramatiſche Berufsarbeiten.

„Es kann geſchehen," äußert ſich Schiller gegen ſeinen Reinwald vom 5. Mai 1784, „daß ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters ein periodiſches dramaturgiſches Werk unternehme, worin alle Aufſätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geſchlecht des Drama, oder an die Kritik deſſelben gränzen, Platz haben ſollen."

Ehe dieſer Plan ausgeführt wurde, machte Schiller noch einen mißlungenen Verſuch zu ſeinem alten Berufe, der Medicin, zurückzukehren. Dieſer Entſchluß erklärt ſich aus

1784. dem Ueberdruſſe, den das Junggeſellenleben, ohne Ordnung, ohne weibliche Fürſorge bei ihm erzeugte. Kleidung, Wohnung, unvermeidliche Ehrenausgaben verſchlangen ſeinen kleinen Gehalt. „Sie glauben nicht," ſagt er zu Reinwald, „wie wenig Geld ſechs bis achthundert Gulden in Mannheim, und vorzüglich im theatraliſchen Cirkel iſt — wie wenig Segen, möchte ich ſagen, in dieſem Gelde iſt... Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genoſſen, und noch einmal ſo viel, als an jedem andern Orte verſchwendet. Allein und getrennt! Ungeachtet meiner vielen Bekanntſchaften dennoch einſam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen... tauſend kleine Bekümmerniſſe, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorſchweben, zerſtreuen meinen Geiſt, zerſtreuen alle dichteriſchen Träume, und legen Blei an jeden Flug der Begeiſterung."

Wirklich ſah es in ſeiner Haushaltung betrübt aus. „Es würde," ſagt Streicher, „eine ſehr beluſtigende, und des Pinſels eines Hogarths würdige Aufgabe ſeyn, das Innere des Zimmers eines von immerwährender Begeiſterung trunkenen Muſenſohns recht getreu darzuſtellen; denn es würde ſich hier durchaus nichts Bewegliches, und ſelbſt das nicht, was ſonſt immer dem Auge entzogen wird, an ſeinem Platze finden."* Unter dieſen drückenden Umſtän-

* Ganz ähnlich ſchildert Scharffenſtein Schiller's frühere Haushaltung in Stuttgart.

den hat der „Götterſohn" wie ſein Freund ihn in der Bewunderung nennt, den Fiesko und Kabale und Liebe umgearbeitet, und den erſten Akt des Don Carlos gedichtet. 1784.

Als es ihm nun zu viel wurde, und er immer noch unentſchieden zwiſchen dem letztern, ſchon begonnenen Drama und einem andern Stoffe für die neue Theateraufgabe ſchwankte, kam ihm Dalbergs Rath, das Studium der Medicin wieder zu ergreifen, höchſt erwünſcht. Dieſer war den kränklichen und zögernden Dichter bereits wieder ſatt, und hatte deßwegen ſeinen Hausarzt an Schiller mit jenem wohlmeinenden Vorſchlage abgeſandt. Der Dichter erzählte dieß ſeinem Freunde Streicher mit argloſer Freude; dieſer aber war über die Zumuthung, eine Feder wegzuwerfen, aus der drei Trauerſpiele gefloſſen waren, welche alle andern der damaligen Zeit übertrafen, entrüſtet. Der überdrüſſige Dichter ließ ſich jedoch nicht irre machen. Mit aufwallender Dankbarkeit ſchrieb er dem Gönner, „daß dieſer ſchöne Zug ſeiner edeln Seele ihm blinden Gehorſam abnöthige; daß er ſchon lange nicht ohne Urſache befürchtet, daß früher oder ſpäter ſein Feuer für die Dichtkunſt erlöſchen würde, wenn ſie ſeine Brodwiſſenſchaft bliebe und er derſelben nicht bloß die reinſten Augenblicke widmen dürfte." Er bat deßwegen um die Erlaubniß, ein Jahr lang für die Bühne weniger thätig ſeyn zu dürfen, um das Verſäumte in ſeinem Fache nachzuholen; die

1784. bedungene Unterſtützung möchte man ihm fortwährend reichen, und Dienſte, die er der Mannheimer Bühne erſt nach Verfluß dieſes Jahres zu leiſten gedachte, als ſchon geleiſtet gelten laſſen.

So hatte es Heribert von Dalberg nicht verſtanden: er wollte den Dichter für immer und ohne allen Reukauf los werden. Die mit Sehnſucht und Ungeduld erwartete Entſchließung des Intendanten fiel kalt verneinend aus, wie Streicher, der das frühere Betragen Dalbergs nicht ſo gutmüthig vergeſſen konnte, ſeinem Freunde vorausgeſagt hatte.

Auch dieſer Schmerz diente dem ſtarken Geiſte des Dichters zur Kräftigung. Er kehrte zur Bühne zurück, und beſchloß ſeine ganze Zeit dieſer, und insbeſondere ſeinem Don Carlos zu widmen.

Am 26. Juni las er zum Eintritt in die deutſche Geſellſchaft einen Aufſatz über die Frage: „was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Derſelbe iſt unter dem Titel „die Schaubühne als moraliſche Anſtalt betrachtet“ in ſeine Werke aufgenommen, und neuerdings von Hoffmeiſter ſorgfältig zergliedert und im rechten Verhältniſſe zu ſeiner fortſchreitenden Geiſtesbildung dargeſtellt, insbeſondere auf die darin enthaltene Idee aufmerkſam gemacht worden, „daß das äſthetiſche Gefühl und folglich auch die Kunſt, in einem harmoniſchen Spiele und mittleren Zuſtand der ſittlichen und geiſtigen Kräfte des

Menſchen liege," eine Idee, auf welche er ſpäter ſeine ganze 1784
Theorie des Schönen erbaute. *)

Schiller vertheidigte in dieſem Aufſatze die Schaubühne von ihrer edelſten Seite, als eine Gehülfin der Religion und der Geſetze. „Welche Verſtärkung," ſagt er, „für dieſe, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöst, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält. Die Gerichtsbarkeit der Bühne fangt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt... aber ihr Wirkungskreis dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetz es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig (durch die Züchtigung der Thorheit). Zugleich iſt die Schaubühne mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der

* Hoffmeiſter I., 236.

1784. menſchlichen Seele.“ Aber „nicht bloß auf Menſchen- und Menſchencharakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen.“ Und nicht genug; „ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen zu ſeyn, und nachſichtsvoller über ihn richten. Sie iſt endlich der gemeinſchaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, beſſern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunterſtrömt, und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat ſich verbreitet.“

Was in dieſer Rechtfertigung ſeines neuen Berufes von Schiller geſagt wird, iſt wahr, auch wenn es gleich nicht der höchſte Standpunkt iſt, auf welchen die Poeſie geſtellt werden muß, und auf welchen ſie Schiller nachher ſelbſt ſtellte, als eine Herrin der Schönheit, nicht bloß als eine Dienerin der Pflicht. Er nannte ſpäter die religiöſen und moraliſchen Wirkungen der Poeſie und der Bühne nicht mehr Zweck, nicht mehr Dienſt, aber er läugnete ſie nicht als natürliche Folge. Zugleich zeigt dieſer Aufſatz, mit welchem heiligen Eifer Schiller ſein neues Amt im Dienſte der Menſchheit angetreten hat. —

Der Baron von Dalberg war gewohnt, jährlich dramaturgiſche Preisfragen zur Beantwortung aufzugeben, in welchen ſich die Mitglieder der Mannheimer Bühne Rechenſchaft über ihre Kunſt und ihr Spiel ablegen ſollten; die Aufſätze wurden in der Ausſchußverſammlung der Schau-

ſpieler vorgeleſen, und dann empfing Dalberg die Ma- 1784.
nuſcripte, und entſchied mit Zuziehung der deutſchen Geſell-
ſchaft und einiger dramaturgiſchen Schriftſteller. Schiller er-
kannte in der Theilnahme an dieſer Anſtalt eine ſehr ange-
nehme und fruchtbare Uebung für ſeine freien Augenblicke,
und erfuhr durch ſie als dramatiſcher Schriftſteller mannig-
fache Belehrung. Zugleich machte die deutſche Geſellſchaft
jährliche Preisfragen bekannt und unſerem Dichter wurde die
vorläufige Durchſicht eingegangener Aufſätze übertragen.
Unter dieſen wurde Schiller durch die Handſchrift ſeines Ju-
gendfreundes Peterſen * überraſcht: alle traulichen Abende,
alle Geſpräche, alle Entwürfe der Stuttgarter Vergangen-
heit traten plötzlich vor ſeine Seele: „Ich mußte in der
Pfalz exuliren,“ ſchreibt er ſeinem Freunde, mit der
Meldung, daß er ihm ein Acceſſit mit 25 Dukaten durch-
geſetzt habe, „ich mußte Mitglied dieſer Geſellſchaft wer-
den, um dir vielleicht darin dienen zu können!“

Aus jener Beſchäftigung mit den Aufſätzen der Mann-
heimer Schauſpieler entwickelte ſich nun allmählig der

---

* Johann Wilhelm Peterſen, Bibliothekar zu Stuttgart, geb. zu Bergzabern im Elſaß 1758, ſtudirte auf der Carls-ſchule und wurde 1789 Profeſſor der Diplomatik und He-raldik an derſelben. Er ſtarb um 1814. Der Aufſatz führte den Titel: „Ueber die Epochen der deutſchen Sprache,“ und wurde dem 2ten Bande der „Schriften der Mannh. deutſchen Geſellſchaft“ einverleibt.

1784. Plan Schiller's zu einer dramaturgiſchen Monatſchrift, die eine Geſchichte des Mannheimer Theaters, eine Ueberſicht ſeiner Einrichtung und ſeines Geſchmacks, Schilderung ſeines Perſonals, Verzeichniß der gegebenen Stücke, Kritik des Spiels, fortlaufendes Monatsrepertorium, Aufſätze, Gedichte und die Preisaufgaben der Intendanz nebſt deren Entſcheidung enthalten ſollte. Die Correſpondenz, welche Schiller mit Dalberg im Juni 1784 wegen dieſes Planes führte, läßt keineswegs auf beſondere Geneigtheit dieſes letztern ſchließen; die Empfindlichkeit des Dichters iſt in ſeinen Briefen ſehr fühlbar, und er unterzeichnet dieſelben kalt, bald mit vollkommenſtem Reſpekt, bald nur mit vollkommenſter Achtung. Endlich wurde am 2. Julius der Plan zu der Mannheimer Dramaturgie dem Intendanten vorgelegt; aber die Sache ſcheiterte an dem Geize ſeines Gönners, welcher die jährliche Gratifikation von fünfzig Dukaten aus der Theaterkaſſe zu leiſten ſich nicht entſchließen konnte.

Entſcheidung für Don Carlos. Rheiniſche Thalia.

Schiller fand ſeinen Troſt für die Vereitlung eines Lieblingsplanes da, wo er ihn ſuchen ſollte, in

der Produktion. Sein verſöhnliches Gemüth verſchmerzte 1784.
auch bald die Kränkung, die ihm Dalberg durch die Zurückweiſung ſeiner Idee angethan. Als dieſer im Auguſt 1784 von Mannheim abweſend war, verwünſchte er den Sommer, der den klugen Rathgeber aus ſeiner Sphäre gezogen, und fühlte ſeinem Genius einen leidigen Zwang auferlegt. Er vermißte die elaſtiſche Feder, die ſeine Phantaſie und Schöpfungskraft in Schwung bringen und erhalten ſollte, und ſah mit Vergnügen die Blätter fallen und den Herbſt kommen, der ihm den Vertrauten ſeiner poetiſchen Gedanken zurückbringen ſollte.

Denn nachdem er ſich einige Zeit mit den Gedanken an einen Conradin, an einen zweiten Theil der Räuber, an eine Bearbeitung von Shakſpeare's Macbeth und Timon für die deutſche Bühne getragen, ſo war er jetzt endlich für Don Karlos entſchieden. Er „iſt ein herrliches Sujet," ſchreibt er an Dalberg den 24. Auguſt, „vorzüglich für mich. Karlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es jetzt nicht verbergen, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzwängen zu wollen, da die hohe Tragödie ein ſo fruchtbares Feld, und für mich, möchte ich ſagen, da iſt; da ich in dieſem Fache größer und glänzender erſcheinen, und mehr Dank und Erſtaunen wirken kann, als in

1784. keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte." *

Als Schiller dieſe Worte ſchrieb, hatte er das volle Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeiner Beſtimmung; es lautete wie Prahlerei, aber es war die Wahrheit, die er ausſprach, und der Erfolg hat ſeine Prophezeihung beſtätigt.

In dieſem Gefühl ſeiner Weihe ging er an die Arbeit, die ſein Freund Streicher mit Bewunderung vorrücken ſah. Seine Geſpräche verbreiteten ſich nicht allein über den Plan ſelbſt, ſondern auch über die ganz neue Art von Sprache, die er dabei gebrauchen müſſe, die er mit all' dem Fleiß und Wohllaut ausſtatten wollte, wofür er ein ſo empfindliches Ohr hatte. „Froh bin ich," ſchrieb er an Dalberg, „daß ich nunmehr Meiſter über den Jamben bin: es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos ſehr viel Würde und Glanz geben wird." Seine Freude über den Erfolg dieſes Versmaßes war ſo groß, daß er kaum

---

* Noch am 7. Juni war dieſer poetiſche Durchbruch beim Dichter nicht erfolgt. Damals ſchrieb er noch an Dalberg: „Karlos würde nichts weniger als ein politiſches Stück, ſondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürſtlichen Hauſe; und die Situation eines Vaters, der mit ſeinem Sohne ſo unglücklich eifert, die ſchrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Anſprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt, und endlich aufgeopfert iſt, müßten, denke ich, intereſſant ausfallen."

die Abendſtunde erwarten konnte, in welcher er dem Ju- 1784.
gendfreunde, wie einſt in Stuttgart, das, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorleſen konnte. Dieſer fand „jeden Vers vortrefflich, jedes Wort, jeden Ausdruck erſchöpfend; alles war groß, alles ſchön, jeder Gedanke von Adel.“ Er beſchwor den Dichter, ſich bei ähnlichen Gegenſtänden nie mehr zur Proſa herabzulaſſen.

Glückliche Zeit, wo der Jambe, das edle, aus dichteriſchem Vollblut erzeugte Roß war, deſſen Künſte dem zuſchauenden Naturkind Ehrfurcht und Bewunderung einflößten — wer muß nicht mit Wehmuth auf dich zurückblicken, der jetzt denſelben Vers, als abgelebte Mähre, ſeit Jahrzehenden von jedem dramatiſchen Stümper in die Schwemme reiten ſieht!

Im Auguſt war in die Verſammlung des ſpaniſchen Hofes, die der Geiſt des Dichters zuſammenberufen, der Botſchafter noch nicht eingetreten, den das männlicher gewordene Selbſt und die tiefere Weltbetrachtung des Dichters ſeiner weicheren Natur, die in Don Karlos dargeſtellt iſt, an das werdende Stück abordnete. Bald aber fand ſich auch der Marquis Poſa ein, und „wider die natürliche Anlage des Stücks hob ſich, der vorherrſchenden Empfindung des Dichters entſprechend, dieſe Geſtalt allmählig zur bedeutendſten Perſon der ganzen Tragödie empor.“ **

** Hoffmeiſter I, 249. 253.

1784. Doch ſelbſt mitten in dieſer begeiſternden Arbeit, an Jupiters Tiſch eingeladen, und in ſeinem Himmel lebend, wurde der Dichter ſchmerzlich an die ungleiche „Theilung der Erde“ unter die Menſchen erinnert. Noch immer hatte er ſeine, durch den Druck der Räuber contrahirte Stuttgarter Schuld nicht bezahlen können. Sein Bürge, hart vom Gläubiger bedrängt, war auf der Flucht von dieſem in Mannheim ergriffen und verhaftet worden und Schiller in der größten Noth, wie er die Summe herbeiſchaffen ſollte. Der Edelmuth eines achtungswerthen Mannes, bei welchem Streicher wohnte, des Baumeiſters Anton Hölzel, welcher nicht reich, nicht einmal wohlhabend war, ſchaffte — da die Zeit, ſich an ſeine Eltern zu wenden, für Schiller zu kurz war — die Mittel herbei und rettete den Bedrängten aus der Haft, wie den kummervollen Dichter aus der Verlegenheit.

Schiller, der jetzt ernſtlich darauf dachte, der nicht abgewälzten, ſondern neu aufgelegten Laſt ledig zu werden und ſeine Einkünfte etwas zu vermehren, nahm den Plan einer Zeitſchrift wieder auf, die aber, neben den Vorſtellungen des Mannheimer Theaters, auch Gegenſtände der Wiſſenſchaft berückſichtigen ſollte.

Im deutſchen Muſeum vom 12. December 1784 wurde die Rheiniſche Thalia angekündigt, die „jedem Gegenſtande offen ſtehen ſollte, der den Menſchen im Allgemeinen intereſſant iſt und unmittelbar mit ſeiner Glück-

seligkeit zusammenhängt. Alles, was fähig ist, den sitt- 1784.
lichen Sinn zu verfeinern, was im Gebiete des Schönen liegt, Alles, was Herz und Geschmack veredeln, Leidenschaften reinigen und allgemeine Volksbildung bewirken kann," war in ihrem Plane begriffen.

In dieser Ankündigung war es, daß er von seinem fürstlichen Erzieher auf das Publikum provocirte, und sich ihm, mit den Worten, die wir früher schon angeführt haben, in die Arme warf. „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst," sagt er. „Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem, und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt; an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

„Zwischen dem Publicum und ihm eine Freundschaft zu knüpfen" war nach seinem Schlußgeständnisse eine vorzügliche Absicht bei der Herausgabe der Thalia.

Diesem neuen Freunde nun legte er allmählig 1785.
in den vier ersten Heften der Thalia die ersten drei Akte des ihm unter der Hand zu wahrhaft epischer Breite gedeihenden Don Karlos vor in einer Gestalt, die ihn für die Bühne freilich unbrauchbar machte, deren Ueberbleibsel aber uns Eduard Boas, „als eine

1785. wahre Fundgrube für Dramatiker und Bühnenkünſtler" und einen unerwarteten Sammelplatz der Charaktere des Stücks für den Layen, mit dankenswerther Sorgfalt hergeſtellt hat. Jener „frühere Entwurf geſtattet uns einen Blick in die geiſtige Werkſtatt des Dichters, wo wir ſein Stück entſtehen und wachſen ſehen, wie Gold und Kryſtalle tief im geheimnißvollen Schoos der Gebirge." *

Wieland beurtheilte in einem Briefe vom 8. März 1785 die Probeſcenen aus dem erſten Hefte der Thalia mit folgenden Worten: „Herrn Schiller's größter Fehler, — ein Fehler, um den ihn mancher deutſche Schriftſteller zu beneiden Urſache hat — iſt wirklich nur, daß er noch zu reich iſt, zu viel ſagt, zu voll an Gedanken und Bildern iſt, und ſich noch nicht genug zum Herrn über ſeine Einbildungskraft und ſeinen Witz gemacht hat. Sein allzu großer Ueberfluß zeigt ſich auch in der Länge der Scenen: ich erſchrecke, wenn ich überrechne, wie groß ſein Stück werden und wie lang es ſpielen muß, da der erſte Akt ſchon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wenn es genug iſt, und aufhören können, auch das iſt ſchon eine große Kunſt. Das größte Stück des Sophokles hat kaum ſo viel Verſe, als Herrn Schiller's erſter Akt."

Schiller wehrte ſich gegen dieſes und ähnliches Urtheil. Am Schluſſe des zweiten Akts erklärte er entſchieden:

* Eduard Boas Nachträge zu Schillers ſämmtlichen Werken, II, S IX. 310 ff.

„Der Karlos könne und ſolle kein Theaterſtück werden," 1785.
und er war noch 1788 dieſer Meinung. Später jedoch zur Einſicht gekommen, daß ein Drama erſt auf der Bühne wahrhaft lebendig werde, paßte er auch dieſes Stück der hergebrachten Theaterform enger an, und opferte manche ſchöne Stelle, manchen Charakterzug,* die bisher im Mauſoleum der Thalia ſchlummerten. Indeſſen iſt auch ſo die Breite des Stücks noch ſehr fühlbar, und wer über ſeiner Vorſtellung einen Theil der Nacht durchſitzt, empfindet, wie ſcherzweiſe geſagt worden iſt, a posteriori die Mängel ſeiner Anlage.

Ehe wir von dem begonnenen Don Karlos ſcheiden, ſey uns ein Wort des Bedaurens geſtattet, daß unſer nationalſter Dichter bei'm erſten freieren Aufſchwunge ſeines tragiſchen Talentes dem Spanier den deutſchen Konradin aufgeopfert hat, und daß derjenige unſ'rer Zeitgenoſſen, der von einer gerechten Nachwelt dereinſt auch im Heiligthum der dramatiſchen Muſe mit Göthe und Schiller verehrt werden wird, beim erſten Akte dieſes hohen, heimathlichen Trauerſpiels ſtehen geblieben iſt. In demſelben Jahre, da Schiller ſich mit dem Gedanken Konradins trug, hatte ein großer, deutſcher Maler dieſen mit Friedrich von Oeſtreich im Gefängniſſe zu Neapel Schach ſpielend, in dem Augenblicke, wo ihnen das Todesurtheil gebracht wird, darge-

* Ebendaſ. S. 311.

1785. ſtellt.* Er verweilte ſinnend auch bei der Scene, wo Konradin, nachdem ſich beide Freunde, wie Pylades und Oreſtes, um den Tod geſtritten und Friedrich endlich zuerſt enthauptet worden, den Kopf des Freundes aufnahm, an die Bruſt drückte, küßte und ſprach: tauſend, tauſend Dank für deine treue Liebe und Freundſchaft! Und wie er dann, von menſchlicher Entrüſtung übermannt, wild ſich an Karl von Anjou wandte und in die Scheltworte ausbrach: du H — bube, weißt du nicht, was du heute für Unrecht thuſt? — „davon wäre," ſchrieb Wilhelm Tiſchbein aus Rom am 15. November 1783,** auch ein ſchönes Bild zu machen, als er im Zorn daſteht und den König ſchilt. Aber es wäre abſcheulich zu ſehen, weil der Todte dabei liegt." Was die Kunſt nicht leiſten konnte, Schiller's Poeſie würde es geleiſtet haben, und das hinter der Scene Verborgene hätte die Schilderung eines Boten in ein unvergängliches Gemälde zuſammengefaßt.

---

* Das Bild iſt noch jetzt eine Zierde des Schloſſes Friedenſtein in Gotha.

** An Merk, ſiehe deſſen Briefe S. 408 ff. vergl. 415. 437. 512.

Liebe, Freundſchaft, Beruf und bürgerliche Stellung des Dichters. Abſchied von Mannheim.

Am 19. Januar 1784 hatte Schiller an ſeinen 1784.
Freund, den Componiſten Zumſteeg in Stuttgart, der, ſelbſt kürzlich verheirathet, ihn aufforderte, ſeinem Beiſpiele zu folgen, geantwortet: „Wie könnte wohl ein ſo ſanftes Geſchöpf, wie das Weib iſt, den Gang durch's Leben — das meinige iſt ohnedieß jetzt ſchon dem erſten Theile des verkettetſten und bunteſten Romanes ähnlich — hazardiren, mit einem ungeſtümen, ſonderbaren Kopfe, wie der meinige iſt? Nein, lieber Zumſteeg, rathe mir nicht zu einer Inconſequenz meiner bisherigen Handlungsweiſe, und laß mich mein Schickſal, trotz des warmen Blutes, das in meinen Adern ſtürmen mag, und trotz meines Herzens, das, weil es empfänglich iſt, auch mittheilend ſeyn könnte, allein tragen. . . . . Du weißt ja, daß ich über dieſen Gegenſtand auf meine eigene Art philoſophire."

Des Dichters Herz feierte jedoch noch in dieſem Jahre einen erſten und bald einen zweiten Triumph über dieſe ſpitzfindige Philoſophie. Keine Sophismen vermochten die Erinnerung an Bauerbach in ſeiner Seele unwirkſam zu machen, und fünf Monate nach jenen Ausbrüchen der hageſtolzen Laune fühlte er ſich von der entgegengeſetzten

1784 ff. angewandelt und schrieb (7. Juni) an seine Pflegemutter: „Sie werden lachen, liebste Freundin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen. Nicht, als wenn ich hier schon gewählt hätte; im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiste die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschluß hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! Oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich.“ Schiller ließ diesen Brief liegen, und fügte erst am 15. Juni bei: „ich überlese ihn jetzt und erschrecke über diese thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen. Leben

Sie wohl, und empfehlen mich tausendmal Ihrer lieben 1784 ff.
Lotte.“ Mit dieser Erklärung ersparte der scherzende Bewerber eine abschlägige Antwort, und die Sache beruhte.

Bemerkenswerth ist, daß der Dichter, welcher auf dem Gebiete der Poesie bisher vergebens gerungen hatte, weibliche Liebenswürdigkeit anspruchlos darzustellen, und mit seinen Frauencharakteren selbst sich unzufrieden zeigte; dessen Amalie, Louise, Leonore mehr oder weniger doch alle nur empfindsame Romanheldinnen waren: — daß er im Leben für den einfachen Zauber reiner Weiblichkeit gleich bei seiner ersten, ernstlichen Wahl den natürlichsten Takt bewies, und sein Herz eine Lotte wählte, genau so lieblich passiv, so in den holden Gränzen der weiblichen Natur ausgeprägt, wie in der Dichtung ein Göthe Werthers Lotte zu schaffen vermocht hat. „Sie war von ruhigem Charakter,“ sagt ihre Schwägerin, „in dem Besonnenheit und Empfindung im Gleichgewicht lagen.“ Sonderbar! Schiller mußte ein solches Weib lieben, aber darzustellen vermochte er es nicht, vielleicht nie.

Um dieselbe Zeit, wo sein Herz so sehnlich nach Gegenliebe verlangte, erbarmte sich des Vereinsamten und Gedrückten wenigstens die Freundschaft auf eine unerwartete und stärkende Weise. „Vor einigen Tagen,“ schreibt Schiller in dem eben angeführten Brief an die Frau von Wolzogen, „widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme ein Paket aus Leipzig, und

1784 ff. finde von ganz fremden Perſonen Briefe voll Wärme und Leidenſchaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, ſehr ſchöne Geſichter, waren darunter. Die Eine hatte mir eine Brieftaſche geſtickt, die gewiß in Geſchmack und Kunſt eine der ſchönſten iſt, die man ſehen kann. Die Andere hatte ſich und die drei andern Perſonen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern ſich über die Kunſt. Ein dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Muſik geſetzt. Sehen Sie, meine Beſte, ſo kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die deſto ſchätzbarer ſind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabſicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin iſt ... Ein ſolches Geſchenk iſt mir größere Belohnung, als der laute Zuſammenruf der Welt, die einzige ſüße Entſchädigung für tauſend trübe Minuten; .... und wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr ſolche Zirkel ſind, die mich lieben, ... daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub ſchon lange verweht iſt, man mein Andenken ſegnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs, und verſöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Der Componiſt des Liedes war C. G. Körner, der Vater Theodor Körner's und ſeitdem der vertraute Freund Schillers, nur drei Jahre älter als der Dichter, der damals ganz einer glücklichen wiſſenſchaftlichen Muſe lebte, ehe er

als Oberappellationsrath in Dresden angestellt wurde, 1784 ff.
und der zu Berlin als Geh. Oberregierungsrath in hohem Alter (1831) verstorben ist. Die Frauen waren Körners Braut Minna Stock und ihre Schwester Dora, der vierte, kaum zwanzigjährige Freund war L. F. Huber, der im Jahr 1804 als bayerischer Landes-Direktionsrath zu Ulm verstarb, der nachmalige Gatte der Tochter Heyne's, der Schriftstellerin Therese Huber.

Hätten diese neuen Freunde, sagt Streicher, doch sehen können, wie glücklich diese Aufmerksamkeit Schillern machte, welche Ruhe, welche Zufriedenheit dadurch in sein Wesen kam. Allmählig wurde die Hoffnung in ihm rege, daß dieselben wohl keine Verwendung unterlassen würden, um ihn aus seinem drückenden Zustande zu erlösen und in bessere Verhältnisse zu bringen. Diese Erwartung täuschte ihn auch nicht, und alle Verehrer Schillers nennen seinen Freund Körner nicht nur als den ersten Begründer seines äußern dauernderen Lebensglücks, sondern auch als den Hauptbeförderer der Fortbildung seines Dichtergeistes, indem er es war, durch welchen Schiller zuerst in einen erweiterten Lebenskreis und in den Umgang mit den edelsten Zeitgenossen hineingezogen wurde. Mit seiner Reise nach Leipzig und Dresden beginnt ein neuer Abschnitt seines Dichterlebens.

Demselben gingen jedoch andre Ereignisse voran, die nicht unerwähnt bleiben dürfen. Während Schiller ohne

1784 ff. Rast an Don Carlos und am ersten Hefte der Thalia arbeitete, wurde er durch den Besuch seiner ältesten Schwester Christophine erfreut, die ihm seinen Freund, den Rath und Bibliothekar Reinwald von Meiningen als Bräutigam zuführte. Wir lassen hier wieder den Augenzeugen Streicher sprechen: „Die blühende kräftige Jungfrau schien entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, dessen geringe Einkünfte und wankende Gesundheit wenig Freude zu versprechen schienen. Jedoch waren ihre Gründe so edler Art, daß sie auch in der Folge es nie bereute, das Herz ihrem Verstande und einem vortrefflichen Gatten geopfert zu haben." Bald nach der Abreise der Schwester lernte Schiller eine sehr liebenswürdige Familie kennen. Ein Herr von Kalb, damals Offizier in französischen Diensten, als welcher er den nordamerikanischen Befreiungskrieg mitgemacht, nahm mit seiner geistreichen und feingebildeten Gemahlin und deren Schwester seinen Aufenthalt in Mannheim.* Für Schiller war der Umgang mit diesen seltenen Menschen ebenso genußreich als belehrend, indem Herr von Kalb, in Beurtheilung der Weltbegebenheiten die klarste Ansicht mit Scharfsinn und umfassenden Kenntnissen verband, die Dame aber mit Gegen-

* Auch diese Familie zog die Herzogin Amalie von Weimar später in ihren Geisterkreis: Knebels Nachlaß I, 199. 200. Oder war Kalb ein Weimaraner? (Vergl. Merks Briefe S. 335.)

ſtänden der Literatur innig vertraut, und eben mit der 1784 ff.
Dichtung eines Romans beſchäftigt, poetiſch erregt war, wie Schiller ſelbſt. Streicher war als Muſiker in dieſes Haus eingeführt, und erzählte viel von Schillers Arbeiten und namentlich von Don Carlos. Frau von Kalb konnte es kaum erwarten, bis ihr das Glück zu Theil werden ſollte, die ihr mit ſo viel Enthuſiasmus angerühmte prachtvolle Sprache aus des Dichters eig'nem Munde zu vernehmen. Endlich ſaß Schiller ihr, mit dem erſten Akt in der Hand, eines Nachmittags gegenüber. Aber wieder ging es wie mit Clavigo in Stuttgart, wie mit Fiesko in Meiers Hauſe zu Mannheim. Der Dichter las mit ſeinem unſeligen Pathos, und die lauſchende Zuhörerin verrieth ihre Empfindung nicht durch das leiſeſte Zeichen. Um ihre aufrichtige Meinung vom Dichter gebeten brach ſie endlich, nach langem Ausweichen, in lautes Lachen aus, und ſagte: „lieber Schiller, das iſt das allerſchlechteſte, was Sie noch gemacht haben!" „Nein, das iſt zu arg!" erwiederte dieſer, warf ſeine Schrift voll Aerger auf den Tiſch, nahm Hut und Stock und rannte davon. Die Dame ergriff das zurückgelaſſene Papier, und ehe ſie die erſte Seite beendigt, mußte der Bediente forteilen. „Geſchwind, geſchwind," rief ſie, „lauf' er zu Herrn Schiller: ich laſſe ihn um Verzeihung bitten, ich hätte mich geirrt; es ſey das Allerſchönſte, was er noch geſchrieben habe!" Schiller gab der Bitte, wieder zu kommen, nicht ſogleich Gehör. Aber am andern

1784 ff. Tage gestand ihm die redliche Freundin, wie seine heftige, stürmische Art vorzulesen den Eindruck seiner Dichtungen störe und verhindere.

1785. Der Dichter gewann diese Familie so lieb, daß er, als Kabale und Liebe, am 18. Januar 1785 (zum Aerger des Dichters herzlich schlecht) wieder aufgeführt wurde, sogar seinem Hofmarschall Kalb einen andern Namen geben wollte, und sich nur durch die richtige Bemerkung der Freunde selbst abhalten ließ, daß gerade dieß die Vermuthung herbeiführen müßte, als sey der bisherige Name auf Jemand aus ihrer Familie gemünzt. —

Zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der Herzog Carl August von Weimar, der geistvolle jugendliche Freund der Dichtkunst und der Dichter, der Vertraute Göthe's, werde die landgräfliche Familie im benachbarten Darmstadt besuchen. Die Kalb'sche Familie feuerte das Verlangen uns'res Dichters, bei dieser, aus Kennern des wahrhaft Schönen sich bildenden Zusammenkunft sich als denjenigen zeigen zu dürfen, der werth wäre, dem schönen Bunde in Weimar beigesellt zu werden, nicht wenig an, und mit ihren und Dalbergs Empfehlungsbriefen trat er bald, seinen Don Carlos unter dem Arm, in den hohen Kreis zu Darmstadt ein, und das fürstliche Wohlwollen vergönnte ihm die Vorlesung des ersten Aktes. Dank den Belehrungen seiner Mannheimer Freundin machte diese den günstigsten Eindruck auf die erlauchte Gesellschaft.

Namentlich erinnerte ſich Schiller noch ſpät immer mit 1785.
Vergnügen an die liebenswürdige Landgräfin und den aufmunternden Antheil, den ſie bei dieſer Vorleſung zeigte. Nach einer langen Unterredung mit dem Herzoge kehrte Schiller als Weimaraniſcher Rath nach Mannheim zurück.

So wenig, wie Streicher lächelnd bemerkt, dieſes einſylbige Wörtchen den Verdienſten des ſchon damals faſt Alles überragenden Dichters neuen Glanz verleihen konnte, ſo hatte es dennoch, wenigſtens für die Gegenwart, die Wirkung eines Talismans. Das Verlangen der Eltern, daß der Sohn durch dauernde Verſorgung einem Fürſten angehören möchte, ſchien erfüllt, den Stuttgarter Tadlern, die in ihm einen verachteten Flüchtling ſahen, war der Mund geſtopft, und ſelbſt in Mannheim benahm der Rathstitel den Briefen an Dalberg die gar zu unterthänige Form, und gab dem Theaterdichter den Muth, freier und beſtimmter den Anmaßungen der Schauſpieler entgegen zu treten, in der Thalia, die ſeit dem März 1785 herauskam, ihnen kälter und ſchärfer die Wahrheit zu ſagen, das Toben ſeines ehemaligen Freundes, Herrn Böck, zu verachten, „ihn," wie ein Brief Schillers an den Intendanten ſich ausdrückt, „zu einer heilſamen Beſcheidenheit zurückzuführen und die Komödiantenſalbe von ihm abzuwiſchen."

Uebrigens löste ſich jetzt ſein Verhältniß zu der Mannheimer Bühne. Da ihm dieſe Anſtellung nicht die geringſte Verbeſſerung ſeiner öconomiſchen Umſtände in Ausſicht

1785. ſtellte, er auch gegen das Theater, das keine ſeiner Erwartungen erfüllte, gleichgültiger geworden und mit der Mehrzahl der Mitglieder in Streitigkeiten verwickelt war, die von ihrer Seite mit plumpen Waffen geführt wurden, ſo leitete er nicht nur mit ſeinen neuen Leipziger Freunden, mit welchen er ſeit jenen Geſchenken in ununterbrochener Correſpondenz ſtand, ſondern auch mit Schwan das Nöthige ein, um ſeinen bisherigen Aufenthalt noch im Frühjahre verlaſſen zu können. Gleichzeitig mit der Erſcheinung des von den Schauſpielern ſo übel aufgenommenen erſten Heftes der Thalia wurden zu Anfange des März 1785 von ihm alle Anſtalten gemacht, Mannheim zu verlaſſen, und da die gewünſchten Wechſel aus Leipzig eingetroffen waren, wurde dieſer Entſchluß auch wirklich am Ende deſſelben Monats ausgeführt.

Die letzten Abendſtunden vor der Abreiſe brachte er mit ſeinem Freunde Streicher zu. Er ſprach mit dieſem von der traurigen Ueberzeugung, die er in den letzten ſchweren zwei Jahren gewonnen, daß in Deutſchland, wo das Eigenthum des Schriftſtellers und Verlegers bis jetzt vogelfrei erklärt ſey, und bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugniſſen deutſcher Literatur, der beſte Dichter ohne beſoldeten Nebendienſt oder andre Unterſtützung von den Früchten ſeines Talentes nicht leben könne. Von nun an ſollte daher nicht mehr die Dichtkunſt, am wenigſten das Drama ſein einziger Lebenszweck ſeyn; nur

in der glücklichſten Stimmung wollte er der Muſe Gehör 1784 ff.
geben, dafür aber mit allem Eifer ſich auf die Rechtswiſſenſchaft werfen, deren Theorie er, unterſtützt von den reichen Hülfsmitteln der Leipziger Univerſität, in einem Jahre zu abſolviren ſeinen Talenten und ſeiner Beharrlichkeit zutraute. Und ſo gaben ſich denn die beiden, zum zweitenmal, und dießmal für immer, ſcheidenden Freunde die Hände drauf, ſo lange keiner an den andern ſchreiben zu wollen, bis Schiller Miniſter und Streicher Kapellmeiſter ſeyn würde. Die Theilung war etwas ungleich entworfen; der gute Streicher aber ſtand ſo tief bewundernd unter ſeinem Freunde, daß er den Uebermuth, der in dieſen Worten lag, nicht einmal empfunden zu haben ſcheint.

Schiller würde mit ziemlich leichtem Herzen Mannheim den Rücken gekehrt haben, wenn nicht eben dieſes Herz dort zurück geblieben wäre. Die Tochter ſeines Freundes, des Buchhändlers Schwan, ein liebenswürdiges, geiſtvolles Mädchen, hatte, wie es ſcheint, eine dauerhafte Anziehung auf den Dichter ausgeübt, wie uns Frau v. Wolzogen, die Schwägerin Schillers, berichtet. „Im neunzehnten Jahre beſorgte ſie das Hausweſen ihres Vaters, der eben ſeine Gattin verloren, als Schiller nach Mannheim kam. Margaretha Schwan war ein ſehr ſchönes Mädchen, mit großen ausdrucksvollen Augen und von ſehr lebhaftem Geiſte, welcher ſie mehr zur Welt, Literatur und Kunſt, als zur ſtillen Häuslichkeit hinzog. Im gaſtfreien

1785. Hause des Vaters, welches ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und schöne Geister war, gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familienzirkel aufgenommen, schien auf sie Eindruck zu machen, obgleich er ernst und zurückhaltend in seinem Betragen war." Er las ihr Scenen aus seinen Stücken vor, so ausdrucksvoll er vermochte; aber der Vater war bei diesen Unterhaltungen immer gegenwärtig. Allmählig schien sich das Herz einzumischen, „und beide junge Leute mochten sich mit dem Gedanken an eine Verbindung für's Leben tragen." Schiller verließ Mannheim mit einem schönen Andenken seiner jungen Freundin, und ein Briefwechsel wurde verabredet.

Rückblick auf Schillers bisheriges Leben und Dichten.

1759 bis 1785. Auf der ersten Hauptstation eines ernsten Pilgerlaufes nach hohem Ziele angekommen, wenden wir uns um und überblicken den zurückgelegten Weg. Es gibt für die Betrachtung desselben zweierlei Standpunkte. Wer in den Naturbegebenheiten und äußern Ereignissen eines Menschenlebens nur eine Kette von Nothwendigkeiten sieht, durch welche in der Gestalt eines freien Individuums der Weltgeist sich hindurcharbeitet, und einen Vorschritt in

ſeiner Entwicklung macht, wird auch ein Dichterleben an- 1759 bis
ders beurtheilen, als wer, im Verhältniſſe der Schickſale 1785.
zur Freiheit, der Wirkſamkeit eines bewußten Urgeiſtes nachforſcht und in der Biographie des Dichters an Fügungen und Vorſehung glaubt. Indeſſen werden ſich beide Anſichten doch darin vereinigen und von einer atomiſtiſchen und materialiſtiſchen Betrachtungsweiſe unterſcheiden, daß ſie in Allem, was dazu diente, den Mann zu dem zu machen, der er geworden iſt, und, nach dem Begriffe, den das Bewußtſeyn der Geſchichte von ihm aufgeſtellt hat, werden ſollte oder mußte, einen Weltplan anerkennen, den der Gang ſeines Geſammtlebens befolgt hat: denn weder der Pantheiſt, noch der Chriſt will ein Dualiſt ſeyn, und für keinen von beiden gibt es einen Zufall.

Verzeihe der Leſer dem ſchlichten Lebensbeſchreiber dieſe kurze Verirrungen in die Schulſprache, von der er ſchnell wieder abzulenken im Begriffe iſt. Er hat ſich ihr nur überlaſſen, ſofern er das Bedürfniß fühlte, ſich über ſeinen eigenen Standpunkt zu rechtfertigen, und glaublich zu machen, daß wenn er, ohne Zweifel derzeit noch mit den Meiſten ſeiner Leſer, die providentielle Anſicht theilt, wenigſtens nicht bewußtlos im Reiche der Vorſtellung verweilt, wie die Gegner es nennen. —

Mit Recht wird die Sitte und Denkart des väterlichen Hauſes, in welchem Schiller ſeine Kindheit verlebte,

1759 bis 1785. als wohlthätig für die Geſundheit ſeiner Seele gerühmt. Der Vater, praktiſch und ſtreng, war beſtellt, über dem Verſtande des Knaben zu wachen, und für die ernſte, claſſiſche Schulbildung zu ſorgen, die feſte Grundlage, auf welcher ſelbſt das Genie am dauerhafteſten baut. Zugleich wurde jener durch ihn nachhaltig zur Ehrfurcht und zum Gehorſam gewöhnt, der Muthwille beſchränkt, die übermäßige Hingebung des Gemüths an weichliche Eindrücke nicht geduldet und ſo ſein Charakter frühzeitig in ſittlichen Gränzen geformt. Die Mutter dagegen, ohne glänzenden Verſtand, aber milde, fromm, dichteriſch bewegt, und um den Sohn früher beſchäftigt als der Vater, mußte, außerdem, was von ihr natürliche Mitgift in der Anlage ſeines Geiſtes und Herzens war, auf das Gemüth und die Phantaſie des Kindes wirken und zog es mit den Sprüchen und Bildern des Glaubens, mit Märchen, Geſchichten und Gedichten groß. Aus ihrem ſanften Auge blickte den Knaben, der nicht zu iſthmiſcher Arbeit, nicht zum Siegerwagen des Kapitols, ſondern zum Lorbeer Apollo's beſtimmt war, ſchon in der Wiege Melpomene an. Zugleich wartete ſie mit zarter Pflege der Gemüthstugenden ihres Kindes, der Andacht, der Menſchenliebe, der Nachſicht, der Aufopferungsfähigkeit.

Der Grund war im Elternhauſe gelegt; aber was die Vorſehung darauf bauen wollte, konnte nicht hier aufgeſchlagen werden. Ein Leben, das den Genius barg, an

dem ſich ſo viele Geiſter und Gemüther aufrichten und er- 1759 bis
bauen ſollten, mußte zur Selbſtthätigkeit unter ſchärferer 1785.
Zucht reifen, und, durch Widerwärtigkeit zum Widerſtande aufgereizt, mitten unter Zweckwidrigkeiten ſeinen Zweck kennen und erſtreben lernen. Eine Pflanze mit ſo mächtiger Keimkraft mußte ſchwererem Boden übergeben werden, der ſie vor Wind und Witterung von außen ſchützte, und welchen durchbrechend ſie in ſich ſelbſt erſtarkte.

So ſehen wir denn Schiller, noch ehe er in's Jünglingsalter trat, der mäßigen Strenge des Vaters, der ſanften Mutterpflege entzogen, in die Carlsſchule verſenkt und eingezwängt. Und in dieſer Einſamkeit, unter dieſer Zucht, die ihn zu einem Brodſtudium zwang, das ihn anfremdete, und von dem Lebenstranke der Poeſie, den er eben zu koſten begonnen hatte, mit der Ruthe des Geiſterbanners, wie Tireſias Homers Schatten, zurückſcheuchte; hier entfaltete ſich, von keiner fördernden Erziehung mehr begünſtigt, die Urkraft, die Dichterkraft in ihm, und in der Oede ſeines Kerkers ſchuf er endlich, von Zorn und Begeiſterung bewegt, ein Drama, das eine Welt, wenn auch nicht die wahre und wirkliche, doch eine Welt enthielt. So mußte die Entdeckungsluſt, die den kleinen Knaben ſchon im Elternhauſe peinigte, ihre Befriedigung in den Mauern eines Militärinſtituts finden.

Wir haben gezeigt, daß Schillers erſte lyriſche Gedichte nicht einmal die Vorläufer, daß ſie nur der Abfall

1759 bis 1785. seiner Poesie waren. Auch die Medicin, mit ihrem Gefolge von physiologischen Kenntnissen, die Geschichte, mit ihren psychologischen Aufschlüssen, die Philosophie mit ihren Zweifeln mußte in dieser ersten Periode nur als Nahrungsmittel seines Dichtergeistes dienen. Mag sich immerhin in jener Zeit schon ein System seines Geistes in Schillers theoretischer Bildung finden, wir bekümmern uns darum nicht. Die Ideen von Humanität und Freiheit waren unserem Schiller mit vielen zeitgenössischen Denkern gemein; sie konstituiren den Dichter noch nicht. Nur was er davon zu einem Lebensbilde in der Dichtung zu vereinigen mochte; nur was durch ihn in's Fleisch und Blut der Poesie überging, und dadurch so gewaltig auf Zeit und Mitwelt wirkte, geht uns an, die wir vor Allem den großen Poeten in ihm betrachten wollen.

Deßwegen verweilen wir bei einem Rückblicke auf seine Leistungen nicht bei seinen lyrischen, der Selbstständigkeit entbehrenden Versuchen, nicht bei seinen Abhandlungen und Reflexionen, sondern bei dem ersten Werke seines Dichtergenie's, bei den Räubern.

Die Lebensbeschreibung hat zu zeigen versucht, wodurch dieses Stück sein ungeheures Glück bei dem Publikum gemacht hat: denn Keiner, der Schillers spätere Meisterstücke versteht und mit Redlichkeit bewundert, wird den ganzen Eindruck desselben seinem künstlerischen Werthe beimessen. Und doch wäre es nicht möglich gewesen, mit den

Zeitelementen allein, durch welche das Drama ſich als den Ruf eines Propheten angekündigt hat, ſolche Wirkungen hervorzubringen, wenn der Seher nicht zugleich auf einen großen Dichter hätte ſchließen laſſen. 1759 bis 1785.

Wodurch leiſtete nun das unförmliche Produkt der rohen Kraft die Bürgſchaft für die Poeſie des Verfaſſers? Vor allen Dingen durch die große Energie der Farben, in welchen das ganze Leben des Schauſpiels prangt, und durch die ungemeine Lebendigkeit, mit welcher Natur und Unnatur in demſelben auftreten. Seit Götz von Berlichingen über die Bühne geſchritten war, hatte man in Deutſchland dergleichen nichts mehr geſehen. In dem Schiller'ſchen Stücke iſt freilich nicht Alles innere und äußere Wahrheit, Vieles nur Fratze und Carrikatur; aber ſelbſt dieſe regt und bewegt ſich, ſcheint, ſchimmert, handelt. Und der Theil des Drama's, welcher prophezeite, ſchauerliche Wirklichkeit iſt, hat die Zukunft, die doch nur vom Genius geahnt und errathen werden kann, wahrhaftig noch getreuer dargeſtellt, als Göthe im Götz die Vergangenheit, die doch mit Verſtand und Fleiß erkundet werden konnte.

Dieſe ſeitdem längſt vergangene, jedoch erfüllte Zukunft aber iſt in demjenigen Theile des Schauſpiels enthalten, der noch heute wahr und theilweiſe natürlich erſcheint, und welchem, über alle ſentimentale Lüge und Verzerrung hinweg, der geſunde Leſer noch jetzt mit Begierde zueilt, — in den Räuberſcenen. Karl Moor ſelbſt iſt nur in

1759 bis 1785. dieſen wahr, handelnd und empfindend; als Philoſoph, als Moraliſt iſt er uns unerträglich; es ſey denn, daß man, wie uns glücklich und mit Geiſt bewieſen worden iſt, daß Schiller Kant's Kritik der Urtheilskraft, deſſen Theorie des Schönen, in der Seele trug, ehe er dieſelbe geleſen, auch auf Karl Moors Monolog gegen den Schluß des vierten Akts einiges Gewicht legen wollte, in welchem ſelbſt der Kritik der praktiſchen Vernunft von Schiller vorgeeilt und für die Unſterblichkeit der Seele Kant's moraliſcher Beweis geführt worden iſt. Ernſtlichere Aufmerkſamkeit verdienen Worte, die mit erſchütternder Wahrheit Zuſtände ſchildern, welche im Jahre 1781 jung waren und im Jahre 1840 gewachſen und erſtarkt ſind, ohne zu veralten.* In ihnen umfaßte ſein Sehergeiſt ein ganzes Jahrhundert.

---

* Akt I. Sc. 2.

Roller: So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht! Ich hab' auch meine Plane ſchon zuſammengemacht, aber ſie treffen endlich auf Eins. Wie wär's, dacht' ich, wenn Ihr Euch hinſetztet, und ein Taſchenbuch oder einen Almanach, oder ſo was Aehnliches, zuſammenſudeltet, und um den lieben Groſchen rezenſirtet, wie's wirklich [d. h. gegenwärtig] Mode iſt?

Schufterle: Zum Henker! Ihr rathet nach meinen Projekten. Ich dachte bei mir ſelbſt, wenn du ein Pietiſt würdeſt und wöchentlich deine Erbauungsſtunden hielteſt?

Grimm: Getroffen! Und wenn das nicht geht, ein Atheiſt. Wir könnten die vier Evangelien

Von Charakteren ſind Spuren allerdings auch auſſerhalb der Räuberſcenen zu finden im Daniel, im Paſtor Moſer (ſein Auftritt iſt ein pſychologiſches Meiſterſtück); bei'm ſonſt mißlungenen Franz,* in einzelnen Scenen; aber Männer aus Einem Guſſe, welche conſequent in Geſinnung und Handlung durch's ganze Gedicht ſchreiten, ſind doch nur Schweizer, Roller, Grimm und Spiegelberg; vor allen aber der erſte. Wenn Schiller nichts als dieſen Charakter erdacht und ausgeführt hätte, ſo 1759 bis 1785.

---

auf's Maul ſchlagen, ließen unſer Buch durch den Schinder verbrennen; und ſo ging's reißend ab.

Akt II. Sc. 3.

Spiegelberg: Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenſtotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz' — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewiſſes, daß ich ſo ſage, Spitzbubenklima.

Razman: Bruder, man hat mir Italien gerühmt.

Spiegelberg: Ja ja! Man muß Niemand ſein Recht vorenthalten. Italien weist auch ſeine Männer auf; und wenn Deutſchland ſo fort macht, wie es bereits auf dem Wege iſt, und die Bibel vollends hinaus votirt, wie es die glänzendſten Aſpekten hat, ſo kann mit der Zeit auch noch aus Deutſchland was Gutes kommen.

* Den Franz Moor hat nicht nur A. W. Schlegel, ſondern Schiller ſelbſt als eine Nachahmung Richards des Dritten bezeichnet und gar übel in ſeiner Selbſtrezenſion (bei Boas II. 9 ff.) mitgenommen.

1759 bis 1785. wäre er ein Dramatiker aller Zeiten. Welche Deſtination in den Worten: „Franz heißt die Kanaille?“ welch' genialer Zuſammenhang dieſer Frage mit Schweizers Handlungsweiſe am Schluſſe des vierten Akts und ſeinem Selbſtmord in der erſten Scene des fünften! Und wie hebt es ſo natürlich dieſen Charakter, daß er keine Rachethat auf die Nemeſis geſchoben wiſſen will, daß ihm nichts willkommener iſt, als der Auftrag edler Rache.

Dieſe Räuber ſind auch von keinem andern Dichter entlehnt, ſie ſind in ihrer verwilderten Größe dem Gedanken Schillers und keinem andern entſprungen; ihre originellen lebensvollen Geſtalten entſchädigen für manche Abgeſchmacktheit, die ſie begehen, manche koloſſale Albernheit, die aus ihrem Munde geht, und die beide weniger wohl damit gerechtfertigt werden können, daß dieſe Räuber einem andern Geſchlechte, als dem unſern, ſondern daß ſie zur Hälfte einem frühreifen Genius, zum andern einem unreifen Knabengehirn angehören. Denn daß der Räuber Moor als Student in Leipzig vierzigtauſend Dukaten Schulden contrahirt, daß auf ein „Burſch heraus“ 1700 Studenten ſich auf die Beine machen, daß den Brandlärm der von den Räubern angezündeten Stadt vierzig Gebirge brüllend wiederhallen, daß am Leichnam eines Gehenkten nicht nur drei Raben, wie in den altſchottiſchen Romanzen, ſondern dreiunddreißig zehren, daß, worauf auch jüngſt aufmerkſam gemacht worden iſt, Roller

eine Flasche Branntwein hinabstürzt, was kein Russe kann, und daß achtzig Räuber gegen siebzehnhundert Soldaten in offener Feldschlacht kämpfen; das Alles gehörte wohl keinem Geschlechte, keiner Zeit und keiner Natur an! 1759 bis 1785.

Doch verlassen wir die Räuber, und heften unsern Rückblick wieder auf das Leben des Dichters. Wir haben gesehen, wie dieser aus der Akademie gerade so viel Ruhm, so viel Unbotmäßigkeit, so viel Anbetung von Seiten eines Kameradengefolges und Selbstgefälligkeit von seiner Seite, so viel Unglauben und Sinnlichkeit mitnahm, um, bei vortrefflichen Eigenschaften des Gemüths und den höchsten des Geistes, auf irgend eine Weise durch Trotz, Eigenliebe, Mißvergnügen oder Rohheit zu verderben. In allen diesen Beziehungen war seine Flucht, so unbesonnen sie schien, als eine Schickung zu betrachten. Sie führte ihn zuerst unter Menschen, lehrte ihn das Leben, aber auch die Noth kennen und ertragen, die vermeinte Freiheit schmecken, das Theater, von seinem Zauber entkleidet, hinter den Coulissen studieren: er findet, daß die Welt dermalen noch weniger an riesigen Verbrechen als an Engherzigkeit und Gemeinheit leidet, seine großen Sünder- und Sündenideale schrumpfen entmuthigt zu Genrebildern zusammen.

Nothwendig muß dieß auf seine Poesie zurückwirken. Sein Fiesko freilich ist davon noch nicht berührt; ist er doch ganz in Stuttgart entstanden, in der Atmosphäre der

1759 bis 1785. Akademie und der Räuber, die fühlbar genug iſt. Auch in ihm vibrirt noch jene Saite der Prophetenharfe, und hier und da ſchrillt noch das Sturmglöckchen der Zeit hindurch.* Im Ganzen aber ſtellen wir den Fiesko ziemlich unter die Räuber; er iſt weder ein Werk der unreifen Begeiſterung, noch der beſonnenen Kunſt, er iſt ein Facit der Berechnung; aber dem Rechenexempel geht leider die langweilige Probe voran, und man muß durch eine Reihe ſinnreicher und ſpitzfindiger Scenen hindurchgehen, bis uns ein Reſultat überraſcht, wie der achtzehnte Auftritt des zweiten Aufzugs, wo der Löwe Fiesko den Nobili die Verſchwörung entgegenbrüllt. Mit den diplomatiſchen Fineſſen ſtehen dann alte Rohheiten oder Unbeholfenheiten aus der Akademie in ſeltſamem Kontraſt. Welcher Feinfühlende empfindet nicht einigen Widerwillen vor Bertha auf dem Sopha, oder vor Fiesko, wenn er Juliens Toilette macht, und wer muß nicht lächeln, wenn dieſer am Palaſte des alten Andreas ſteht und auf ſein Schellen der Doge von Genua in Perſon auf dem Altan erſcheint und hinab-

---

* Akt V. Sc. XVI.

Fiesko: Sey — mein — Freund.

Verrina: Wirf dieſen häßlichen Purpur weg, und ich bins! — Der erſte Fürſt war ein Mörder und führte den Purpur ein, die Flecken ſeiner That in dieſer Blutfarbe zu verſtecken.

ruft: „Wer zog die Glocke?“ * — Eine ſchlimme Mißgeburt iſt insbeſondere der Mohr. Im Ernſte können ſolche Geſinnungen nie geäußert, ſolche Worte nie geſprochen ſeyn; die Unnatur iſt allzugreifbar. So nehmen ihn denn die Schauſpieler zum Voraus als Karrikatur, ſie machen aus ihm einen Bouffon, oder laſſen ihn Sprünge machen wie einen ſchwarzen Affen! 1759 bis 1785.

So verkünſtelt indeſſen das Ganze iſt, ſo reich iſt es an einzelnen großen Zügen, an Scenen, an Gedanken, denen das Siegel des künftigen Meiſters aufgedrückt iſt. Fiesko's Charakter trägt Spuren einer Liebe und Begeiſterung des Dichters, die nicht aus der Berechnung des Ganzen entſprungen ſind; und wie in den Räubern Schweizer ein ächtes Dichterprodukt iſt, ſo erſcheint uns Verrina als ein ſolches, wenn auch minder neu und originell. Dieſer Charakter beweist, daß Schiller das römiſche Alterthum aus den letzten Zeiten der Republik mit der Phantaſie und dem Herzen eines Poeten ſtudiert hatte, und daß ſein eigener Charakter wirklich, wie ſein Freund Scharffenſtein verſichert, etwas von der Stoa an ſich trug. Verrina's *frühes* Wort in der erſten Scene des dritten Aufzugs: „*Fiesko muß ſterben!*“ weicht keinem der größten Worte des reifen Schiller. Schweizer in den Räubern

* Auf dieſen letztern Verſtoß hat ſchon Franz Horn aufmerkſam gemacht.

1759 bis 1785. und Verrina im Fiesko rechtfertigen noch heutzutage, abgesehen von spätern Erfolgen des Dichters, den Beifall des Publikums bei Schillers erstem Auftreten im Kostüm vollständiger, als Karl Moor und Fiesko selbst. Doch gilt auch von diesen mit allen ihren Uebertreibungen und Mängeln, verglichen mit andern dramatischen Produkten der gelehrten und kritischen Bildung, Göthe's keckes Wort: „Schiller mochte sich stellen wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam, als das Beste dieser Neueren; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

Es gilt dies besonders von der großartigen Weise, mit der er die beiden ersten Hebel der Tragödie, Furcht und Mitleiden, zu handhaben wußte. Obgleich in Kabale und Liebe zum bürgerlichen Trauerspiele herabgestimmt, und in den Scenen der Geigerstube hier fast allein wahrer und großer Dichter, wußte er doch auch in den widernatürlichen Scenen geschraubter und grausamer Empfindsamkeit, ungeheurer Bosheit und teuflischer Spitzbüberei mit jenen Leidenschaften einen solchen Effekt hervorzubringen, daß selbst der besonnenste und durch die Fortentwicklung der ästhetischen Urtheilskraft aufgeklärteste Kritiker, in den 9. Mai des Jahrs 1784 zurück, und auf die Zuschauerbänke des Mannheimer Theaters durch ein Wunder versetzt, sich mit jenen Tausenden erhoben und in den Sturm des Beifalls eingestimmt hätte.

Dieſes Stück, in welchem der Dichter Stuttgarter Erfahrungen und Anſchauungen benützte und mit großer Wahrheit ſeine noch immer unwahren Ideale an ihnen emporranken ließ, war auch weit begreiflicher angelegt als der Fiesko, und kehrte in dieſer Beziehung, durch die Natürlichkeit der Verwicklung und das Gemeinverſtändliche der freilich nicht ſehr wahrſcheinlichen Kataſtrophe zur Ueberſchaulichkeit der Räuber zurück. Die Charaktere des Stadtmuſikus und ſeiner Frau, die einzige ächte Menſchennatur im Stücke, und theilweiſe der Charakter der Favoritin, bilden hier, allerdings auf ganz andere Weiſe als Schweizer und Verrina in den frühern Dramen, das Unterpfand des Dichtergenius. Jene zwei erſtern ſind zwar unzweifelhaft einheimiſchen Motiven des Württembergers, ja des Stuttgarters, abgeſehen, aber ſchwerlich hätte Schiller ſie vollenden können, wenn er nicht am Wanderſtocke in die Welt und unter das Volk hinausgezogen wäre und Monate hindurch in der Wirthsſtube zu Oggersheim verlebt hätte. — 1759 bis 1785.

So wirkte denn beides, Natur und Unnatur, zuſammen, dieſen Erſtlingsgeburten des Dichtergeiſtes eine unerhörte Aufnahme auf der Bühne und im Zimmer zu verſchaffen. Der Leſer und Zuſchauer fühlte ſich von der Leidenſchaft des Dichters, wie von einem Fieber, angeſteckt, da er mit dieſem in derſelben Zeitatmoſphäre von Irrthümern und Wahrheiten, Erfahrungen und Ahnungen

1759 bis 1785. lebte, und das Element, in dem er ſelbſt athmete, mit einemmale zu einem Bilde von Leben und Handlung verkörpert, ſich gegenüber geſtellt ſah. Er fand alles begreiflich; ihn befremdete der Veitstanz der Gefühle und Gedanken nicht, in welchen der Verfaſſer, oft ohne durch das Pathos ſeines Stoffes veranlaßt zu ſeyn, zu gerathen pflegte: er jubelte, wenn die Helden herbei und davon „rannten," wenn Amalie zu den Räubern „kroch," um den Tod von ihnen zu erflehen, wenn jetzt Fiesko, jetzt der Präſident von Walter „mit verdrehten Augen" im Kreiſe herumſuchten. —

Alles, wodurch weiter begreiflich wird, warum ſo unvollkommene Kunſtwerke eine ſo ungeheure Wirkung machen konnten, hat Hoffmeiſter in ſeinem Leben Schillers mit viel Scharfſichtigkeit zuſammengeſtellt, und wir verweiſen auf ſeine ausführliche Darſtellung, in welcher die Nachweiſung der lyriſchen Natur aller Hauptheldeu Schillers, in denen immer nur er ſelbſt ſich ſpiegelte, uns beſonders gelungen ſcheint. „Schiller legte in das Literariſche immer das volle Gewicht ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit. Es iſt kein vereinzeltes Talent, was ſich bei ſeinem Produciren thätig zeigte, ſondern der ganze Menſch eilt uns aus ſeinen Werken entgegen, und ſpricht wieder den ganzen Menſchen in uns an. Nur ein ſittliches Verhältniß zu ſeinem poetiſchen Stoffe ſowohl, als zu ſeinen Leſern ſchien ihm das rechte zu ſeyn, und alle ſeine Charaktere, wenigſtens in der erſten Periode, ſind mit ethiſchem Griffel gezeichnet.

Das Intellektuelle und Aesthetische bewegte sich ihm nur auf dem Boden des Sittlichen.“* 1759 bis 1785.

Wir mußten, um die drei Erstlingsstücke des Dichters, welche die früheste Hauptperiode seines Dichterlebens umfassen, in der Beurtheilung nicht von einander trennen zu dürfen, seinen Lebensschicksalen vorauseilen, und haben jetzt zu diesen hinter die Aufführung von Fiesko und Kabale und Liebe zurück zu kehren.

Wäre Schiller sogleich nach seiner Flucht ununterbrochen in Mannheim geblieben, so wäre er durch den allzufrühen Beifall des Publikums ohne Zweifel abermals, wie einst durch die Räuber zu Stuttgart, in Gefahr gesetzt worden, auf dem Wege der Kunst ganz zu verirren. Da benützte das Geschick den Geiz des Intendanten, riß ihn aus dem Theaterleben und dem gehofften Applaus des Mannheimer Publikums hinweg und verpflanzte ihn ins einsame Bauerbach zu edlen, natürlichen, das erstemal auch zu gesellig feingebildeten Menschen, die ihre Bildung nicht auf Kosten des Herzens erhalten hatten. Noch immer versagte ihm das Schicksal, das ihn langsam und selbstständig zur Kunst erziehen wollte, ganz ebenbürtige oder gar überlegene Geister zu Führern und Richtern auf seiner Bahn und bei seinen Arbeiten, aber es gab ihm, was einstweilen genügte, einen gelehrten, besonnenen, redlichen, sittlichen

* Hoffmeister I, 252.

1759 bis 1785. Freund, der, was der Dichter ſchuf, Scene um Scene liebend in Empfang nahm, und auf ſeinen Lebensgang mit Fürſorge, auf ſeinen Charakter durch Wachſamkeit einzuwirken geſchäftig war.

Noch mehr: in Bauerbach, wo ihn die erſte wahre Liebe heimſuchte, lernte der junge Mann zum erſtenmal, ſeit das Bild ſeiner Mutter durch die Ferne zurückgetreten war, ächte Frauen in der Nähe kennen, von welchen er, nach jenen drei Stücken zu urtheilen, keinen Begriff gehabt zu haben ſcheint. Er wußte nicht, wie ſolche denken und empfinden, am allerwenigſten wie ſie ſich äußern; er meinte von der Naivetät der Weiblichkeit ſey das Hervortreten des Bewußtſeyns nicht ausgeſchloſſen; er hatte keine Ahnung davon, daß reine Jungfrauen und tugendhafte Frauen die Worte Unſchuld und Wolluſt, wie ſie aus Amalia's und Louiſens Munde ſprudeln, auf der Bühne ſo wenig als im Leben im Munde führen und ihren Abſcheu vor der Sünde nur durch die That bewähren dürfen.

Innerlich geläutert, mit ſittlichen Erfahrungen, die als ein Saatkorn für künftige Entwicklung in Geiſt und Herz aufgenommen waren, mit Entwürfen, welche der Schönheit, wenigſtens der äußern Form nach, entſchiedener zuſtrebten, wenn auch die wilde Leidenſchaftlichkeit, ohne die bei dem Dichter damals keine Begeiſterung möglich war, noch immer der ruhigen Würde der Kunſt unzugänglich blieb, kehrt er nach Mannheim zurück, und wir ſehen ihn dort

wirken und arbeiten. Das Theater iſt ihm jetzt ungefähr- 1759 bis
licher geworden. Er wagt es zu beherrſchen, er überwirft 1785.
ſich mit Schauſpielern, die er jüngſt bewundert hatte, die aber ſeine Erkenntniß jetzt hinter ſich gelaſſen hat; und dieſer Schlendrian macht ihm mehr Kummer, als die Liebe und der Beifall der Zuſchauer, die ohnedem nicht ſo weit gehen, ihm eine ſorgenvolle Lage zu erleichtern, ihm Freude und Aufmunterung gewährt.

Doch auch hier wird ihm die Liebe des Publikums wieder gefährlich. Sein Don Karlos iſt angefangen und wird bewundert: die Großen der Welt beginnen ſich um ihn zu bekümmern; die Zuneigung einer ſchönen und geiſtreichen Buchhändlerstochter verſpricht ihm endlich ein angemeſſenes Lebensglück.

Aber die Vorſehung genehmigt die Pläne des Zufalls und der Jugendneigung nicht, ſie bleibt taub für das Klatſchen der jubelnden, leicht entzückten Menge; die Kunſt des Dichters iſt noch lange nicht ſicher genug, den blinden Beifall einer ungebildeten, bald richtig fühlenden, bald irrenden Maſſe ertragen zu können, ſie iſt ebenſowenig reif, in der Gemächlichkeit des bürgerlichen Lebens fortzugedeihen. Deßwegen müſſen die Geſchenke und Briefe aus Leipzig erſcheinen, das Theater muß dem Dichter zum Ekel werden, und dem Jubel des Publikums wie dem Verdruſſe mit den Schauſpielern entzogen, wird der Dichter und Menſch auf eine andere Lebensbühne gerufen.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Schiller in Leipzig und Dresden.

Eine Wohnung nicht zu ebener Erde, und nicht unter 1785.
dem Dach, ein Schlafzimmer, das zugleich Arbeitszimmer seyn kann, und ein Besuchzimmer dazu, beides wo möglich nicht mit der Aussicht auf einen Kirchhof (denn er liebt die Menschen und also auch ihr Gedränge); Commode, Schreibtisch, Bett und Sopha, ein Tisch und einige Sessel: — wenn das in Leipzig zu haben ist, so braucht (nach seinem Briefe an den neugewonnenen Freund Huber aus Mannheim vom 25 — nicht 15 — März 1785) unser Dichter zu seiner Bequemlichkeit nichts weiter. Kann er mit dem fünffachen Kleeblatte von Freunden nicht zusammenspeisen, so will er die Table d'hôtes im Gasthof aufsuchen; denn er fastete lieber, als daß er nicht in Gesellschaft (großer, oder auserlesen guter) speisete. Nur nicht allein wohnen, nur keine eigene Oekonomie! das ist nun einmal schlechterdings seine Sache nicht. Es kostet ihn weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als seine Wirthschaft. Wenn ein zerrissener Strumpf ihn an die

1785. wirkliche Welt mahnt, ſo wird ſeine Seele getheilt, und er ſtürzt aus ſeinen idealiſchen Welten!

Außer den oben genannten Erforderniſſen brauchte Schiller (nach eben jenem Briefe) zu ſeiner geheimen Glückſeligkeit nur noch einen rechten wahren Herzensfreund, der ihm ſtets wie ſein Engel zur Hand wäre, dem er ſeine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könnte, und nicht erſt durch Briefe oder lange Beſuche zutragen müßte. „Ich kenne mich beſſer, als vielleicht tauſend anderer Mütter Söhne ſich kennen; ich weiß wie viel, und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu ſeyn. Es fragt ſich alſo: kann ich in Leipzig dieſen Herzenswunſch in Erfüllung bringen? Wenn es möglich iſt, daß ich Eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, ſo ſind alle meine Wünſche darüber gehoben. Ich bin kein ſchlimmer Nachbar, wie Sie ſich vielleicht vorſtellen möchten. . . . Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntſchaft von Leuten zu Wege bringen, die ſich meiner kleinen Wirthſchaft annehmen mögen, ſo iſt Alles in Richtigkeit.“

Der Leipziger Freund ſcheint ſeinen Wünſchen entſprochen zu haben, obgleich wir nicht wiſſen, in welcher Ausdehnung. Genug, Schiller trat Ende März oder Anfang Aprils die Reiſe von Mannheim aus an, aber es war, wie er ſeinem alten Freunde Schwan aus Leipzig vom 24. April berichtet, die fatalſte, die man ſich denken kann. Moraſt, Schnee und Gewäſſer peinigten ihn

wechſelsweiſe, und trotz unaufhörlicher Vorſpann verzögerte 1785.
ſich die Ankunft am Ziele doch um zwei Tage gegen die Berechnung.

Ob Schiller ſeinen Körner ſogleich anweſend getroffen, bleibt zweifelhaft. Er nennt unter unzähligen Bekanntſchaften nur „Weiße (den Verfaſſer des Kinderfreunds), Oeſer (den kunſtreichen Freund Göthe's), Hiller (den Muſikdirektor und Componiſten), den Profeſſor Huber, Jünger (den Theaterdichter) und den Schauſpieler Reinicke.“ Außer dieſen Männern werden noch der Buchhändler Göſchen, ſpäter Schillers freigebiger Verleger, und der ſeltſame Moritz, der ihm auch in der Folge näher trat, als neue Bekanntſchaften Schillers genannt, und der letztere gedenkt in ſeinem Hauptwerke einer traulichen Unterredung mit dem Dichter aus jener Zeit. In den erſten Tagen vergaß er über den Mannigfaltigkeiten, die durch ſeinen Kopf gingen, ſich ſelbſt. Recht genießen konnte er auch, da es gerade Meßzeit war, Niemand, denn die Aufmerkſamkeit auf Einzelne verlor ſich in dem Getümmel. Seine angenehmſte Erholung war, Richters Caffeehaus zu beſuchen, wo er immer die halbe Welt Leipzigs beiſammen fand und ſeine Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden erweiterte. „Man hat mir,“ ſchreibt er weiter an Schwan, „von verſchiedenen Seiten her verführeriſche Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht, denen ich wohl ſchwerlich widerſtehen

1785. werde. Es iſt ſo eine eigene Sache mit einem ſchriftſtelleriſchen Namen, beſter Freund! Die wenigen Menſchen von Werth und Bedeutung, die ſich einem auf dieſe Veranlaſſung darbieten, und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzuſehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geſchmeißfliegen um Schriftſteller herum ſummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und ſich obendrein gar, einiger vollgekleksten Bogen wegen, zu Collegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht zu Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſolle. Wenigſtens rundgeſchnittene Haare, * Courierſtiefel und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet."

Er gedachte nun dem Beiſpiele der Leipziger Familien zu folgen und den Sommer eine Viertelſtunde von der Stadt auf dem Dorfe Gohlis, das ſchon Flemming in ſeinen Gedichten verherrlicht hat, und nach dem der Weg durch das berühmte Roſenthal führt, zu verleben, dort am Don Karlos und der Thalia zu arbeiten, und — ſich unvermerkt zur Medicin zu bekehren.

---

* Das Natürlichſte erſchien noch damals affektirt und unbegreiflich. Es war faſt noch, wie hundert Jahre früher zu Molières Zeit, der es als das non plus ultra von Lächerlichkeit aufführte, daß ſein Harpagon vom Sohne verlangt, — er könnte wohl auch aus Sparſamkeit ohne Perrücke gehen, les cheveux crus.

Ja, zur Medicin! Aber warum? Welche Bürgschaft 1785.
giebt er seinem Freunde Schwan für diesen raisonnabeln Entschluß? „Jetzt oder nie muß es gesagt seyn. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir den Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu seyn, oft genug trat dieß Geständniß auf meine Zunge; aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit, es herauszusagen." Kurz, er hat Schwans liebenswürdige Tochter, bei dem freien Zutritt in des Vaters Hause, ganz kennen gelernt; die freimüthige, gütige Behandlung, deren ihn beide würdigten, verführten sein Herz zu dem kühnen Wunsche, Schwans Sohn seyn zu dürfen. Seine bis jetzt unbestimmten und dunkeln Aussichten fangen an sich zu seinem Vortheile zu verändern, und er wird mit jeder Anstrengung seines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen. Zwei Jahre rechnet er bis zur Erfüllung seines Wunsches, und Ein Jahr hat er schon in der Stille geliebt (in dieser Frist jedoch auch um Lotte von Wolzogen gefreit, 7. Juni 1784). Der Herzog von Weimar war der erste Mensch, dem er sich öffnete, und er freute sich der Wahl des Dichters. „Von Ihrer Entscheidung," schließt er, „der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

Diese besonnenere Werbung machte kein größeres Glück, als vor zehen Monaten die unbesonnene. Schwan, ohne

1785. auch nur die Tochter mit Schillers Antrage bekannt zu machen, ertheilte diesem eine abschlägige Antwort, die er mit der Eigenthümlichkeit des Mädchens rechtfertigte, deren Charakter sie nicht zu der Gattin des Bewerbers geeignet mache. Schiller brach nun allen brieflichen Verkehr mit Margarethen ab, was diese sich nicht zu erklären wußte, und wodurch das gute Kind nicht wenig betrübt wurde. Uebrigens soll ihre Richtung im folgenden Leben bewährt haben, daß Schwan richtig gesehen und als Freund gegen Schiller gehandelt. * Die Verbindung des Letzteren mit dem Hause blieb auch wirklich bestehen; Vater und Tochter fanden im nächsten Jahr in Leipzig die freundlichste Aufnahme bei Schiller; noch im Jahre 1788 schrieb dieser an Schwan, daß sein Gedächtniß unauslöschlich in seinem Gemüthe lebe, und als er, schon verheirathet, nach Schwaben reiste, besuchte Margarethe das Schiller'sche Paar, wie es scheint, in Heidelberg. Das Wiedersehen bewegte den Dichter, und seine Frau fand die Nebenbuhlerin recht liebenswürdig. Margarethe verheirathete sich, und starb im sechs und dreißigsten Jahre, an den Folgen einer Niederkunft, wie Lotte von Wolzogen.

„Gleich allen edlern männlichen Naturen," setzt die tiefempfindende Schriftstellerin, die uns diese Nachrichten aufbewahrt hat, hinzu, „behielt Schiller immer ein liebevolles

---

* Schillers Leben von Fr. v. Wolzogen. I, 208.

Andenken an die Frauen, die ihm zärtliche Gefühle ein- 1785.
geflößt. Dieſe Erinnerungen bewegten ihn jederzeit und er ſprach ſelten davon. Immer war ihm die Liebe etwas Ernſtes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Pſyche ſich vermählt, nicht der leichtſinnig flatternde Knabe."

Das Anſchauen einer fremden bewegten Welt und die Verbindungen vertrauter Freundſchaft wirkten, nach derſelben Berichterſtatterin, wohlthätig auf Schillers Gemüthsſtimmung in Leipzig. Körner, einer anſehnlichen Familie daſelbſt entſproſſen, und von allen Vortheilen einer wiſſenſchaftlichen und liberalen Erziehung begünſtigt; ſeine Braut Minna Stock, ſchön, geiſtreich und liebenswürdig, im engen Familienkreiſe von einer trefflichen Mutter mit einer ihr ähnlichen Schweſter erzogen; Huber durch Geiſt und Neigung dieſem Cirkel eng verbunden — dieſe Menſchen zuſammen mußten auf die äſthetiſche und die gemüthliche Bildung des Dichters den heilſamſten Einfluß ausüben. Muſik, im Hauſe Stocks, eines braven Zeichnenkünſtlers, fleißig geübt, durch Körners ſchöne Baßſtimme belebt, diente zur angenehmſten Unterhaltung, und wechſelte mit dem gemeinſchaftlichen Leſen der beſten Dichter und Schriftſteller.

Für dieſen edeln Freundeskreis war ohne Zweifel von Schiller, der vielleicht anfangs mit Huber zuſammen, ſpäter in einem der kleinſten Studentenzimmer in Leipzig gehaust hatte, und im Sommer wirklich nach Gohlis

1785. gezogen war, in ländlicher Einsamkeit, das Lied an die Freude gedichtet,* dieser, trotz Bürgers, Jean Pauls und

* Hoffmeister I, 275. Hinrichs erzählt I, 34 als Sage folgende Veranlassung zu diesem Liede: Schiller hörte auf einem Morgenspaziergange durch das Rosenthal in der Nähe der Pleiße aus dem Gebüsche leise Worte. Er trat näher hinzu und vernahm das Gebet eines Jünglings, der halbentkleidet in den Fluß springen wollte, und Gott um Verzeihung für diese Sünde flehte. Bestürzt durch den Anblick eines Zeugen erwiederte er auf Schillers Fragen: „Zwei Wege sind mir freigelassen mein Leben zu enden; entweder muß ich eines schmählichen Hungertods sterben, oder aus freiem Entschluß eine schnellere und minder qualvolle Todesart wählen.“ Er erzählte ihm dann, daß er ein Studiosus der Theologie sey und seit einem halben Jahre nur trocken Brod gegessen. Schiller gab [wie einst als Knabe], was er von Geld bei sich trug und nahm ihm das Versprechen ab, acht Tage nicht an die Ausführung seines Entschlusses zu denken. Einige Tage darauf erhob sich der Dichter als Hochzeitgast bei einer ansehnlichen Familie Leipzigs unter den fröhlichen Gästen, erzählte den Vorfall auf eine begeisternde Weise, nahm den Teller und ärntete von den Anwesenden eine reichliche Spende für den Unglücklichen, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine Studien zu beendigen und mit der Zeit ein Amt anzutreten. Voll Freude über das Gelingen dieser That soll Schiller sein Lied gesungen haben.

Die herben Critiken über dieses Gedicht findet man bei Hoffmeister und Hinrichs ausführlich angeführt und beurtheilt.

anderer Critiker gegründetem Tadel, dennoch „unſterb- 1785.
liche," ja der Nation vielleicht gerade durch ſeine Fehler, welche mehr der Organiſation des deutſchen Kopfes als Schillers insbeſondere angehören, ewig theure Rundgeſang, „der bald in Leipzig und in Dresden gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, ſinnigen oder phantaſtiſch aufgeregten Mitternachts-Geſellſchaft machte, wo der Champagner ſich gern mit der trunkenen Begeiſterung des Gedichtes miſchte." *

In jene Zeit fiel Körners eheliche Verbindung mit ſeiner geliebten Braut. Sein neues Amt (er war zum Appellationsrath in Dresden ernannt worden) rief dieſen in die Reſidenz; auch Hubern zogen Dienſt und Neigung dorthin, und Schiller, nach einigen zu Gohlis köſtlich und dichteriſch verlebten Monaten, folgte ſeinen Freunden, deren Liebe und Umgang er nicht mehr entbehren konnte.

Dieß geſchah zu Ende des Sommers 1785. Von ſeinem dresdner Aufenthalte ſind uns leider bis jetzt wenig Nachrichten erhalten und eine Hauptquelle ſeiner Biographie, Schillers Correſpondenz, erſcheint für einige Jahre ganz verſiegt; ein Beweis, daß der Verkehr mit ſeinen Herzensfreunden und mit der Muſe ſein Inneres befriedigend ausfüllte.

* Bl. für lit. Unterh. 1836. S. 1198.

Studien und Arbeiten.

1785 bis 1787. Die reizende Lage Dresdens am großen Elbstrom und die anmuthige Umgebung kann nicht ohne Einfluß auf Schillers Dichtergeist geblieben seyn. Auch wissen wir, daß er die meiste Zeit dort im Umgange mit der Natur zugebracht. Am Ufer der Elbe, bei Loschwitz, in einem von Reben umschlossenen Thale besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, in welchem der Dichter in der Familie seines Freundes lebte. Ein Gartensaal auf der Anhöhe, wo die Weinpflanzung an ein Fichtenwäldchen gränzt, war ihm eingeräumt. Hier arbeitete er an seinem Don Carlos und gab dem schon gedichteten Theile des Drama's eine ganz neue Gestalt. Der Entwurf zu dem Fragment gebliebenen Schauspiele, der Menschenfeind, die Materialien zum Abfall der Niederlande, der Band von Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen, die Idee zum unvollendeten Geisterseher, durch Cagliostro's abentheuerliche Gaukelspiele hervorgerufen, — das Alles, nebst einigen lyrischen Gedichten, entstand und sammelte sich hier und in Dresden. War nun der Dichter des Sinnens und Schaffens müde, so wandte er sich an die Natur. Eine seiner liebsten Erholungen war dann, auf einer Gondel den Strom hinabzufahren, und charakteristisch ists, daß, wie einst der Knabe zu Lorch in einem Lindenwipfel die Wolkenwerkstatt

der Blitze belauſchte, ſo jetzt der Mann am liebſten ſeine Waſſerfahrt bei Gewittern anſtellte, wenn der Strom ſich ſchäumend erhob und die ganze Natur im Kampfe lag. Ein ſchmetternder Donnerſchlag ſoll ihm hier ein Bravo! an die Natur abgelockt haben, das in den Räubern von Effekt geweſen wäre. Weniger ſcheint ihn das geſellige Leben, in welches Fremde aus allen Weltgegenden Bewegung brachten, berührt zu haben, und die Kunſtſammlungen und wiſſenſchaftlichen Anſtalten, der Umgang mit Künſtlern und Künſtlerinnen der Hauptſtadt warfen ihm keinen bedeutenden Gewinn ab. Ja, meſſen wir einem ſtrengen Worte Schillers ſelbſt Glauben bei, ſo fehlte ihm das Intereſſe und der Sinn für die bildenden Künſte. * Ueberhaupt ſcheute jetzt ſein nach Innen gekehrtes Auge alle Zerſtreuung und Zerſplitterung, die von Außen drohte, und recht launig machte er, als ſchon an den erſten Akten des Don Carlos bei Göſchen in Leipzig gedruckt wurde und den Dichter die Vollendung des Werkes drängte, ſeinem Unmuth über eine verdrießliche Unterbrechung in komiſchen Verſen Luft. Die Körnerſche Familie hatte eine Herbſtfahrt gemacht, und die Appellationsräthin, unter der Vorausſetzung, daß Schiller mitfahre, den Keller und alle Schränke verſchloſſen. So ſaß der Zurückgebliebene über ſeinem Trauerſpiel ohne Speiſe und 1785 bis 1787.

* Schillers Briefwechſel mit Humboldt S. 449. Hoffmeiſter I, 280.

1785 bis 1787. Trank und unter ſeinen Fenſtern plätſcherte eine große Hauswäſche. Da dichtete er in luſtiger Verzweiflung „die Bittſchrift eines niedergeſchlagenen Trauerſpieldichters an die Körner'ſche Waſchdeputation," welche mit dem Humor, der im Schwabenlande und unter ſeinen Sängern noch auf den heutigen Tag zu Hauſe iſt, ſo verwandt klingt, daß man einem Schwaben, der ſeines Landsmanns Leben ſchreibt, es verzeihen wird, wenn er es herſetzt: *

Dumm iſt mein Kopf und ſchwer wie Blei,
Die Tabaksdoſe ledig,
Der Magen leer — der Himmel ſey
Dem Trauerſpiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung, wer Gefühl
Aus vollem Herzen pumpen?

Feu'r ſoll ich gießen aufs Papier
Mit angefrornem Finger —
O Phöbus, haſſeſt du Geſchmier,
So wärm' auch deinen Jünger!

Die Wäſche klatſcht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe,
Und mich, mich führt das Flügelthier
Zu König Philipps Hofe.

* Aus Dörings älterem Leben Schillers S. 112 ff. und Boas I, 66.

Ich ſteige muthig auf das Roß, 1785 bis
In wenigen Sekunden 1787.
Seh' ich Madrid; am Königsſchloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Mit ſchnellem Schritt, belauſche
Dort die Prinzeſſin Eboli
Im ſüßen Liebesrauſche.

Jetzt ſinkt ſie an des Prinzen Bruſt
Mit wonnevollem Schauer,
In ihrem Auge Götterluſt
Und in dem ſeinen Trauer.

Schon ruft das ſchöne Weib: Triumph!
Schon hör' ich — — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — Einen naſſen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und hin iſt Traum und Feerei,
Prinzeſſin, Gott befohlen!
Der Henker mag die Dichterei
Bei'm Hemdewaſchen holen.

Schiller, Haus- und Wirthſchaftsdichter. *

---

* Eine andere Verſion dieſer ganzen Geſchichte und ganz anders lautende Verſe des Gedichtes finden ſich in der „Skizze, Friedr. Schiller," Leipzig bei Tauchnitz 1805 (S. 35), aus der ſie wahrſcheinlich Hinrichs (II, 158) hat. Dieß muß einigen Zweifel gegen das Ganze erregen.

S., Febr. 1840.

Dermalige Philoſophie Schillers.

1785 bis 1787. Der junge Mann, der im Vollgefühle poetiſcher Produktionskraft, ſo harmlos, und wir dürfens hinzuſetzen, ſo demüthig zu ſcherzen wagte, war indeſſen kein ſo unbefangen dichtender Naturſohn mehr, als er in der eben aufgeführten Scene erſcheinen mochte. Nicht nur hatte er, wie äußerlicher beobachtende Freunde längſt erkannt und „die Räuber“ vor der Welt beſtätigt hatten, mit der bürgerlichen Convenienz ſeine Lanze gebrochen, ſondern es hatte ſich auch in ſeinem Innern der Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Wiſſen ſchon ſeit geraumer Zeit aufgethan; das ſpeculative Bewußtſeyn hatte dem gemeinen, wie man heutzutage ſpricht, in ſeiner Seele ſchon vor Monaten, ja vielleicht vor Jahren die erſte Schlacht geliefert, und einen Sieg gewonnen, deſſen glänzendſte Frucht auf dem Gebiete der Dichtung unſtreitig eben jener Don Carlos war, in deſſen Beſitznahme durch den Geiſt ihn die Wäſche ſeiner Hausfrau zu Dresden unterbrach.

Der ausführliche und vollſtändige Bericht über dieſen Kampf iſt in den „philoſophiſchen Briefen“ enthalten, welche zuerſt im dritten Hefte des erſten und im ſiebenten Hefte des zweiten Bandes der rheiniſchen Thalia erſchienen ſind, die ſomit ihrer reiferen Geſtaltung nach, *

* Hoffmeiſter weist aus einer Note der Anthologie nach, daß „die Briefe des Julius an Raphael,“ was ihre erſte Anlage

in Mannheim begonnen und in Leipzig oder Dresden vollendet worden zu seyn scheinen. Ueber die Personen Julius und Raphael darf man nicht grübeln; sie sind nur die Hypostasirung der sich unter einander verklagenden oder entschuldigenden philosophischen Gedanken des Jünglings, die in so weit eins und mit einander verschworen sind, daß sie beide in ihm den frommen, überlieferten Glauben des Elternhauses, der Schule und des Hörsaales bekämpfen; und die geheimen Bundesgenossen des speculirenden Dichters, die sich zum Schein einander bekriegen, sind zwei vornehme Freunde des Ringenden: hinter Julius versteckt, ein alter Bekannter von der Akademie her — Benedikt Spinoza, hinter Raphael (wie er zuletzt spricht) der erst in Sachsen hinzugetretene Immanuel Kant. 1785 bis 1787.

Aus dem verworrenen Schlachtgeschrei tönen aber vernehmliche Worte des Genius heraus, die uns mit Staunen und Hochachtung vor dem speculativen Geiste des Verfassers erfüllen. Es sind ungefähr folgende Gedanken, die sich aus dem chemischen Processe von vielen Schlacken als reines Metall (doch nicht als das Gold der Wahrheit) absondern.

Zuerst spricht Julius aus dem jungen, ringenden Geiste. Der Glaube ist ihm gestohlen, der ihm Frieden

betrifft, sich nach Stuttgart und ins Jahr 1781 zurückdatiren. A. a. O. I, 45.

1785 bis 1787. gab. Sein Freund Raphael, sein Lehrer in der Philosophie, hat ihn verachten gelehrt, wo er anbetete. Er glaubt nicht mehr, daß die Lehre, welche die Besten unter den Menschen bekennen, welche so mächtig siegt und so wunderbar tröstet, darum wahr seyn müsse. Er glaubt niemand mehr, als seiner eigenen Vernunft, es giebt nichts Heiliges als die Wahrheit, und was die Vernunft erkennt, ist Wahrheit. „Ich habe alle Meinungen aufgeopfert, gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet.“ Schon vorher hat er bekannt, daß diese Vernunft ihm Zweifel gegen die Erschaffung der Welt und seiner Person und gegen die Unsterblichkeit der letzteren aufgedrungen, daß, wenn Gott vollkommen seyn wolle, die Welt von Ewigkeit seyn müsse „Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne einen Schöpfer ausreiche?“

Und welches System hat nun diese spinozistisch gewordene Vernunft aufgebaut? „Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung

wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen, und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß überzutragen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannichfachen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffern, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſte und mit ſich ſelbſt unterhandeln." Seit dieſer Entdeckung iſt Alles um ihn her bevölkert. Wo er einen Körper entdeckt, da ahnt er einen Geiſt, wo er Bewegung merkt, da räth er auf einen Gedanken; 1785 bis 1787.

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehn ſeyn wird,

redet noch die Allmacht durch ihre Werke zu ihm, und ſo verſteht er die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Einige Verlegenheit zeigt Julius, wenn er von dieſer metaphyſiſchen Identitätslehre von Gott und der Welt ins ethiſche und gemüthliche Gebiet hinübergehen ſoll, eine Schwierigkeit, die der Spinozismus auch in der neueſten Zeitform nicht überwunden hat. Das Streben nach Vollkommenheit, das er bei allen Geiſtern wahrnimmt, erkennt

1785 bis 1787. der denkende Dichter in dem gemeinschaftlichen Trieb derselben, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles, was sie als gut oder reizend erkennen, sich zu eigen zu machen. „Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie denken, sind wir die Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit.... Unser eigener Zustand ist es, wenn wir einen fremden empfinden; die Vollkommenheit wird auf den Augenblick unser, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken; unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend löst sich endlich in das Bewußtseyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auf."

Mit Recht sieht Hoffmeister in diesen spekulativen Träumen („deren Hauptresultate wir auch in unsern Tagen, mit der Anmaßung der absoluten Wahrheit, haben wiederkehren sehen") die glänzendste, geistreichste Darstellung des Pantheismus. Doch vollendet der Verfasser diese Bahn nicht ganz. „Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens," sagt er, „von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu beweisen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille, und Etwas. Es ist wüste und finster — Gott ruft: Licht! — und es wird Licht. Hätten wir eine

Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wä- 1785 bis
ren wir Schöpfer, wie Er." 1787.

Der gemüthliche Theil dieſes Syſtems, Liebe überſchrieben, iſt auch der unklarſte, und höchſt wahrſcheinlich derjenige, der ſchon vom Jahr 1781 und aus Stuttgart ſtammt, denn in ihm finden ſich die Citate aus der Anthologie. Er erklärt die Liebe, dieſes ſchönſte Phänomen der beſeelten Schöpfung, den allmächtigen Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugenden, für den Wiederſchein jener einzigen Kraft, des Vollkommenheitstriebes, für eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechſelung der Weſen. * „Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens." Von nun an werden die Gedanken verworrener, beſonders wo Julius von der Liebe zur Aufopferung übergeht. Hier tritt nun der Zweifel an der Unſterblichkeit deutlich hervor. „Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an

* Aehnliche Gedanken haben wir in dem Bauerbacher Briefe an Reinwald, vom 14. April 1783 geleſen (Buch I. S. 164).

1785 bis 1787. Unſterblichkeit auslangt, die auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.“ Den Glauben an Unſterblichkeit ſchilt er einen Egoismus, der auf Zinſen leiht, die in einem andern Leben fällig ſind. Der Mann, der für eine Wahrheit ſtirbt, und in deſſen ahnender Seele das vollſtändige Ideal der großen Wirkung, die ſie haben wird, emporſteigt — ein ſolcher Menſch bedarf ihm der Anweiſung auf ein anderes Leben nicht.

Ob Schiller dieſe Gedanken haltbar tröſtlich gefunden, ob er dieſes Syſtem für den Hafen der Seelenruhe gehalten, in dem ſich ſein eigenes Lebensſchiff vor Anker legen könne, werden wir im Verlaufe unſerer Biographie zu unterſuchen Gelegenheit finden.

Nachdem Julius in Gott, als der Subſtanz, und in der Natur, als dem Abbilde dieſer Subſtanz, dem Prisma des göttlichen Einen Lichtſtrahls, zum Abſchluſſe ſeines Syſtems gekommen, iſt auch er ſchon weit entfernt, in dieſem Glaubensbekenntniſſe ſeiner Vernunft Ruhe zu finden. „Möglich, daß das ganze Gerüſte ſeiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen.“ Die menſchliche Vernunft macht einen Kalkul, wie der Weltentdecker Columbus, „wenn ſie das Unſinnliche mit Hülfe des Sinnlichen ausmißt, und die Mathematik der Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine

Entdeckung zu erzählen.“ Und alsdann schließt er: „Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sich millionenfach anders — aber Eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht —: „Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet!“ 1785 bis 1787.

Julius hatte gestanden, daß er keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Nun erhebt sich Raphael zum Schlußworte, er, der wenigstens Eine Schrift weiter gelesen hat, als sein Freund, das neueste Orakel der Zeit, — die Kritik der reinen Vernunft. Oder wo sonst her können, bei aller ihrer Eigenthümlichkeit, der letzten Quelle nach, seine besänftigenden Sprüche stammen? *

---

* Der Brief Raphaels ist zwar (vergl. Hoffmeister II, 35) erst im Jahr 1789 verfaßt, oder eigentlich gedruckt hinzugekommen; da aber eben derselbe Gewährsmann nachweist, daß diese philosophischen Briefe der Freundschaft Körners manches schuldig zu seyn scheinen, so dürfen wir wohl annehmen, daß die erste Bekanntschaft Schillers mit Kants Kritik der reinen Vernunft, wahrscheinlich durch Körners Vermittlung, in die Zeit von Schillers Aufenthalt zu Leipzig und Dresden also zwischen 1785 und 1787 zu setzen ist, und damals zuerst (noch vor Vollendung des Don Carlos) das Kant'sche System, wenn gleich nur vom Hörensagen, bei ihm angesetzt hat. Hoffmeister selbst macht

1785 bis 1787. „Daß ein Syſtem wie das deinige," ſagt Raphael zu Julius, „die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schickſal... Der erſte Gegenſtand, in dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher das Univerſum..... Sokrates rief die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herab. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten... Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen

---

darauf aufmerkſam, daß der letzte Brief Raphaels mit dem Buchſtaben „K." (Körner) unterzeichnet iſt. Schwerlich hat ihn Körner, der allerdings im Jahre 1789 von Schiller getrennt war, geſchrieben, ſondern Schiller will dem Freunde wohl nur die durch ihn im früheren perſönlichen Umgange zu Leipzig und Dresden in ſeine Seele gepflanzten Ueberzeugungen vindiciren. Wenigſtens trägt die Form dieſes Briefes das Gepräge des Schillerſchen Geiſtes und Styls. Das tiefere, ſelbſtſtändige Studium der Kant'ſchen Philoſophie iſt darum bei unſerm Dichter noch keineswegs *vor* 1791 zu ſetzen, wo, wie wir ſehen werden, Kant von ihm erſt *aus den Quellen* ſtudirt wurde.

ſucht, in Erweiterung ihrer Erkenntniſſe die Grenzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt willkürlich zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weiß, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt.* Bald häuft man einſeitige Erfahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen, und verſchweigt die entgegengeſetzten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlußfolge. Und dieß ſind nicht etwa blos Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Charlatan, um ſein Publikum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewußt zu ſeyn, ähnliche Mittel, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein die Vernunft ſich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann." 1785 bis 1787.

Zum Schluſſe warnt Raphael ſeinen Julius, ſeine Kräfte nicht im Streben nach einem unerreichbaren

* Schiller ſpricht hier heute noch für die Vielen, denen die troſtloſe Unfehlbarkeit in den Schlüſſen der Begriffsphiloſophie unſrer Zeit nicht einleuchten will, und die ſich dafür von den Adepten des Begriffs über die Achſel anſehen laſſen müſſen.

1785 bis 1787. Ziele zu verſchwenden. Die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſey nicht, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerke zu ahnen. „Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des höchſten Weſens kein erhabeneres Bild als die Kunſt. Aber das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers.... In dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer erhaltende Blick, deſſen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinſten Geſchöpfe würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten, möglichen Umfange, iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung.“

Von da bis zu einem Beweiſe der Unſterblichkeit hatte Raphael nicht weit. Vielleicht hielt ihn nur der kritiſche Skepticiſmus ſeines neuen Meiſters zurück. Dafür ruft er ſeinem Julius (d. h. Schiller ſich ſelber) zu, nicht fremde Größe im Schöpfer* träge anzuſtaunen. „Denn edlern Menſchen fehlt es weder an Stoff zur Wirkſamkeit, noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der deinige.“

Solcher Ueberwindung des Spinozismus, die in einer andern Zeit und für einen anders geführten Menſchen

---

* Im Titular-Schöpfer; denn auch hier iſt, wie der Zuſammenhang zeigt, der Gott Spinoza's gemeint.

durch das geoffenbarte Wort, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber, wo man Jesum höchstens als einen guten Mann* gelten ließ, und auf Schillers Lebensbahn vorerst nur durch Kants Kritik möglich war, verdanken wir den Glauben des Dichters an die menschliche Freiheit, seinen erhöhten Produktionsmuth, und zunächst, als die erste reifere Frucht seines Genius, den Don Carlos, wie er in Dresden umgestaltet ward. 1785 bis 1787.

Freundschaft. Neue Neigung, getäuscht.

In Körner hatte Schiller endlich den rechten Freund und Geistesgenossen erhalten, und man würde diesen viel zu niedrig anschlagen, wenn man ihn nur als an Streichers Stelle getreten betrachten wollte. Der letztere, zwar durch Mutterwitz und unverdorbene Naturanlage, wie durch unschätzbare sittliche Eigenschaften höchster Achtung werth,

---

* Wieland schreibt unterm 27. Okt. 1783 an J. H. Merk (S. dessen Briefwechsel S. 403): „Ich möchte lieber, daß die Leute meine Existenz gar läugneten, als daß sie mir, wie die Theologen, einen Charakter geben, dessen sich jeder ehrliche Kerl schämen würde. Mein einziger Trost ist, wenn ich im Evangelio lese, daß ein so guter Mensch, wie Jesus Christus war, sich eben so übel und noch übler mitspielen lassen mußte.“ Diese Herren sahen also in Jesus Christus wirklich nur ihres Gleichen!

1785 bis 1787. stand doch seiner ganzen Persönlichkeit nach, an Geistesgepräge und Bildung, so weit unter seinem bewunderten Freunde, daß kein Bund zu gleichen Bedingungen möglich war, was wohl das erste Buch dieser Biographie ohne ausdrückliche Erläuterung anschaulich gemacht hat. Auch würden wir, wenn Streicher Schillers Freund nur halb in dem Sinne gewesen wäre, wie der angebetete junge Dichter das Ideal Streichers war, vom Bande dieser Freundschaft nicht erst aus dem Munde dieses Letztern etwas vernommen haben. Vielmehr gehörte der Musicus zu den Naturen, deren Tribut sich auch das gutmüthigste Genie doch gewissermassen nur gefallen läßt, und die den Lohn ihrer Aufopferung mehr in ihrem eigenen Bewußtseyn finden müssen, als in dem Herzen desjenigen, dem sie mit der größten Selbstverläugnung dienen. Unter den akademischen Freunden Schillers im engern Sinne fanden sich welche, deren Freundschaft, nach Werth und Wärme, die Probe gehalten hat; aber so lange sie mit ihm zusammenlebten, war weder ihr noch sein Geist und Charakter formirt genug, daß ihr Einfluß auf sein inneres Leben ein wesentlicher hätte seyn können. Reinwald endlich, so heilsam seine Verbindung mit Schiller für diesen letztern war, konnte doch als kränklicher Stubengelehrter nicht das Herz eines Dichters so ausfüllen, noch seine Phantasie so beschäftigen, wie von einer die Seele beherrschenden Freundschaft verlangt wird. Bei Körner dagegen waren alle

Bedingungen zu einem ſolchen Geiſterbunde gegeben. Von 1785 bis
ſeiner Seite war durch Schiller das überwiegende Gewicht 1787.
ſeines Genius in die Wagſchale gelegt worden; deßwegen hatte ſich auch Körner zuerſt, und zwar zu ſeinen Füßen, eingeſtellt. Als ſie ſich aber zuſammengefunden, da häufte ſich auch von Seiten Körners ſo mancherlei in der andern Schale: Geburt und damit zuſammenhängende Weltbildung und freie Bewegung, häusliches Glück als ein Aſyl für den Freund, harmoniſche Ausbildung des Geiſtes, geregeltere Studien, endlich ein gemachter Charakter, an welchem Schiller ſelbſt ſich halten konnte — ſo daß ſich fortan beide Wagſchalen in ihrer Freundſchaft das Gleichgewicht hielten. Wollen wir Schillers eigene Gedanken über die Freundſchaft hierherziehen, ſo hatte er endlich nicht die gleichtönende, aber die harmoniſche Seele gefunden, er hatte an einem Freunde Vortrefflichkeiten entdeckt, auf welche er nach dem von ihm aufgeſtellten Geſetze der Liebe, ein Eigenthumsrecht geltend machen durfte.

Als Schiller ſchon auf Jahre dieſer erprobten Verbindung zurück zu blicken im Stande war, ſchrieb er in einem ſpätern Briefe an zwei Freundinnen (ſeine künftige Frau und Schwägerin) vom 20. Nov. 1788: „daß Ihnen Körners Briefe ſein Weſen vergegenwärtigt haben, freut mich ſehr. Es iſt kein *impoſanter* Charakter, aber deſto haltbarer und zuverläſſiger auf der Probe. Ich habe ſein Herz noch nie auf einem falſchen Klang überraſcht; ſein

1785 bis 1787. Verſtand iſt richtig, uneingenommen und kühn; in ſeinem ganzen Weſen iſt eine ſchöne Miſchung von Feuer und Kälte." Und in einem noch ſpätern Briefe an ſeine Geliebte (Lotte von Lengefeld) vom 4. Dez. 1788: „Es iſt mir gar lieb, zu hören, daß mein guter Körner Ihre Eroberung gemacht hat. Ich wollte, wir hätten ihn hier. Mein Herz und Geiſt würden ſich an ihm wärmen, und er ſcheint jetzt auch eine wohlthätige Geiſtesfriktion nöthig zu haben. Sie haben ſehr recht, wenn Sie ſagen, daß nichts über das Vergnügen gehe, Jemand auf der Welt zu wiſſen, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. Und dieß iſt Körner für mich. Es iſt ſelten, daß ſich eine gewiſſe Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menſchen mit dem zarteſten moraliſchen Gefühl und mit einer inſtinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philoſophiſch aufgeklärtes Gewiſſen für die Tugenden Anderer, und ein ängſtliches für ſich ſelbſt. Gerade das Gegentheil deſſen, was man alle Tage ſieht, wo ſich die Menſchen Alles, und den Nebenmenſchen Nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung iſt Niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn ſeinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm dieſe ſo nöthige Zuverſicht zu ſich ſelbſt, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er iſt dort in einer Wüſte der Geiſter. Die Kurſachſen ſind nicht die liebenswürdigſten von unſern Landsleuten."

Die letzten Worte dieſes ſpätern Briefes gehören auch hierher, ſofern ſie beweiſen, daß Schiller, abgeſehen vom Umgange mit ſeinen Freunden, ſich in Dresden nicht heimiſch fühlte. Inzwiſchen hatte auf das Urtheil über die Kurſachſen vielleicht auch ein beſonderes Mißgeſchick Einfluß, das ſeinem Herzen in dieſer Hauptſtadt begegnen mußte. * 1785 bis 1787.

Schiller, der ſo lange auf dem Lande nur der Natur, dem Studium und der Poeſie gelebt, ſcheint ſich in der ſpätern Zeit ſeines Dresdener Aufenthaltes der großen Geſellſchaft wieder hingegeben zu haben. Er lebte Tage über in der Zerſtreuung, und benützte oft erſt die Nächte zu literariſchen Arbeiten, wodurch er, ſchon früher angegriffen, vielleicht den Grund zu ſeiner ſpäteren Kränklichkeit legte. Auch ſchöne Mädchen zogen jetzt die Augen des entfeſſelten Dichters wieder auf ſich. Schon in einem Briefe vom 1. Juni 1786 ſchreibt er an einen Schauſpieldirektor Koch in Berlin: „Als wir uns hier trennten, iſt mir von einem Mädchen, das Sie geſehen haben, der Kopf ſo warm geworden, daß

---

* Die erſte Nachricht von dieſer Neigung und ihrem Schickſal verdanken wir der Frau von Wolzogen (I, 22). Vollſtändiger hat uns jetzt Dr. Heinrich Döring aus K. A. Böttigers Nachlaß und den öffentlichen Mittheilungen der im Jahr 1839 noch lebenden Künſtlerin, Frau Sophie Albrecht, über das ganze Verhältniß unterrichtet, und wir bedienen uns zum Theil ſeiner Worte.

1785 bis 1787. ich Ihre Adreſſe in Berlin darüber vergeſſen habe. Wir ſind ja allzumal Sünder, und Sie werden ja wohl auch an die Zeiten zurückdenken, wo ſie von ein paar Augen aus dem Concept gebracht wurden."

1786 bis 1787. Aber eine ernſtlichere, ja glühende Leidenſchaft ſollte ſich des Dichters in dem letzten Jahre, das er in Dresden zubrachte, bemächtigen. Unſre Leſer erinnern ſich aus dem erſten Buche des herzlichen, freundſchaftlichen Verhältniſſes, das ſich im Mai 1784 zwiſchen Schiller und dem Albrecht'ſchen Ehepaar, während der erſtere in Frankfurt zu Beſuche war, entſponnen hatte. Sophie Albrecht, die Schiller damals mit aller Gewalt von der Bühne abhalten wollte, hatte dem beſorgten Freunde zum Trotz dieſe Laufbahn doch betreten, und nun, nach dritthalb Jahren, war ſie eine gefeierte Künſtlerin, und eine der erſten Zierden des Dresdner Theaters. Schiller, der alte Hausfreund, hatte ſich auch jetzt wieder bei ihr eingeſtellt und ſich in ihren ſchmucken Apartements wie häuslich niedergelaſſen. Seine Freundin pflegte zahlreiche Beſuche von der eleganten Welt beiderlei Geſchlechts zu empfangen. Eines Abends, als Schiller eben ſich bei der Künſtlerin eingefunden, erſchien dort, nach der Aufführung der Ariadne auf Naxos, die Wittwe eines penſionirten ſächſiſchen Officiers,* begleitet von ihren beiden erwachſenen

* Der Name iſt ſeitdem genannt worden. Bei den nachfolgenden Einzelheiten aber bleibt er beſſer weg.

Töchtern. Die ältere von dieſen, Julie, eine hohe blau- 1786 bis
äugige Blondine, machte einen plötzlichen, tiefen Eindruck 1787.
auf den Dichter. „Er ſtand vor ihr," ſagt Döring, „mit einer wortloſen Andacht des Gefühls und wehrte nicht der Flamme, die heimlich und verzehrend in ſeiner Bruſt auf-loderte."

Das Aufflammen ſeiner Leidenſchaft war der Freundin nicht entgangen. Als der Beſuch ſich entfernt, überließ ſie ſich der kleinen weiblichen Freude, den Verzückten über ſeinen Zuſtand zu necken. Schiller läugnete hartnäckig; aber ſo wie er auf einer öffentlichen Redoute, im Winter von 1786 auf 1787 Gelegenheit fand, näherte er ſich dem Fräulein. Der Mutter, erzählt Frau von Wolzogen, ſchien die Eroberung eines ſchon damals als ausgezeichnet anerkannten Dichters zu ſchmeicheln, und die Gewalt der Reize ihrer Tochter zu verbürgen. Nach den ergänzenden Nachrichten ſoll die Penſion der Wittwe zu ihrem Luxus nicht hingereicht, und die gewiſſenloſe Mutter die Schönheit ihrer Töchter zu unerlaubtem Gewinne benützt haben. Männer aus allen Ständen wurden angelockt, und werth-volle Geſchenke wurden ihnen auf ziemlich unverſchämte Weiſe abgepreßt. Auch der unerfahrene leidenſchaftliche Jüngling wurde von dieſem Zaubernetze umſtrickt. Das arme Mädchen folgte in ihrer Handlungsweiſe den Einge-bungen der Mutter. Ob Julie je wirklich etwas für den Dichter empfunden, bleibt ungewiß. Sinnlichen Augen

1786 bis 1787. konnte die damalige Erſcheinung des Dichters nicht behagen. „Schillers gewöhnliche Kleidung," ſo ſchildert ihn Sophie Albrecht, „beſtand in einem dürftigen, grauen Rocke, und der Zubehör entſprach in Stoff und Anordnung keineswegs auch nur den beſcheidenſten Anforderungen des Schönheitsſinnes. Neben dieſen Mängeln der Toilette machte ſeine reizloſe Geſtalt und der häufige Gebrauch des Spanioltabaks einen ungünſtigen Eindruck,*

---

* Wer am 8. Mai 1839 unter Schillers Statue ſtand, über ſich des Dichters verklärte Rieſengeſtalt, dem wird es ſchwer, durch obige Worte ſeinen Heros „in den Rauch des irdiſchen Weſens" zu hüllen und der menſchlichen Nichtigkeit einen ſo ſchweren Tribut zu bezahlen.

Inzwiſchen erinnert die Schilderung der alten Freundin lebhaft an das Gemälde, das Horaz von einem Manne entwirft, deſſen Aeußeres auch vernachläſſigt war,

— — — — nicht ganz für die feinen
Naſen der heutigen Welt; man kann ſein lachen, daß Staffeln
Bäuriſch entſtellen das Haar, daß das Kleid ihm ſchlottert, und klappend
Hängt am Fuße der Schuh. Doch iſt es ein Trefflicher: beſſern
Mann nicht findeſt du wo. Doch birgt ein erhabener Geiſt ſich
Hinter dem läſſig behandelten Leib!
(Satir. I, 3.)

Und nach der Verſicherung eines Scholiaſten war der ſo Geſchilderte — der größte römiſche Dichter; es war Virgil!

den das tiefgesenkte, immer sinnende Haupt noch vermehrte. Nur auf seiner schönen Stirne und in dem glänzenden Auge sprachen erhebende Zeichen von den großen Gedanken, die eben damals in den stillen Nächten das Manuscript seines Don Carlos füllten. 1786 bis 1787.

Wenigstens quälte Julie den entbrannten Dichter durch berechnete Sprödigkeit, auch als er längst Erlaubniß erhalten hatte, ihr Haus zu besuchen, und während er durch

---

Auch erschien nicht jedermann Schillers Gestalt und äußerliches Wesen damals so unangenehm. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf die unten anzuführende Schilderung seiner Schwägerin. Wer ihn wahrhaft liebte und bewunderte, der gewann an dem Herrlichen Alles lieb. „An dem Manne ist Alles liebenswürdig," pflegte ein Jenenser Schüler von ihm zu sagen, „selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold." (Bei Heinrich Voß, Briefe II, 59.)

Die in unserm Text unterstrichenen Worte scheinen die Auffassung Thorwaldsens von dem Bilde des Dichters zu rechtfertigen; aber ein classischer Zeuge schreibt dem Verf. (28. Nov. 1839): „Nie habe ich an Schiller, er mochte gehen, stehen oder sitzen, solche kopfhängerische Senkung des Hauptes, solch verdrießliches Gesicht erblickt. Huic Deus os sublime dedit coelumque tueri Jussit et erectos ad sidera tollere vultus. Aber hierin fehlen fast alle Bildnisse Schillers; nur Danneckers kolossale Büste hat ihn mir so vergegenwärtigt, wie er leibte und lebte."

Der Wahrheit die Ehre vor Allem.

1786 bis 1787. werthvolle Geſchenke, ſelbſt in baaren Summen, die ſeiner Garderobe ſehr widerſprachen, und von Göſchen durch Vorſchüſſe auf den Don Carlos herbeigeſchafft wurden, ihre Neigung zu gewinnen ſuchte, ſpottete ſie heimlich ſeiner. Ja, die falſche Geliebte hatte ihrem Verehrer „die Weiſung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewiſſen Zimmer ſehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil ſie da in Familiengeſellſchaft ſey. Seine Freunde wußten, daß ſie dann von der Mutter begünſtigtere Anbeter empfing. Der Kampf zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft begann; aber Ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin.“

Endlich drangen die Freunde auf ſeine Entfernung, und Schiller ging, mit dem halben Gefühle der Einſicht in eine Verirrung, der erfahrenen Täuſchung und Enttäuſchung, im Sommer 1787 nach Weimar.“ * Die Trennung ſoll dem Mädchen viele Thränen gekoſtet haben, denn wahrſcheinlich war ſie nicht ganz freiwillige Betrügerin.

1787. Schiller ſelbſt ſchied von der Geliebten mit einer Art von Stammbuchblatt,** welches nicht ganz geeignet iſt,

---

* Leben Schillers von Frau von Wolzogen I, 220 ff. Sie gibt den Frühling an. Machte Schiller vielleicht einen Umweg?

** Wenn das Datum richtig iſt. Das Gedicht iſt ächt und ſtammt von der, an die es gerichtet iſt. Vergl. Dörings älteres Leben Schillers S. 120.

uns glauben zu machen, daß er den Betrug, der mit ihm 1787.
gespielt worden, durchschaut habe, das aber für uns den Uebergang zu einem Wort über die fernere Gestaltung seiner Liederpoesie machen soll.

Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball, hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug:
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug.
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur — Schein,
Die Fortsetzung soll Wahrheit seyn.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstralen;
Der, rufen wir, der muß es seyn!
Wir hoffen es, — und es ist Stein!

Den edeln Trieb, der weichgeschaffne Seelen,
Magnetisch an einander hängt,

1787. Der uns bei fremden Leiden uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —
Der uns des Lebens ſchwere Laſten tragen,
Des Todes Schrecken ſelbſt beſiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter ſich* das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, du haſt ihn ganz empfunden,
Der Freundſchaft ſeltnes, ſchönes Loos iſt dein.
Den höchſten Schatz, der Tauſenden verſchwunden,
Haſt du geſucht — haſt du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu ſeyn.

Auch mir bewahre dieſen ſtolzen Namen,
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein.
Spät führte das Verhängniß uns zuſammen,
Doch ewig ſoll das Bündniß ſeyn.
Ich kann dir nichts als treue Freundſchaft geben,
Mein Herz allein iſt mein Verdienſt;
Dich zu verdienen will ich ſtreben —
Dein Herz bleibt mir, wenn du das meine kennſt.

Beginn der zweiten Lyrik Schillers.

Dieß Gedicht beweist, wie edel und rein, von Seiten Schillers ſelbſt, jenes Verhältniß immer war und geblieben iſt. Sonſt rühren aus dieſer Periode, außer einigen minder bedeutenden Reliquien, nur drei lyriſche Gedichte her,

* In Dörings Abdruck ſteht hier „ſelbſt," was aber die Conſtruktion ganz ſtört. Das Obige iſt Conjektur.

das ſchon beſprochene Lied an die Freude, die Freigeiſterei der 1787.
Leidenſchaft, und die Reſignation. Von allen drei zuſammen urtheilt eine Stimme, die wir achten, „daß ſie zu dem Mächtigſten, Ergreifendſten gehören, was Schiller gedichtet hat, und daß die Gedichte der dritten Periode gegen dieſe immer grünen Zweige der unmittelbaren wahrſten Empfindung meiſtens minder friſch und blätterreich ſeyen; daß in ihnen Denken und Fühlen in eins aufgehe.“ Mit dieſer Anſicht iſt der Verfaſſer gegenwärtiger Lebensbeſchreibung, was insbeſondere das zweite Gedicht betrifft, keineswegs einverſtanden, und auf ſeiner Seite ſteht hier Schiller ſelbſt, deſſen Kunſturtheil der ſpätern Periode doch gewiß angeſchlagen werden darf. Wie hätte dieſer die Freigeiſterei der Leidenſchaft um wenigſtens neun redneriſche Strophen verkürzen und in dem „Kampf“ überſchriebenen Gedichte ſeiner Sammlung auf ſechſe reduciren können, wenn der Gedanke in dieſem Liede wirklich ganz ins Gefühl aufgegangen geweſen wäre? Der Ton deſſelben iſt in der That von dem in den Liedern der Anthologie herrſchenden wenig verſchieden, und wenn Schiller in ſeiner Sammlung nicht ſelbſt das Jahr 1786, in welchem es im Druck erſchienen iſt, beigeſetzt hätte, ſo müßte man die fingirte Zeit, „als Laura vermählt war 1782,“ zugleich für die wahre Entſtehungszeit halten. Die eigentliche Veranlaſſung des Gedichtes kennt man nicht, und denkt daher bald an das Verhältniß mit Margarethe Schwan, bald an die Leidenſchaft

1787. zu dem ſächſiſchen Fräulein.* Aber nicht nur die Form, ſondern auch der Inhalt, eine poetiſche Oppoſition gegen die Ehe, führen viel mehr auf eine frühere Denk- und Empfindungsweiſe des Dichters zurück, und in die von einem Kritiker aufgeſtellte Parallele mit der Liebe des Don Carlos können wir uns auch nicht ganz finden. Schiller ſelbſt leitete dieß Gedicht und die „Reſignation" mit folgenden Worten im zweiten Hefte der rheiniſchen Thalia ein, in welcher ſie, ſo wie das Lied an die Freude, mit der anthologiſchen Chiffer Y unterzeichnet** erſchienen: „Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leſer erwarten kann, er werde ſo billig ſeyn, eine Aufwallung der Leidenſchaft nicht für ein philoſophiſches Syſtem und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzuſehen."

Wir beruhigen uns bei dieſen Worten und glauben nicht, daß ſie dießmal ihm von der Behutſamkeit, und ſeiner bürgerlichen Stellung als herzoglich Weimar'ſcher Rath eingegeben ſeyn können. Als er zwiſchen den Jahren 1800 und 1804 ſeine Gedichte ſammelte, hatte er ja keine ſolche Rückſichten mehr zu nehmen und doch wurde die Freigeiſterei der Leidenſchaft faſt um zwei Drittel verkürzt.

---

* Wohl mit Unrecht; Hoffmeiſter II, 56 Note.

** Hoffmeiſter I, 281.

Auch in Beziehung auf die Reſignation meſſen wir daher 1787.
der Verſicherung Schillers, daß ſie kein Glaubensbekenntniß des Dichters, alſo nicht die Geſammterfahrung eines bedrängten Lebens ſey, ſondern ſelbſt auch nur eine Aufwallung der Leidenſchaft, gern vollen Glauben bei. Daß dieſe beiden Gedichte noch vor dem Druck in hundert Abſchriften in Deutſchland umhergingen, und man bald weder Abſchrift noch Druck bedurfte, weil ſie ſich ſo tief in das Herz und Gedächtniß der deutſchen Jugend geprägt hatten, daß man ſie nicht mehr auf dem Papier zu ſuchen brauchte, und daß die bald ſcheltende, bald ſeufzende Kritik nichts gegen die Flammen der Jünglinge vermochte, die alle für Schiller glühten,* beweist für die abſolute Vortrefflichkeit jener Lieder ſo wenig, als die gränzenloſe Bewunderung und der jubelnde Beifall, welcher die Erſcheinung der Räuber auf dem Theater von Seiten der Jugend begleitete, für ein Urtheil der Kunſt gelten konnte. Es giebt keinen durch die moderne Zeit gebildeten und vor ihr nicht gewaltſam abgeſchloſſenen Menſchengeiſt, dem nicht einmal in der Jugend der Streit der phyſiſchen Weltordnung mit der moraliſchen als ein unaufgelöstes, ja unlösbares Räthſel vorgeſchwebt hätte. Dieſen unausweichlichen Zweifeln hat Schiller in dem Gedichte „Reſignation" das Wort geredet, und darum erhält es bis auf den heutigen Tag faſt von jedem Menſchenleben unter den Gebildeten in

* Blätter für lit. Unterh. 1836. S. 1198 ff.

1787. einer gewiſſen Periode eine mehr oder minder feierliche und begeiſterte Beitrittserklärung. Die Beweggründe dieſes Beifalls ſind aber doch in der That der Poeſie ſelbſt ziemlich fremd. Die noch ſo allgemeine Zuſtimmung der Jugend möchte eben ſo wenig für die poetiſche Mächtigkeit dieſes Gedichtes beweiſen, als der Abſcheu, den hier und da das reifere Alter, mit eben ſo dogmatiſcher Zuverſicht, gegen daſſelbe äußert. *

Ein entſchiedener Fortſchritt dichteriſchen Lebens iſt doch nur in dem Lied an die Freude wahrzunehmen, das

---

* Noch erinnere ich mich lebendig einer Unterredung die in den ländlichen Alleen des Schloßgartens von Fontenay aux roses, unweit Paris, im April 1827 ein angeſehener, geiſtreicher Mann der Reſtauration mit mir über die Bildung der deutſchen Jugend anknüpfte, und in welcher dieſer mit dem Ausdrucke einer nicht erkünſtelten Entrüſtung von dem Gedichte Schillers la résignation, noch mehr aber von der Gewohnheit ſprach, dieſes und ähnliche Blasphemien der Jugend Deutſchlands in die Hände zu geben. Ich war mit ihm gekommen, und fuhr mit ihm in ſeinem Wagen nach Paris zurück; aufgereizt durch meine Apologie, nicht der Grundſätze, ſondern des Gedichtes und Dichters, rief er auf einem Schauplatze revolutionärer Greuel, dem wir vorüberfuhren, nachdem wir ſeit jenem Geſpräche wenig Worte mit einander gewechſelt — plötzlich aus: Discite justitiam moniti et non temnere Divos! Dieſem redlichen Eiferer war der Dichter der Reſignation als ein Gotteslängner erſchienen. S.

in ſo fern allein den entſchiedenen Namen des Liedes ver- 1787.
dient, als es von allen bisherigen Gedichten Schillers, mit Ausnahme des Räuberlieds, das einzige iſt, das wahrhaft ſangbar befunden, und mehrfach, unter andern von Zelter und Zumſteeg komponirt worden iſt. Was der letztere ſonſt von frühern Gedichten Schillers als Jüngling in Muſik zu ſetzen verſuchte, darüber hat die Zeit den Stab gebrochen.

Mit dieſem Liede hat Schiller viele böſe Angewöhnungen der Reflexion und Rhetorik abgelegt, ohne jedoch ſeine Lyrik jenen außerpoetiſchen Mächten ganz zu entziehen: denn mit Recht wird auch dieſem Gedichte vorgeworfen, daß es mit Ideen und abſpringenden Bildern überladen ſey, auch die ganze Moral des Dichters, ja noch mehr als dieſe, umfaſſe. Aber doch herrſcht eine Begeiſterung in demſelben, die kein polemiſcher Hader mit eigenen oder fremden Vorurtheilen lähmt und zerſtört, und die ſich jedem Singenden, er mag ſo kritiſch geſtimmt ſeyn, als er will, zu Zeiten ſchon mitgetheilt hat.

Und ſo iſt denn nicht zu bezweifeln, daß Schiller in der lyriſchen, ſo gut wie in der dramatiſchen Poeſie einen bedeutenden Fortſchritt an den neuen Herd ſeiner Dichterbildung mitgenommen habe.

1787. **Erſter Eintritt in Weimar.**

„Ich bin jetzt, wonach ich mich ſo oft geſehnt habe, in Weimar und wähne, in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog iſt ein vortrefflicher Fürſt, ein wahrer Vater der Künſte und Wiſſenſchaften, von denen ich hier auch keine einzige verwaist getroffen habe, du müßteſt denn das ſteife Ceremoniell der Höfe in die ernſte Reihe der Künſte und Wiſſenſchaften aufnehmen wollen.* Du kennſt die Männer, auf welche Deutſchland ſtolz ſeyn kann: einen Herder, Wieland und andere; und Eine Mauer umſchließt mich jetzt mit ihnen. Wie vieles Treffliche hat nicht Weimar! — Ich denke hier, wenigſtens im Weimariſchen, mein Leben zu beſchließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten.“ So ſchrieb Schiller bald nach ſeiner Ankunft in Weimar an ſeinen Freund Moſer zu Ludwigsburg, und ſprach freudig eine Ahnung aus, die in Erfüllung gegangen iſt.

Er war durch ſeine Freundin, Frau von Kalb, welche ihren bisherigen Aufenthalt zu Mannheim mit Weimar vertauſcht hatte, dorthin eingeladen worden und im Juli 1787 daſelbſt eingetroffen, nachdem er ſeine Geliebte zu Dresden, wenn die Fabel wahr iſt, mit dem ſchwärmeriſchen

---

* d. h.: Nur das Hofceremoniell iſt als Wiſſenſchaft in Weimar nicht anzutreffen. Er denkt dabei an den Hof des Herzogs Carl zu Ludwigsburg.

Verſprechen abgefunden, entweder zu ſterben, oder bald nach Dresden zurückzukehren. 1787.

Durch ſeinen Beſuch in Weimar war ein längſt gehegter Plan zur Ausführung gekommen; denn ſchon am 24. Mai 1786 hatte ſein alter Freund Schwan, der auf einer Rückreiſe von Leipzig nach Mannheim Weimar berührte, einen Brief des Dichters an Wieland mitgenommen, in welchem dieſer klagte, wie ſein gutes Glück bisher nicht gewollt habe, daß er den Wunſch verwirklichte, ihn perſönlich kennen zu lernen, und daß dieſe Freude noch in der Zukunft für ihn aufbehalten liege.

Was inzwiſchen Schiller vom Fürſten und Hofe zu Weimar rühmt, lernte er erſt allmählig und zum Theil ziemlich ſpät kennen. Früher war er im Kreiſe der dortigen ſchönen Geiſter aufgenommen und willkommen geheißen. Göthe zwar war damals noch in Italien; Herder zog ihn, doch ohne Wärme, an; mit väterlicher Zuneigung kam ihm Wieland zuvor: Schiller hoffte ſchöne Stunden bei ihm. „Wieland iſt jung, wenn er liebt," ſchrieb er damals an einen Freund. *

Ueber das literariſche Leben am Hofe zu Weimar mag die Schilderung einer ſcharf zeichnenden, beredten Feder an unſerer Statt ſprechen. ** „In Weimar wehte ſeit

* Fr. v. Wolzogen I. 223.

** Theodor Mundt, K. F. v. Knebels Leben, in deſſen von Varnhagen u. Mundt herausgegebenem Nachlaſſe I, XXI ff.

1787. Jahrzehenden eine Luft, die einem dichteriſchen Gemüth wohlthuend entgegenkommen mußte. In ſtiller Pflege regte ſich hier ein geiſtiges Gedeihen, das immer bedeutſamer in das Leben des übrigen Deutſchlands übergriff, und unter den Schutz einer großgeſinnten, geiſtvollen Frau geſtellt war, die das nicht geringere Talent, Talente auf die rechte Art zu begünſtigen, und um ſich zu verſammeln, mit ſo ſeltenem Erfolg auszuüben verſtand. Auf einem kleinen, zuſammengedrängten Blüthenpunkt in Deutſchland ſollte ein Gipfel der Nationalcultur erreicht werden, der, nach der unglücklichen hiſtoriſchen Organiſation der Deutſchen, freilich nur ein literariſcher war. — In einer frühen Zeit des deutſchen geſellſchaftlichen Lebens war Herzogin Amalie eine feine und anmuthige Geſtalt, die mit einer ungewöhnlichen Gründlichkeit der Bildung, Geſchmack, Sinn für das Schöne und Grazie in den Lebensformen vereinigte, wie es in Deutſchland, beſonders unter den Frauen, noch etwas ſelten Geſehenes war. Von ihrem Liebling Wieland hatte ſie viel gelernt und angeeignet. Einen thätigen und umſichtigen Geiſt bewährte ſie ſchon in ihrem neunzehnten Jahr, wo ſie als Wittwe des Herzogs Ernſt Auguſt Conſtantin die vormundſchaftliche Regierung für ihren Sohn übernahm und mit einem praktiſchen Sinn, der ihr unter größern Verhältniſſen eine weltgeſchichtliche Wirkſamkeit hätte verſchaffen können, die glücklichſten Anſtalten für das materielle Wohl und die

geiſtige Bildung und Veredlung ihres Ländchens traf. 1787.
Von Wieland, den ſie zum Erzieher ihres Sohnes Carl
Auguſt gewählt hatte, erlernte ſie ſelbſt noch in ſpätern
Jahren das Griechiſche, und mit dem Lateiniſchen war ſie
ſo vertraut, daß ſie mehrere Elegieen des Properz über-
ſetzte, die noch handſchriftlich vorhanden ſind. Der Kreis
der ausgezeichnetſten Männer, die ſie durch den Reiz ihrer
Perſönlichkeit gewiß nicht minder als durch ihren ver-
ſtehenden und eindringenden Geiſt um ſich verſammelte
und feſthielt, erweiterte ſich bald immer glänzender.
(Knebel war im Jahr 1773 nach Weimar gekommen).
Herder kam im Jahre 1776, etwas früher Göthe,
nachdem kurz zuvor der nachherige Großherzog Carl Auguſt
die Zügel der Landesregierung übernommen. Schiller war
der Späteſte, der ſich dieſem auserleſenen Verein anſchloß.
Andere Geiſter, wie Böttiger, Muſäus, Bode, Seckendorf,
Einſiedel fanden ſich abwechſelnd hinzu und rundeten den
ſchönen Kreis aus. Dieſe Verhältniſſe ſchienen zugleich
einigermaßen wichtig für die Begriffe von den Ständeun-
terſchieden in Deutſchland; denn das geiſtige Verdienſt
hatte hier auch in ſeiner Beziehung zur Geſellſchaft eine
Geltung zu gewinnen angefangen, die bis dahin ihm nichts
allgemein Zugeſtandenes war, und man ſah es in eine ver-
traute Nähe zu Fürſten und Thron treten, in der es auf
die ſiegreichſte Weiſe die Vermittelung ſonſt noch ſo ſcharf-
getrennter Lebensverhältniſſe unternahm."

1787. Was uns übrigens Schillers Schwägerin von dem anfänglichen Verhalten unſers Dichters zu dieſem Kreiſe erzählt,* beweist, daß der Schilderer, der uns eben verlaſſen, ſehr Recht hat, wenn er hinzufügt, daß aus ſolchen Verhältniſſen dennoch mehr hätte werden können, als wirklich daraus wurde, und daß der ariſtokratiſche Geiſt dieſer Zeit noch zu mächtig war. Nach der Verſicherung dieſer Biographin „wirkte die Weimariſche Welt im Ganzen mehr bildend als belebend auf Schiller. Der Ton der Geſellſchaft war kritiſirend, mehr ausweichend als entgegenkommend. Von rheinländiſcher Liberalität und ſchwäbiſcher Herzlichkeit war wenig zu finden. Im Hauſe der Herzogin Amalia war man mit Studien und Zurüſtungen zur italieniſchen Reiſe beſchäftigt, der Herzog, viel abweſend, ſcheint damals keinen beſondern Antheil an Schiller bezeigt zu haben, und der eigentliche Hofcirkel war abgeſchloſſen. Die vorzüglichſten Geiſter übten ſo großen Einfluß, daß überall Literatur Gegenſtand der Unterhaltung war; aber im Grunde ward mehr darüber geſchwatzt als gedacht, und das eigentliche Leben, deſſen Schiller bedurfte, um ſich heiter zu erhalten, fehlte.“

Wirklich zeigen auch die lebensvollen, prächtigen Briefe des Herzogs Carl Auguſt und die ebenſo anmuthigen als natürlichen ſeiner Mutter, der Herzogin Amalie, an Knebel,

* A. a. O. I, 224.

jene gar keine Spuren von Schiller, dieſe weder vor dem 1787.
20. Dez. 1790 noch nach demſelben irgend eine Spur, doch geht ſo viel daraus hervor, daß im Laufe des Jahres 1787 die Herzogin und ihr Sohn beide häufig von Weimar abweſend, und der letztere auch durch Kränklichkeit geſtört war. Aber die Herzogin Amalie blieb überhaupt vermöge ihrer Geiſtesrichtung dem Genius Schillers fremd. „Seitdem ich wieder in Deutſchland bin," (d. h. ſeit dem Schluſſe des Jahres 1789,) ſchreibt ſie an Knebel aus Weimar vom 7. Februar 1791, „habe ich leider gefunden, daß die deutſche Literatur nicht an Geſchmack und Feinheit zugenommen, ſondern vielmehr verloren hat; das Wenige, was ich davon geſehen habe, iſt kaum zu verdauen." Eben damals aber machte Schillers dreißigjähriger Krieg das allgemeinſte Aufſehen, und die Herzogin ſelbſt kannte dieſen, und hatte vom „Kalender Schillers" einige Wochen zuvor geſprochen.

Indeſſen ſchienen die Herrſchaften doch freundliche Blicke ſchon im Jahr 1787 auf Schiller geworfen zu haben, denn dieſer ſchreibt muthmaßlich aus derſelben Zeit, obgleich das Datum fehlt, an ſeinen Freund Moſer nach Ludwigsburg etwas gnadentrunken: „Unbeſchreiblich glücklich bin ich, wenn anders die Bekanntſchaft mit Großen der Erde ein Glück zu nennen iſt. Doch, ich habe ja nicht große, ich habe weiſe und gute Menſchen geſehen; ich habe gefunden, daß Künſte und Wiſſenſchaften, Weisheit und Tugend,

1787. auch von den Thronen herab, Kenner und Verehrer finden. Die Herzogin Amalie von Weimar (du kennſt ſie gewiß auch, ſie, die geiſtvolle Dame und geprieſene ehemalige Regentin) — ich habe ſie geſehen — habe mich mit ihr unterhalten dürfen; und — ratheſt du wohl, wer mir den Zutritt zu ihr verſchaffte? — Göthe war es. Kopfſchüttelnd ſtehſt du da, und ich gebe deinem Kopfſchütteln meinen Beifall, denn es lehrt mich, künftig nie Menſchen raſch und nach gefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Göthe iſt wahrlich ein guter Menſch, und mag er auch Manches gegen ſich haben, ſo kommt doch dieſes nicht aus ihm ſelbſt."

Nur wenige Lebensbeſchreiber Schillers haben meines Wiſſens von dieſem Briefe Gebrauch gemacht, deſſen Aechtheit, obgleich er nicht in die geſchickteſten Hände gerathen war, kaum bezweifelt werden kann. Freilich ſcheint derſelbe einen Widerſpruch zu enthalten. Noch ein Dreiviertelsjahr ſpäter (2. Mai 1788) wurde, nach Schillers eigener Verſicherung, Göthe erſt aus Italien erwartet, und doch war unſer Dichter an dem Cirkel der Herzogin Amalie damals, wie es ſcheint, ſchon lange eingeführt. „Die verwittwete Herzogin," ſagt er, „iſt eine Dame von Sinn und Geiſt, in deren Geſellſchaft man nicht gedrückt iſt." Wie laſſen ſich dieſe widerſtreitenden Aeußerungen vereinigen? Entweder iſt Schiller mit Göthe (den er vorher nur einmal, noch in der Akademie, von ferne geſehen hatte) und mit

der Herzogin Amalie ſchon vor ſeiner Reiſe nach Weimar, 1787.
in Frankfurt oder in Darmſtadt zuſammengetroffen, wovon man aber nicht die mindeſte geſchichtliche Spur hat, und wogegen ſeine Aeußerungen, nachdem er ſpäter in Rudolſtadt den berühmten Dichter von Angeſicht zu Angeſicht geſprochen, zu zeugen ſcheinen; oder aber Göthe hat aus der Ferne an Schillers literariſcher Erſcheinung ſchon einigen Antheil genommen und ihm den Zutritt zu der Herzogin auf brieflichem Wege bewirkt. Und für dieſe Empfehlung dankte dann Schiller dem großen Mann in jenem Brief an ſeinen Freund und Landsmann im Herzen und von Herzen.

Wie dem auch ſey, er war in den prunkloſen Zimmern zu Tiefurth, dem romantiſchen Dorfe an der Ilm, wo, eine Viertelmeile von Weimar, in dem herzoglichen Luſtſchloß und Park, ſo viel Geiſt, Bildung und Herzensgüte leuchtete, ſchon damals kein Fremdling mehr. Dennoch verſichert uns ſeine Schwägerin, daß Schillers Stimmung im Ganzen eine trübe war, und daß er ſich, vielleicht aus eigener Schuld, ſehr iſolirt fand. Nur bei Wieland und bei Frau von Kalb, die ihn wohl mit anderen Hoffnungen nach Weimar gerufen hatte, war ihm wohl; hier und da genoß er auch einen heitern Abend mit Riedel, dem Erzieher des Kronprinzen, und einem jetzt verſchollenen Schriftſteller Namens Schulz; in einem wöchentlichen Clubb der Familien Bode, Bertuch und Anderer ſah er auch

1787. größere Gesellschaft und unterhielt sich hier mit einer Partie Whist; mit dem Geheimen Rathe Schmid, der früher mit Klopstock verbunden war, führte er oft interessante Gespräche über Richardsons Clarisse, welche beide Männer sehr hoch hielten.* Das Theater beschäftigte damals seinen Geist wenig.

„Sein guter Genius hatte indessen für eine neue Richtung des Lebens gesorgt. Am Ende des Oktobers 1787 machte er eine Reise nach Meiningen zu seiner dort an seinen Freund Reinwald verheiratheten ältesten Schwester, und zu der treuen Freundin Frau von Wolzogen, die sich eben der Anwesenheit ihres Sohnes erfreute. Diese Reise führte ihn in neue Verhältnisse." **

Ausflug nach Rudolstadt. Die Familie von Lengefeld. ***

Zu Rudolstadt, am Ufer der sanft gekrümmten Saale, in einem reizenden dreifachen Thal mit seinen großgezeichneten blauen Gebirgen und nahen waldumkränzten Anhöhen, lebte eine Frau von Lengefeld mit ihrer ältern

---

* Ein verbindliches Gedicht Schillers an Schmids Tochter findet man bei Boas I, 67.

** Fr. v. Wolz. I, 225. ff.

*** A. a. O. I, 227 ff.

Tochter Caroline, damals Gattin des Rudolſtadtiſchen Hof- 1787.
raths Freiherrn von Beulwitz, und ihrer jüngeren Tochter Charlotte, in der kleinen, in jener Zeit todten und einförmigen Reſidenz, fern von den Reizen und Wechſeln des geſelligen Lebens. Der Vater, ein rühmlichſt bekannter Forſtmann, einſt, zu Ende des ſiebenjährigen Krieges zu Leipzig einer Unterredung mit Friedrich dem Großen und vortheilhafter Anträge von dieſem gewürdigt, hatte, am linken Bein und rechten Arm ſeit dem zwanzigſten Jahre gelähmt, dieſem Rufe nicht folgen zu dürfen geglaubt, und in dieſer Einſamkeit der edleren Erziehung ſeiner zwei Töchter gelebt. Er fand bei ſeiner Gattin, die gleichfalls beſſer erzogen und empfänglich für alles Schöne war, in dieſem heiligen Geſchäfte die gewünſchte Unterſtützung. Während die Töchter ihr Herz und Gemüth durch anſprechende Bücher zu bilden bemüht waren, ſo daß Schiller ſpäterhin oft ſcherzend gegen ſie behauptete, man werde es ihnen noch immer anmerken, daß ſie mit dem Grandiſon aufgewachſen ſeyen, machte der Vater auf zweierlei Weiſe ihr Leben in der Phantaſie unſchädlich: durch ſorgſame Ausbildung ihres Körpers in muntern Spielen und durch die Entwicklung ihres Verſtandes, in den ſeine klare und weite Weltanſicht nicht auf dem Wege des Unterrichts, ſondern in heitern Tiſchgeſprächen anregend überging. „Sie lernten den Geiſt erkennen und ſchätzen, der alle Erſcheinungen auf ihren Urſprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt,

1787. die ſie ſich hinter ihren blauen Bergen dichteten, gewann im Lichtblick ſeines Verſtandes feſte Umriſſe. Sie lernten zeitig ahnen, was ſie ſuchen ſollten. Ein Gefühl des wahren Werthes der Menſchen, der männlichen Würde insbeſondere, faßte Wurzel in ihnen, denn die verehrte Geſtalt des Vaters, welche Feſtigkeit in Grundſätzen der Ehre und ſchönen Sitte ausdrückte, war ihr reines Abbild."

Dieſen Vater hatte den Töchtern der Tod entriſſen, als Karoline dreizehn und Charlotte zehn Jahre alt war. Der älteren Tochter bot ſich ſchon im ſechszehnten Jahre ein Heirathsantrag dar; die jüngere war zu einer Hofdamenſtelle in Weimar beſtimmt. Damit ſie ſich Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache und den nöthigen Weltton aneignen könnte, hatte die Mutter eine Zeit lang in der welſchen Schweiz gelebt.* Die Familie war mit den Wolzogen zu Bauerbach verwandt, und als ſie im Mai 1784 aus dem Alpenlande zurückkehrten und auf der

---

* In der (goldkörnerreichen) Sammlung von Göthe's Briefen an Lavater, herausgeg. v. Heinr. Hirzel (Leipz. Weidmann 1833), findet ſich S. 156 folgendes Billet: „Frau von Langefeld [l. Lengefeld] mit ihren beiden Töchtern und Hrn. v. Beulwitz aus Rudolſtadt werden dir, l. Bruder, kraft dieſes empfohlen, und das Maaß des Guten, was du ihnen geben willſt und kannſt, deinem Gefühle und den Umſtänden überlaſſen, in denen ſie Dich antreffen werden."

„Weimar den 7. Apr. 83. „G."

Solitude mit Frau v. Wolzogen einen Beſuch bei Schillers 1787.
Eltern abgeſtattet, erſchien dieſer ſelbſt bei ihnen in Mannheim, wie ſie eben abreiſen wollten. „Seine hohe, edle Geſtalt," erzählt die ältere Tochter,* ſeitdem Schillers Schwägerin und in ganz Deutſchland als geiſtreiche Schriftſtellerin geehrt, „frappirte uns; aber es fiel kein Wort, was lebhafteren Antheil erregte. Die mannigfachen und großen Gegenſtände, von denen wir ſo eben geſchieden waren, füllten unſre Seele... So ſahen wir Schiller zum erſtenmal, wie aus einer Wolke wehmüthiger Sehnſucht, die uns nur ſchwankende Formen erblicken ließ."

Nach der Heimkehr aus der Schweiz lebte die Mutter mit den Töchtern in dem kleinen Saalethal, in welchem die ältere durch Verheirathung zu bleiben beſtimmt war. Die jüngere Tochter, Charlotte v. Lengefeld, hatte, nach der Schilderung ihrer Schweſter, „eine ſehr anmuthige Geſtalt und Geſichtsbildung. Der Ausdruck reinſter Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unſchuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunſt, hatte ihr ganzes Weſen eine ſchöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, ſchien ſie geſchaffen, das reinſte Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landſchaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die

* Frau v. Wolzogen a. a. O. S. 227.

1787. Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind."

Das Glück dieser jüngern Schwester war die herzlichste Sorge, ja die einzige Lebenshoffnung der ältern, da diese sich in einer Stimmung befand, die sie ihr eigenes Glück ganz aufgeben hieß. In der Schweiz durch unvorsichtiges Baden in dem kalten Genfersee von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte sie nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. Dieß Leben widmete sie ganz der Schwester, da das Gemüth dieser letzteren durch eine erwiederte Neigung, deren Hoffnungslosigkeit den Geliebten über die See nach einem andern Welttheile getrieben hatte, seit einiger Zeit wund und bewegt war.

Diese Schwester aber war von der Vorsehung unserm Schiller aufgehoben, und was in Bauerbach für seinen Charakter und seinen Genius zu frühe war, sollte den gereifteren Mann hier im ebenso abgeschiedenen, aber lieblicheren Thale mit verjüngter Huld und Anmuth überraschen und auf sein ganzes Leben hinaus dauernd beglücken. Jetzt endlich sollte auch an ihm in Erfüllung gehen, was der geistliche Dichter, der einer der Lieblinge seiner frommen Jugend war, in den rührend schlichten Worten singt, in welchen sein Geist die Paare sieht, die in des Himmels Rath

einander bestimmt sind, hier ein trefflicher Sohn, dort eine edle Tochter, die getrennt und sich gegenseitig unbekannt einander zuwachsen. 1787.

Eines ist des andern Kron',
Eines ist des andern Ruh',
Eines ist des andern Licht,
Wissens aber beide nicht.

„Keine Kunststraße führte damals noch in das kleine Thal; ein Fremder," erzählt Frau v. Wolzogen, „war ein Phänomen, hinter den grünen Bergen. Da kamen an einem trüben Novembertage des Jahres 1787 zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in Mäntel eingehüllt; wir erkannten unsern Vetter, Wilhelm v. Wolzogen, der sich scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war uns unbekannt und erregte unsere Neugierde." Der Vetter nannte den berühmten Namen Schiller, erzählte, daß er von der Freundin in Bauerbach komme, und bat um die Erlaubniß, ihn Abends in die Familie einführen zu dürfen.

In diesem Kreise fühlte sich Schiller bald wohl und frei; sein Herz schloß sich in dem Umgange mit Frauen, die unbefangen und voll Herzenswärme alles Geistige umfaßten, schnell auf. Ohne schriftstellerische Eitelkeit verbarg er doch den Wunsch nicht, daß die neuen Freundinnen auch

1787. ſeinen Don Carlos kennen lernen möchten, und freute ſich, als die Briefe von Julius an Raphael einen Anknüpfungspunkt für das Geſpräch bildeten. Ihm ward ſo heimathlich, daß noch an jenem Abende der Gedanke, ſich dieſer Familie anzuſchließen, in ihm aufzudämmern ſchien, und er beim Abſchiede den Plan ausſprach, den nächſten Sommer in dieſem ſchönen Thale zu verleben.

Die beiden Freunde, die zuſammen gekommen waren, ſollten in der Folge zuſammen hier das Glück ihres Lebens finden. Wilhelm v. Wolzogen (nachmals der zweite Gatte Karolinens) hatte das Bild der holden Anverwandten ſchon in der Akademie in das Herz aufgenommen. Er bereitete ſich jetzt zu einer Reiſe nach Paris vor, wo er Architektur ſtudiren wollte, aber wünſchte nichts ſehnlicher, als einſt in der Nähe der Freundinnen leben zu können; und der Dichter ſchied mit dem gleichen Verlangen.

Rückkehr nach Weimar. Entſchiedene Neigung.

Am 20. Dezember befand ſich Schiller wieder an der Ilm und meldete ſeiner Freundin, Frau v. Wolzogen zu Bauerbach, daß er an den Lengefeld in Rudolſtadt eine ſehr hochachtungswerthe und liebenswürdige Familie gefunden. „Ich kann," ſagte er, „nicht anders, als Wilhelms

guten Geſchmack bewundern, denn mir ſelbſt wurde ſo 1787.
ſchwer, mich von dieſen Leuten zu trennen, daß nur die dringendſte Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrſcheinlich werde ich aber dieſe Nachbarſchaft nicht unbenutzt laſſen und, ſo bald ich auf einige Tage Luft habe, dort ſeyn."

In Weimar vergrub er ſich, mit den Niederlanden be- 1788.
ſchäftigt, bald wieder unter Folianten und alte ſtaubige Schriftſteller, und zehrte, nach ſeiner Verſicherung, von der Erinnerung der zehn fröhlichen Tage, die er in Bauerbach zugebracht, aber gewiß noch viel mehr von dem Abende, den er zu Rudolſtadt verlebt. Unverkennbar zeigt ein Brief, welchen er im Januar des Jahres 1788 an ſeinen Freund Körner nach Dresden ſchrieb, die aufkeimende Neigung zu Charlotte v. Lengefeld. „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt und mein ernſteres Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt, ein iſolirter, fremder Menſch, in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. Ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowohl weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte als genoß,

1788. weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt."

Die Gedanken, mit welchen er ſich hier trug, machten ihm allmählig auch den Aufenthalt zu Weimar angenehmer. Sein Kreis von intereſſanten Bekanntſchaften hatte ſich hier erweitert, er war nun auch mit Bertuch durch den Clubb bekannt geworden. Am vollſtändigſten ſpiegelt ſich ſeine Lage in einem Briefe an ſeinen treuen Freund Schwan zu Mannheim vom 2. Mai 1788. „Die Ruhe und Leichtigkeit Ihrer Exiſtenz," ſchreibt Schiller an den Hofkammerrath und Buchhändler, „die in Ihrem Briefe athmet, hat mir ſehr viele Freude gemacht, und ich, der ich noch im ungewiſſen Meere, zwiſchen Wind und Wellen, umgetrieben werde, beneide Ihnen dieſe Gleichförmigkeit, dieſe Geſundheit des Leibes und der Seele. Mir wird ſie erſt ſpäter als eine Belohnung für noch zu überſtehende Arbeit zu Theil werden. Ich bin nun faſt drei Vierteljahre hier. Nach Vollendung meines Carlos hab' ich endlich dieſe längſt projektirte Reiſe ausführen können. Wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß es mir hier ungemein wohl gefällt, und der Grund davon iſt leicht einzuſehen: die möglichſte bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menſchenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgeſuchter Cirkel intereſſanter Menſchen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf literäriſche Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie noch dazu den

wenigen Aufwand, den ich an einem Ort, wie Weimar, zu machen habe, — warum ſollt' ich nicht zufrieden ſeyn?" 1788.

„Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Urſache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang hab' ich mit Herdern, ob ich ihn gleich als Menſchen, wie als Schriftſteller, hoch verehre. Der Eigenſinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld; denn wir haben unſere Bekanntſchaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln. Mit Boden kann man nicht genau Freund ſeyn. Ich weiß nicht, ob Sie hierin denken, wie ich."

Andres aus dieſem Hauptbriefe, von dem auch oben ſchon etwas gegeben worden, ſoll ſpäter mitgetheilt werden. Schwan hatte dem Dichter ſein und Schubarts Bild im Kupferſtiche geſchickt; er fand das letztere weniger treffend, wiewohl dieß „ſowohl an ſeinem ſchlechten Gedächtniß, als an der Lohbauer'ſchen Zeichnung liegen könne."... „Ihre lieben Kinder," fährt er fort, „grüßen Sie von mir recht ſehr. Im Wieland'ſchen Hauſe wird mir noch oft und viel von Ihrer älteſten Tochter erzählt; ſie hat ſich da in wenigen Tagen ſehr lieb und werth gemacht. Alſo ſteh' ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillſchweigen ſo wenig verdiene."

1788. Nach dieſer liebenswürdigen Erinnerung an die alte Liebe wendet er ſich Stuttgart und überhaupt ſeiner erſten Heimath, Schwaben, zu: „daß Sie in mein liebes Vaterland reiſen und dort meinen Vater nicht vorbeigehen wollen, war mir eine ſehr willkommene Nachricht. Die Schwaben ſind ein liebes Volk, das erfahr' ich je mehr und mehr, ſeitdem ich andere Provinzen Deutſchlands kennen lernte. Meiner Familie werden Sie ſehr werth und willkommen ſeyn. Wollen Sie ſich mit einem Pack Complimente von mir dahin beladen? Küſſen Sie meinen Vater von mir, und Ihre Tochter ſoll meiner Mutter und meinen Schweſtern meinen Gruß bringen.“

Die vertraute Bekanntſchaft Schillers mit Wieland trug ihm Früchte für dieſen und das Publikum im deutſchen Merkur, den der berühmte Mann bekanntlich vom Jahre 1773 bis weit über Schillers Tod hinaus (1810) herausgegeben hat. Schon am Schluſſe des Jahres 1787 erklärte Wieland, Schiller werde künftig vielleicht jedes Monatsſtück mit einem Aufſatze von ſeiner Hand zieren, die ſchon in ihren erſten Verſuchen den künftigen Meiſter verrathen, und nun, da ſein Geiſt den Punkt der Reife erreicht habe, die Erwartungen rechtfertigen, die ſich das Publikum von dem Verfaſſer des Fiesko von Genua und des Don Carlos zu machen Urſache gehabt. „Da ich ſelbſt,“ ſchließt er, „vom Mittagspunkte des Lebens ſchon einige Jahre herabſteige und täglich mehr Gelegenheit habe, an

mir ſelbſt zu erfahren, wie wahr das Virgil'ſche facilis des- 1788.
census Averni* in mehr als Einem Sinne iſt, ſo gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, dieſen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu ſehen, und mit ſolcher Unterſtützung darf ich ſicher hoffen, den deutſchen Merkur ſeinem erſten gemeinnützigen Zwecke in Kurzem auf eine ſehr merkliche Weiſe näher zu bringen." **

Schiller ließ wirklich ſeine eigene Zeitſchrift, die Thalia, von der 1787 gar nichts und 1788 nur das fünfte Heft mit der Fortſetzung des Geiſterſehers erſchien, zurücktreten; dagegen beſchenkte er den deutſchen Merkur in den Jahren 1788 und 1789 mit den Göttern Griechenlands, den Künſtlern, einem Fragmente der niederländiſchen Geſchichte, den Briefen über Don Carlos, und andern proſaiſchen Aufſätzen, die neben den Beiträgen von Göthe, Herder und Kant ihre würdige Stelle einnehmen.

Unſer Freund lebte in Weimar ganz anders und viel regelmäßiger, als zu Dresden. Er verließ ſein Zimmer nur wenig und gönnte ſich nur ſelten einen Spaziergang in dem lieblichen, vom Felſenbette der Ilm durchbrochenen Parke; aber er arbeitete nie bis in die ſpäte Nacht, ſondern legte ſich gewöhnlich um zehn Uhr zu Bette. Seine Mit-

* Seine eigentliche Fahrt in den Avernus verſchob indeſſen Wieland bekanntlich noch um ein Vierteljahrhundert.

** Aus Grubers Leben Wielands bei Hoffmeiſter II, 60.

1788. tagsmahlzeit war äußerſt frugal; Abends begnügte er ſich mit Butterbrod und einer Flaſche Bier; alle vier Wochen erſchienen Hufeland, Riedel und Schulz bei ihm auf ſokratiſche Geſpräche, einen Sardellenſalat und eine Flaſche Petit Bourgogne. Dennoch reichte auch bei ſo mäßiger Lebensweiſe noch immer ſeine Baarſchaft nicht zu ſeinem Unterhalte hin, und in einem Briefe des Jahres 1795 (22. Auguſt, Freitag Abends) an Göthe erinnert er ſich, wie er einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und ihm alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß er wußte, woher neues zu bekommen. „In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literaturzeitung an demſelben Tage überſendet wurde. Das war in der That Gottes Finger.“

Noch im Winter 1788 ſollte er Charlotte v. Lengefeld in Weimar wieder ſehen. Um dieſe, die noch immer über den verſchwundenen Geliebten trauerte, zu erheitern, veranlaßten Mutter und Schweſter einen mehrmonatlichen Aufenthalt in dieſer Reſidenz, wohin ſie auch die Ausſicht auf die Hofdamenſtelle führte. Unverhofft, wie einſt die glühend geliebte Julie zu Dresden, ſtand der Gegenſtand ſanfterer, aber ewiger Neigung plötzlich — auf einer Redoute wieder vor ihm.* Der Dichter hielt ſich, nach

* Fr. v. Wolz. I, 377.

dem Berichte der Schwägerin, in gehöriger Entfernung, wie ihn die Umstände und das eigene Zartgefühl lehrten. Indessen entspann sich doch zwischen beiden, schon in Weimar, ein Umtausch von Gedanken, den Schiller in kleinen Briefen und Billets fortsetzen durfte, aus welchen die allmählige Zunahme seiner ernstlichen Neigung ersichtlich ist.* Bald versichert er sie, wie gerne er die Comödie für das größere Vergnügen versäume, um sie zu seyn; er sagt ihr und sich, wie lange sie nun schon hier sey, und wie wenig er sich dennoch ihren Aufenthalt zu Nutze gemacht; er freut sich auf seinen zweiten Besuch in Rudolstadt, der ihn für das Versäumte wo möglich schadlos halten soll, wie man sich auf wenige Dinge freut; er möchte sie von seiner ehrerbietigsten Achtung überzeugen — und plötzlich fügt er, mit einem ganz andern Gefühle, als dem der Ehrerbietung hinzu: „Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und, wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag." Wiederum schreibt er: „Sie können sich nicht herzlicher nach Ihren Bäumen und schönen Bergen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich — und vollends nach denen in Rudolstadt, wohin ich mich jetzt in meinen glücklichsten Augenblicken im Traume versetze." Und dann verliert er sich in Betrachtungen über Einsamkeit und edle Menschen. „Eine schöne Natur wirkt auf uns, wie eine schöne Melodie. Ich habe nie glauben

1788.

* Ebend. I, 244—252.

1788. können, daß Sie in der Hof- und Assemblee-Luft sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte." Dann heißt es einige Linien später: „Die Tage haben für mich einen schönern Schein, wo ich hoffen kann, Sie zu sehen." Und vor dem Abschiede seufzet er: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Theil meiner jetzigen Freuden mit hinwegnehmen." Darauf nennt er die bisherige Möglichkeit, sie alle Tage zu sehen, schon einen Gewinn für sich; endlich bietet er ihr seine Freundschaft an und entschuldigt das stolze Wort. „Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird." Ach, er muß ihr, wie er selbst recht gut fühlt, so oft zusammengebunden und zerknickt erschienen seyn; um etwas weniges für besser hält er sich aber doch, als er während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft in ihren Augen erscheinen konnte. „Eine schönere Scene, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas seyn zu können, wird dabei einen sehr großen Antheil haben. Auch in ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im voraus, bestes Fräulein, auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde."

Aus den Worten: „Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll," dürfen wir wohl schließen, daß

ſchon jetzt Schillers Neigung nicht ganz unerwiedert geblie- 1788
ben war; auch verſpricht er ihr darauf, daß ſeine Phanta-
ſie ſo unermüdet ſeyn ſoll, ihm ihr Bild vorzuführen, als
wenn ſie in den acht Jahren, welche er ſie an die Muſen
verdingt hat, ſich nur für dieſes Bild geübt hätte.

Hoffmeiſter betrachtet es als gewiß, daß das Gedicht: „Einer Freundin ins Stammbuch" an Lotte v. Lengefeld gedichtet und ihr ins Stammbuch nach Rudolſtadt mitgegeben worden iſt. Die Schilderung, welche uns Frau v. Wolzogen von der trauernden, ſanften Jungfrau entwirft, will jedoch keineswegs zu den Worten paſſen:

„Froh taumelſt du im ſüßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blüh'n,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen haſt, dahin!
Sey glücklich in dem lieblichen Betruge!
Nie ſtürze von des Traumes ſtolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab."

Wäre nur die erſte Hälfte des Gedichtes, wo von dem Herzensadel der Freundin, vom Talisman der Unſchuld und der Tugend, vom holden Zauber nie entweihter Jugend die Rede iſt, ſo würden wir weniger Grund zum Zweifel haben. Allerdings aber trägt das Gedicht in Schillers Sammlung die Jahreszahl 1788. *

* Es ſcheint zum erſtenmale 1795 gedruckt worden zu ſeyn. Humboldts Anfrage bei Schiller darüber (Brſw. S. 143) ſpricht auch nicht für die Annahme Hoffmeiſters.

1788. Nach Rudolſtadt ſchickte der Dichter Charlotten noch zwei Briefe, den erſten vom 11. April, den zweiten, gleichzeitig mit dem an ſeinen Freund Schwan gerichteten, am 2. Mai 1788, nach. In jenem klagt er über die Vergnügungen der Geſelligkeit, wie man ſie in Weimar und an ſolchen Orten findet, welche gar oft durch Langeweile und Zwang, den nothwendigen Uebeln der leidigen Aſſemblèen, gebüßt werden. Wie beneidet er ſie um ihren Familienkreis. „Man ſollte lieber nie zuſammengerathen — *oder nie mehr getrennt werden!*“ Oft beunruhigt es ihn, wenn er daran denkt, daß das, was jetzt ſeine höchſte Glückſeligkeit ausmacht, Ihr vielleicht ein nur vorübergehendes Vergnügen gab. Und doch findet er darin ſchon eine weſentliche Uebereinſtimmung mit der Guten, daß — wie ſie ihm ſelbſt einmal geſagt — ländliche Einſamkeit im Genuſſe der Freundſchaft und ſchönen Natur auch ihre Wünſche ausfüllen könnte: denn *ſein* Ideal von Lebensgenuß kann ſich mit keinem andern vertragen. — Aus dieſem Briefe erfahren wir auch noch, daß Schiller um dieſe Zeit einen ſeiner intimſten Freunde, der ihn dieſer Tage in Weimar beſuchte, nach Gotha begleitet hat. Endlich wird Charlotte mit ſehr beſcheidenen Worten gefragt, ob ſie ſeiner auch wegen einer Wohnung bei Rudolſtadt gedacht. Die nothwendigſten Meubles müßte er auch dabei haben, und auch die Koſt; doch dieſe wird er ſich auch aus der Stadt holen laſſen können. Der zweite Brief dankt für dieſe

Beſtellung. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hauſe, Alles iſt vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürſtliche Nachbarſchaft hätte mir meine ganze Exiſtenz verdorben... Meinem Lieblingswunſche ſteht alſo nichts mehr im Wege, als die Unſicherheit der Jahreszeit.... Zehn Tage ſind mein längſter Termin; dann adieu Weimar!“ 1788.

Ehe wir ihn jedoch nach Volkſtädt bei Rudolſtadt begleiten, haben wir das wichtigſte Werk der zunächſt hinter uns liegenden Lebensjahre des Dichters kurz in Beziehung auf deſſen Fortbildung und Vollendung abzuhandeln. Denn jetzt endlich iſt der Don Carlos nicht nur vollſtändig im Druck erſchienen,* er iſt auch ſchon zweimal in Mannheim über die Bühne gegangen.

Don Carlos.

„Ich danke ihnen,“ ſchreibt Schiller am 2. Mai 1788, in dem mehrfach von uns ausgezogenen Briefe an Schwan, „für die Nachrichten, die Sie mir von dem Schickſale des Don Carlos auf Ihrer Bühne gegeben haben. Aufrichtig zu ſprechen, große Erwartungen habe ich mir überhaupt 1783 bis 1788.

---

* Don Carlos, Infant von Spanien. Leipzig (bei Göſchen) m. Kupfern. 1787.

1783 bis 1788. von keiner Vorſtellung des Don Carlos gemacht, und ich weiß auch, warum. — Es iſt nicht mehr als billig, daß ſich die theatraliſche Göttin für die wenige Galanterie, die mich bei'm Schreiben für ſie beſeelte, an mir gerächt hat. Indeſſen, wenn mein Don Carlos auch ein ſo verfehltes Theaterſtück iſt, ſo halt' ich doch dafür, daß unſer Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen ſehen können, eh' es das Gute begriffen und ausgeſchöpft hat, was ſeine Fehler aufwiegen ſoll. Ich glaube, erſt alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingeſehen hat, iſt man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu ſprechen. Indeſſen höre ich, daß die zweite Vorſtellung beſſer ausgefallen ſey, als die erſte. Entweder rührt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat, oder es kömmt daher, daß das Publikum bei'm zweitenmale Dinge verſtehen lernte, die es bei der erſten Vorſtellung nicht verſtand. Uebrigens kann niemand mehr überzeugt ſeyn, als ich, daß der Carlos, aus Urſachen ſowohl, die ihm Ehre, als die ihm Unehre bringen, keine Spekulation für die Schaubühne iſt. Schon allein ſeine Länge könnt' ihn davon verbannen. Ich hab' ihn wahrlich auch nicht aus Zuverſichtlichkeit oder Eigenliebe auf die Bühne genöthigt; aus Eigennutz eher. Wenn bei der ganzen Sache meine Eitelkeit eine Rolle ſpielte, ſo war es darin, daß ich dem Stücke innern Gehalt genug zutraute, um ſein ſchlechtes Glück auf den Bühnen niederzuwägen."

Dreierlei erhellt aus dieſer Briefſtelle: daß der Don Carlos bei ſeiner erſten Aufführung keine günſtige Aufnahme gefunden; daß Schiller gar wohl wußte, warum, und die Mängel ſeines Stückes wenigſtens ſehr beſtimmt fühlte; daß er ſich aber der Vorzüge noch viel beſtimmter bewußt war, und aus den Untiefen mit ſeinem Geiſt in die Tiefen des Stückes ſich rettend, hier ſich dem Tadel des Publikums und der an den ſeichten Stellen herum ſondirenden Kritik unzugänglich wußte. 1783 bis 1788.

Nichtsdeſtoweniger ſchmerzte ihn, ohne ihn zu entmuthigen, der Mangel an Theatererfolg. Es wird dieß nicht nur in dem Briefe an Schwan bemerklich; ſondern, wie er früher, als die Schauſpieler ihm Kabale und Liebe „in Lumpen zerriſſen,“ * und Hr. Böck auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll, mit Schimpfwörtern, mit Händen und Füſſen gegen ihn ausſchlug, ** — von Komödiantenſalbe zu ſprechen anfing, ſo rühmte er nun, an demſelben Tage, an welchem er ſeinem Freunde Schwan ſchrieb, Charlotten v. Lengefeld, daß ſie jetzt im Maimonat zu Weimar ganz an die liebe Natur verwieſen ſeyen; „die Komödie, ihre armſelige Stellvertreterin im Winter, habe ſie verlaſſen, und der Frühling mit allen ſchönen Sachen, die er mitbringe, ſey dafür da.

---

* Schiller an Dalberg vom 19. Januar 1785.

** An denſ. den 19. Lenzmonat 1785.

1783 bis 1788. Schiller war indeſſen nicht ſo ungerecht, daß er nicht, wie wir ſahen, die Urſache der Mißgunſt zum Theil in den Fehlern des Stückes geſucht hätte; nur fand er hier nicht immer die eigentlich wunde Stelle. In den Briefen über Don Carlos, die im Julius und Dezember 1788 zuerſt im deutſchen Merkur erſchienen, ſagt er zum Beiſpiel:* „der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn.“ Dieß iſt gewiß falſch: ein Gedicht, ſey es die kleinſte Liederſeele oder die Idee zu einem großen Drama, kann von der Empfängniß an gerechnet Jahre lang im Geiſte des Dichters, als im Mutterleibe, herumgetragen werden, wenn es nur ſchnell geboren wird, wenn der Dichter nicht zu anhaltend die Geburtshülfe des Verſtandes anwenden muß, unter der das Kind der Begeiſterung, die Poeſie, oft unwillkührlich umgeſtaltet wird. Der Don Carlos nun war eine ſolche langſame und ſchwere Geburt, dauerte ſie doch von 1783, wo der Gegenſtand nicht erſt in ſeine Dichterſeele fiel, ſondern zuerſt ihm unter die Feder kam, bis 1787, fünf volle Jahre, und mit der Zugabe der wichtigen Briefe ſogar ſechs.

Deſſenungeachtet war der Carlos ein unermeßlicher Fortſchritt, den der Genius des Dichters gethan. Ein Ueberblick über die Entſtehung des Stücks wird uns wenigſtens

* Ausg. v. 1830, S. 772.

zeigen, was Schiller allmählig gewollt und wie er es geleiſtet hat, wobei uns glücklicherweiſe ſein eigenes Urtheil vielfältig leiten kann, beſſer als die Unzahl kritiſcher Urtheile, von welchen immer wieder eines dem andern widerſpricht,* wiewohl ſie nicht alle übergangen werden können. 1783 bis 1788.

* Sie ſind am vollſtändigſten zuſammengeſtellt in der jetzt vollendeten Schrift von H. F. W. Hinrichs: „Schillers Dichtungen nach ihren hiſtoriſchen Beziehungen und nach ihrem inneren Zuſammenhange," zwei Theile in drei Abtheilungen; Leipzig bei Hinrichs, 1837—1839. Hier findet man Alles, was von Wieland bis auf Theodor Mundt über Don Carlos geurtheilt worden iſt; von jenen beiden S. 171 ff. und 165 f.; von Göthe S. 169, A. W. Schlegel S. 168 f., Wilh. v. Humboldt S. 168, 223, 243 f., Zelter S. 170, Schiller ſelbſt S. 175 ff., 219, 225 f., 230, 232, Hegel S. 171, Tieck S. 165, 221, 237, Menzel S. 171, Heine S. 170 f., Hoffmeiſter S. 189 ff., 218, 231, 241, 243, Gutzkow S. 171. Dieſem Werke iſt im erſten und zweiten Bande je eine Abhandlung oder Einleitung vorausgeſchickt, deren erſte namentlich viel Vortreffliches, insbeſondere eine ſchöne Parallele zwiſchen Göthe und Schiller enthält; das Buch ſelbſt theilt nicht nur eine Fülle von biographiſchen Einzelheiten und Urtheilen zu Schillers Leben und über die Entſtehungsweiſe der einzelnen Gedichte, ſo wie hiſtoriſche Notizen und Ausführungen zu den Schiller'ſchen Dramen mit, ſondern iſt reich an einzelnen hellen Blicken in ſeinen Stoff. Das Ganze aber beherrſcht der Geiſt einer philoſophiſchen Schule auf eine Weiſe, die uns

1783 bis 1788. Zuerſt ſchwebte dem Dichter, wie wir im erſten Buche geſehen haben, das Objekt dieſer Tragödie in ahnungsvollen Bildern ganz unbeſtimmt vor, wie in einer der ſchwungreichſten Oden eines römiſchen Lyrikers, dieſer Götter, Halbgötter und Menſchen wie Schattenbilder vor ſeiner Seele

---

ordinären Vorſtellungsmenſchen höchſt unwahr und unnatürlich erſcheint. Der Verfaſſer iſt nämlich bemüht, Schillers geſammte Poeſie, die lyriſche wie die dramatiſche, in Ein Gedankenſyſtem des abſoluten Geiſtes, deſſen Freiheit ſeine Nothwendigkeit iſt, zu verwandeln, für welchen die Seele des Dichters nur die Laute geweſen wäre, auf der er ſpielte, wie nach dem alten Inſpirationsbegriffe die Seele der Propheten das Inſtrument des heiligen Geiſtes war. Bei dieſer Behandlungsweiſe werden im lyriſchen Theile Knabenverſuche aus der Akademie, poetiſcher Pruritus aus der Kaſerne, flüchtige Gelegenheitsgedichte, mit den vollendetſten Geſängen und Romanzen; Gedichte voll Lehrgehaltes mit den freien Schöpfungen der Phantaſie, als gleichgeltender Zähler eines Bruches angenommen, deſſen Nenner immer nur der Weltgeiſt, nicht Schillers eigener, freier, ſchöpferiſcher Wille iſt; und in den zwei Theilen, welche Schiller dem Dramendichter gewidmet ſind, bilden die unſichern Strebungen des Jünglings wie die ſicherſten Kunſtwerke des reifen Mannes, eins wie das andere, die gleich maſſiven Stufen zum Tempel ſeines Ruhmes. Nicht Schillers Werke haben ſich nach dieſer Anſicht aus ſeinem großen individuellen Geiſte heraus, ſondern an ſeinen Werken, als prädeſtinirten Evolutionen des abſoluten Geiſtes, hat ſich Schillers eigener Geiſt herangebildet.

auf- und niederſteigen ſieht, ohne daß er den Wink der Muſe, welche Geſtalt er als Hauptbild ſeines Liedes feſthalten ſoll, ſogleich verſteht. Allmählig aber tritt ein Schemen um den andern in den Hintergrund und Eine Lichtgeſtalt, die Geſtalt des Cäſar Auguſtus, beharrt vor ſeinem Dichtergeiſte. So dämmerten vor der Seele Schillers das Bild eines feurigen, großen, empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen iſt, das des Deſpoten Philipp, das einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vortheilen ihres Schickſals verunglückt, das eines grauſamen heuchleriſchen Inquiſitors, das eines barbariſchen Herzogs Alba nach und neben einander vor der Seele auf; allmählig aber trat der Fürſtenſohn Don Carlos in den Vordergrund und mit ihm zugleich die Idee des Stücks, der Kampf der ewigen Wahrheit gegen das Vorurtheil und gegen die Tyrannei in Sachen des Glaubens und der bürgerlichen Freiheit. Als aber dieſe Idee einmal gefunden war, befand ſich der weiche und Charakter entbehrende Don Carlos zu ſchwach zum alleinigen Träger derſelben, und nun tauchte wie von ſelbſt noch ein zweites lichteres, compakteres Weſen im Geiſte des Dichters auf, ſtellte ſich verdunkelnd neben den erſten Helden und ergriff im Gedichte immer entſchiedener, immer ausſchließlicher die Zügel der Handlung. Es war der Marquis Poſa. 1783 bis 1788.

Dieß letztere aber geſchah ſehr allmählig, und wir müſſen

1783 bis 1788. den Dichter ſelbſt darüber hören. In den Briefen über Don Carlos ſagt er:* „Es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte... St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Aeuſſerungen darüber im erſten Stücke der Thalia mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art, zu denken und zu empfinden, ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge viel ſchwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war,** und aus der entgegen-

---

* S. 772.

** Dieſe Stelle hätte Herrn Hoffmeiſter gegen den Tadel von Hinrichs (II, 189), daß jener den Don Carlos und Poſa für Schillern ſelbſt erkläre, ſchon allein ſichern ſollen. Eine andre, aus dem Drama ſelbſt, ſpricht eben ſo laut dafür, was wenigſtens den Don Carlos betrifft.

geſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz 1783 bis
eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten 1788.
und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen als ich konnte."

In dem neunten Auftritte des erſten Aufzugs ſagt dieſer zum Marquis:

— Ich bin
Ein drei und zwanzigjähriger Jüngling, — Prinz,
Und Spanier, und feurig kocht mein Blut
Und feuriger begehren unſre Weiber.
Doch, Rodrigo, — ſieh, unausſprechlich groß
Iſt die Empfindung — unter dem Bekenntniß
Hebt ſich mein Buſen königlich empor —
Rein bin ich noch, rein wie aus Mutterleibe.
Was vor mir Tauſende gewiſſenlos
In ſchwelgenden Umarmungen verpraßten,
Des Geiſtes beſte Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrſcher aufgehoben.

Als Schiller zu Bauerbach dieſe Zeilen dichtete (vergl. B. I, S. 163), hatte er 23 Jahre kaum hinter ſich, und die Liebe zu Lotte v. Wolzogen hatte ihn ſelbſt zu dem reinen Jünglinge gemacht, als welchen er hier ſeinen Helden ſchildert (B. I, S. 175). Den ſchlagendſten Beweis liefern endlich die Aeuſſerungen Schillers gegen Reinwald (B. I, S. 165), welche Hinrichs freilich, man weiß nicht mit welchem Rechte, recuſirt.

1783 bis 1788. Der Mangel an Zuſammenhang zwiſchen dieſen beiden Hälften fällt noch viel mehr in die Augen, wenn man die erſte Hälfte nimmt, wie ſie in der Thalia erſchien. Hier erfahren wir ſchon aus der Vorrede, daß vorerſt noch der Conflikt zwiſchen Vater und Sohn dem Dichter die Hauptſache war und die Figur des Königs Philipp urſprünglich im Vordergrunde ſtand. „Die Geſchichte des unglücklichen Don Carlos und ſeiner Stiefmutter," heißt es hier, „iſt von den intereſſanteſten, die ich kenne; aber ich zweifle ſehr, ob ſie ſo rührend als erſchütternd iſt. Rührung, glaube ich, iſt hier ganz nur Verdienſt des Dichters, der unter den vielerlei Arten der Behandlung gerade diejenige zu wählen weiß, welche die widrige Härte des Stoffs zu weicher Delikateſſe herabſtimmt und mildert. Eine Leidenſchaft, wie die Liebe des Prinzen, deren leiſeſte Aeuſſerung Verbrechen iſt, die mit einem unwiderruflichen Religionsgeſetz ſtreitet und ſich ohne Aufhören an der Grenzmauer der Natur zerſchlägt, kann mich ſchaudern, aber ſchwerlich weinen machen. Eine Fürſtin wiederum, deren Herz, deren ganze weibliche Glückſeligkeit einer traurigen Staatsmaxime hingeſchlachtet worden, die durch die Leidenſchaft des Sohnes und des Vaters gleich unmenſchlich gemißhandelt wird, kann mir wohl Murren gegen Vorſicht und Schickſal, Zähneknirſchen gegen weltliche Conventionen abnöthigen, aber wird ſie mir auch Thränen entlocken? — Wenn dieſes Trauerſpiel ſchmelzen ſoll, ſo muß es, wie mich däucht, durch die

Situation und den Charakter König Philipps geſchehen. 1783 bis
Auf der Wendung, die man dieſem giebt, ruht vielleicht 1788.
das ganze Gewicht der Tragödie.... Es mag zwar ein gothiſches Anſehen haben, wenn ſich in den Gemälden Philipps und ſeines Sohnes zwei höchſt verſchiedene Jahrhunderte anſtoßen, aber mir lag daran, den Menſchen zu rechtfertigen, und konnt' ich das wohl anders und beſſer, als durch den herrſchenden Genius ſeiner Zeiten? Der ganze Gang der Intrigue wird, wie ich mir einbilde, ſchon in dieſem erſten Aufzuge verrathen ſeyn. Wenigſtens war das meine Abſicht, und ich halte es für das erſte Requiſit meiner Tragödie. Beide Hauptcharaktere laufen hier ſchon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leſer errathen läßt, wo und wann und wie heftig ſie in der Folge wider einander ſchlagen."

So iſt alſo bis jetzt doch die Tragödie immer noch — woran Schiller auch ſpäter, als er dieß Gewebe ſchon zerſtört hatte — mit den Ausdrücken noch feſthielt, ein bürgerliches Trauerſpiel im Königshauſe. In ſeinem Eifer aber, die Charaktere recht auseinander zu halten, treibt er es gleich in der erſten Scene des erſten Akts (älterer Rezenſion) zwiſchen Carlos und Domingo, und ſelbſt in der Scene zwiſchen Carlos und ſeiner Mutter ſo weit, daß die natürliche Folge davon hätte ſeyn ſollen, daß beide auf der Stelle der Inquiſition ausgeliefert wurden.

1783 bis 1788. Das Uebrige, wodurch ſich die erſten Akte in der Thalia von der ſpätern Rezenſion unterſcheiden, ſind lyriſche und epiſche Ausführungen, rohe Ausbrüche der Leidenſchaft, gehäufte Bilder und Zerrbilder, Metaphern und andre Uebertreibungen des Ausdrucks, welche der Mäßigung gebietende und verſuchende Jambe* vergebens aus

* Ich kann mich unmöglich mit der Anſicht Mundts vereinigen, daß Schiller zum Glücke ſeiner Poeſie das Rhetoriſche und Prunkredneriſche ſeines Ausdrucks vermieden haben würde, wenn er den Jamben nicht mit dem Bewußtſeyn aufgenommen hätte, daß er der proſaiſchen Rede am natürlichſten entſpreche und gleichkomme, und wenn er in der Proſaform ſeiner erſten Dramen nur mit geläuterter Durchbildung und Ausſchmelzung fortgefahren wäre. Jene Unnatur iſt vielmehr in Schillers erſten Dramen, gerade was den Ausdruck betrifft, noch viel unleidlicher, als im Don Carlos. Und bei dem andern unmittelbaren Nachfolger Leſſings im Gebrauche des reimloſen Jamben, bei Göthe, iſt ſo wenig als bei Leſſing ſelbſt ein rhetoriſcher Schwulſt fühlbar. Wenn alſo Schiller durch ſeine metriſchen Dramen wieder die deklamatoriſche Unnatur der neueſten deutſchen Schaubühne begründet haben ſoll, ſo dürfte ein Theil dieſes Unweſens gewiß nur die Nachahmer, ein andrer Theil aber Schillers Kothurn treffen, ſofern dieſer auch ohne die metriſche Form zum Stelzengange hinneigte. Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Jambe bei Schiller eher eine Milderung in dieſen Gang gebracht hat. Daß Göthe gleichfalls die gebundene Form, ganz

der ersten Gestalt des Stückes zu verbannen gerungen hat, 1783 bis
und in welchen die rohe Prosa der Räuber und Fiesko's 1788.
den Damm des Verses wieder durchbricht. Ausserdem finden sich in diesem ersten Texte auch noch die ungemessensten Deklamationen gegen Pfaffengewalt und Pfaffenbetrug, ohne Zweifel rhetorische Resultate der Herzensergießungen des von seinen Amtsbrüdern verfolgten, katholischen Geistlichen Trunk.*

Je tiefer aber Schiller in das Trauerspiel hineindrang, desto mächtiger drängte sich Don Carlos und mit ihm die neue Idee des Stückes, mit dieser aber endlich der Marquis Posa voran, und der früher so begünstigte Philipp mußte warten, bis diesen neuen Hauptpersonen des Dramas ihre poetische Existenz gesichert war. Die Leidenschaft des Sohnes zur Mutter tritt plötzlich in den Hintergrund, oder sie tritt doch in den Dienst der Menschenrechte und der Gewissensfreiheit. Der Zusammenstoß zweier Jahrhunderte, der nur ein Rechtfertigungsmittel andrer poetischer Zwecke seyn sollte, wird nun die Hauptsache des Stücks, und Don Philipp ein vorübergehendes, Carlos ein dauerndes Werkzeug der neuen Humanität und des kosmopolitischen Republicanismus.

---

wie es die Griechen thaten, fürs Drama und für jede Poesie im engern Sinne forderte, erhellt aus seinem Briefwechsel mit Schiller.

* B. I, S. 163.

1783 bis 1788. Ueber dieſe neue Wendung des ganzen Planes giebt uns Schiller ſelbſt in den Briefen die beſte Auskunft in folgender Stelle:* „Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stücks, wenn es Liebe nicht ſeyn ſoll, und Freundſchaft** nie ſeyn konnte? Von jener handeln die drei erſten Akte, von dieſer die zwei übrigen; aber keine von beiden beſchäftigt das Ganze. Die Freundſchaft opfert ſich auf und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder dieſe noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der andern gebracht wird. Alſo muß noch etwas drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in dieſem dritten, könnte ſie liegen."

„Rufen Sie ſich, lieber Freund, eine gewiſſe Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehends*** — über Verbreitung reinerer, ſanfterer Humanität über die höchſt mögliche Freiheit der Individuen, bei des Staates höchſter Blüthe, kurz über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und in ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſre Phantaſie in einen der

---

* Achter Brief, S. 780.

** Der Briefſteller glaubt nämlich bewieſen zu haben, daß Carlos nie der eigentliche Freund Poſas, ſondern nur das Werkzeug ſeiner Menſchheitbeglückenden Ideen war.

*** Des Jahrzehends, das mit 1789 endigte.

lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo ange- 1783 bis
nehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaf- 1788.
ten Wunſche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wun-
der ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyclus
gefallen möchte, unſre Gedankenreihe, unſre Träume und
Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben
ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebornen Sohne ei-
nes künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer
oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bei
einem ernſthaften Geſpräche bloßes Spielwerk war, dürfte
ſich, wie mir vorkam, bei einem ſolchen Spielwerke, als
die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes oder der Wahr-
heit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich?
Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung
war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft
des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich die-
ſem geiſtvollen Jünglinge an, daß er wohl gar derjenige
ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung
bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir,
wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabei in die Hände ge-
arbeitet; Freiheitsſinn mit Deſpotismus im Kampfe, die
Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tauſendjährige Vor-
urtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte
wieder fordert, republikaniſche Tugenden in Ausübung ge-
bracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung,
die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben —

1783 bis 1788. und nun, um die Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele auf dem Throne, in einſamer, unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich mußte er ſeyn; aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechszehnten Jahrhundert, Philipps des Zweiten Sohn, ein Zögling des Mönchsvolks.... zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund [oder Nichtfreund, wie Schiller ſonſt in dieſen Briefen will], einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moraliſche Empfindung ſich läutert..... den irgend ein verborgner Weiſer ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat..... Unter beiden Freunden bildet ſich ein enthuſiaſtiſcher Entwurf, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, der der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar iſt, und von dieſem Entwurfe, wie er in Conflict mit der Leidenſchaft tritt, handelt das gegenwärtige Drama."* Es will „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit ſeiner Gattung meint, die heiligſten ſeyn müſſen, und die bis jetzt

* Achter Brief, S. 781.

nur das Eigenthum der Wiſſenſchaften waren, in das Ge- 1783 bis
biet der ſchönen Künſte herüberziehen, mit Licht und Wärme 1788.
beſeelen, und, als lebendig wirkende Motive, in das Men-
ſchenherz gepflanzt, in einem kraftvollen Kampfe mit der
Leidenſchaft zeigen." Es giebt uns den Montesquieu
auf ein Trauerſpiel angewandt. *

Endlich, wo Schiller die Schwärmerei bei der Größe des Marquis erklärt und geſtanden hat, „daß Carlos ver-unglückt, weil ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen," behauptet er, „mit einer nicht unwichtigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammenzutreffen. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in daſſelbe hineingebracht werden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen ſehr menſchlichen Uebergang einem ſchädlichen Mißbrauche ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft, ſoll der Menſch bei ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daß jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem beſchränkten

* Zehnter Brief, S. 782.

1783 bis 1788. Gesichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig seyn kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon dieses allein müßte sie zu einem sehr gefährlichen Instrumente in seinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzuschnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden: Herrschsucht, Eigendünkel und Stolz!" Und nun wird die Anwendung auf Marquis Posa gemacht.

Diese Selbstgeständnisse Schillers überheben uns jeder andern Darlegung seiner Idee. Es erhellt unwidersprechlich aus ihnen, daß Wilhelm v. Humboldt und Hoffmeister* vollkommen recht haben, wenn sie die kosmopolitische Idee für die wahre Idee des Stückes halten, so hart sie von der spekulativen Weltansicht darüber angelassen werden.** Eben so deutlich ist, besonders aus der

---

* Jener in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller S. 32; dieser I, S. 294.

** Hinrichs I, S. 188—214. Was ist aber nach der Ansicht dieses Denkers die Idee des Schiller'schen Trauerspiels? Keine andre als die des christlichen Glaubens, als des Glaubens der Welt, des wahren Glaubens, nicht des subjektiven Glaubens. Diese politisch-religiöse Idee ist, nach ihm, das bewegende Princip der Handlung, die Religion, wie sie sich im absoluten Staate verherrlicht. Schiller hat nach ihm aus richtigem Gefühl

zuletzt angeführten Stelle, daß wirklich, wie Hoffmeister sagt, „die Kant'ſche Moralphiloſophie poetiſch vom Dichter 1783 bis 1788.

---

die Zeit gewählt, wo die Monarchie auch hiſtoriſch die beſondern Intereſſen immer mehr überwand. Der Don Carlos verherrlicht die reine Monarchie, welche durch Unterjochung der Feudalherrſchaft entſtand. Dieß war die That Philipps II. von Spanien. Nach Hrn. Hinrichs wäre alſo Schillers Trauerſpiel eigentlich in ſo weit auf die Verherrlichung dieſes tyranniſchen Deſpoten abgeſehen. Jedoch „die Monarchie erfordert, daß im Staate kein Eigenwille herrſche, ſondern der allgemein vernünftige Wille des Rechts. Dieſer iſt der Wille des Monarchen; da aber die Kirche ſein religiöſes Gewiſſen in Beſitz nahm, wurde der Staat mit dem Monarchen von der Kirche abhängig," und darin hat Philipp Unrecht. Die Monarchie wurde durch die Kirche zur Deſpotin, und die Kirche ſelbſt, ſo fern ſie ihren göttlichen Inhalt verweltlichte, kam dadurch mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Das iſt die alte Kirche. Carlos und Poſa kämpften für die neue Kirche, die das Weltliche in Einheit und Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Willen zum Princip erhebt, wodurch die Einheit und Verknüpfung des Göttlichen und Weltlichen, die in der alten Kirche äußerlich und gewaltſam war, innerlich und frei wird, indem ſie lehrt, daß jene Einheit die Gewißheit des Menſchen von ſich ſelbſt, der Geiſt, ſey.

So veranſchaulicht denn auch der Don Carlos nichts andres, als das Hegel'ſche Grunddogma, zu welchem die Räuber, Kabale und Liebe und ſelbſt der Fiesko nur einen

1783 bis 1788. begründet werden wollte." * Und ſo bleiben wir auch mit ihm der Meinung, daß Don Carlos und Marquis Poſa die beiden ſittlichen Lebensprincipien Schillers vorſtellen, erſterer das Princip der ſchönen Menſchlichkeit, letzterer das Princip der Freiheit. Hieraus ergeben ſich freilich äſthetiſche Folgerungen, die dem Stücke ſelbſt, zumal was Charakterzeichnung betrifft, nicht günſtig ſind. **

Anlauf genommen hatten. „In Fiesko hatte der Staat ſich noch nicht über die beſonderen Intereſſen des Standes erhoben. Dieß geſchieht erſt in Don Carlos mit der Erbfolge. Der Fürſt von Geburt iſt zugleich Monarch des Staats, Monarch von Gottes Gnaden." — „Da im Don Carlos nichts Partikuläres mehr gilt, ſo tritt in ihm mit dem Zweck zugleich der Endzweck, mit dem Staate die Religion, der Glaube hervor." Von den Räubern bis zum Carlos machte nach Hrn. Hinrichs ganzer Darſtellung in ſeinem 2ten Bande der abſolute Geiſt in Schillers Geiſt einen Spaziergang in nuce durch die ganze Weltgeſchichte und die ganze Socialphiloſophie. Da obiger Anſicht faſt jede Zeile in dem Drama und Schillers ausdrückliche Erklärungen widerſprechen, ſo iſt nichts Anders anzunehmen, als daß, während der Dichter ein republicaniſches Trauerſpiel zu ſchreiben glaubte, wenigſtens ein Drama, das einen Republicaner auf den Thron zu ſetzen gedachte, der abſolute Geiſt ſeine Feder im Sinne der abſoluten Monarchie auf eine Weiſe gelenkt hat, die weder der Schreiber merkte, noch der Leſer merkt.

* A. a. O., S. 298.

** Man findet ſie bei Hoffmeiſter I, S. 302.

Und dennoch hat das Drama gerade durch jene Ideen, die seinen Personen die rechte Individualität und dem Werke selbst den Charakter eines lebendigen Kunstwerks verweigern, sein Glück bei dem Volke, ja bei den Völkern gemacht, und es ist noch immer der Liebling der civilisirten Welt, wo nicht auf dem Theater, so doch auf dem Lesepult. Abermals hat in einer Conception des Dichters seine Divinationsgabe sich erprobt, sie hat, wie einst in den Räubern, das geistige Ferment, das die Zeit durchsäuerte, nur in seinen reineren, edleren Elementen erkannt, und sein Sehergeist hat im Don Carlos Vieles ausgesprochen, was nach Jahren der Zeitgeist von der Tribune herab verkündigte und im Staatsleben zur Reife zu bringen bemüht war. Die Rede des Marquis Posa an den König, die wie Ein schimmernder Wasserstrahl in die Höhe springt, hat sich in der Nationalversammlung zu Paris in die buntesten, von Gegenständen und Personen mannichfach gefärbten Strahlen gebrochen, und wenn dem Verfasser dieser Biographie in seiner Abgeschiedenheit der Moniteur von 1789 zur Hand wäre, so würde es ihm ein leichtes seyn, die glänzendsten Parallelen der Wirklichkeit mit dem voranschreitenden Gedichte, wie früher mit den Räubern, zu ziehen. 1783 bis 1788.

Der beschränkte Menschenblick sieht mit finstrer Trauer, daß das kosmopolitische Streben in der Weltgeschichte einen andern, einen umgekehrten Lauf genommen, als in dem

1783 bis 1788. Geiſte des Dichters. In dieſem kämpfte es ſich von den Räubern bis zum Don Carlos aus den dunkeln und maßloſen Gefühlen des Mißbehagens und der Leidenſchaft, die im Aerger auf nichts als Umſturz denken, zu den hellen und gemäßigten Forderungen der Vernunft empor, die auf Fortſchritt und Reform gehen. In der Zeitgeſchichte aber begann jenes Streben, einzelne Eruptionen abgerechnet, mit der geordneten und ſanfteren Reflexion, und ſchlug in den blinden Trieb, in Leidenſchaft, Verwirrung und Wuth um. Auf die geſetzgebende Verſammlung folgte der Nationalconvent, nicht, wie in Schillers dichtendem Geiſte, jene auf dieſen. Und ſo hat denn die ungeheure Vergangenheit der Gegenwart den mühſam hinaufgewälzten Stein des Siſyphus doch nur herabgerollt und in der Tiefe liegend hinterlaſſen. —

Wenn wir aber den Don Carlos nur als Poeſie, ſo weit er als deren freie That angeſehen werden kann, nicht als Zeiterzeugniß und Zeitereigniß betrachten, ſo rühren die mannigfaltigen Mängel, die Schiller ſelbſt in ſeinen Briefen über das Stück theils aufzudecken, theils zu bemänteln ſich abmüht, wie das Verhältniß des Marquis zu Don Carlos,* der Charakter und die Handlungsweiſe beider, beſonders aber die Unbegreiflichkeiten in der lezten

---

* Hierüber ſ. Schillers zweiten Brief bis zum achten und Hoffmeiſter I, 306—309.

Intrigue Posa's* hauptsächlich daher, daß der Dichter 1783 bis
anstatt Eine große Idee ganz zum Vorwurfe der Tragödie 1788
zu machen, und hier seinen Genius schaffen zu lassen, zu vielerlei nebeneinander gewollt hat. Die Räuber waren ein Werk des Instinkts, Fiesko ein Werk der Berechnung, Kabale und Liebe ein Werk der Leidenschaft,** Don Carlos hätte das erste Kunstwerk des Dichters werden können, aber es wurde durch jenen zersplitterten Willen ein Werk allzuzerstreuter Absichtlichkeit. Er wollte den Kampf eines neuen Jahrhunderts mit dem alten schildern, wollte Denkfreiheit und Menschenrechte des achtzehnten Jahrhunderts philosophisch verfechten, wollte bei dieser Gelegenheit sich's zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen, und wollte doch zugleich wieder eine unselige, durch die Religion aller civilisirten Völker verpönte Leidenschaft darstellen; und diese verschiedenen Willen sollten sich in einer Mannigfaltigkeit von Charakteren und Situationen brechen — wie konnte da, bei noch so viel Kraft und Besonnenheit, innerliche Einheit und äußerliche Uebersicht zu Stande kommen? Kein Wunder, daß der Dichter sich selbst verlor, in die handgreiflichsten

---

* S. Schillers eilften Brief und Hoffmeister 309 f.

** „Lessing macht zu Shakspeares Romeo und Julie die schöne Bemerkung, daß die Liebe selber diese Tragödie geschrieben habe. Aehnlich könnte man von Kabale und Liebe sagen, daß eifersüchtige Liebe dieß Stück gedichtet." Hinrichs II, 112.

1783 bis 1788. Widersprüche gerieth* und in der Darstellung, wie ein edler Bewunderer Schillers von jenseits des Kanals

---

* Hoffmeister hat (I, 310) einen solchen Widerspruch nachgewiesen. Akt II, Sc. 4 behauptet Don Carlos von der Königin: „Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen" und Akt IV, Sc. 5 sagt derselbe, unter seinen Briefen sey auch einer von ihr

— „den sie damals
„Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
„Alkala mir geschrieben." —

Diesen Widerspruch vertheidigt Hinrichs mit folgenden Worten (II, 233): „Hoffmeister treibt den äußersten Verstand aufs äußerste, wenn er sogar urtheilt, daß die ganze Tragödie an der Handschrift der Königin scheitre, die Don Carlos einerseits nothwendig kennen müsse, andrerseits nothwendig nicht kennen dürfe. Schiller verwahrt sich in seinen Briefen über Don Carlos überall gegen solche „vernünftige Berechnung," die er als unpoetisch von der Hand weist. Und Göthe sagt: „Der Verstand darf gar nicht in die Tragödie entriren, als bei Nebenpersonen zur Desavantage der Helden."

Göthe und Schiller würden eine solche Anwendung ihrer dramaturgischen Ansichten schwerlich gelten lassen; sie wollten gewiß nicht, daß in einem Drama der absolute Unsinn gleiche Berechtigung erhielte mit dem absoluten Sinn, und daß ein Dichter behaupten dürfte, seine Heldin habe eine bestimmte Handlung begangen und nicht begangen.

versichert, so dunkel und schwerverständlich wurde, wie Lykophrons Alexandra.* 1783 bis 1788.

Am nachtheiligsten wirkte diese Gespaltenheit in verschiedene Zwecke auf die erhabene Gestalt des Marquis Posa, der unstreitig mehr persönliches Leben und mehr praktisches Ansehen erhalten hätte, auch über den Vorwurf der Schwärmerei, den Schiller selbst vorhersah, viel sicherer erhaben geblieben wäre, wenn der Dichter über andern und zum Theil früheren Absichten eher Zeit gehabt hätte, seinem Betragen und seinen Worten den Charakter der Thatkraft zu verleihen, den die Worte Alba's über die bei dem Karthäusermönche vorgefundenen Briefe Posa's durchaus erfordert hätten. Ein Mann, der die Absicht hatte, „alle nordischen Mächte für die Freiheit der Flamänder zu bewaffnen, in dessen Kopf ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges fertig war, der Spanien auf immer von den Niederlanden trennen sollte; der nichts übersehen, Kraft und Widerstand berechnet, alle Kräfte des Landes, alle Maximen, alle Bündnisse angegeben hatte — dieser Mann hätte, so lang er in der Tragödie lebte, hier und da anders handeln, und noch häufiger anders sprechen müssen. Auch der Don Carlos, den ein solcher Mann gewürdiget das Werk-

* Don Carlos, a dramatical poem from the german of Schiller. By John Wyndham Bruce, Esq. Mannheim, Schwan and Goez. London: Black and Armstrong. 1837. Preface. p. V.

1783 bis 1788. zeug seiner Plane zu seyn, hätte ein andres Gepräge tragen müssen, als der allzu weibische Jüngling, dessen Ideal Schiller aus unreiferen Jahren mitgebracht, und der im Stande war, die Worte einer Dirne mit dem Ausrufe zu erwiedern:

> Unglaublich! wie? ein solches Mädchen hatte
> Madrid, und ich, — und ich erfahr' es heute
> Zum erstenmal? *

Es ist sehr begreiflich, wie zwei Kritiker dieses Stück zweierlei Perioden Schillers anweisen konnten. Dasselbe ruht mit seinen drei ersten Akten in Schillers lyrisch-dramatischer Jugendperiode, und thut mit allen seinen Personen (insbesondere mit Posa, Philipp und der Königin, zuletzt mit Carlos selbst) in den zwei letzten Akten einen wahren Riesenschritt in die männliche Kunstbildung des Genius hinein. Und es ist am Ende gerade diese wunderbare Verwandlung, welche während des Stückes mit den Charakteren desselben vorgeht, die uns von der Allmacht des genialen Willens überzeugt, der den Dichter fühlbar vorwärts und dem Ziel entgegen reißt.

Von den drei ersten Akten, zumal in ihrer ursprünglichen Gestalt, gilt nun auch hauptsächlich Wielands Tadel, welcher

---

* Dieß sagt Carlos, nachdem Eboli ihm erklärt hat, daß „der Seelen entzückender Zusammenklang — ein Kuß — der Schäferstunde schwelgerische Freuden nur Einer Blume Blätter seyen." Und so spricht die Prinzessin vor ihrem Falle!

die pſychologiſche Wahrheit an den Charakteren vermißt und findet, daß ſie ſchöne Carrikaturen ſeyen; welcher ſchwülſtige, zur Unzeit witzige, oder ſonſt unſchickliche Gedanken und Ausdrücke rügt, in Don Carlos eher einen Wilden, als einen Zögling Karls V. ſieht, und den Rodrigo, der die Mißhandlung des Knaben Carlos um ſeinetwillen zugeben und anſehen konnte, den Elendeſten unter allen Nichtswürdigen, die jemals Athem geholt haben, ſchilt; denn der übrige Theil dieſes Urtheils, daß Schiller noch zu reich ſey, zu viel ſage, zu voll ſey an Gedanken und Bildern, iſt an der Arbeit eines jungen Mannes mehr Lob als Tadel. 1783 bis 1788.

Gewiß waren es jene erſten Akte, welche Göthe'n den Ausſpruch abnöthigten, „daß die Erſcheinung des Don Carlos nicht geeignet geweſen ſey, ihn dem Dichter näher zu führen," und die zwei letzten, welche ihn zur Anerkennung vermochten, „daß ſich Schiller ſchon im Don Carlos einer gewiſſen Mäßigkeit befliſſen, daß er im Begriffe geſtanden, ſich zu beſchränken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantiſchen zu entſagen; daß ihm ſchon das wahrhaft Große und deſſen natürlicher Ausdruck gelang." Auch das harte Wort Zelters, „daß von den Hauptrollen keiner recht ſchuldig, und keiner eigentlich unſchuldig ſey, weil ſie zu dumm ſeyen, oder zu ſuperklug, wie der einfältig weiſe Poſa, der den Kohl fett machen will, und ſehr gut daran gethan hätte, noch einige Jahre zu reiſen," auch dieſes Wort über das „mühſame Stück unſres edlen Schiller" kann

1783 bis 1788. doch, wenn etwas Wahres daran ist, nur auf die früher verschuldete unvollkommene Anlage des Ganzen sich gründen.

Schiller selbst, der liebenswürdige, bescheidene Schiller, blickte in späterer Zeit, als er es wieder für das Theater bearbeitete, mit unbefangenem Auge auf das Trauerspiel seiner ersten Mannesjugend zurück und sprach: „Es ist ein sicherer theatralischer Fonds in dem Stück; es enthält Vieles, was ihm die Gunst verschaffen kann; es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen."

Die Ausgabe des Don Carlos, die wir jetzt in den Gesammtwerken finden, ist eine Arbeit der späteren Jahre des Dichters. Er unterdrückte darin manche „trunkene Gedanken und spritzende Pechfackelflammen" und verwandelte, auf Wielands Bemerkung, den metrisch falsch gebrauchten Namen Ródrigo größtentheils in Roderich. „Ein gediegenes poetisches Kunstwerk in höherem Sinne konnte indessen das Stück seiner ganzen Anlage nach doch nicht werden." Wie es von 1784 an vor den Augen des deutschen Publikums, durch die Mittheilungen in der Thalia, allmählig wurde, arbeitete gleichsam die ganze Zeit mit, insbesondere „tausend und wieder tausend deutsche Jünglinge; und wie man sich ehedem als Hamlet und Werther gefallen hatte, so gefiel man sich jetzt als feuriger Infant, dem man jedoch etwas Posa beimischte, um die Composition solider zu machen." In dieser Gestalt, die das Stück noch

in der Ausgabe von 1787 hat, „bleibe es für die Nach- 1783 bis
welt, was es war, eine großartige und geniale, aber un- 1788.
gemeſſene und unkorrekte Aeußerung der Zeit, die ſich hier in tauſend Stücken, die ſie will und die ſie nicht will, ausſpricht.“ *

Was wir weiter über dieſes Drama ſagen möchten, ſey auf den Ueberblick dieſer Periode des großen Dichterlebens verſpart.

Aufenthalt in Volkſtädt.

Nach dieſen ſchwierigen, doch für den poetiſchen Lebens- 1788.
lauf des Dichters unentbehrlichen Unterſuchungen, begleitet der Leſer gewiß von dem Ambos der Dichtung hinweg, die kein ſo leichtes und anmuthiges Geſchäft iſt, als die Wirkungen ihrer ſchönſten Reſultate glauben machen, den Poeten gern in die Zurückgezogenheit des ländlichen Thales, wo ſeine Neigung wohnt.

Eine halbe Stunde von Rudolſtadt, frei vor dem Dorfe Volkſtädt gelegen, ſteht das kleine Haus, in welchem Schiller im Maimonat 1788 ſeine Frühlingswohnung bezog.

---

* Aus dem mehrfach angeführten Aufſatz der Blätter für lit. Unterhalt. 1836 (S. 1201), in welchen ich eine Freundeshand zu erkennen glaube, die ſeit kurzem ruht.

1788. Aus ſeinem Zimmer, ſo lautet die Beſchreibung der Schwägerin,* überſah er die Ufer der Saale, die ſich in einem ſanften Bogen durch die Wieſen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt. Die gegenüber am jenſeitigen Ufer des Fluſſes ſich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und ſchön gelegene Schloß von Rudolſtadt an der andern Seite geben dieſem Platze den Reiz der Mannigfaltigkeit, zugleich einer Einſamkeit, aus der man nur anmuthige Gegenſtände überſchaut. Auf einer kleinen Anhöhe, dem Hauſe gegenüber, die ein Wäldchen krönt, hat ein kunſtliebender Verehrer Schillers** ein Monument für ihn errichtet, wozu Dannecker ſeine koloſſale Büſte zu einem Bronzeabguß verehrte. Hier, wo das ehemals Unbehaun'ſche Wohnhaus, Schillers einſtige Miethwohnung, ſteht, erkaufte jener von den Beſitzern der am Fuße des Berges gelegenen ſchönen Porcellanfabrik im Juli 1828 ein Stück Berglandes und arrondirte es durch weitere Käufe; bald entſtanden Wege zwiſchen Felſen, Erhöhungen, Einebnungen; ſchöne Geſträuche, Roſen und andre Blumen erblühten, ein Schilfhaus ward errichtet, Ruheplätzchen erhoben ſich; in die ſchöne Felſengruppe wurde die Inſchrift, „Schiller 1788," eingehauen, und in

---

* Fr. v. Wolzogen I, 262 ff., für den ganzen Abſchnitt.

** Geheimer Kammerrath Werlich von Rudolſtadt. Vgl. „die Büſte Schillers auf Schillershöhe." Rudolſtadt 1833.

einer natürlichen, nur wenig erweiterten Niſche des Ge- 1788.
ſteins am 9. Mai 1830, Schillers vielbegangenem Todes-
tage, die Bronzebüſte des Dichters beim Geſange der Ru-
dolſtädter Liedertafel im Angeſichte von mehr als 2000
Zuſchauern aus der Stadt und Umgegend aufgeſtellt und
enthüllt. Das Geſtein iſt mit Geſträuchen und Gras-
blumen bewachſen, und neuangepflanzte, in die Felſenriſſe
und in die Niſche hineingezogene Epheuranken geben dem
Ganzen einen Anſtrich, als wenn die Natur ſelbſt dieſen
Platz zu dem beſtimmten Zwecke vorbereitet hätte. Ueber
der Niſche zieht ſich ein Felsſturz von ſechs Fuß Höhe mit
ebener Stirne hin, an welcher eine goldne Lyra, aus Ster-
nen gebildet, weit in die Gegend hinaus leuchtet.

„Oft wird dieſer ſchöne Platz * denen, die Schillern noch perſönlich gekannt, und den jüngern, ſeinem Geiſte befreun-deten Bewohnern zum Vereinigungsplatze dienen, und Göthes ſinnvolle Worte bewähren:

Die Stelle, die ein guter Menſch betrat,
Sie bleibt geweiht für alle Zeiten."

Wir müſſen für die vorliegende Periode Schillers meiſt die treue Beobachterin ſeines neuen Glückes ſprechen laſſen: „In unſerem Hauſe," fährt Frau von Wolzogen

---

* Daß Schiller hier ſeinen „Spaziergang" gedichtet, iſt irrig. Er entſtand 1795 in Jena, im Okt., ſ. Schiller an Hum-boldt (Brfw. S. 227).

1788. fort, „begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umganges entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune. — Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommend erblickten, da erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserem innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemüths, waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen." ....

„Auf diesem milden Lichtpfade geistiger Freundschaft" sollte Schiller das Herz Charlottens gewinnen. Die ältere Schwester, damals Gattin des Herrn von Beulwitz, * begegnete mit ihrem immerwährenden Bedürfnisse eines Lebens in Ideen der ganzen Stimmung des Dichters. Die nächsten Umgebungen förderten diese Neigung; ihr Gemahl hatte viele Kenntnisse und wissenschaftliche Ausbildung.

---

* Er starb als Rudolstädt'scher Geheimer-Rath.

Zu ihrer beinahe täglichen Gesellschaft gehörte der Baron 1788.
Gleichen mit seiner Braut, nach Karolinens Zeugniß einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen.* „Ausbildung des Geistes war sein innigstes Bedürfniß, und die reinste wohlwollendste Gesinnung stellte sich in seinem ganzen Leben wie in seiner ausgezeichnet schönen Gestalt dar. Er hatte viel Sinn für bildende Kunst; wir zeichneten und malten zusammen .... Sein ganzes Wesen war Religion, Achtung vor dem Gewissen, Abweisung alles Unrechts und zarte Schonung jedes Verhältnisses. Dennoch konnte dieser treffliche Mensch nicht zur Einigkeit mit sich selbst kommen. Er studirte alle philosophische Systeme, um über die ewigen Fragen der Menschheit Antwort zu finden. Sein Glaube wurde von seinem Scharfsinne gestört; er lebte immer im Zweifel. Unsere Gespräche betrafen meistens Gegenstände der Metaphysik, ich wünschte Ueberzeugung für meinen Freund." So wurde Schiller von der bei ihm sich eben jetzt recht festsetzenden Spekulation, selbst wider Willen, im Athem gehalten; er mußte sich ergeben, so oft er auch, im Augenblicke nach andern Richtungen strebend, bat, die Metaphysik nur einige Tage ruhen zu lassen.

Gleichen fand in der Kantischen Philosophie späterhin, wie Schiller selbst, Beruhigung, und die Erziehung der Söhne seines Freundes, des Fürsten von Rudol-

* Sein Sohn ist Gatte von Schillers jüngstem Kind, Emilie.

1788. ſtadt, entzog ihn ſeinem überwiegenden Hange zur Spekulation.

Der Fürſt und ſein Bruder, Prinz Carl, lebten, als liebenswürdige Jünglinge, viel im Lengefeld'ſchen Kreiſe, und bewahrten immer eine herzliche Freundſchaft für Schiller. Ob der Dichter ſelbſt je dem großen und in Deutſchland in ſeiner Art einzigen Volksfeſte, dem ſogenannten Rudolſtadter Vogelſchießen, beigewohnt, auf des Fürſten Veranſtaltung daſelbſt Schütze wurde, und als er den ihm dargereichten, mit altem Rheinwein gefüllten Becher, der Sitte gemäß, leerte, und Kanonenſchüſſe zu Ehren des neuen Schützen fielen, zum Fürſten gewandt, die Worte ſprach: „Gnädigſter Herr! Ich wünſche Ihnen alle Kronen der Erde, denn ich ſehe, Ihre Unterthanen ſind ſehr glücklich!“ — dieſe ganze Erzählung muß beruhen bleiben, da die Nachricht an chronologiſchen Widerſprüchen * leidet, und Schillers Lebensbeſchreiberin derſelben nicht erwähnt.

Glaublicher iſt, was weiter gemeldet wird, daß Schiller die Natur der Umgegend liebend genoſſen, und das Stammhaus der Grafen zu Schwarzburg, wie die benachbarte hohe byzantiniſche Ruine des Kloſters Paulinzelle

---

* Die jedoch vielleicht zu löſen wären, wenn die Begebenheit in einen Vakanzaufenthalt Schillers von Jena aus fiel. Februar 1840.

wiederholt beſucht habe,* und er ſoll Jedem, der in 1788.
jenen Gegenden reiste, noch in Weimar den Rath gegeben haben: „die Natur auf Schwarzburgs hohen Bergen zu belauſchen!“ Der Weg dahin iſt, wie alle Wege durch das Saalethal, auch von Rudolſtadt aus ſehr maleriſch; ein enges düſteres Thal windet ſich dann, nachdem man an Stadt und Ruine Blankenburg** vorüber iſt, in Kreisformen durch das Gebirge; in ſeiner Mitte rauſcht toſend die Schwarza, bald über hellen kieſigen Boden, bald über Felſenmaſſen und Erdſchollen hinweg, die ſich wie ein verfallenes Menſchenwerk in ihrem kleinen Bette emporthürmen. Düſtre Fichten und Tannen, nackte, Einſturz drohende Felſen, Schlünde und Haiden beſchäftigen vier Stunden lang das Auge. Nicht fern vom Eingange des Thals erhebt ſich eine Felſenpyramide, von der Schiller geſagt haben ſoll, „daß ſie ein Denkmal abgeben könne und er auch hier den Fürſten verewigt wiſſen möchte.“ Die Schwarzburg liegt

* In der dritten Sektion von Georg Wigands „maleriſchem und romantiſchem Deutſchland,“ welche Thüringen umfaßt, findet man in A. v. Bechſteins blühendem und belehrendem Texte außer den Abbildungen von Meiningen (Text S. 22—34), Weimar (S. 189—196) und Jena (S. 146—151) auch Rudolſtadt (S. 134 bis 140), Paulinzelle (S. 121 — 24), Schloß Schwarzburg (S. 128 ff.) und das Schwarzathal (S. 124 — 134).

** Bei Wigand abgebildet und beſchrieben S. 116—120.

1788. „wie eine Königin in ſich faltenden Gewändern von verſchiedenem Grün“ auf einem hohen Berg am Ende des Thales, an der forellenreichen Schwarza. Von dieſem Standpunkt geſehen erſcheint reizend und einladend in der Ueberſicht, was im Einzelnen finſter und abſchreckend ausſah. Nicht weit vom Schloſſe findet ſich der Gaſthof, in deſſen Fremdenbuch Schiller die berühmten Worte ſchrieb:

„Auf dieſen Höhen ſah auch ich
Dich, freundliche Natur — ja dich!“

Von dieſem Ausfluge kehren wir nach Volkſtädt zurück, in das Studierzimmer des Dichters. Dieſer arbeitete dort an ſeiner Geſchichte des Abfalls der Niederlande, und las den Schweſtern die einzelnen Abſchnitte vor, wie ſie vollendet waren. Zu jenem Gegenſtande hatten ihn die Studien über den Don Carlos geführt. Auch der Geiſterſeher beſchäftigte ihn, und das philoſophiſche Geſpräch in dieſem Romane, das Schiller ſpäter unterdrückte, und in welchem als Grundgedanke erſcheint, daß Zweck und Mittel nur Begriffe menſchlicher Thätigkeit und Beſtrebungen ſeyen, daß alle Teleologie der Natur ein täuſchendes Spiel unſerer Einbildungskraft, und deßwegen der Menſch durch die theoretiſche Beſchränktheit ſeiner Vernunft, ſo wie durch die Unzuverläſſigkeit des Glückes, ganz theils auf das Wirken im Augenblicke, theils auf das

Genießen deſſelben hingewieſen ſey * — dieſes ganz in Kan- 1788.
tiſche Ideen getauchte Geſpräch hält Karoline v. Wolzogen „vielleicht für einen Nachklang ihrer ſpekulativen Unterhaltungen.“

Schillers erſte Bekanntſchaft mit den Griechen. Die Götter Griechenlands. Die Künſtler.

Zu Weimar und in dem holden weiblichen Kreiſe zu Rudolſtadt wurde Schiller auch, am letztern Orte als lernender Lehrer, ſeit ſeinen Schulſtudien, die doch ſelbſt in der Akademie nicht viel über die Elemente der griechiſchen Sprache hinausgegangen waren, wieder, und zwar zum erſtenmale, obwohl nur durch Ueberſetzungen, gründlicher in die Welt des helleniſchen Alterthums eingeführt, und „das Leben und Weben in dieſen Urgebilden wurde auch ein Wendepunkt für ſeinen eigenen Geiſt.“

In dieſer Zeit ſchrieb er an ſeinen Freund Körner: „Ich leſe jetzt faſt nichts als Homer; die Alten geben mir wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich

---

* Vergl. Hoffmeiſter II. 45 ff. „Schiller ordnete alſo, wie alle Edelſten unſeres Geſchlechts, das Handeln dem Erkennen über.“

1788. durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

Dieſes Leſen im Homer geſchah in Geſellſchaft der Freundinnen, denen Schiller Abends regelmäßig die Odyſſee vorlas; „und es war ihnen als rieſelte ein neuer Lebensquell um ſie her." Darauf kamen die griechiſchen Tragiker freilich nur aus des Paters Brumoy franzöſiſcher Ueberſetzung, an die Reihe. Aber auch ſo ergriff „dieſe große Darſtellung der Menſchheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen Naturwahrheit," ſagt Schillers Schwägerin, „uns im tiefſten Innern, und entzückte uns ſo ſehr, daß wir viele Stellen der Tragödien überſetzten, um nur dieſe Reden, Gefühle und Bilder vermittelſt unſerer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen." Schiller verſprach ihnen, ihre Lieblingsſtücke zu verdeutſchen, und wahrſcheinlich hat dieſes Verſprechen die deutſche Bearbeitung der Iphigenie in Aulis von Euripides veranlaßt, welcher die Kritik etwas zu viel Ehre anthut, wenn ſie dieſelbe ausführlich beurtheilt. Sie iſt aus einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung und zwei franzöſiſchen Uebertragungen entſtanden, und erſchien zuerſt im ſechsten und ſiebenten Hefte der Thalia (1789); auch bei den etwas ſpäter überſetzten Scenen aus den Phönizierinnen deſſelben Dichters *

* Uebrigens trieb ihn das Herz zu dieſer Arbeit. „Eine Scene aus den Phönizierinnen des Euripides hätte uns

ließ ſich, nach einer im Vaterlande Schillers ziemlich ver- 1788.
breiteten und geglaubten Sage, Schiller den Text von einem Stuttgarter Freunde und alten Lehrer, dem gelehrten Philologen Profeſſor Naſt, ** in wörtliche Proſa überſetzen, und bearbeitete dieſe zu fünffüßigen Jamben.

Schiller wurde durch dieſe Studien ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung, wie ſein Weſen, anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz hatte verbannen können, abgeneigter. Die oben angeführten Worte an Körner bewieſen, wie gut er wußte, was ihm Noth that, und wie viel er von den Alten für die vom wahren Gehalt unzertrennliche Form ſeiner Poeſie, vom Eindringen in Weſen und Geſtalt derſelben erwartete.

Dennoch wirkten dieſe zu allererſt nicht ſo auf ſeinen Geiſt, wie er ſolches jetzt ſchon wünſchte und wie es ſpäter geſchah; ſondern ſie verbündeten ſich zunächſt mit der ſkeptiſchen Tendenz ſeiner bisherigen Philoſophie, um das Material ſeiner Ueberzeugungen von dem anerzogenen Glauben, deſſen göttlichen Gehalt leider ſein Herz auf

---

ſihm und Karolinen] bald Thränen gekoſtet," ſchrieb er an Lottchen. Fr. v. W. I, 301.

** Joh. Jak. Heinrich Naſt, geb. 1751, geſt. 1822, Profeſſor an der Hohen-Carlsſchule, ſpäter am Gymnaſium zu Stuttgart, zuletzt Pfarrer in Plochingen, bekannt durch ſeine Römiſchen Kriegsalterthümer.

1788. dem in ſeiner Zeit allein gebahnten Wege ſich nicht anzueignen vermochte, vollends und mit etwas gewaltſamem Trotze loszureißen.

Einigen Antheil an dieſer Stimmung des Dichters hatte ohne Zweifel Wielands Umgang, von welchem Schiller jetzt eben herkam, und den er den Tempel der Venus Amathuſia in verführeriſchen Reimen ſchon längſt hatte bekränzen ſehen. Am 2. Juni hatte ihm dieſer Prieſter der griechiſchen Muſen und Grazien nach Volkſtädt geſchrieben: „Sie ſind alſo in Ihrem ſelbſtgewählten Patmos glücklich angelangt, mein liebſter Schiller! und gefallen ſich da? Quod felix faustumque sit! und mögen Ihnen auch, wie dem heiligen Johannes Theologus, — nur nicht ganz in ſeiner Manier — hohe Offenbarungen daſelbſt zu Theil werden."

Jene hohe Offenbarung ließ nicht auf ſich warten; wahrſcheinlich noch in demſelben Jahre wanderten von Volkſtädts ſchöner Höhe die Künſtler zu Wieland, und erſchienen in ſeinem Merkur im März 1789.

Aber in den Göttern Griechenlands, welche er, noch vor jenen ernſteren claſſiſchen Studien, unter Wielands Augen in Weimar gedichtet, hatten die überwältigenden Eindrücke des reizendſten, lebendigſten Polytheismus über den erſtarrten Theismus ſeines Zeitalters, der neben ſeinem bornirten Gott nur eine von dieſem geſchiedene todte Natur erkannte, einen jauchzenden und dithy-

rambiſchem Triumph gefeiert.* In ihnen hatte Wieland 1788.
ſchon im März des Jahrs 1788, nach der Meinung und zum Schrecken orthodoxer Zeloten, aber auch zum Schmerze redlicher Frommen, eine wahre Apokalypſe des Satanas von demſelben Dichter publicirt. Noch iſt dieſes Gedicht der Anſtoß vieler Chriſten, wie es auf der andern Seite für gar Manchen, der dem Gotte ſeines Katechismus ſich entwachſen meint, und doch über das verneinende Ergebniß nicht weiter hinaus zu philoſophiren vermag, das äußerſte Ziel für ihn erreichbaren Unglaubens oder Glaubens bildet, an welchem er höchlich zufrieden ausruht. Und ſo kommt es, daß die roheſten Stellen dieſes Gedichts,** die Schiller ſelbſt ſpäter ausgemerzt hat, vielleicht ein eben ſo großes, nur theilweiſe anderes Publikum finden, als die edelſten Kunſtleiſtungen des Dichters, und

* Vergl. Hoffmeiſters treffliche Entwicklung II, 81 ff.

** Wohin tret' ich! dieſe traur'ge Stille
Kündigt ſie mir meinen Schöpfer an?
Finſter — wie er ſelbſt, iſt ſeine Hülle,
Mein Entſagen, was ihn feiern kann.

Nach der Geiſter ſchrecklichen Geſetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Deſſen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Weſen, die ein Weib gebar.....

Fremde, nie verſtandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tauſch' ich neue, die ich miſſen kann!

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen u. ſ. w.

1788. gewiß ein größeres, als ſein eſoteriſcher, heiliger Schönheitslehrhymnus auf die Künſtler. Als Stimmführer des gekränkten Glaubens erhob ſich ein Dichter, der ſchon vor Schiller einen nicht leiſe ausgeſprochenen, durch das Echo eines Dichterbundes noch verſtärkten Namen hatte, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Aber er that es nicht auf die rechte Sängerweiſe, daß er Lied mit Lied bekämpft hätte, ſondern durch einen Journal-Artikel im Auguſthefte des deutſchen Muſeums von 1788, welcher „Gedanken über Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands" überſchrieben war.

Die bitterſten Stellen dieſes ſelten gewordenen Aktenſtückes, das nahezu neun große Oktavſeiten füllt, lauten wie folgt:

„Poeſie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunſt bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poeſie gedacht, um ſie für Tauſendkünſtelei zu halten, um zu glauben, daß ſie nach einer Bewunderung ſtreben könne, zu welcher ſich Verachtung und Abſcheu geſellen....

„Die Philoſophen, welche ſich rühmten, daß ſie das Schwarze weiß, und das Weiße ſchwarz machen könnten, nannten ſich Sophiſten. Ihr Name iſt ein Schimpfwort geworden. Wie ſollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es ſo anwenden?

„Ein ſolcher Mißbrauch betrübt mich ebenſoſehr, 1788.
als mich ihr wahrer Gebrauch entzückt. Bis zu Wonnethränen hat mich Schillers Rundgeſang [an] die Freude gerührt. Bei zwei andern lyriſchen Gedichten * dieſes Mannes empfand ich, was ich bei dieſem Lobe der Götter Griechenlands empfinde. Hat der Dichter zwo Seelen, wie jener junge Meder beim Xenophon zu haben wähnte? Bläst er aus Einem Munde kalt und warm, wie der Wanderer in der Höhle des ehrlichen Faunus?

„Ich möchte lieber der Gegenſtand des allgemeinen Hohnes ſeyn, als nur Ein ſolches Lied gemacht haben, wenn auch ein ſolches Lied mir den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöchte. Wenn ein unmündiges Publicum mich für das Gift, welches ich ihm im Becher der Muſen gereicht hätte, vergötterte, ſo würde ich mir ſelber ein muthwilliger Knabe ſcheinen, welcher ſeinen Pfeil gegen die Sonne losſchnellt, weil ſie ſich von ihm nicht greifen läßt.

„Hier iſt die letzte 25ſte Strophe: „„deſſen Strahlen mich darnieder ſchlagen““ u. ſ. w. Dieſe Strophe erinnert an jene Zeile von Blumauer, welche als beſonders freimüthig, ſo übermäßig geprieſen worden:

Nimm mir den Glauben oder den Verſtand!

* Ohne Zweifel iſt das eine hier gemeinte Gedicht die Reſignation, das andre die Freigeiſterei aus Leidenſchaft.

1788. Es thut mir wehe, einen Mann zu ſehen, dem ſich nur dieſe ſchreckliche Alternative * zeigt, aber die Aeußerung dieſes Gedankens kann ich ſo wenig freimüthig finden, als die Ausfälle, welche einige Wiener'ſchen Dichter izt gegen den Pabſt thun.

„Wenn ich auch Schillers Rundgeſang auf die Freude nie geleſen hätte, ſo würde ich doch gewiß ſeyn, daß ein Mann von ſeiner glühenden Empfindung Momente müſſe gehabt haben, ſel'ge Momente, in welchen ſeine Seele dahin ſchmolz bei der Empfindung des Allgegenwärtigen, Alliebenden.

„Die Vorſtellungen, welche unſere Religion ſich von dem Gott macht, der ſich Vater nennt ...., vom Sohne Gottes, welcher unſer Bruder ward ...., für die Menſchen lebt und für die Menſchen ſtirbt, uns eine Sittenlehre ſchenkt, gegen welche alle Sittenlehren nichts ſind ....., die Lehre der Unſterblichkeit ans Licht bringt, ſie durch ſeine Auferſtehung, welche uns den Zweck ſeines Lebens und Todes entſiegelt, beſtätigt; dieſe Vorſtellungen, ſage ich,.... müßten ihm, auch wenn er das Unglück hätte, nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger ſcheinen, als die Spiele der griechiſchen Phantaſie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigſten Atheismus verband....

„Jenes Unding, was die Alten Schickſal nannten, trat an die Stelle Gottes, den wir Vater nennen.

* Im Text, durch offenbaren Druckfehler: „Alternation."

„Dieſer Kindſchaft entſagen zu wollen, um, wenn das möglich wäre, wieder zu glauben, daß Bacchus mit frechen Mänaden ſchwärme, und Venus mit Gnade auf den Dienſt ihrer unzüchtigen Prieſterinnen herabſchaue, iſt der abenteuerlichſte Wunſch, dem ſich ein Menſch überlaſſen kann, ein Wunſch, deſſen Aeußerung ſich nicht von dem Begriffe der Läſterung trennen läßt. Die Entſchuldigung des Scherzes findet in Abſicht auf das Heilige nicht Statt, am wenigſten eines ſolchen Scherzes, welcher nicht etwa bunte Seifenblaſen in die Luft bläst, ſondern Maulwurfshaufen mit blinder Wuth aufwirft, gleich jenen göttlichen Kindern der Erde, welche den Oſſa auf den Olymp, auf den Oſſa den Pelion thürmten, um — den Himmel zu ſtürmen." * 1788.

„Fr. Leop. Graf zu Stolberg."

---

* Die ſchönſte Apologie der „Götter Griechenlands" hat Guſtav Pfizer im Schillersalbum in den Worten gedichtet:

Du klagteſt um die Götter Griechenlands
Und war denn Raum für ſie in deinem Buſen?
— — — — — — —
Sie ſind dahin — es blieb manch edles Bild
Zurück von den verſchwundenen Geſtalten;
Da haſt du kühn der Dichtung goldnen Schild
Den Götterleichen ſchirmend vorgehalten.
Um jene Weſen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen ſichtbar waren;
Sie riefſt du an — und wußteſt ſelber nicht,
Wie ganz ein Prieſter du des Unſichtbaren.

1788. „Stolbergs Fehdebrief gegen die Götter Griechenlands," berichtet Frau von Wolzogen, „that uns sehr weh; um so mehr, da seine Gedichte zu denen gehörten, die unsere Jugend verschönert hatten. Es war hart von dem so edeln Manne, eine poetische Ansicht und momentane Dichterlaune vor das strenge Forum der Orthodoxie zu ziehen, wo er gewiß war, Plattheit und Beschränktheit als Mitarbeiter zu finden, und unserm Freund auch in der Meinung gutmüthiger Schwachheit zu schaden. Er ließ sich wahrscheinlich von momentaner Empfindung, die die Folgen nicht ermaß, hinreißen. Was kann man einem Menschen Schrecklicheres Schuld geben, als ein Gotteslängner zu seyn? Es zerstört seine ganze Menschheit in Vernunft und Empfindungen. Die letzte Strophe dieses Gedichts dünkte uns gerade sehr rührend durch die Sehnsucht nach dem Höchsten und Ewigen, die sie ausspricht:

Dessen Strahlen mich darnieder schlagen
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mich hält!
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt."

Hatte Stolberg, vier Jahre nachher Kryptokatholik,* auf eine pfäffische Weise, wie ihm vorgeworfen wird, ange-

* Vgl. Voß und Stolberg von Dr. C. A. F. Schott. S. 188.

griffen, ſo äußerte ſich dagegen Wieland, der offenkundige 1788.
Satyr, auf eine etwas beſtialiſche, nachdem der empfindlich bewegte Schiller den Gedanken einer Erwiederung gegen ihn hatte laut werden laſſen. „Mir iſt lieb," ſchreibt ihm Wieland vom 15. Sept., „daß Sie dem platten Grafen Leopold für ſeine ſelbſt eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechiſchen Götter ein wenig heimſchicken wollen. Ich hatte gehofft, der Mann würde ſich ſeines Herrgotts in einer tüchtigen Ode, oder doch in einem archilochiſchen Jamben annehmen; aber er wird, wie es ſcheint, immer proſaiſcher, und es iſt wirklich erbärmlich zu ſehen, was er für Schlüſſe macht. Aber ſo rächt ſich die Philoſophie an den Poeten, die von Jugend an ohne ſie auszukommen ſich gewöhnt haben."

Das Gedicht fand auch, was die edlere und vernünftigere Waffengattung war, einige poetiſche Erwiederungen, von welchen „das Lob des einzigen Gottes" den Namen Kleiſt an der Stirne trägt, und von Franz von Kleiſt, dem wenigſt berühmten der drei Dichter dieſes Geſchlechtsnamens, herrührt. Dieſem Gegenſtücke gönnte Wieland ſelbſt, wahrſcheinlich aus Gründen der Klugheit, einen Platz im Auguſthefte des Merkur von 1789.

Daß Schiller in der ſpätern Sammlung der Gedichte die anſtößige Stelle umgeſtaltete, zeugt, wie ſehr ihm daran lag, die beſſere Ueberzeugung und das Heilige in keinem Menſchenherzen zu beleidigen. Schon während des

1788. Rudolſtädter Lebens vermied er dieß ſorgſam. Frau von Lengefeld die Mutter gehörte der alten, frommen Zeit an, „ſie band den Glauben ihres liebenden Herzens an ſtrenge dogmatiſche Formeln und Vorſtellungsarten; und ſo gab es oft kleine Streitigkeiten; aber auf dem Boden allgemeiner Güte und Liebe fand man ſich immer wieder zuſammen.“ Einer engliſchen Bibel, mit welcher Schiller ſeine künftige Schwiegermutter damals beſchenkte, ſchrieb der Dichter die Zeilen ein, die gegen diejenigen zeugen, welche ſich, ſo oft ſie einen Grundſtein chriſtlicher Ueberzeugung weiter dem Glaubensgebäude der jetzigen Menſchheit zu entziehen bemüht ſind, ſich mit triumphirender Miene auf Schiller, als das Orakel des Volkes, berufen. Obgleich ſie einem ſeiner älteſten Gedichte (aus der Anthologie) angehören, und dem neuen Zwecke, dem ſie dienen ſollten, nur angepaßt worden ſind, ſo ſprach er eben durch ihre Wiederholung doch eine fortdauernde Ueberzeugung aus:

Nicht in Welten, wie die Weiſen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir begegnen uns gewiß.
— — — — —

So ſchrieb Schiller, die Bibel in der Hand. Wer will behaupten, daß ſein Bruch mit dem Schöpfer unwiderruflich geweſen?

Auf eine keineswegs feindſelige Weiſe ſprach der Dich- 1788.
ter ſeine durch die Coalition des Alterthums mit der kritiſchen Philoſophie in ſeinem Geiſte gebildete Anſicht, von der Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Kunſt, in dem tiefſinnigen Lehrgeſange die Künſtler aus, welches in Rudolſtadt im Herbſte 1788 begonnen und in Weimar im Februar 1789 vollendet wurde. Zwei ſelten zuſammen gehende Kritiker, Hoffmeiſter und Hinrichs, * ſtimmen in der gleichen und dießmal auf ziemlich gleiche Anſicht geſtützten Bewunderung dieſes herrlichen Gedichtes, das, wie der Raum eines Tempels, immer größer vor unſern Augen wird, je länger wir uns darin umſchauen, überein. Jener bemerkt, daß, wenn die Götter Griechenlands noch rückwärts ſchauen, eine polemiſche Ideenrichtung abſchließend, die Künſtler dagegen das Geſicht vorwärts gewandt haben, indem ſie die Keime beinahe aller Grundanſichten über das Schöne und die Kunſt entfalten, welche Schiller ſpäter in ſeinen äſthetiſchen Abhandlungen auseinander ſetzte. Dann verfolgt Hoffmeiſter den kulturhiſtoriſchen Gang des Gedichtes, und die Stadien, die es, doch ohne ſtreng verſtandesmäßige Anlage, in ihren Uebergängen leiſe verwiſcht, befolge. Hinrichs aber ſucht, ohne dießmal die ſchroffe Seite ſeines Syſtems herauszukehren, die allgemeinſte Vernunftidee des Gedichtes auf. „Die

* Jener II, 91 ff; dieſer I, 120 ff.

1788. Künſtler," ſagt er, „ſind die Glücklichen, die das Seyn zum Scheine, zum Schönen erheben und verklären. Sie ſind, indem ſie das Aeußerliche dem Gedanken verſöhnen, die wahren Befreier von der Sinnlichkeit, die ſie nicht ertödten, ſondern mit dem Geiſte befreunden. Der Gedanke iſt im Schönen mit dem ſinnlichen Stoffe vermählt. Das Schöne und die Kunſt iſt daher die Morgenröthe des Geiſtes, weil der Gedanke das Element deſſelben iſt. Die Kunſt zeigt früher als die Erkenntniß und Wiſſenſchaft, was die Wahrheit iſt. Im Schönen iſt die Idee ſinnlich da; das Schöne iſt nicht ein bloßes Bild, ein Bild des Sinnlichen, ſondern ein Sinnbild, ſein Inhalt iſt der Gedanke. Urania, die Himmliſche, läßt ſich zum Irdiſchen herab, und verſöhnt dem Menſchen, was ihm widerwärtig ſcheint. Sie erhebt ihn durch die ſchöne Einheit und Harmonie über den Zwieſpalt des ſinnlichen Verſtandes. Die Künſtler ſind auch die Erſtgebornen des Geiſtes. Sie ringen den Geiſt von der Natur los, und machen ſie ihm gemäß. Daran zündet ſich die Erkenntniß, das Wiſſen an; die Wiſſenſchaft geht von der Kunſt aus, und kehrt in ihrer Vollendung wieder zu derſelben zurück. In dieſer höchſten Darſtellung wird die Wiſſenſchaft ſelbſt zur Kunſt:

Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erſt ſich freu'n,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn."

Soweit kann man mit der ſpekulativen Anſicht ganz einverſtanden ſeyn: nur werde nicht vergeſſen, daß Schiller, über allen dieſen Entwicklungen des Geiſtes in der Zeit, einen über Raum und Zeit ſchwebenden lebendigen Gedanken und einen heiligen Willen geglaubt und feſtgehalten hat, das heißt einen perſönlichen Gott, von dem er, ſelbſt in der Zeit ſeiner tiefſten Skepſis, nicht ganz laſſen konnte. Wie hätte er ſonſt dieſem ernſten, wahrhaften Glaubensbekenntniſſe die Worte einverleibt: 1788.

„Als der Erſchaffende von ſeinem Angeſichte
Den Menſchen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine ſpäte Wiederkehr zum Lichte
Auf ſchwerem Sinnenpfad ihn finden hieß“ —?

Bei aller Herrlichkeit dieſes Gedichtes blieb es indeß ein bloßer Lehrgeſang, und Schiller ſelbſt betrachtete ſpäter dieſe und ähnliche Poeſieen nur als Bauriſſe, nach denen er künftige freie Dichtungen aufführen wollte. Aber dieſe Riſſe ſtammten aus ſeinem Innerſten. Gewiß ſind es Fragmente der Künſtler und Aehnliches, von welchen Schiller an Lottchen von Lengefeld damals nach Kochberg, einem Landgut in der Nähe von Rudolſtadt, ſchrieb: Es freut mich, wenn Sie diejenigen Stücke von mir, die mir ſelbſt lieb ſind, lieb gewinnen und ſich gleichſam zu eigen machen; dadurch werden unſre Seelen immer mehr und mehr an einander gebunden werden. Ich ſehe dieſe Stücke als die Garants unſerer Freundſchaft an; es ſind

1788 abgeriſſene Stücke meines Weſens, und es iſt ein entzückender Gedanke für mich, ſie in das Ihrige übergegangen zu ſehen, ſie in Ihnen wieder anzuſchauen und als Blumen, die ich pflanzte, wieder zu erkennen." Und beiden Schweſtern ſagt er: „Daß ich mich in meiner Vermuthung nicht betrogen habe, das geſtrige Gedicht (die Künſtler) würde Sie intereſſiren, freut mich ungemein; es beweist mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem Innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dieß iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſerer wechſelſeitigen Harmonie, und jede Erfahrung, die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig und werth." Und Carolinen verſicherte er, „daß er mit dieſem Gedichte vollkommen zufrieden ſey und ſich ſelbſt loben müſſe." Er geſtand damals, noch Nichts ſo vollendet gemacht, aber auch zu Nichts ſich ſo viel Zeit genommen zu haben. * Dieſe Aeußerungen ſtammen meiſt aus dem Anfange des Novembers.

Nicht ſo leichtes Spiel, wie bei den Schweſtern, hatte Schiller mit den Künſtlern, ſpäter (im Febr. 1789) bei Wieland, mit welchem er über eine Stelle des Gedichts in eine kleine „Fehde" gerieth. Das Geſpräch führte ſie weit in gewiſſe Myſterien der Kunſt. Aber kaum war Wieland eine halbe Stunde fort, ſo durchlas Schiller ſeine Künſtler:

* Fr. v. Wolz. I, 300. 304. Hinrichs I, 123.

einige vorher ſehr werth gehaltene Strophen ekelten ihn 1788.
jetzt an, und er dichtete 14 neue dazu, die er nicht in ſich geſucht hätte, d. h. deren Inhalt bisher nur in ihm geſchlafen." * Opponirte Wieland hier, ſo hatte ihn der junge Dichter um ſo entſchiedener durch ſeine Briefe über Don Carlos, die zum Theil durch Wielands Recenſion hervorgerufen waren, gewonnen. „Ich habe dieſes Stück," ſchreibt er, ſchon unterm 28. Julius 1788, „welches man eine kritiſche Geſchichte der Geneſis Ihres Don Carlos nennen könnte, mit unbeſchreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geiſtes geleſen; ſie iſt zugleich ein Muſter einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Parteilichkeit gegen ſich ſelbſt, dieſe ſo ſcharfſinnig und tiefgedacht, daß wenige Leſer des Don Carlos ſie leſen werden, ohne ſich zugleich belehrt und beſchämt zu finden."

Verlauf der Tage zu Rudolſtadt. Schiller Göthe'n gegenüber.

„Man glaubt hier," fährt Wieland aus Weimar in ſeinem Briefe fort, „Sie amuſirten ſich ſehr gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienſtes, Ihnen dieſen secessum angenehm gemacht zu haben, auf die ſchönen oder doch auf Eine ſchöne Rudolſtädterin. Deſto beſſer "

* Schiller bei Fr. v. Wolz. I, 384.

1788. Inzwiſchen war die Stimmung des Dichters in ſeiner Einſamkeit doch oft auch eine trübe, er fürchtete zuweilen einen Cirkel von Fröhlichen durch ſeinen ſchwerfälligen Humor zu ſtören, und ſchrieb an ſeine Freundin Caroline von B. „Die Wandelbarkeit der Laune iſt leider ein Fluch, der auf allen Muſenſöhnen ruht.“ Aber er erwartete von ſeinem neuen Verhältniſſe auch Erlöſung von dieſem Fluche: „Rudolſtadt und dieſe Gegend überhaupt ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn ſeit geraumer Zeit geht mirs, wie dem Oreſt in Göthens Iphigenia, den die Eumeniden herumtreiben; den Muttermord freilich abgerechnet, und ſtatt der Eumeniden etwas anderes geſetzt, das am Ende nicht viel beſſer iſt. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten, und mich vor den böſen Unterirdiſchen beſchützen.“

Einen großen Schmerz erfuhr Schiller in dieſem Sommer durch den Tod ſeiner mütterlichen Freundin Frau von Wolzogen zu Bauerbach. Die treffliche Frau hatte im Frühjahr eine ſchmerzhafte Operation mit vieler Standhaftigkeit und glücklich überſtanden, ihr Alter aber ſcheint die Folgen nicht ausgehalten zu haben. Wilhelm von Wolzogen, ihr Sohn, hatte die Rudolſtädter noch vor ſeiner nahen Abreiſe nach Paris beſucht; er hatte die größte Hoffnung, ſeine damals noch kränkelnde Mutter werde vollkommen geneſen. Nach vier Wochen kam die Nachricht

ihres Todes. „Noch ganz betäubt, liebſter Freund," ſo 1788.
ſchreibt Schiller den 10. Aug. 1788 an den trauernden Sohn, „ſetze ich mich Ihnen zu ſchreiben. Ja gewiß, eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre ſchöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden laſſen, wenn ich die ruhige Faſſung nicht verlieren will, in der ich Ihnen ſchreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr ſchuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für ſie hegte, ſoll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unſer aller Troſt iſt dieſer, daß ſie durch dieſen ſanften und geſchwinden Tod vielem Leiden entgangen iſt, das ihr unausbleiblich bevorſtand. Ihrer Kinder und ihrer Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn ſie ein hoffnungsloſes und martervolles Leben hätte fortleben müſſen..... Laſſen Sie uns das ein Troſt ſeyn, da wir beide fühlen, daß ein ſchmerzvolles halbes Daſeyn ein traurigeres Loos iſt, als der Tod.... Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren und es als eine Schuld anſehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe." Dann erwähnt er auch noch derjenigen, die er früher ſo oft ſeine gute Lotte genannt hatte: „Beruhigen Sie Charlotten; dieſer Schlag wird ſie ſehr hart getroffen haben."

1788. Warum ſoll es verſchwiegen bleiben, was dem aufmerkſamen Leſer ſich doch aufdringt, daß dieſer Brief von dem ſüßeſten Troſt an den Gräbern der Unſrigen, von der Fortdauer nach dem Tode und dem Wiederfinden der Geliebten in einem andern Leben, ſchweigt? Vielleicht war Schiller nie ſo ferne von jenem Gedanken, als in dieſen Augenblicken, in welchen er mit Geiſt und Empfindung ganz in das Dieſſeits der griechiſchen Welt vertieft war. Aber die ſtarken Geiſter unſerer Zeit, welche nicht nur beſſer wirken, ſondern am Ende gar beſſer lieben zu können glauben, wenn ſie den Ausblick in eine jenſeitige Welt ſich und andern verrammeln, dürfen kein Siegesgeſchrei bei'm Anblicke dieſes Bundesgenoſſen erheben. Wir werden ihm in entſcheidenderen Momenten ſeines Lebens begegnen, wo er den Anker ſeiner Hoffnung ſo gut in die Ewigkeit verſenkt, als jeder andre — Chriſt, in Augenblicken, wo er ſich dieſer Ueberzeugung vergebens zu erwehren ſtrebt,* und ſelbſt in ſolchen, wo er ſie mit den Waffen ſeines Tiefſinns zu vertheidigen bemüht iſt. —

Unſre Erzählung naht ſich einem Augenblicke, der entſcheidend für das Leben des Dichters hätte werden können, aber doch nicht geworden iſt. Göthe kam, von ſeiner italieniſchen Reiſe zurückkehrend, durch Rudolſtadt, und

---

* Ein ſolcher iſt ſchon oben hervorgehoben worden, mit der engl. Bibel.

Schiller ſah ihn im Lengefeld'ſchen Hauſe. „Wie alle rein 1788.
fühlenden Herzen," ſagt Frau v. Wolzogen, „hatten uns dieſes Dichters Schöpfungen mit Enthuſiasmus erfüllt. Alle unſere erhöhteren, ächt menſchlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Göthe und Rouſſeau waren unſre Hausgötter. Auch floß des erſtern ſo liebenswürdige Perſönlichkeit, die wir bei unſrer Freundin Frau v. Stein [zu Weimar] kennen gelernt, mit dem Dichter in unſrem Gemüth in Eins zuſammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schillern die Rezenſion des Egmont faſt nicht verzeihen können."

Dieſe Beurtheilung des Egmont aber, die i. J. 1788 in der Allgemeinen Literaturzeitung erſchienen iſt, war gerade eine glänzende Probe von dem kritiſchen Talente Schillers, und lieferte den Beweis, wie tief ſein ſchöpferiſcher Geiſt zugleich mit dem Urtheil in die Geiſteswerke Anderer, und zwar der größten Genien, einzudringen vermochte. Ein großer Theil des dort ausgeſprochenen Tadels iſt nicht widerlegt und wohl unwiderleglich. *

Die Freundinnen, die hier alſo ganz auf der Seite Göthes waren, ſahen der Zuſammenkunft beider Dichter mit der höchſten Spannung entgegen. Sie wünſchten nichts mehr als eine Annäherung, die aber nicht erfolgte.

---

* S. auch Hoffmeiſter II, 292 — 294.

1788. Bei ſeinem entſchiedenen Ruhme und ſeiner äußern Stellung hatten ſie von Seiten Göthes ein Entgegenkommen, von ihrem Freunde Schiller hatten ſie mehr Wärme in ſeinen Aeußerungen erwartet. Sie ſchoben Göthes Kälte auf ſeine ſchmerzliche Sehnſucht nach Italien; aber ſie hatte wohl einen andern Grund, und Göthe hat irgendwo auch offen geſtanden, daß ihm Schillers damalige Tendenz, wie ſie in ſeinen Hauptwerken und beſonders in ſeinen frühern Dramen ſich dargelegt, nicht behagen konnte, ja, daß ſie ihn abſtoßen mußte, ihn, der auf ſeiner letzten Reiſe vollends bemüht geweſen war, alle äſthetiſchen und ſocialen Paradoxien abzulegen und das Große und Schöne nur in dem Wahren und Natürlichen zu ſuchen.*

So ſtanden ſich alſo die beiden Genien das erſtemal kalt und unzugänglich einander gegenüber. Den Freundinnen Schillers mochte das Athmen dabei vergehen. Endlich gab Göthe doch einiges Zeichen von Intereſſe. Er ergriff das Heft des Merkur, welches die Götter Griechenlands enthält, und das von ungefähr auf dem Tiſche lag,

---

* Wir müſſen hier aus dem Gedächtniſſe citiren. Die Stelle findet ſich entweder in Kunſt und Alterthum, oder in der Morphologie. Man vergleiche übrigens, um die gegenſeitige Abſtoßung beider Individualitäten bei ihrem erſten Zuſammentreffen recht begreiflich zu finden, Hinrichs vortreffliche und erſchöpfende Parallele zwiſchen beiden Dichtern a. a. O. I, XV — LIII.

ſteckte es, nachdem er einige Minuten hineingeſehen, ein, 1788.
und bat es mitnehmen zu dürfen.

Schillers Aeußerungen gegen ſeine Rudolſtädter Freunde ſtimmten ganz mit dem überein, was er ſeinem Körner über dieſe Zuſammenkunft ſchrieb: „Im Ganzen genommen, iſt meine in der That große Idee von Göthe nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſanter iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

An dieſe illuſtre Bekanntſchaft reiht ſich eine beſcheidenere, welche indeſſen Schillers Lebensbeſchreiberin zu melden nicht verſchmäht. Auch den Volksfreund Rudolph Zacharias Becker, den Verfaſſer des Noth- und Hülfsbüchleins und Herausgebers des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen, der als Rudolſtädtiſcher Hofrath zu Gotha lebte und dort eine Buchhandlung beſaß, lernte Schiller im Lengefeld'ſchen Hauſe kennen. Der merkwürdige und um Deutſchland verdiente Mann faßte eine herzliche Zuneigung zu Schiller, die er der Familie durch die thätigſte Theil-

1788. nahme noch nach dem Tode des Dichters bewies. Der Volksschriftsteller und der Dichter begegneten sich in Seelenstärke, höherem Interesse an der Menschheit, ächter Freiheitsliebe und in ihrer wiewohl höchst verschiedenen Wirksamkeit für die deutsche Nation.

Rückkehr nach Weimar.

Indessen kam die Stunde der Trennung heran. An seinem Geburtstage, den Schiller mit aller Welt am 10. November feierte, dankte er für den freundlichen Antheil der Schwestern und sagt von dem Tage: „Mir wird er immer vor vielen andern merkwürdig seyn, weil Ihre Freundschaft in diesem Jahre für mich aufblühte. Ich hoffe, er ist auch nicht der letzte, den ich unter Ihnen erlebe; ... ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch Alles geschehen kann. Heute vor einem Jahre waren Sie für mich so gut als gar nicht in der Welt — und jetzt sollte es mir schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken."

Und nun erscheint schon ein Augenblick, wo die Freundschaft, die Liebe ihn zur Forderung der Unsterblichkeit nöthigt, und in feierlicher Geburtstagsstimmung ruft er aus: „Denken auch Sie immer wie heute, so ist unsre Freundschaft unzerstörbar, wie unser Wesen."

Der Scheidende nahm eine Blumenvaſe, eigentlich einen 1788.
Potpourri, zum Andenken mit. „Sie haben aus meiner Seele geſtohlen, was mich freut. Sie haben mir den Rudolſtädter Sommer in dieſer Vaſe mitgegeben. Adieu! Adieu!“

In Weimar war ſein erſter ruhiger Augenblick (14. November) wieder für die geliebten Weſen, und er ruft ihnen ſein Lebewohl nach Erfurt nach, wohin ſie am Tage zuvor gleichzeitig mit Schiller verreist waren: „Ich kann mir nicht einbilden, daß alle die ſchönen, ſeelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin ſeyn ſollen; daß ich nicht mehr, wie dieſen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen. — Alles iſt mir hier fremd geworden; ein Intereſſe an den Dingen zu ſchöpfen muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen. Ich ſcheine mir hier ein abgeriſſenes Weſen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hieſigen Verbindungen wieder lieb werden, aber meine beſten Augenblicke werden doch diejenigen ſeyn, wo ich mich des ſchönen Traums von dieſem Sommer erinnere, und Plane für den nächſtfolgenden mache.“

In Rudolſtadt wurde er nicht weniger vermißt. Denn Charlotten v. Lengefeld war durch ihn neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen aufgegangen, und auch Caroline v. Beulwitz hatte ſich wieder mehr dem wahren

1788. Genuſſe des Lebens im Glück einer neubeſeelenden Freundſchaft zugewendet. *

Noch am 14. November eilte Schiller zu Wieland, und fand da vielerlei Dinge vor, die ſeine Gegenwart verlangten, die den Merkur betrafen, und durch welche er in Verbindung mit einem uns unbekannten Plane ** den Freundinnen nahe zu bleiben und ihnen zu gehören hoffte.

Von Herder hörte Schiller, daß er in Rom ſehr aufgeſucht, ſehr geſchätzt werde; der Sekretär der Propaganda, Borgia, der auch Göthen gut kenne, habe ihn einigen Kardinälen als „den Erzbiſchof von Weimar“ vorgeſtellt. Von dieſen Nachrichten war unſrem Dichter die liebſte, daß Herder bald wieder kommen wolle. Göthe war aus dem Miniſterium getreten und hatte alle Geſchäfte abgegeben, doch hieß es, er werde in Weimar bleiben. Man ſprach von ihm, wie Schiller den Freundinnen erzählt, mit ungemeiner Achtung. „Er ſoll weniger Härten haben, als ehemals.“

Unſer Dichter war jetzt ganz mit dem Euripides beſchäftigt. Man klagte in Weimar viel über ihn, daß er ſeiner Geſundheit durch vieles Arbeiten und zu Hauſe ſitzen ſchaden werde. „Aber ſo ſind die Leute! Sie können es

---

* Fr. v. Wolz. I, 271 f.

** Wahrſcheinlich ein projektirtes Journal. Vergl. Fr. v. Wolzogen I, 345.

einem nicht vergeben, daß man ſie entbehren kann. Und 1788.
wie theuer verkaufen ſie einem die kleinen Freuden, die ſie zu geben wiſſen! Wenn die völligſte Indifferenz gegen Clubbs und Cirkels und Caffeegeſellſchaften den Menſchenfeind ausmacht, ſo bin ich's wirklich in Rudolſtadt geworden." (19. Nov.) „So viele treffliche Menſchen reißt der Strom der Geſellſchaften und Zerſtreuungen mit ſich dahin, daß ſie erſt dann zu ſich ſelbſt kommen, wenn ſich die Seele aus dem Schwall von Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es ſieht vielleicht miſanthropiſch aus; aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleiſts Meinung: Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſeyn." (20. Nov.)

Die Liebe und Freundſchaft hatte ſein Geſelligkeitsbedürfniß, das bei'm Einzug in Leipzig vor drei Jahren noch ſo groß geweſen war, für den Augenblick abſorbirt. Die Schweſtern lobte er, daß ſie ſich durch den Plutarch über dieſe platte Generation erheben, und ſich ſo zu Zeitgenoſſen einer beſſern, kraftvolleren Menſchenart machen. Die Geſchichte des Königs von Preußen empfahl er ihnen und ſich zum Leſen und verlangte die Gedanken der Freundinnen darüber. Im Momente beſchäftigten ihn Dinge, die „ſein Herz nur flach berührten," der Geiſterſeher und dergleichen. Er ſah mit Sehnſucht der Epoche entgegen, wo er ſeine Beſchäftigungen für ſein Gefühl beſſer ſollte wählen können.

1788. Der 22. November war der Geburtstag Lottchens v. Lengefeld. Schiller beſchloß dieſen Tag auf eine gar angenehme und wohlthätige Art. Er genoß in heiterer Stille ſich ſelbſt. Seit ſeiner Rückkehr nach Weimar war er von Arbeiten, die ihm noch gar nicht recht ans Herz wollten, geſpannt und zuſammengedrückt. Dieß war der erſte Tag, wo er ſein Weſen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte: er überließ ſich ſüßen dichteriſchen Träumen; alte erwärmende Ideen wachten wieder bei ihm auf. Er war

— in der ſchönern Welt,
Wo aus nimmer verſiegenden Bächen
Lebensfluthen der Dürſtende trinkt,
Und gereinigt von ſterblichen Schwächen
Der Geiſt in des Geiſtes Umarmungen ſinkt.

Dieſe Verſe, mit welchen der Dichter Charlotten v. Lengefeld, „als der Heiligen dieſes Tages," dankt, * ſtanden, wie ſein eignes Zeugniß lautet, damals in den Künſtlern. Da ſie von dem Versmaße dieſes Gedichts gänzlich abweichen, und auch nicht einmal den Gedanken nach darin zu finden ſind, ſo ſchließen wir daraus mit Recht, daß jenes Gedicht eine weſentliche Umarbeitung vor dem Druck erfahren habe, und ſie ſind Reliquien der erſten Verſion.

Gegen den Schluß dieſes Monats hatte Schiller Nachrichten von ſeinem Freunde Wilhelm v. Wolzogen aus

* Fr. v. Wolz. I, 323.

Paris. „Wer Sinn und Luſt für die große Menſchenwelt hat, muß ſich in dieſem weiten Element gefallen;“ ſchreibt Schiller darüber, „wie klein und armſelig ſind unſre bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Menſch, wenn er vereinigt wirkt, iſt immer ein großes Weſen, ſo klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit dieſem Rückblick auf das große Ganze, deſſen Theil es iſt, zu denken, oder, was eben ſo viel iſt, mit philoſophiſchem Geiſte zu ſehen. Wie holpericht und höckericht mag unſere Erde von dem Gipfel des Gotthards ausſehen! aber die Einwohner des Monds ſehen ſie gewiß als eine glatte, ſchöne Kugel.* Wer dieſes Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird ſich an kleinen Gebrechen ſtoßen, und das ſchöne große Ganze wird für ihn verloren ſeyn. Paris dürfte auch dem philoſophiſchen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines ſo fein 1788.

* Dieſer Gedanke iſt die Seele eines Liedes, die ſeitdem ihren ſchönen Leib in einem Gedichte Rückerts gefunden hat, das entſtanden iſt, lang ehe dieſer Dichter Kunde von Schillers Aeußerung haben konnte.

1788. gebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang! — Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen drängenden Menschenocean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiegt, so werde ich von diesem großen Ocean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben." *

Die oben von uns ausgezogenen Ideen sind sehr verwandt mit dem, was der Dichter, durch den Umgang mit Moritz aufgeregt, der um diese Zeit nach Weimar gekommen war, ein paar Wochen später, im Dezember, an dieselbe Freundin, schreibt: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, *über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate*, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod, hat er (Moritz) außerordentlich klare und erwärmende Be-

* An Karoline von B. Fr. v. Wolz. I, 327 — 329.

griffe.“ * Und noch viel ſpäter hat Schiller jene Gedanken 1788.
in dem Diſtichon zuſammengefaßt:

Vor dem Tod erſchrickſt du! du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen, wenn du lange dahin biſt, es bleibt.

In dieſen Glauben ſtimmt auch Göthe ein, und das Leben in der Gattung iſt ſeitdem ein unermüdlich beſprochenes Thema und in der neueſten Zeit von den Vertheidigern des Dieſſeits gleichſam als Unſterblichkeitsſurrogat dem Glauben an die individuelle Fortdauer untergeſchoben worden. Mag es die neueſte Theorie damit halten wie ſie will, ſo hat ſie wenigſtens kein Recht, diejenigen, welche an der letztern Ueberzeugung noch feſthalten, für Egoiſten zu erklären, die ſich von dem Wirken für die Gattung losſagen. Derjenige unſres Geſchlechtes, deſſen ganz und gar der Gattung gewidmetes Leben und deſſen Martertod für die Gattung wenigſtens ſich nicht in Mythe verwandeln läßt, hat darum nicht weniger uneigennützig für ſie gewirkt und gelitten, daß er es nur gethan hat, weil er für eine Gattung unſterblicher Einzelweſen zu leben und zu ſterben das Bewußtſeyn hatte.

Von Göthe iſt es notoriſch, daß er mit ſeiner Begeiſterung für das Gattungsleben den unerſchütterlichſten Glauben an die Monadennatur der Seele verband, und er hat mit Lorenzo von Medici geſagt, „daß alle diejenigen

* Fr. v. Wolz. I, 344.

1788. auch für dieſes Leben todt ſind, die kein anderes hoffen.“* Schiller war unſtreitig in ſeinen Ueberzeugungen ſchwankender, und in der Zeit, als er jene zwei Briefe ſchrieb, wahrſcheinlich dem Glauben an perſönliche Unſterblichkeit ferner als vor und nach; aber doch wollte er ſicherlich ſeinen Gedanken nicht und nie ſo verſtanden haben, als ob das Ganze, der Geiſt der Gattung, das allein wahrhaft Perſönliche wäre, und wie fern er vollends von dem Aberglauben war, in der Menſchengeſellſchaft als Staat ſeinen Gott zu ſuchen und mit dem Staate einen Götzendienſt zu treiben, dafür mögen die nachſtehenden Worte ſeines Novemberbriefes von 1788 an Caroline v. Beulwitz zeugen:

„Und dann,“ ſchreibt er, durch ſeine Bemerkungen über Paris weiter geführt, „dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menſchenſeele mehr iſt, als die größte Menſchengeſellſchaft, wenn ich dieſe als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat iſt ein Menſchenwerk; der Menſch iſt ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat iſt ein Geſchöpf des Zufalls; aber der Menſch iſt ein nothwendiges Weſen; und durch was ſonſt iſt ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte ſeiner Individuen? Der Staat iſt nur eine Wirkung der Menſchenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der

* Eckermann I, 121.

Menſch iſt die Quelle der Kraft ſelbſt und der Schöpfer des Gedankens.“ *

Carl Philipp Moritz, der geiſtreiche und bizarre Mann, den man ſehr bezeichnend den Schauſpieler eines fremden Lebens genannt, nur zwei Jahre älter als Schiller, beſchäftigte die Aufmerkſamkeit des Dichters mehr als vorübergehend, und ihr Einfluß war ein gegenſeitiger. Moritz war, im harten Winter dieſes Jahrs, ohne Geld und Kleider, aus Italien in Weimar angekommen, wo ihn Göthe bei ſich wohnen ließ, und ihm Mittel zur Weiterreiſe nach Berlin verſchaffte. Sein Anton Reiſer, eine Art von Selbſtbiographie in Romansform, war damals etwa zur Hälfte erſchienen. Schiller ſah ihn von Zeit zu Zeit. „Ich kenne ihn,“ ſagt er, „ſchon aus einer Zuſammenkunft in Leipzig, ich ſchätze ſein Genie; ſein Herz kenne ich nicht; ſonſt ſind wir übrigens keine Freunde.“ (4. Dez.) Einige Tage drauf fand er ſich von Moritz ſehr angenehm unterhalten, weil ſie auf Schillers Lieblingsideen geriethen: „Von Göthe iſt Moritz nun ganz durchdrungen und enthuſiasmirt. Dieſer hat ihm auch ſeinen Geiſt mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen. Aber ich finde, daß er auf Moritz gut gewirkt hat. Moritz hat viel Tiefe des Geiſtes und Tiefe der Empfindung; er arbeitet ſtark in

1788 bis 1789.

* Fr. v. Wolz. I, 330.

1788 bis 1789. ſich, wie ſchon ſein Reiſer beweist, der einen Menſchen vorausſetzt, der ſich gut zu ergründen weiß. Seine Ideen bringt er zu einer anſchaulichen Klarheit. Was ihn intereſſirt, iſt ernſthaft und von Gehalt. Er ſcheint ſehr an ſich ſelbſt zu verbeſſern. Ich fürchte nur, er wählt ſich Muſter, nach denen er ſich bildet, und ſo vortrefflich auch ſeine Wahl ſeyn wird und ſchon iſt, ſo iſt doch Nachahmung ein niedrer Grad von Vollkommenheit. Von Göthe ſpricht er mir zu panegyriſch. Das ſchadet Göthen nichts, aber ihm." Vier Wochen ſpäter hatte er die Schrift dieſes Gelehrten über bildende Nachahmung des Schönen flüchtig durchleſen. „Das Buch," ſagt Schiller, „iſt ſchwer zu verſtehen, weil es keine feſte Sprache hat, und ſich mitten auf dem Wege philoſophiſcher Abſtraktion in Bilderſprache verirrt, zuweilen auch eigene Begriffe mit anders verſtandenen Wörtern verbindet. Aber es iſt vollgedrängt von Gedanken." Dann tadelt er daraus die übertriebene Behauptung, „ „daß ein Produkt aus dem Reiche des Schönen ein vollendetes rundes Ganze ſeyn müſſe; fehlte nur ein einziger Radius zu dieſem Cirkel, ſo ſinke es unter das Unnütze herab." " „Nach dieſem Ausſpruch," ſagt Schiller, „haben wir kein einziges vollkommenes Werk, und ſobald auch keines zu erwarten.... Es ſcheint, daß er keinen Dichter erkennt, als Göthen und allenfalls noch einen, H.. [Herder?] vielleicht; da doch Göthe (von H.. mag ich gar nicht reden) bei dieſen Forderungen ſehr zu kurz kommen

würde. Aber Moritz rechnet den Egmont sogar unter diese vollendeten Produkte, welchen Göthe selbst hoffentlich nicht für vollkommen hält." Es ist merkwürdig, mit welchen scharfen Blicken Schiller dieses Halbgenie von allen Seiten betrachtet, und den literarischen Freibeuter bei vielem Guten doch in ihm erkennend, sich seine Fehler recht deutlich macht, um ja nie in dieselben zu verfallen. 1788 bis 1789.

Außer jenem damals schon berühmten Manne ging in diesem Winter an Schiller auch sein Landsmann Schubart der Sohn vorüber (11. Dec. 1788), der von Berlin nach Mainz reiste, wo er bei der preußischen Gesandtschaft angestellt war. Schiller nennt ihn einen Dichter, aber keinen geborenen, sonst einen guten, redlichen Charakter, „der besonders viel vom schwäbischen Provinzialcharakter an sich hat. Er hat den Tag vor seiner Abreise den Karlos in Berlin aufführen sehen, der auf Befehl des Königs mit vielem Pomp schlecht gegeben worden ist. Die Scene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden, und Sr. Maj. sehr ans Herz gegangen seyn." „Ich erwarte nun," fügt Schiller launig hinzu, „alle Tage eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren."

Dieser Scherz beweist übrigens, wie ganz er sich mit seinem Posa identificirt hatte. Daß seine Antagonisten Engel und Ramler als Theaterdirektoren nicht einmal so

1788 bis 1789. viel Festigkeit besaßen, um ihren Geschmack bei der Wahl der Stücke zu behaupten, und daß Engel den Schauspielern die Rollen im verhaßten Don Karlos auslegen und einlernen helfen müsse, daran weidete er sich.

Vom weitern Umgange mit Geistern, die Zeit oder Raum von ihm trennte, findet sich in Schillers damaliger Correspondenz auch einige Spur. Er freut sich auf die Muße, sich Montesquieus Geist der Gesetze recht in den Kopf zu prägen, und bewundert seine Kunst, mit steter Rücksicht auf gewisse allgemeine Principien, als Grundsäulen seines Systems, die Resultate vieler Lekture und eines philosophischen Denkens in kurze geistreiche Reflexionen voll Gehalt zusammenzudrängen. An Ossians Geist wird die feine Bescheidenheit, und das leichte Hinschweben über die eignen Thaten, die er uns nur in den Folgen merken läßt, gerühmt. Von Zeitgenossen liebt Schiller Jakobi's (des Dichters) niedliche und sanfte Seele, dessen edler Charakter in Alles einfließt, was er hervorbringt. Gibbons Genie und kräftiger Pinsel läßt ihn doch die schöne Leichtigkeit der Franzosen vermissen, und er findet in ihm die Kürze der Alten etwas affektirt.

Fast scheint es, Schiller habe die Annäherung an Göthe gescheut, als drohete auch seiner geistigen Eigenthümlichkeit von ihr eine Gefahr. An einem Tage, wo er sich viele Besuche vorgenommen hat, will er endlich

auch (12. Dec.) zu Göthe gehen: „Göthe iſt ſo gar ſelten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, ſondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog iſt die Abende faſt immer da, und den Vormittag belagern ihn Geſchäfte.“ Aber am 28. December hatte Schiller den großen Meiſter doch erſt einmal beſucht. 1788 bis 1789.

Sonſt ſind ſeine Briefe voll Klagen über die entſetzliche Kälte, von welcher die alten Leute noch auf den heutigen Tag zu erzählen wiſſen. „In dieſem grimmkalten Winter,“ ſchreibt er an Lottchen (11. Dec.), „habe ich Sie ſchon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie ſich in Ihr Zimmer einſperren laſſen, und daß freie Luft und heiterer Himmel gewiſſermaßen zu Ihrem Leben gehört. Die ſchönen Berge werden jetzt traurig um Rudolſtadt liegen, aber auch in dieſer traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich ſie nur vor meinem Fenſter hätte! Mir macht dieſes winterliche Wetter mein Zimmer und meinen ſtillen Fleiß deſto lieber und leichter, und läßt mich die Entbehrungen, die ich mir auflegen muß, deſto weniger empfinden.“

Arbeiten. Euripides. Der Geiſterſeher.

Dieſer ſtille Fleiß übte ſich mit Luſt und Wärme an der Ueberſetzung des Euripides, mit einiger Winterkälte

1788 bis 1789. am Geisterseher, dem er, noch im December, „kein großes Interesse abgewonnen hatte.“ „Mein Euripides gibt mir noch viel Vergnügen,“ spricht er, „und ein großer Theil davon kommt auch auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig selbst gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften! Bei dieser unendlichen Mannigfaltigkeit immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform! Oft ist die Ausführung so, daß kein anderer Dichter sie besser machen könnte; zuweilen aber verbittert er mir Genuß und Mühe durch viele Langeweile. Im Lesen ginge sie noch an; aber sie übersetzen zu müssen, und zwar gewissenhaft! Oft macht mir das Schlechtere die meiste Mühe. Im nächsten Monat werden Sie wohl die Früchte meines jetzigen Fleißes zu lesen bekommen. Wieland gebe ich eine Uebersetzung vom Agamemnon des Aeschylus in den Merkur; das ist aber erst gegen den März. Auf den will ich alle Mühe verwenden, weil dieses Stück eines der schönsten ist, die je aus einem Dichterkopfe gegangen sind.“ (4. Dec.)

Seine Arbeit am Geisterseher führte ihn auf allgemeine Gedanken über den Roman und das Drama: „Der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraus hat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur, ob die innere Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in

ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poe- 1788 bis
tiſchen Darſtellung herrſchen muß, nicht eben ſo viel Werth 1789.
hat, als die hiſtoriſche. Daß ein Menſch in ſolchen Lagen ſo empfindet, handelt und ſich ausdrückt, iſt ein großes wichtiges Faktum für den Menſchen, und das muß der dramatiſche oder Romandichter leiſten. Die innere Uebereinſtimmung, die Wahrheit wird gefühlt und eingeſtanden, ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen ſeyn muß. Man lernt auf dieſem Wege die Menſchen und nicht den Menſchen kennen, die Gattung, und nicht das ſich ſo leicht verlierende Individuum. In dieſem großen Felde iſt der Dichter Herr und Meiſter; aber gerade der Geſchichtſchreiber iſt oft in den Fall geſetzt, dieſe wichtigere Art von Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nachzuſetzen, oder ihr mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit anzupaſſen, welches noch ſchlimmer iſt. Ihm fehlt die Freiheit, mit der ſich der Künſtler mit ſchöner Leichtigkeit und Grazie bewegt, und am Ende hat er weder die eine noch die andere befriedigt."

Wie viele Gedanken mußte Schiller erobern, welche die Erben ſeines Nachdenkens jetzt längſt beſitzen und genießen!

Gegen Mitte Januars 1789 wich die grauſame Kälte, und Schiller ſchrieb am 26. dieſes Monats: „Endlich habe ich mich doch wieder mit der Natur zuſammengefühlt, und, nach einem lebendigen Begräbniß auf meinem Zimmer

1788 bis 1789. von faſt vierzehn Tagen, wieder im Freien geathmet. Mein Herz war leer und mein Kopf zuſammengedrückt — ich hatte dieſe Stärkung höchſt nöthig.“ Die liebliche Luft und der geöffnete Boden verſetzte ihn in den Rudolſtädter Sommer zurück, und jetzt erſchien ihm ſelbſt die Beſchäftigung mit dem Geiſterſeher, die früher ſein Inneres nur oberflächlich berührt hatte, wenigſtens momentan als eine angenehme. Da entſtand jenes ganz in Kant getauchte philoſophiſche Geſpräch, welches er damals nöthig zu haben glaubte, um die freigeiſteriſche Periode, die er ſeinen Prinzen durchwandern ließ, dem Leſer vor Augen zu ſtellen. „Bei dieſer Gelegenheit habe ich nun ſelbſt einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott* bewahre mich, daß ich ganz ſo denken ſollte, wie der Prinz in der Verfinſterung ſeines Gemüths); auch glaube ich, wird Ihnen die Darſtellung durch die Klarheit gefallen. Jetzt bin ich eben bei der ſchönen Griechin; und um mir ein Ideal zu holen,

---

* Derſelbe Gott, den das Syſtem des Prinzen entbehren zu können glaubt: „Meine Moralität und Glückſeligkeit bedürfen nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine perſönliche Fortdauer — alſo keiner Religion.“ Schiller hat übrigens dieſes Syſtem hauptſächlich dadurch verdammt, daß er ſeinen Bekenner verzweifeln und — katholiſch werden läßt.

werde ich die nächste Redoute nicht verſäumen. Ich möchte 1788 bis
gern ein recht romantiſches Ideal von einer liebenswürdi- 1789.
gen Schönheit ſchildern; aber dieß muß zugleich ſo beſchaf-
fen ſeyn, daß es — eine eingelernte Rolle iſt, denn meine
liebenswürdige Griechin iſt eine abgefeimte Betrügerin.
Schicken Sie mir doch in Ihrem nächſten Briefe ein Por-
trait, wie Sie wünſchen, daß ſie ſeyn ſoll, wie ſie Ihnen
recht wohl gefiele, und auch Sie betrügen könnte. Auch
Lottchen bitte ich darum! Ich erfahre dann bei dieſer Ge-
legenheit Ihre Ideale von weiblicher Vortrefflichkeit (nicht
von der ſtillen nämlich, ſondern von der erobernden)....
Sie ſehen, daß ich Alles anwende, *um mir meine ge-
genwärtige Beſchäftigung lieb zu machen.*"

Drei Dinge lehrt uns dieſer Brief: daß es zu viel behauptet iſt, wenn man ſagt, die Anſichten des Prinzen ſeyen damals auch *beinahe* die Anſichten Schillers geweſen; daß das Ideal der ſchönen Betrügerin im Geiſterſeher *nicht* von der Fräulein Julie von A. in Dresden entlehnt war, wie vermuthet wird; und daß dieſer Geiſterſeher nicht Schillers volle Liebe hatte.

Das letztere erhellt noch deutlicher aus einer andern Briefſtelle (12. Febr. 1789), in welcher zwiſchen „einem Roman oder einer Erzählung, wo man jedem Schritte, den der Dichter im menſchlichen Herzen thut, ruhig und aufmerkſam nachgeht," und „dem Intereſſe einer Farce, wie der Geiſterſeher doch eigentlich nur iſt," unterſchieden wird.

1788 bis 1789. „Der Leſer des Geiſterſehers muß gleichſam einen ſtillſchweigenden Vertrag mit dem Verfaſſer machen, wodurch der letztere ſich anheiſchig macht, ſeine Imagination wunderbar in Bewegung zu ſetzen, der Leſer aber wechſelſeitig verſpricht, es in der Delikateſſe und Wahrheit nicht ſo genau zu nehmen."

Nach dieſen Aeußerungen wird man ſich nicht mehr wundern, daß der Roman, der eine Art von pſychologiſchem Räthſel war, das ſich der Dichter aufgegeben, von Schiller nicht vollendet worden iſt.* Dieſe Dichtung ſchildert uns eine religiöſe Verirrung auf einem Wege, den die Geſchichte des menſchlichen Herzens, wenn je, gewiß nur ausnahmsweiſe betreten hat, mit einem Hokus-pokus, der uns jetzt, wo jeder Phyſikant viel glänzendere Kunſtſtücke machen könnte, etwas armſelig erſcheint. Hoffmeiſter hat dieſelbe ſorgfältig zergliedert,** und vergegenwärtigt ſich, in dem Gemälde der Jugendzeit des Prinzen, Schillers eigenen, in früheren Jahren erduldeten Religionszwang und jene Erziehung, in welcher er auch den ſpaniſchen Prinzen aufwachſen läßt. Geiſtesunmündigkeit, Befreiung von der Autorität, Zweifelſucht, ſittlich-religiöſer Unglaube und endlich Aufgeben ſeiner ſelbſt bei innerem Unfrieden und äußeren Bedrängniſſen jeder Art ſind die Perioden dieſer

---

* Er erſchien zuerſt Leipz. 1789.

** II, 18 — 34.

tragiſchen Geſchichte. Der Kritiker glaubt, daß Schiller in ſo fern eine neue Gattung des Romans durch den Geiſterſeher aufgebracht, als das Wunderbare, Geheimnißvolle, Unbegreifliche, worin ſich die Geſchichte bewegt, als ein Symbol des Ueberſinnlichen behandelt iſt. Auch hat dieſer Roman nicht nur eine, keineswegs unbedeutende Fortſetzung (durch C. F. Follenius), ſondern in einem Jugendwerke eines unſrer größten lebenden Dichter, dem William Lovell (1795), einen gattungsverwandten Nachfolger erlebt. Und Ludwig Tieck verſichert uns, daß der Geiſterſeher der Torſo eines vortrefflichen Romans ſey. Mit dieſen Zeugniſſen möge er hier beruhen. 1788 bis 1789.

Die Profeſſur in Jena. Verlobung. Heirath.

Schon in Rudolſtadt im Freundesumgange, war unter den verſchiedenen Zukunftsplanen Schillers auch eine Profeſſur der Geſchichte zur Sprache gekommen; ſie paßte zu ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten (ſeine Geſchichte des Abfalls der Niederlande war im Erſcheinen) wie zu ſeinen Vorſätzen, und die äußern Umſtände waren der Ausſicht, eine ſolche zu erhalten, nicht ungünſtig. Jetzt führte der Abgang Eichhorns von Jena nach Göttingen die Möglichkeit näher herbei, und Schiller gab (28. Dec.) ſeinen Freundinnen eine Nachricht, welche leider eine ſeiner

1788 bis 1789. schönsten Hoffnungen, die Rückkehr zu ihnen, für eine Zeit lang zu Grunde richten sollte. „So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen; und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich nicht gerne zurücktreten. Man hatte mich vorher sondirt, und gleich den Tag darauf wurde es an unsern Herzog nach Gotha geschrieben, der es an dem dortigen Hofe gleich einleitete. Jetzt liegt es schon in Koburg, Meiningen und Hildburghausen, und ist vielleicht in drei Wochen entschieden." Schon vor einigen Tagen hatte ihm der nachmalige Geheimerath von Voigt die schriftliche Erklärung der Regierung mitgetheilt, daß Schiller seine Einrichtung machen möchte, weil alles so gut als im Reinen sey. „Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort; und dieß Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen!.... Ich rechne darauf, daß Sie mir in diesem Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena seyn werden, weil ich das erste Jahr zu viel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich, die folgenden Jahre Ihnen diesen Liebesdienst wett zu machen. Ist für mich nur erst ein Jahr überstanden, so liest sichs alsdann im Schlafe, und ich habe meine Seele wieder frei."

Göthe war in dieſer Sache überaus gütig geweſen, und 1788 bis
zeigte viel Theilnahme an dem, wovon er glaubte, daß es 1789.
zu Schillers Glück beitragen würde. Von Knebel, der unſern Dichter nicht ſonderlich anzuziehen ſchien, meldet er, „daß derſelbe vermuthlich juſt, als er es von Göthe erfuhr, in ſeiner theilnehmenden Laune geweſen;“ — „denn ich höre, daß es ihn ſehr freuen ſoll. Ob es mich glücklich macht, wird ſich erſt in ein paar Jahren ausweiſen. Doch habe ich keine üblen Hoffnungen. Werden Sie mir nun auch gut bleiben, wenn ich ein ſo pedantiſcher Menſch werde, und am Joch des gemeinen Beſten ziehe? Ich lobe mir doch die goldne Freiheit! In dieſer neuen Lage werde ich mir ſelbſt lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht ſchon mehr Geſchichte, als der Herr Profeſſor. Indeſſen denke ich hier, wie Sancho Panſa über ſeine Statthalterſchaft: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand; und habe ich erſt meine Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Profeſſoren, zurecht komme, iſt eine andere Frage.“ Doch — „mit den dortigen Menſchen,“ ſchreibt Schiller am 4. Jan. 1789, „denke ich ſchon leidlich auszukommen. Eigentlich gerathe ich auch mit keinem in Colliſion, weil ich nicht hingehe um Geld zu verdienen, und höchſtens zwei Collegien leſe.“

Unter ſolchen Hoffnungen und Sorgen kam das Früh- 1789.
jahr heran, und im April ſchickte der Dichter den

1789. Schwestern ein Exemplar von seinem philosophischen Doktordiplom, damit sie doch auch etwas zu lachen hätten, wenn sie ihn in einem so lateinischen Rocke erblickten. „Uebrigens ist es ein theurer Spaß, denn er kostet mir 50 Thaler."

In demselben Monate erschien Bürger auf einige Tage zu Weimar und Schiller war viel in seiner Gesellschaft. Sein erstes Urtheil über diesen Dichter ist nicht ohne Vorurtheil und legte, wie es scheint, den Grund zu seinem letzten. Er heißt ihn zwar einen geraden, guten Menschen, findet aber in seinem Aeußern und in seinem Umgange nichts Anziehendes. Auch in dem letztern verliere sich, wie in seinen Gedichten, der Charakter der Popularität zuweilen ins Platte. „Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu seyn. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühesten verblühen." Doch verschmähte unser Dichter nicht, einen kleinen Wettkampf mit Bürger einzugehen, dem wir die Uebersetzung der Stücke aus Virgils Aeneide in freien Wielandischen Stanzen verdanken, und Bürgers Urtheil über Stolbergs Schwachsinnigkeit in Betreff der Götter Griechenlands acceptirte er mit Beifall. „Noch ein Fremder ist hier," fügt Schiller der Erzählung über Bürger hinzu, „aber ein unerträglicher, der Capellmeister Reichardt aus Berlin. Er komponirte Göthens Claudine

von Villabella, und wohnt auch bei ihm. Der Himmel 1789.
hat mich ihm auch in den Weg geführt, und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn."

Den letzten Brief an seine Freundinnen in Rudolstadt schrieb Schiller unter dem Rollen des Donners am 30. April; in der andern Woche reiste er ab mit schwerem Abschiede von den schönen, freundlichen Musen, denen er auf zwei oder drei Jahre, um sich seines Fachs zu bemächtigen, absterben zu müssen glaubte, und deren weiblich rachsüchtiges Gemüth — wie er scherzend sprach — ihm Sorgen machte.

Am 4. Mai hatte er schon eine Vorlesung in Jena gehalten.* Sein Lehramt begann unter günstigen Auspizien; über vierhundert Zuhörer strömten herbei und machten ihm Muth; seine Stimme hielt sich gut und füllte den Hörsaal ohne Anstrengung aus. Die ersten Briefe athmeten Zufriedenheit mit der neuen Lage und die Freunde in Rudolstadt hatten alle Ursache, sich der Stellung des theuren Mannes im äußern Leben zu erfreuen. Auch die Anerkennungen von außen mußten ihn ermuthigen: Hufeland brachte ihm von einer großen Reise Empfehlungen

* Fr. v. Wolz. II, 10. Wenn dieß Datum richtig ist, woran kaum zu zweifeln, so irrt Hoffmeister II, 137, wenn er behauptet, daß Schiller seine Vorlesungen erst gegen Ende Mai's eröffnet habe.

1789. aus Berlin, ja ſelbſt von Kant aus Königsberg; Gedike „der Univerſitätsbereiſer“ gedachte ſein; Engel ſchien ihm gewogener zu werden. — Mit dem Griesbach'ſchen Hauſe kam er in genaue Verbindung. „Ich weiß nicht,“ ſchreibt er, „wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er ſcheint es mit mir recht ſehr gut zu meinen, und über wiſſenſchaftliche Dinge ſpreche ich gerne mit ihm.“ In den Häuſern von Schütz und Reinhold lebte er, was in Beziehung auf den letztern wie eine Ahnung klingt, „noch in den Flitterwochen, und ließ ſich ſchöne Dinge ſagen.“ Nur das Frauenzimmer zu Jena ſchien ihm wenig zu taugen; das hübſcheſte Geſicht auf einem Ball war auch das leerſte und ſeelenloſeſte.

Im Ganzen fühlte Schiller ſein Leben hier anfangs behaglicher als zu Weimar, das Gefühl zu Hauſe zu ſeyn machte ihm ein ungewohntes Vergnügen, und, weil zu einem Ganzen gehörend, hing er auch mit der umgebenden Welt mehr zuſammen. Er las nur zweimal in der Woche, Dienſtag und Mittwoch Abends von 6 bis 7 Uhr, in Griesbachs Auditorium, und gewann zur Vorbereitung und zu ſchriftſtelleriſcher Arbeit fünf unentbehrliche Tage.

Im Julius ſahen den Dichter die geliebten Freundinnen von Rudolſtadt auf der Durchreiſe nach Lauchſtädt eines Abends zu Jena in Griesbachs Garten. Aber es war für ihn nur ein Traum und kein ganz fröhlicher, denn nie hatte er der Schweſter Carolinens ſo viel ſagen wollen

und weniger gesagt. Er schickte ihr deßwegen nach Lauch- 1789.
städt (24. Juli) eine unterdrückte Stelle seines Don Car-
los nach:

— Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
Der meine Seele ganz empfängt, und ganz
Sie wiedergiebt: dann, dann hast du genug,
Das Räthsel meines Lebens aufzuklären! *

Nach der Entfernung der Geliebten erschien ihm auch auf einmal sein Daseyn in Jena als ein freudenloses, zu dessen Ertragung unglaublich viel Muth gehörte: „Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an einer beseelenden Berührung, und, durch keinen Gegenstand um

---

* Fr. v. Wolz. II, 18. In einem Brief an Humboldt (1. Febr. 1796) citirt Schiller dieses Apokryphon so:

— O schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Absterben muß, der Seele zu erscheinen;
Den treuen Spiegel gib mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt und Ganzes wieder scheint.
[l. und ganz es wiederscheint.]

1789. mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt ſich mein Gefühl an weſenloſen Idealen.“

Ein halbverabredeter Beſuch Schillers in Lauchſtädt, wohin die Schweſtern eine Freundin zur Badekur begleitet hatten, fand unmittelbar nach Ankunft dieſes Briefes Statt. Der Plan mit ſeinem Freunde Körner in Leipzig zuſammenzutreffen, gab den Schein der Abſichtsloſigkeit. Ohne Zweifel war Caroline v. Beulwitz der gute Genius, der wirkſam war, den Augenblick herbeizuführen, der den liebenden Herzen das Geſtändniß ablockte. Ein langes, ſchmerzhaftes Stillſchweigen brach endlich. Charlotte v. Lengefeld bekannte dem Dichter ihre Liebe, und verſprach ihm ihre Hand.

Der Schritt war ohne Wiſſen von Lottchens Mutter geſchehen; um ihr nicht unnöthige Sorge zu machen, ſollte ſie es nicht eher erfahren, als bis ein kleiner, fixer Gehalt Schillers Exiſtenz in Jena geſichert hätte; dieſen aber erwarteten die Liebenden mit Zuverſicht vom Herzoge von Weimar. „Meine Schweſter,“ — ſo rechtfertigt Schillers Schwägerin den Schritt — „fühlte die Unmöglichkeit ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das ſich ankündigte, war ſie durchaus abgeneigt. Schillers ganzes Herz, alle ſeine Hoffnungen für das Leben hingen an dieſer Ausſicht. Bei unſern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Anſprüchen an äußern Glanz, ſah ich eine ſorgenloſe Zukunft für meine Schweſter, und freute mich lebhaft der

Hoffnung auf ein öfteres Zuſammenleben mit meinem Freunde, in einem ſo nahen Verhältniſſe.“ 1789.

Ein Ausflug nach Leipzig, um wirklich mit Schillers Freunde Körner zuſammenzukommen, wurde von den Verlobten, mit der dritten im Bunde, Caroline v. B., ausgeführt. Sie fühlten bei dieſem flüchtigen Zuſammenſeyn, wie würdig dieſer Mann war, des Dichters Freund zu ſeyn, und wurden auch ihm ſehr werth.

Zu Leipzig ſcheint in Schillers Ohr die erſte Kunde von den lauteren und erſchütternden Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution gedrungen zu ſeyn. Ein Bekannter las den Freunden mit Enthuſiasmus den Sturm auf die Baſtille vor. In jenem Augenblicke erſchien „dieſe Zertrümmerung eines Monuments finſtrer Deſpotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei;“ die Frauen überließen ſich dem Ausdruck der Freude, und das eben geſchloſſene Herzensbündniß des Dichters ſchien ein Strahl der Morgenröthe zu erhellen, die, eine Sonne von Licht und Heil verſprechend, wie auf die Beſchwörungsformel Poſa's, am Horizonte des Völkerlebens zu leuchten begann. Nur Schiller ſelbſt blieb ernſt, und ſeine Anſicht dieſer Begebenheiten war freudlos und ahnungsvoll. Er hielt die Franzoſen für kein Volk, dem ächt republikaniſche Geſinnungen eigen werden könnten, und auch ſpäter, wenn ſich ſeine Freundinnen des Geiſtes und der ſchönen Reden der Nationalverſammlung erfreuten, äußerte er, es ſey

1789. unmöglich; daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas vernünftiges beschlossen werde. *

Die Liebenden schieden unter Schillers Versprechen, die Ferien in Rudolstadt zubringen zu wollen. In den glücklichen Briefen des Dichters an Charlotte herrscht jetzt das zutrauliche Du, und giebt ihnen eine Farbe wohlthuender Sicherheit. „In einer neuen, schönern Welt schwebt meine Seele," schreibt er (25. Aug.), „seitdem ich weiß, daß du mein bist, theure, liebe Lotte, seitdem du deine Seele mir entgegen trugst. Mit bangen Zweifeln ließest du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Caroline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von dir entfernen sollte. O du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus deinem Munde will ich sie hören. Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang!"

Lottchen sah, mit der Genügsamkeit weiblicher Seelen, ruhig der Zukunft entgegen; das aber vermochte der glühende Schiller nicht. In ungebornen Fernen blühten seine

* Fr. v. Wolz. II, 23, 61, 65

Freuden, die Gegenwart um ihn her war leer und traurig, 1789.
und nur der glückliche Wahnſinn der Dichtkunſt vermochte ihn ihr zu entreißen.* Aber ſelbſt die Liebe konnte aus der Seele des Dichters die Spekulation nicht verſcheuchen, die ihm nicht ſelten, ſeit er Kantianer geworden, ſelbſt den Naturgenuß ſtörte, obgleich „Lottchens Liebe, wie eine Glorie um ihn ſchwebend, wie ein ſchöner Duft ihm die ganze Natur überkleidet hat.“ „Ich komme von einem Spaziergange zurück,“ ſagt er am Abend des 12. Septembers. „Nie hab' ich es noch ſo ſehr empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur.“ Wir wiſſen, wie ſtehend dieſer Gedanke in Schillers Seele geworden iſt.** Dießmal aber entzückte er ihn, während er den Leſer vielleicht niederſchlägt; denn er ſagte ſich: „Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen! aber nie, nie als jetzt hab' ich in ihr meine Liebe geleſen.“ Aber auch der Natur giebt er wieder ihre Ehre. „Bewundernswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und

* A. a. O. II, 25.

** Ein Jahr ſpäter äußerte er ganz daſſelbe gegen ſeinen Landsmann Conz. S. Hoffm. II, 277.

1789. immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt Alles in todter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unſere Seele. Und wie wohlthätig iſt uns doch wieder dieſe Identität, dieſes gleichförmige Beharren in der Natur! Wenn uns Leidenſchaft, innrer und äußrer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns ſelbſt verloren haben, ſo finden wir ſie immer als die nämliche wieder, und uns in ihr. Auf unſrer Flucht durch das Leben legen wir jede genoſſene Luſt, jede Geſtalt unſers wandelbaren Weſens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt ſie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und ſie wieder fordern. — Unſre ganze Perſönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde ſie morgen umgeſchaffen vor uns ſtehen, ſo würden wir umſonſt unſer geſtriges Selbſt wieder ſuchen."

Wie wenig ſentimental war die wahre Liebe in der ſtarken Seele des Denkers und Dichters! Sie ſtörte ihn nicht in den grübelnden Forſchungen ſeines Idealismus; ſie führte ihn nur noch tiefer hinein, und die Unterhaltung über die Reſultate ſeiner Spekulation bietet er in den erſten Liebesbriefen vertrauensvoll der Braut ſtatt Kuß und Umarmung!

Seine Vorleſungen aber durcheilte er auf den Fittigen 1789.
der Liebe, je näher es der Vakanz zuging. „Meine Stu-
denten freuen ſich ordentlich wie ſchnell es geht. Ganze
Jahrhunderte fliegen hinter uns zurück. Morgen bin ich
ſchon mit dem Alcibiades fertig, und es geht mit ſchnellen
Schritten dem Alexander zu, mit dem ich aufhöre.“

Die Antrittsrede über das Studium der Univerſal-
geſchichte, womit Schiller ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen in
Jena eröffnet hatte, erſchien im Novemberhefte des Deutſchen
Merkurs.

Die Ferien führten ihn endlich der heimlichen Braut
in die Arme nach Rudolſtadt; er bezog ſeine Wohnung in
Volkſtädt wieder, brachte Morgen und Nachmittage im
Lengefeld'ſchen Hauſe zu, arbeitete an ſeinen Vorleſungen,
an der Thalia, am Geiſterſeher, und durchſchweifte in Erin-
nerung und Hoffnung die herbſtliche Gegend, * nicht ſelten
von den Schweſtern und ebenſo oft von poetiſchen Stim-
mungen und Planen begleitet.

Das Ende Oktobers rief ihn nach Jena zurück, und
„Briefe, der Troſt getrennter Liebe, flogen wieder hin und
her.“ Sein Kopf war heiter; er ſpürte den Muth in ſich
um auszudauern. Aber allmählig fühlte er, in Beziehung
auf die alles Andre verſchlingende Hoffnung, auf ſeine Verei-
nigung mit Lotte, doch immer drückender das Ausſichtsloſe

* Hoffmeiſter ſetzt die Beſuche auf der Schwarzburg und in
Paulinzelle in dieſe Zeit. Es iſt nicht zu entſcheiden.

1789. ſeiner Lage. „Welcher böſe Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden," ruft er der Geliebten am 10. Nov. 1789 zu; „ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren, mir heilloſe Bekanntſchaften aufgebürdet, Verhältniſſe, die mir zuwider ſind! Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjutor geſetzt. Verſichert er beſtimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine jenaiſche Profeſſur nieder." Der Coadjutor, der berühmte Carl Theodor v. Dalberg, nachmals Primas und in der Napoleoniſchen Zeit Großherzog von Frankfurt, Bruder von Wolfgang Heribert, der edle Mäcen deutſcher Talente, ſcheint damals nur erſt unbeſtimmt von Schillers Unterſtützung geſprochen zu haben. Schiller dachte darum auch daran, im Preußiſchen etwas anzuſpinnen, oder nach Wien zu gehen, mit der Abſicht, dort etwas durchzuſetzen. „Wie traurig, daß man von Dingen außer ſich abhängt! Wenn ich mir denke, daß wir an mehr als Einem Platze mit dem, was ich durch meine Schriftſtellerei erwerbe, vortrefflich leben könnten!" Der Coadjutor, meint er, könnte ihm in Mannheim, bei der dortigen Akademie, oder in Heidelberg, ein Etabliſſement verſchaffen. „In Mannheim," ſagt er zu beiden Schweſtern gewendet, „würde ich Sie auch recht gern ſehen, es iſt ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erſt mit Freude betreten würde. Aber bei dieſem Mannheim fällt mir ein,

daß Sie mir doch manche Thorheit zu verzeihen haben, die 1789.
ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, beging, aber doch beging! Nicht ohne Beschämung würde ich Sie auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich als ein armer Thor, mit einer miserabeln Leidenschaft im Busen, herumgewandelt bin."

Das letzte Wort in dieser Stelle macht uns stutzen. Die ruhige Neigung zu Margaretha Schwan, die heiße, aber schuldlose Jugendliebe zu Lotte v. Wolzogen kann er doch nicht mit jenem ehrenrührigen Namen brandmarken. Welche Thorheiten hätte ihn auch diese oder jene Liebe begehen lassen? Offenbar spielt Schiller hier auf Verirrungen an, die uns unbekannt sind, die der Welt verschwiegen geblieben sind, und nur er selbst, der sittliche Mensch voll Wahrhaftigkeit, der Braut nicht verschweigen wollte.

An seinem Geburtstage, d. h. dem 10. November,* wo er alles dieses schrieb, hatte er sein erstes Collegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was ihm „doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegner, als der junge Professor; er retirirte sich gleich wieder."

---

* Schiller irrte mit Jedermann. Wir werden urkundlich in den Nachträgen zu dieser Schrift nachweisen, daß der 11. November sein Geburtstag war, nicht der 10te.

1789. Jenem drohten nun auch gar Händel mit dem akademiſchen Senate. Schiller war, ohne allen Gehalt, nicht als Profeſſor der Geſchichte, ſondern nur der Philoſophie berufen, was er bisher nicht gewußt hatte. Man hätte meinen ſollen, er ſey implicite auch jenes geweſen. Aber der Titular des erſtern Faches klagte, und der Pedell riß den Titel ſeiner Rede von dem Buchladen weg, wo er angeſchlagen war. „Welche Erbärmlichkeiten!“ ruft Schiller entrüſtet; aber er war doch entſchloſſen, ſo lächerlich ihm dieß Verhältniß war, ſich nicht zu viel geſchehen zu laſſen. Dieſe elende Zänkerei (die inzwiſchen beigelegt worden zu ſeyn ſcheint) verdarb dem Dichter Laune und Freude. Die ſtille, ruhige Seele ſeiner Braut wirkte übrigens wohlthätig auf die ſtürmiſchen und wechſelnden Vorſtellungen von ſeiner Lage; „ein Hauch der Liebe und Freude beſchwichtigte überhaupt in ſeinem Gemüthe alle widrigen Gefühle bald,“ und er hoffte das beſte auch für ſeine äußre Lage, von Lottchens und der Mutter Reiſe nach Weimar.

Der Herzog ſagte auch wirklich einen Jahresgehalt von 200 Reichsthalern für eine außerordentliche Profeſſur, ſo wie es die Umſtände erlaubten, mit vieler Bereitwilligkeit und auf eine Weiſe, die den Dichter innig rührte, zu; und nun wandte ſich Schiller mit einer edeln und offenen Erklärung an Frau v. Lengefeld, aus Jena vom 18. Dezember 1789, und legte das ganze Glück ſeines Lebens in ihre Hände. „Ich habe,“ ſagt er, „nichts zu fürchten als die

zärtliche Bekümmerniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird sie durch mich seyn, wenn Liebe sie glücklich machen kann. Und daß dieses ist, habe ich in Lottchens Herzen gelesen." 1789.

Bei dieser ganzen Verhandlung war eine edle Weimaranerin, Freundin beider Verlobten, Frau v. Stein, hülfreich. Durch sie erfuhr die Mutter, daß der Coadjutor, gut machend, was sein Bruder an Schiller gesündigt hatte, dem Dichter, sobald er Churfürst würde, einen Gehalt von 4000 fl. zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch seiner Zeit dabei überlassen wollte.

Die also beruhigte Mutter sagte zu, und der Vereinigung der Liebenden stand nichts mehr im Wege.

Die letzten Monate flossen dem Dichter in heiterer, hoffnungsvoller Sehnsucht dahin. Während des Weimarschen Aufenthaltes seiner Braut machte Schiller auch die erste, sogleich freundliche, doch vorerst nur vorübergehende Bekanntschaft Wilhelms v. Humboldt, an dessen zweite Begegnung im Jahr 1792 sich eins der innigsten Lebensverhältnisse knüpfte.* Humboldt führte Caroline v. D. heim, die Freundin der Lengefeld'schen Schwestern, welche sie nach Lauchstädt ins Bad begleitet hatten. Auch diese Verbindung hatte sich in Weimar entschieden. Durch die neue

* Hiernach ist aus Humboldts Briefwechsel mit Schiller S. 3 die Angabe der Fr. v. Wolz. II, 58 zu beschränken.

1789. Freundin hatte Schiller zuerſt die große Zuneigung des Coadjutors zu ihm erfahren, auf welche wir ihn ſchon früher und jetzt am meiſten bauen ſehen. Schiller nennt ſie Lottchens zweite Schweſter.

Von literariſchen Arbeiten legte unſer Freund damals großes Gewicht auf die Abhandlung vor den Memoiren über Völkerwanderung u. ſ. w., eine Arbeit, die ihm Anfangs nichts verſprach, unter der Feder aber ſich in einer glücklichen Stimmung des Geiſtes ſo veredelte, daß er noch nichts von dieſem Werthe gemacht, noch nie ſo viel Gehalt des Gedankens in einer ſo glücklichen Form vereinigt und nie dem Verſtande ſo ſchön durch die Einbildungskraft geholfen zu haben glaubte.*

Die Freunde waren in Hoffnung glückſelig und dachten ſich ſchon bei ihrem edeln Beſchützer Karl v. Dalberg in der ſchönen Gegend von Mainz ein herrliches Leben. Wilhelm v. Humboldt wollte ſich auch in der Nähe feſtſetzen und Caroline v. B. ſich oft mit den Freunden in Beſuchen vereinigen. Dalberg (kam er nach Weimar? war es in Erfurt?) hörte dieſen Träumen oft lächelnd zu, dann ſprach er mit verfinſterten Zügen: „Kinder, denkt euch nichts Gewiſſes! Ein Sturm kann das Alles umſtürzen!“ Der Staatsmann ahnte die Zerſtörung des Friedens und ſeiner Ausſichten.**

* Fr. v. Wolz. II, 39.

** A. a. O. II, 60.

In dieſem Winter wurde Kotzebue's Menſchenhaß und 1789.
Reue als Neuigkeit zuerſt in Weimar gegeben. Schiller kannte das große Publikum und prophezeite dem neuen Poeten viel Glück. Zu derſelben Zeit lernten die Freundinnen in Weimar auch den liebenswürdigen Dichter Salis kennen, deſſen Perſönlichkeit ganz mit ſeiner Poeſie im Einklang ſtand. So hat der Verfaſſer dieſer Biographie den hohen Greis auch noch an ſeinem Lebensabende gefunden (im Herbſt 1825), ernſt, gefühlvoll und doch kräftig, keine Spur von jener weibiſchen Schwäche und Charakterloſigkeit, welche Göthen von den Empfindſamen ſagen machte, daß er nie etwas auf ſie gehalten, und daß, kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen aus ihnen werden.

Salis brachte ein Schreiben Wolzogens aus Paris, das Schillers Ahnungen beſtätigte. Die Greuelſcenen hatten begonnen; die Freude der Schweſtern über den Sturm der Baſtille ward ſchrecklich niedergeſchlagen, und ſie mußten für die Exiſtenz ihres Freundes zittern.

Was ihnen in der Nähe wehe that, war, daß noch immer kein Verhältniß zwiſchen Schiller und Göthe entſtehen wollte, ſo wohlwollend der letztere in allen „realen" Beziehungen gegen jenen ſich zeigte.

Göthe ſelbſt hat ſich lange Zeit nach Schillers Tode ohne Rückhalt über ſein damaliges Verhältniß zu dem Dichter folgendermaßen ausgeſprochen: * „Nach meiner

* Morphologie I. Th., 1. Heft, S. 90 ff.

1789. Rückkehr aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgefallen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinses Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.* Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet, denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen....; das Rumoren aber im Vaterlande dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen eitel verloren zu sehen; die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt.... Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz

* Hiernach ist das frühere Citat aus dem Gedächtnisse zu berichtigen.

Moor eingeklemmt. Moritz bestärkte sich mit mir leiden- 1789.
schaftlich in diesen Gesinnungen. Ich vermied Schil-
lern, der, sich in Weimar aufhaltend in meiner Nachbar-
schaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war
nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche
von Personen, die ihm und mir nahe standen, lehnte
ich ab."

Sie kamen doch zusammen. Gut Ding brauchte lange Weile. —

Das neue Jahr, das dem Bräutigam den Hofraths- 1790.
titel aus Meiningen brachte, war erschienen, und am 20. Februar* 1790 wurde Schiller ganz in der Stille mit Charlotte v. Lengefeld in der Kirche von Wenigenjena durch den Pastor Schmidt getraut. Die Mutter war von Rudolstadt gekommen und freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele. Ehe Schiller kopulirt wurde, fragte ihn der Prediger, welches Formular er bei der Trauung gebrauchen sollte. „Das alte, das gewöhnliche" — erwiederte der Dichter — „mit dem Kraut und den Disteln auf dem Felde.** Meine Schwiegermutter wird dabei seyn,

---

* Schiller selbst giebt den 22. Febr. an. (Boas II, 455.)

** Zum fünften wollen wir auch hören das Kreuz, das Gott auf den ehelichen Stand gelegt hat. Also sprach Gott zum Weibe:.... Du sollt mit Schmerzen Kinder gebären.... Und zu Adam sprach er:..... Verflucht sey der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollt du dich darauf

1790. und der ist unstreitig das alte Formular das liebste.“ Gewiß versteckte sich hinter diese zarte Aufmerksamkeit das eigene Gefühl des Dichters, das in einem der heiligsten Augenblicke des Lebens über alle Erwerbnisse der Philosophie den Sieg davon trug, und in Einfalt sich zum Glauben der Väter flüchtete. —

In dem Augenblicke, wo Schiller mit seiner Braut an den Altar tritt, vergegenwärtigen wir uns seine Gestalt, geleitet von der vertrauten Freundin, welche die Promnestria dieses Bundes war und dem geliebten Schwager auch damals zur Seite stand. Sie schildert ihn am Schlusse ihrer Biographie in folgenden Worten:*

„Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, mit etwas militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst die Schüchternheit wohl anstand. Der wohl gerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse; die hohe, weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös.

---

nähren dein Leben lang. Dorn und Distel soll er dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Alte lutherische Agende.

* Fr. v. Wolz. II, 290 ff.

Die Farbe ſeiner Augen war unentſchieden zwiſchen blau 1790.
und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorſtehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich ſtarken Augenbraunen, warf nur ſelten und im Geſpräche belebt, Lichtfunken; ſonſt ſchien er, in ruhigem Schauen, mehr ins eigne Innre gekehrt, als auf die äußern Gegenſtände gerichtet, doch drang er, wenn er auf andre fiel, tief ins Herz. Seine Naſe war gebogen und ziemlich groß, ein etwas unſanfter Uebergang an der Spitze ſichtbar; ſein Haar, lang und fein, fiel ins Röthliche; die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht; das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, ſtärker als die obere, zeigte beſonders das Spiel ſeiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war ſehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in ſeinem lauten Lachen, das ſich verbergen zu wollen ſchien, lag etwas rein Kindliches. Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff ſie, wenn er ſelbſt gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom ſchwäbiſchen Dialekt hat er immer beibehalten. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachläßiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt feſter. Seine Kleider waren einfach, aber gewählt, beſonders viel hielt er auf feine Wäſche. Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, ſeit er, was frühe geſchah, auf ſich zu achten anfing, zuwider."

Philoſophiſche Fortbildung.

1785 bis 1789. Ehe wir den dreißigjährigen Dichter ins häusliche Leben begleiten, ſey abermals ein Blick in ſein Inneres geworfen, wo die produktive, die eigentliche Dichterkraft in dieſer Periode zu ruhen ſchien,* und das ſpekulative Denken in voller Thätigkeit war. Daß er ganz auf dem Wege nach der kritiſchen Philoſophie ſich befand, haben wir aus einzelnen ſeiner Aeußerungen, aus Stellen ſeiner Werke hinlänglich geſehen. Hier und da, wo ſich ſein Geiſt ſelbſt im Denken als Erfinder zeigte, überſprang wohl auch ein Ideenblitz die Stadien dieſer Bildung, und die Ahnung des Schülers eilte ſelbſt dem ſyſtematiſchen Gange des Meiſters voraus. Solche Fulgurationen ſeines Geiſtes hat ſowohl Hoffmeiſter in ſeinem Werke, als auch der Verfaſſer dieſer Schrift herausgefunden und hervorgehoben. Wenn man aber darum den Dichter als Denker, nicht in der Potenz, ſondern in der Wirklichkeit ſeiner Leiſtungen, zum Meiſter ſtatt zum Lehrling machen, und Kant, dem Philoſophen,

---

* Wie wenige Gedichte ſeit dem Don Carlos bis 1789 entſtanden, iſt geſagt worden. Von 1790 bis 1794 wurde vollends kein einziges Originalgedicht fertig, und nur die Ueberſetzungen aus Virgil fallen in dieſe Zeit. Vergl. Körners Nachrichten von Schillers Leben. In Schillers Werken, Ausg. von 1830. S. 1296, a.

als ebenbürtig zugeſellen wollte, ſo würde man mit der Wahrheit zugleich ſeinem Genius Unrecht thun. Denn wenn ihn die Natur ſo ganz und entſchieden zum Denker beſtimmt gehabt hätte, ſo würde ſie ſelbſt es nimmermehr zugelaſſen haben, daß ihr Werk in einen ganzen Dichter umgeprägt worden wäre, der Denker hätte in ihm dem Poeten nicht dienen dürfen, er hätte geherrſcht, und dieſer wäre zum Halbdichter herabgeſunken. Auch hätte, wie wir im erſten Buche dieſer Biographie zu zeigen verſucht haben, ein ganz andrer Bildungsgang dazu gehört, Schiller zum leitenden Denker ſeiner Zeit zu machen. Wie es nun ſteht, hat ſein genialer Wille die herrlichſte Poeſie der bedrohlichen Denkkraft glücklich abgetrotzt. Ueberhaupt aber iſt es offenbar, daß Schiller, ſeit er mit den Schriften Kants, dermalen nur durch Belehrung von Freunden, bekannt wurde, in ſeiner Vernunftbildung ſtreng der zeitlichen und geſchichtlichen Entwicklung dieſes Syſtems gefolgt iſt. Von allen jenen blendenden Ideen Raphaels, vom philoſophiſchen Geſpräche des Prinzen im Geiſterſeher, von den brieflichen Gedankenäußerungen über philoſophiſche Gegenſtände, von den ſpekulativen Epiſoden und Einkleidungen der hiſtoriſchen Arbeiten endlich — gehört die ſchöne und zweckmäßige Verarbeitung und der Glanz der Darſtellung unſrem Dichter, der Ideengehalt aber, einige vorwitzige Blicke des Genies ausgenommen, dem Schöpfer der kritiſchen Philoſophie. Dieſe Behauptung wird Jeder bekräftigen, der

1785 bis 1789.

1785 bis 1789. Kants drei Kritiken durchſtudirt hat. Auch war jener lächerliche Hochmuth, in welchem ſich je der ſchwächere Schüler gebärdet, als wäre er der Erfinder des Syſtems, welches nach zu denken ihm endlich gelungen iſt, von niemand ferner, als von dem beſcheidenen und einſichtigen Schiller, ſelbſt als er ſich längſt unmittelbar an Kants Schriften gewendet hatte.

Man hat über den Nachtheil, welchen Schillers Dichtergeiſte die Kant'ſche Philoſophie gebracht, viel geſprochen, und Göthe hat ein offnes und wahres Wort darüber hinterlaſſen, auf das auch wir kommen müſſen. Einen Vortheil aber hat, außer den unermeßlichen Dienſten, welche ſeinem Dichtergenius viel ſpäter die Kritik der Urtheilskraft geleiſtet, ſchon die Kritik der reinen Vernunft, deren Inhalt auch ungeleſen für ihn längſt transſpirirt hatte, ſeinem dichteriſchen Wirken gebracht: die entfernte Kunde von derſelben hat ihn von dem traurigen, freiheitlähmenden Egoismus der Spinoziſtiſchen Anſicht, wie wir oben geſehen, befreit, und er hätte ohne dieſes Correktiv ſicherlich den Don Carlos zu dichten nicht vermocht, ſein Geiſt hätte ſich nie zur Begeiſterung eines Poſa entzündet, deſſen Beredtſamkeit an alle Nationen ſpricht, man mag äſthetiſche Skrupel wider ihn haben, welche man will.

Nicht ſo glücklich wirkte die erſte Bekanntſchaft mit der kritiſchen Philoſophie auf ſeine religiöſen Ueber-

zeugungen.* Hier trat an die Stelle der Myſtik des Un- 1785 bis
glaubens, welcher ſich die idealeren Anhänger Spinozas von 1789.
jeher in die Arme geworfen haben, eine nüchterne Spekulation des Zweifels, welche die höchſten Bedürfniſſe unſres Weſens bald mit Begierde ergriff, bald, und noch öfter mit Widerwillen zurückſtieß. Aus einer ſolchen Richtung erklären ſich ſeine widerſprechenden Aeußerungen über Gott und Unſterblichkeit.

Dieſer Widerſpruch iſt hauptſächlich an Kants Kritik der reinen Vernunft, oder vielmehr an der Ahnung davon, großgezogen worden; ihr Wiederhall läßt ſich in der Antwort Raphaels an Julius, im Geſpräche des Prinzen, in den Göttern Griechenlands, in einigen Stellen der Künſtler, und in einzelnen vertraulichen Aeußerungen des Privatlebens vernehmen. Der Zweifel mildert ſich, ja er verſchwindet theilweiſe, ſo wie Schiller, wieder anfangs nur durch Andre, mit der Kritik der praktiſchen Vernunft bekannt wird, in welcher der große Vernunftzauberer, wie ſchon oft bemerkt worden, durch eine Hinterthüre den alten

---

* Da der Verf. über dieſe ſich anderswo verbreiten wird, ſo ſollen ſie in dieſer Schrift auch forthin nur berührt werden, ſo weit es für eine Biographie unumgänglich nothwendig iſt. Ueberdieß giebt die Schrift „Schiller im Verhältniß zum Chriſtenthum von Rudolph Binder“ (2 Bde. Stuttg. Metzler 1839) eine treffliche Ueberſicht über den Gegenſtand.

1785 bis 1789. Glauben wieder hereinlockte, den er durch das Hauptthor seines Systems hinausgewiesen hatte.

Die Kritik der reinen Vernunft war im Jahre 1781 erschienen und zu Schillers entfernterer Kenntniß etwa im Jahre 1785 gekommen. Mit ihr nahm der Materialismus, so wie das System der absoluten Immanenz, Abschied von seinem Geiste. Hoffnung, vom Zweifel geschlagen, beherrschte seitdem seine Seele; aber mit der andern Kritik, die 1787 erschien und 1789 ganz gewiß von Schiller dem Inhalte nach gekannt war, gewann die Hoffnung wieder die Oberhand. Und als, ohne Zweifel in den ersten Monaten dieses letztern Jahrs, eine junge Frau zu Weimar, die in den Kreis seiner näheren Bekannten gehört haben muß, ihren Gatten im ersten Jahre einer glücklichen Ehe durch den Tod verloren, sprach Schiller in einem zu ihrem Trost verfaßten Gedichte, das dessen ästhetischer Gehalt von der Sammlung seiner lyrischen Gedichte ausschloß, das uns aber für den Gang seiner Ueberzeugung von unschätzbarem Werthe ist, in glühenden Worten, wie folgt: *

---

* Boas I, 80—82. Ist das Gedicht auch ächt? Ist es, falls es wirklich von Schiller herrührt, nicht zum Theil ursprünglich ein Brouillon aus der Akademie, in der Noth von ihm hervorgesucht? Denn wie sollte der Sänger der „Künstler" so kunstlos im Jahr 1789 geverselt haben?

März 1840.

Geiſter können nicht wie Staub vergehn, 1785 bis
Nein! du wirſt den Gatten wiederſehn. 1789.

Jammre nicht, daß jener Leib vermodert,
Staub wird Staub, der Himmelsfunke lodert
Aus der Aſche, wo er ſich verlor,
Herrlicher zur Flamme bald empor.

Oder wären dieſe heißen Thränen
Nach Unſterblichkeit, dieß bange Sehnen,
Dieſes ew'ge Streben der Natur,
Fortzudauern, Traum und Täuſchung nur?

Kein Atomenſtäubchen geht verloren,
Wird im Kreislauf immer neu geboren,
Und mein Geiſt, ein Strahl des ew'gen Lichts,
Sollt' erlöſchen? würd' auf ewig — Nichts?

Und der Frevler dürfte ohn' Erröthen
Frech den Biedermann mit Füßen treten?
Beide würden der Verweſung Raub,
Wären gleich vor Gott, wie Staub und Staub?

Und der Wunſch, in ſeligen Gefilden
Meines Geiſtes Kräfte auszubilden,
Wär' ein Traum? — Nein! ſo giebts keinen Gott,
So iſt Weisheit Wahnſinn, Unſchuld Spott.

Alsdann flucht der Dichter dem Tag, wo ein ſchadenfrohes Weſen ihn auf die Welt, den Schauplatz des Jammers, rief, wo dem Weiſen

Oft im Lenz des Todes Feſſel klirrt,
Und der Böſewicht zum Greiſe wird;

1785 bis 1789.

Einer Welt, wo ſich auf allen Gängen
Todesbilder mir entgegendrängen,
Einer Welt, wo jede Spanne Land
Ein Geſchöpf begräbt, das einſt empfand.

Wie viel Weſen lebten, litten, rangen,
Starben, ſeit die Welt hervorgegangen?
Jedes Stäubchen, o wie fürchterlich!
War einſt Nerve, zitterte, wie ich

Vor Vernichtung — und der Schöpfer hörte
Des Geſchöpfes Jammer, und zerſtörte
Es auf ewig? — nein, ſo iſt kein Gott,
So iſt Glaube Wahnſinn, Tugend Spott.

Ja, befriedigen wird Gott dieß Sehnen,
Ja, es kommt ein Tag, wo alle Thränen
Unſer Vater, der ſie zählt, vergilt,
Wo die Nacht des Schickſals ſich enthüllt.
— — — — — — — —

Wir dürfen glauben, daß, wenn dieſes Lied wirklich von Schiller herrührt,* wofür beſonders die vierte und fünfte Strophe ſammt der ſechsten zu ſprechen ſcheinen, von welchen die eine ihren Urſprung aus Raphaels Briefen, und die andre ihn aus Kants praktiſcher Vernunft zu verrathen ſcheint, es

* Wiederholte Zweifel drängen ſich uns gegen das Ende des Liedes auf, wo die Auferſtehung des Fleiſches geſchildert wird, eine dem Dichter wohl ſchon vor 1781 fremde Vorſtellung. März 1840.

auch den Ausdruck seiner Ueberzeugung, wie sie sich damals gebildet hatte, enthält. Es war noch nicht die Zeit, wo ein ehrlicher Mann von „verschiedenen Standpunkten aus“ heute so und morgen anders sprechen konnte: dieß hieß damals noch heucheln; nicht die Zeit, wo man andre trösten zu dürfen meinte mit Gründen, an die man selbst nicht glaubte: dieß hieß täuschen. Der Lehrdichter haftete in jener Zeit noch für die subjektive Wahrheit dessen, was er singend predigte. — 1785 bis 1789.

So hätte denn dem Dichter seinen Schöpfer und seine Unsterblichkeit, die ihm Spinoza ganz genommen und die Kritik der reinen Vernunft nur gezeigt hatte, damit er wieder daran zweifelte, der moralische Beweis der praktischen Vernunft für diese Periode seines Denkens ganz zurückgegeben.

Die Kritik der Urtheilskraft, die den Denker zwar erst ganz zu Kant, aber auch zuerst wieder, wenn gleich sehr langsam, auf die Bahnen des Dichters leitete, war im Jahre 1789 noch nicht erschienen.

Häusliches Leben und Beruf in Jena.

„Es lebt sich doch ganz anders,“ schrieb Schiller an seinen Freund Körner in den ersten Monaten nach seiner Heirath, „an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die 1790.

1790. ſchöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſichs wieder in meiner Bruſt. Mein Daſeyn iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin.... Ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück."

Auch mit dem äußern Leben ſöhnte er ſich aus. „Ich lebe die glücklichſten Tage," ſagt er ſeinem Vater (10. März 1790), „und noch nie war mir ſo wohl wie jetzt in meinem häuslichen Kreiſe. Unſere ökonomiſche Einrichtung iſt über alle meine Wünſche gut ausgefallen, und die Ordnung, der Anſtand, den ich um mich herum erblicke, dient ſehr dazu, meinen Geiſt aufzuheitern.... Meine Frau iſt ganz eingerichtet zu mir gekommen, und Alles, was zur Haushaltung gehört, hat meine Schwiegermutter gegeben." * In Jena gewährte dem jungen Paare das Griesbach'ſche und Paulus'ſche Haus, das letztere auch durch den Geſang der Frau, eine anmuthige Unterhaltung, und der muſikaliſche Schiller wurde durch das Lied von Gluck: „einen Bach, der fließt," in die angenehmſten Phantaſieen verſetzt. Auch mit Schütz und Hufeland ſtand er in freundlichem, mit Reinhold damals noch in genauem Verhältniß; der letztere brachte ihm Kant immer näher. Wanderungen in die liebliche Gegend und Reiſen nach Rudolſtadt brachten

* Boas II, 455 f.

Wechſel und Heiterkeit in das Leben dieſes glücklichen Jahres. Lottchen bereitete ihm den Thee, und hörte ihn dazu im anſtoßenden Auditorium leſen, als er eben ſeine Vorleſung über die Tragödie (den Oedipus zu Kolonos) begann. „Ich finde gar viel Vergnügen an dieſer Arbeit," erzählt er der Schwägerin am 15. Mai 1790, „ich entdecke viele Erfahrungen, die die Ausübung der tragiſchen Kunſt mir verſchafft hat, und von denen ich ſelbſt nicht wußte, daß ich ſie hatte. Zu dieſen ſuche ich den philoſophiſchen Grund, und ſo ordnen ſie ſich unvermerkt in ein lichtvolles zuſammenhängendes Ganze, das mir viel Freude verſpricht." Die zu dem Ende geleſene Poetik des Ariſtoteles, ſtatt ihn niederzuſchlagen und einzuengen, ſtärkte und erleichterte ihn: „Er dringt mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit auf das Weſen, und über die äußern Dinge iſt er ſo lax als man ſeyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieſer von ſich ſelbſt fordern, wenn er irgend weiß, was er will.... Man merkt ihm an, daß er aus einer ſehr reichen Erfahrung und Anſchauung herausſpricht, und eine ungeheure Menge tragiſcher Vorſtellungen vor ſich hatte. Auch iſt in ſeinem Buche abſolut nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es iſt Alles empiriſch; aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muſter, die er vor Augen hat, giebt ſeinen Ausſprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Geſetzen." 1790.

1790. Beim Leſen der Quellen zu ſeinem „dreißigjährigen Kriege" ſtritten ſich zwei Ideen, die zu einem Drama über Wallenſteins Abfall und Tod, und die zu einem Epos Guſtav Adolph in des Dichters Seele. Den ſpäten aber herrlichen Sieg des erſtern fährt die Welt noch fort zu feiern. Wäre Schiller geſund geblieben, ſo würde die Ausführung wohl früher zu Stande gekommen ſeyn.

1790 bis 1793. Die Liebe ließ Schillern vergeſſen, daß mit der Hoheit ſeines Innern ſo manche literariſche und amtliche Umgebungen in Jena, glänzende Ausnahmen, zu welchen auch er ſelbſt gehörte, abgerechnet, ſo wie ſeine eigene ökonomiſche Lage in ſchneidendem Contraſte ſtanden. Beides hat uns ein Landsmann, der damals einen jungen Adeligen zu Jena überwachte, ein ſcharfer Beobachter und geiſtvoller Darſteller, von dem nur nicht zu vergeſſen iſt, daß er den Schatten vor dem Lichte ſah und ſchilderte, in ſehr beſtimmten Umriſſen gezeichnet. *

„Eine größere Verſchiedenheit," bemerkt dieſer, „in Manier, Kleidung, wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Cultur wird ſchwerlich in London und Paris angetroffen werden, als [damals] in Jena. Vom Wilden in Sitte und Unreinlichkeit bis zur widerlichen Ueberfeinerung in Sitten

* Morgenbl. 1837. Nr. 84 ff. Der Verf. iſt unzweifelhaft Ludw. Fried. Göritz, geb. zu Stuttgart den 29. März 1764, geſt. um 1825 als Decan und Stadtpfarrer zu Aalen.

und Kleidung, von der beſchränkteſten Anſicht der Wiſſen- 1790 bis
ſchaften bis zur edelſten Ueberſicht und zur heiterſten An- 1793.
ſicht traf man alle Mittelſtufen, gleichſam als ewige For-
men, als Repräſentanten in Jena an."

Dann malt er uns einige Porträts von Collegen, welche um Schiller auf dieſer Univerſität herumliefen: der ausgehungerte Doctor Legens der Mathematik a Gerstenbergh, in unreinlichen Lumpen auf ſeinem Adel als Steckenpferde reitend, dann von den Studenten aus Barmherzigkeit in ein Gallakleid geſteckt, das ihm wieder vom Leibe faulte, bis die weißſeidenen Strümpfe mit ſchwarzen wollenen zerlöcherten vertauſcht waren, und er im Federhut und betreßten Scharlachrock, einen ſchwarzen Strumpf um den Hals, und ein zerriſſenes ſchmutziges Hemd auf dem Leib, einherging; — der Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät, Haller, der orientaliſche Sprachen docirte und an eine Aufwärterin verheirathet war, der gedrückteſte Knirps unter der Sonne, von unerſchöpflicher Hiobsgeduld, im abgeſchabenen, weißen altgeſchnittenen Rock, wo das Hemd im Nacken hervorſah; die ſchwarzrothe Weſte den bedenklichen Zuſtand der ſchwarzzeugenen Beinkleider und die kurzen Schenkel zur Hälfte bedeckend; das ſchwarze Borſtenhaar in eine Vergette geſchnitten und zur Höhe gekehrt, hinten in den Haarbeutel gefaßt; ein Quaſtenſtock, der, in der Mitte mit der Hand gefaßt, ihm bis über die Naſe ging; in Schuhen, die, um einen Zoll zu lang, mit den Zehen gehalten, ſpazieren

1790 bis 1793 rutschend, und, wenn er grüßte, den Hut an sich hinunterziehend, daß er auf den Bauch zu liegen kam; — ein anderer Professor, ein Titular-Geheimrath und gelehrter Arzt, von der Frau aus Eifersucht auf Haus und Garten confinirt, selbst von der Kirche abgehalten und in die Bibliothek, die zugleich Speisekammer und schmutzige Kinderstube war, eingesperrt; — wieder ein Docent, der sich erbot, Vorlesungen über Kants Kritik zu halten, wenn ihm jemand das Buch leihen wolle; — ein anderer, der ankündigen wollte gratis leget und schrieb: frustra leget. —

Aus allen Theilen Deutschlands, fährt er fort, waren Professoren mit ihren Frauen in Jena versammelt, und auf diese Weise allerlei Provinzialsitten mit dem feinen Ton verschmolzen. Der Landsmann Schillers hatte des Morgens erwachsene Töchter mit großen Stücken Brod in der Hand angetroffen, da wo er Abends von einem Bedienten mit kreuzweis gelegten Wachslichtern die Treppe hinunter begleitet wurde.

Wir können es nur bedauern, daß der Schilderer, bei seiner genauen und feinen Beobachtungsgabe, uns nicht auch die edlen Persönlichkeiten eines Griesbach, Hufeland, Paulus, Gros und anderer, unsrem Schiller befreundeten oder verwandten Naturen vorgeführt hat.

Indessen macht er uns von Schillers amtlicher Haltung die würdigste Beschreibung. Die wenige Zeit, in welcher dieser öffentliche Vorlesungen über die Geschichte hielt,

wurde er von den Studenten, die, ſelbſt die roheren, ein tieferes Gefühl für das Beſſere hatten, als man gewöhnlich glaubt — „weil viele Menſchen erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft ſchlecht und gemein werden“ — vortheilhaft ausgezeichnet. Während ſonſt die böotiſche Sitte herrſchte, den Profeſſor beim Anfang eines Curſus mit allgemeinem Stampfen zu empfangen und zu entlaſſen, unterblieb dieſes pöbelhafte Zeichen des Beifalls bei ſeinem Ein- und Austritte ganz. Und dieſe Achtung hatte ſich Schiller nicht durch ſervile Nachgiebigkeit gegen die Studioſen erworben. Als über einen Kuß, den ſich ein angetrunkener Student vor einem Gaſthofe von einer jungen liebenswürdigen Gräfin, die auf ihren Gatten im Wagen wartete, ziemlich graziös erbat, ohne ihn zu erhalten, dieſer relegirt wurde, und darüber bei der nächſten Gelegenheit ein wilder Burſchenaufruhr losbrach, ſtürmte eine trunkene und exaltirte Schaar das Haus des Prorektors Ulrich. Es erſchienen Fußjäger und Huſaren zu Jena, und die Burſchen zogen in corpore aus. Als ſie darauf um Amneſtie und Erlaubniß zur Rückkehr baten, wurde im akademiſchen Senate darüber deliberirt, ob man den Studenten entgegengehen und ſie empfangen ſolle. Dagegen war Schiller durchaus, wollte das Anſehen und die Würde des akademiſchen Senats ſtreng behauptet und nichts den Studenten nachgegeben wiſſen. Aber der Eigennutz der Profeſſoren, deren Collegia ſtark beſucht wurden, ſiegte: 1790 bis 1793.

1790 bis 1793. der ehrwürdige Dr. Döderlein, an der Spitze mehrerer Professoren, ging den Burschen entgegen, und sämmtliche Bürgerschaft holte sie zu Roß und zu Fuß ein.*

Im Jahre 1791 hielt Schiller auch Vorträge über die Geschichte der europäischen Staaten und der Kreuzzüge, und hatte hier den berühmten Creuzer zum Schüler. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen aus, aber das rhetorische Pathos vermochte nicht ganz, die Lücken der Kenntnisse zu verhüllen.

Von des Dichters Privatleben entwirft uns der Berichterstatter aus Schwaben ein sehr bescheidenes Bild. Die Unbefangenheit und Frugalität in Hinsicht auf Essen und Trinken ging in seinen Augen oft sehr weit. Einst hatte der Dichter Besuch von dem nachmaligen General und Adjutanten des Königs von Sachsen, dem damaligen Gardehauptmann v. Funck (dem Geschichtschreiber Kaisers Friedrich II.). Schiller lud im Garten des Erzählers, wo eben Kegelschieben war, den Fremden zum Abendessen ein. Der Hofmeister und sein Eleve hatten die Kost bei Schiller, wußten aber von der Einladung nichts. Da wurden ein paar ungleiche alte Tische zusammengestellt, ein Tischtuch

---

* Relata refero. Vielleicht veranlaßt die Aufnahme dieser Erzählung in unser Buch eine erwünschte Reklamation. Daß Schiller als außerordentlicher Professor (er erhielt das Ordinariat erst im März 1798) im Senate gesessen haben soll, ist etwas verdächtig.

darüber geworfen, und es erſchien ein Stück Fleiſch mit ein wenig Salat als die ganze Gaſtmahlzeit, und dabei war Jedermann ganz unbefangen, unerachtet es ſogar an hinlänglichem Geſchirr und an Servietten fehlte. 1790 bis 1793.

Wem ſollte der größte Dramendichter, wem der Lehrer Deutſchlands bei dieſem Mahle nicht ſo ehrwürdig erſcheinen, als der Diktator Curius Dentatus bei ſeinen Rüben? Er bildet freilich einen Contraſt gegen unſre neueſte Zeit, wo nicht ſelten ein junger Mann einen Rang unter den literariſchen Notabilitäten einzunehmen glaubt, ſobald er ſich auch nur dem Rocke nach als Faſhionable herausgeputzt hat.

Das ſcharfe Auge dieſes Beobachters haftete auf unſrem Schiller mit einem ſehr nüchternen Blicke, und derſelbe erzählt ohne Schonung von den in Wahrheit unbedeutenden Schwächen des jungen Ehepaares. „Eine ſinnliche und nach ſinnlichen Freuden haſchende, Zerſtreuung liebende Gattin," ſagt der Haus- und Tiſchgenoſſe aus jener Zeit, „hätte nicht für Schiller getaugt. Er ſchien mir oft ein zu ſtrenger und unbilliger Richter ihrer Handlungen zu ſeyn." Aber ſelbſt die von ihm ſo ſanft und demüthig geſchilderte Hausfrau entgeht der bittern Lauge ſeiner Bemerkungen nicht ganz. Da wir im Leben unſres Dichters, der Natur der Sache nach, faſt immer, wo er nicht ſelbſt unſer Gewährsmann iſt, aus begeiſterten Lobrednern oder doch aus den Quellen befreundeter Zeugen, deren Liebe alles zu

1790 bis 1793. glauben, zu dulden und zu vertragen geneigt seyn muß, zu schöpfen haben, so dürfte uns der Blick des Luchses als Zuschauer und der kühle Verstand als Referent auch einmal willkommen seyn. Dennoch können wir uns nicht entschließen, von seinen Mittheilungen in der vorliegenden Beziehung Gebrauch zu machen, obwohl andre Biographen es gethan haben. Theils betreffen jene Anekdoten gar zu nichtige Dinge, theils lassen sich die einzelnen Angaben gerade da, wo die Zeitbestimmung von Wichtigkeit wäre, nirgends mit Sicherheit einreihen, da Göritz sechs Jahre lang in Jena war; theils endlich wird ihre Genauigkeit von gewichtigen Augenzeugen, deren Briefe an den Erzähler dieses Lebens gerichtet, vor ihm liegen, sehr entschieden angefochten.

Wie glücklich im Wesentlichen Schillers innere Lage war, haben wir oben gesehen; * auch die äußere gestaltete sich durch erwünschte Ereignisse noch besser, als die Seinigen zu hoffen gewagt hatten. Die Herausgabe der „Memoiren" und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm eine für seine Bedürfnisse hinlängliche Einnahme. Dabei blieb ihm Zeit zu Recensionen für die Allg. Lit. Zeitung, zu der er seit 1787 Beiträge lieferte. Dann hatte ihn der Buchhändler Göschen, ein edler und uneigennütziger Mann, auf-

* Ueber das Glück seiner Gattin höre man diese selbst bei Boas II, 459.

gefordert, eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges für einen hiſtoriſchen Almanach zu ſchreiben; einen deutſchen Plutarch, der jedoch nie verwirklicht wurde, behielt er den folgenden Jahren auf. 1790 bis 1793.

In einem gar traulichen Briefe an ſeinen Vater gibt Schiller dieſem Rechenſchaft von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit (29. Dec. 1790): „Ich habe, ſchreibt er, freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth, und der Himmel ſegnet ſie. Die Niederländiſche Geſchichte kann ſo ſchnell nicht fortgeſetzt werden, weil andere Arbeiten dazwiſchen kamen, aber ſo viel ſpäter ſie erſcheint, ſo viel reifer und vollendeter ſoll ſie werden."

„Es iſt mir überaus lieb, daß mein hiſtoriſcher Kalender in Schwaben ſehr verbreitet wird. Eine Reputation im hiſtoriſchen Fach iſt mir des Herzogs wegen nicht gleichgültig. Auch vor ſeine Ohren muß es endlich kommen, daß ich ihm im Auslande keine Schande mache, und wenn er dadurch zu einer beſſern Geſinnung von mir wird vorbereitet ſeyn, dann iſt es Zeit, daß ich mich ſelbſt an ihn wende."

Seine Einnahmen waren in dieſer Zeit anſehnlich, denn ſeit 1789 erhielt er, wie ein früherer Brief vom 4. Febr. 1790 dem Vater gelegentlich meldet, für wichtige Arbeiten nicht unter drei Louisd'or vom Bogen.

Im September des Jahrs 1790 richtete ſich Schiller in reinen Geiſtesangelegenheiten an den Coadjutor und

1790 bis 1793. erhielt (Mainz vom 11. Sept.) die Antwort: „Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schillers allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sey mir erlaubt der stille Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: wie kann ich der Menschheit am nützlichsten seyn? Dies Forschen, dünkt mich, führt am sichersten auf den Weg zur Unsterblichkeit und lohnt mit himmlischem Bewußtseyn."

Schiller war über die äußerlich teleologische Wirksamkeit, wie wir gesehen haben, damals schon vermöge seines philosophischen Systemes als Dichter und Schriftsteller so hinaus, die Kunst war ihm schon so sehr Selbstzweck geworden, daß ihm eine so vage Antwort, voll der edelsten Absicht, unmöglich genügen konnte. Er wiederholte also seine Frage, wie es scheint, bestimmter, und erhielt von dem Gönner (Erfurt 2. Nov.) Andeutungen über den Beruf des Geschichtschreibers, so weit er mit dem dramatischen Dichter zusammenfällt oder von ihm divergirt. Dem erstern wird darin der aufmerkende, prüfende, sammelnde Forschungsgeist, dem letztern der Genius der höchsten lebendigen Darstellung vindicirt. „Nur darin treffen beide mit allen Geisteswerkmeistern überein, daß jeder seinen eigenen Brennpunkt haben muß, durch den er seinem Werke Einheit gibt und die Theile in ein Ganzes schmelzt." Schiller vereinigt nach Dalbergs Ueberzeugung beides, Bildungskraft und die Ausdauer des Fleißes. Doch wünschte er,

daß derselbe „in ganzer Fülle dasjenige leiste und wirke, was nur Er leisten kann, und das ist das Drama.“* 1790 bis 1793.

Schillers historische Schriften.

Die Beurtheilung der Leistungen des großen National-schriftstellers in diesem Fache verbietet selbst in der kürzesten Skizzirung der Umfang dieser Blätter, und außerdem hält sich der Verfasser, der wohl in ästhetischer und in allgemeiner Beziehung sich ein bescheidenes Wort erlauben darf, nicht für berechtigt, ohne tiefere Studien in der Geschichte und Einsicht in das Wesen der Geschichtsforschung, auch nur ein flüchtiges Urtheil zu fällen. Er verweist daher seine Leser, was einen Ueberblick über Schillers historische Produktionen betrifft, von der präludirenden, nach Ludwig Tiecks vollgültigem Urtheile vortrefflichen geschichtlichen Novelle: „Der Verbrecher aus verlorner Ehre,“ wozu Schiller schon in Mannheim den vaterländischen Stoff aus seines Lehrers Abel** Munde aufnahm und verarbeitete, bis zu den 1787 bis 1796.

---

* Fr. von Wolz. II, 54 — 57.

** Joh. Friedr. v. Abel, zu Vaihingen im Württemb. am 9. Mai 1751 geboren, wurde Professor an der Karlsakademie 1772, zu Tübingen 1790, Prälat, Generalsuperintendent und Vorsteher des theol. Seminars zu Schönthal 1812; starb zu Stuttgart 1829.

1787 bis 1796. Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville, auf Hoffmeisters gründliche Analyse und auf dessen Endurtheil, welches er weder zu bekämpfen noch zu bekräftigen wagt. *

---

* Hoffmeister II, 155 — 224. Diese Werke sind (außer der von Hoffmeister beurtheilten histor. Novelle): die Abhandlung: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ November 1789. „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde,“ veranlaßt durch Kants „muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte.“ Im 11ten Hefte der Thalia, 1790. „Die Sendung Moses“ im 10ten Hefte der Thalia nach einer Schrift von Dr. Decius ausgearbeitet. „Die Gesetzgebung des Lykurgus“ im 11ten Heft. Universalhistorische Zeitgemälde zu der von Schiller mit verschiedenen Mitarbeitern veranstalteten allgemeinen Memoirensammlung nach Art der in London damals erscheinenden Sammlung der sich auf die französische Geschichte beziehenden Memoiren (Jena 1790 — 1806, 33 Bände; anfangs war Schiller dabei allein, vom vierten Bande der ersten, und vom dritten der zweiten Abtheilung an verband er sich mit Woltmann, Paulus und andern; seit 1796 hatte er gar keinen Antheil mehr daran). Die in Abhandlungen beigegebenen Zeitgemälde sind folgende; 1) Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. 2) Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges, Fragment geblieben, „wegen der damaligen Krankheit ihres Verfassers.“ [War Schiller im J. 1789 wirklich krank? Hoffm.] 3) Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. Diese drei Stücke

Was wohl am unangefochtensten in diesem Urtheile bleiben wird, ist die Bemerkung, daß Schillers historischer Standpunkt, wie sein poetischer, der allgemein menschliche, 1787 bis 1796.

---

führten die erste Abtheilung der Memoiren (Mittelalter) ein; die acht ersten Bände der zweiten Abtheilung (Memoiren der neuern Zeit) wurden eingeführt durch 4) die Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Carls IX.

„Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von N. M. bearbeitet." (1792.) Von den beiden großen Productionen fällt die unvollendete „Geschichte des Abfalls der Niederlande" [warum unvollendet? Hoffm. II, 157 f.] in die Jahre 1787 und 1788 [der erste und einzige Band erschien zu Leipzig 1788; umgearbeitet ebend. 1801]; die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" in das J. 1790 [zuerst als historischer Kalender für Damen herausgegeben auf das Jahr 1791, dann Leipzig 1790—92 drei Theile; verbessert 1802.]

Schon im Jahr 1787 hatte er, in Verbindung mit mehrern Schriftstellern von der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" den ersten Theil herausgegeben, der nur wenig von Schiller enthält.

Schillers letzte historische Arbeit sind die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville," die er im Jahr 1797 ausarbeitete, um die Horen in der Noth flott zu machen. Auf sie besonders bezieht sich mithin eine der obigen Bemerkungen Humboldts.

Diese Notizen sind sämmtlich aus Hoffmeister ausgezogen, und aus Döring ergänzt.

1787 bis 1796. daß Menſchenfreiheit, Menſchenwürde, Menſchenrecht die herrſchenden Ideen ſeiner Geſchichtsdarſtellung ſeyen, denen als ſein zweites Princip die Humanität zur Seite geſtellt ward, welche ihm als die Blüthe der Freiheit galt. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein ewig wiederholter Kampf der Herrſchſucht und der Freiheit um ihr ſtreitiges Gebiet, ſagt er im Abfall der Niederlande.* Und hier findet Hoffmeiſter die Stelle, wo das ſittlich-tragiſche Intereſſe mit dem Geſchichtlichen, wo der Hiſtoriker und der Dramatiker eins ſind.

Anfechtbarer iſt die Parallele Schillers mit Tacitus. Wir verweilen jedoch nicht länger bei dieſem Urtheile, ſondern, um dem Leſer doch etwas Ganzes zu geben, fügen wir die Anſicht Wilhelms von Humboldt, des Freundes, der am tiefſten und liebevollſten in des Dichters Seele geblickt hat, über Schiller den Geſchichtſchreiber hinzu.** „Schillers hiſtoriſche Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in ſeinem Leben, und als durch äußere Umſtände hervorgerufen angeſehen..... [Aber] wer, wie Schiller durch ſeine innerſte Natur aufgefordert war, die Beherrſchung und freiwillige Uebereinſtimmung des Sinnenſtoffes durch und mit der Idee aufzuſuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo ſich gerade die reichſte

* Schiller, Ausgabe in einem Bande. S. 796, b.

** Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Cotta 1830. S. 55 ff.

Mannichfaltigkeit eines ungeheuren Gebietes eröffnet; weſſen beſtändiges Geſchäft es war, dichtend den von der Phantaſie gebildeten Stoff in eine Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig ſeyn zu verſuchen, welche Form, da das Darſtellbare es doch nur durch irgend eine Form iſt, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geſchichtſchreibers iſt dem poetiſchen und philoſophiſchen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken beider in ſich trüge, möchte es ſehr bedenklich um den Beruf zum Hiſtoriker ausſehen. Dies gilt aber nicht bloß von der Geſchichtſchreibung, ſondern auch von der Geſchichtforſchung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geſchichtſchreiber, wenn er alles Faktiſche durch genaues und gründliches Studium der Quellen in ſich aufgenommen habe, nun dennoch den ſo geſammelten Stoff erſt wieder aus ſich heraus zur Geſchichte conſtruiren müſſe, und hatte darin gewiß vollkommen recht, obgleich allerdings dieſer Ausſpruch auch gewaltig mißverſtanden werden kann. Eine Thatſache läßt ſich eben ſo wenig zu einer Geſchichte, wie die Geſichtszüge eines Menſchen zu einem Bildniß bloß abſchreiben. Wie in dem organiſchen Bau und dem Seelenausdruck der Geſtalt, gibt es in dem Zuſammenhange ſelbſt einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von dieſem Mittelpunkt aus läßt ſie ſich auffaſſen und darſtellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwiſchen die

1787 bis 1796.

1787 bis 1796. Ereigniſſe der Darſtellung die Auffaſſung des Geſchichtſchreibers, und der wahre Zuſammenhang der Begebenheiten wird am ſicherſten von demjenigen erkannt werden, der ſeinen Blick an philoſophiſcher und poetiſcher Nothwendigkeit geübt hat... Im Sammeln der Thatſachen, im Studium der Quellen, ſoweit es ihm vergönnt war, in ſie hinabzuſteigen, war Schiller ſehr genau und ſorgfältig. Auch bei ſeinen poetiſchen Arbeiten verſäumte er nie, ſich die hiſtoriſche oder Sachkunde, welche ſie erforderten, zu verſchaffen. Wenn ihm etwas in dieſer Art mißlang, ſo lag es gewiß nicht an der Emſigkeit ſeines Strebens, ſondern am Mangel von Hülfsmitteln, an ſeiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umſtänden. Nur muß man einzelne faktiſche Unrichtigkeiten nicht immer als Inſtanzen gegen die Allgemeinheit dieſer Behauptung anſehen. Er eignete ſich bei dieſen Studien zu poetiſchen Arbeiten natürlich vorzugsweiſe das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er ſich dem Geſchichtsfache widmete, geht aus einem ſeiner Briefe an Körner hervor. * Nur wo er hiſto-

---

* „Das Intereſſe, welches die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe, daß man ſeine Materialien ſo wählt und ſtellt, daß ſie des Schmucks nicht brauchen, um zu intereſſiren. Wir Neueren haben ein Intereſſe in unſerer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer

rische Arbeiten blos für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war, auch gerade in dieser spätern Zeit, die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen. Er sprach mir noch, als ich ihn das letztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plane einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte." 1787 bis 1796.

Diesem Urtheile Humboldts sey die Ansicht eines Freundes gegenübergestellt, der, ganz in geschichtlichen Forschungen lebend, und vom Verfasser dieser Biographie über seine

---

gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht bei kommt [gleich kommt]. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Körners Nachrichten, in Schillers Einb. Ausg. S. 1294, a.

1787 bis 1796. Ansicht befragt, ihm ungefähr Folgendes erwiederte: „Mir scheint die kritische Philosophie nicht günstig auf Schillers historisches Talent eingewirkt zu haben. Jene idealistische Weltansicht, welche sich zum Voraus in Gegensatz gegen die reale Wirklichkeit bringt, die, ihrer Herkunft nach unvernünftig, erst durch den Menschen vernünftig gemacht werden muß, kann für die Auffassung der Geschichte nicht günstig seyn. So fehlt denn auch bei Schiller das Bewußtseyn jenes höheren Zusammenhangs der Begebenheiten im Geiste Gottes; er weiß nichts von der Wirklichkeit der Idee in Personen und Zeitrichtungen; nur in einzelnen Begebenheiten, nicht im Ganzen, sieht er eine That „„der großen Natur."" Die Geschichte ist ihm größtentheils eine von Menschen gemachte, und seine Kunst besteht hauptsächlich darin, die psychologischen Motive darzustellen, welche den Berechnungen und Unternehmungen zu Grunde lagen, wobei ihn der Dramatiker bald das Rechte treffen läßt, bald ihn in ganz irrige Combinationen verwickelt. Sein „„Abfall der Niederlande"" hat große Vorzüge vor dem „„dreißigjährigen Kriege;"" er ist viel gründlicher und quellenmäßiger, während es bei dem letztern auffallend ist, daß Wallenstein im Drama viel mehr der historischen Wahrheit gemäß erscheint, als in der geschichtlichen Darstellung. Zwar beruht die neuere richtigere Auffassung jenes Krieges auf damals unzugänglichen Quellen, aber die Hauptquelle, Khevenhiller mit seinen zwölf Bänden,

hatte Schiller, ſcheint ſie jedoch nicht gründlich genug be- 1787 bis
nützt zu haben." * 1796.

„Nichts deſtoweniger," ſchloß der Freund, „hat Schiller eine große verhältnißmäßige Bedeutſamkeit als Vater einer ganzen Gattung von Hiſtoriographie, der reflektirenden und rhetoriſchen. Dieſe Richtung hat ſich weit verbreitet, und er hat, was die Darſtellung und Auffaſſung betrifft, gewiſſermaßen eine Schule gebildet, aus der Woltmann, Rotteck und viele andere hervorgegangen ſind. Lange glaubte man, wer geſchmackvoll Geſchichte ſchreiben wolle, müſſe ſich nach Schiller bilden. Zu ſeinen beſten Leiſtungen gehören übrigens ſeine Aufſätze über die Kreuzzüge und das Mittelalter und über den Zuſtand Europa's zur Zeit des erſten Kreuzzugs; ſie können für jene Zeit als klaſſiſch gelten, namentlich iſt die Entwicklung des

---

* Conz verſichert uns (Eleg. Zeit. 1823, S. 35): Schiller ſey gewohnt geweſen, was er den Tag zuvor, oder auch wenige Stunden vor der Compoſition aus ſeinen Folianten ſich zurecht geleſen, ſogleich zu verarbeiten. Bei dem ſchnellen Ueberblicke, den er beſaß, bei der Macht der Darſtellung, die ihm eigen war, habe dies ſeiner Arbeit weniger nachtheilig werden können, als es bei minder von der Natur begabten Schriftſtellern der Fall hätte ſeyn müſſen: doch haben geiſtvolle Schriftſteller bemerkt, daß „der dreißigjährige Krieg" die Spuren einer ſolchen zu flüchtigen und rhapſodiſchen Bearbeitung an vielen Orten nur allzuſichtbar an ſich trage.

1787 bis 1796. Lehenswesens das Klarste, was man bis jetzt in der populären Geschichtsliteratur über diesen Gegenstand hat."

Wäre der Aeußerung eines der ersten jetzt lebenden Geschichtschreiber, welche der Verfasser dieser Biographie aus mündlicher Tradition kennt, Aechtheit zuzuerkennen, so hätte Schiller es nach dessen Ausspruche bei seiner Geschichtschreibung auch darin verfehlt, daß er jenen dramatischen Brennpunkt, wie Dalberg spricht, mit dem historischen verwechselte, und daß eine Geschichte für ihn als Darsteller ihr Interesse verlor, sobald der dramatische Effekt zu Ende war. Auch hierüber maßt sich der Erzähler dieser Biographie keinen Spruch an, läugnet aber nicht, daß ihm dieses Wort einleuchtete, als er zu einem Spezialzwecke nach Schillers dreißigjährigem Kriege gegriffen, überzeugt, dort die wichtigen Ereignisse am Bodensee unter Horn, Wiederhold und insbesondere die für den Schluß des Krieges entscheidenden Aktionen bei Bregenz unter Wrangel von seiner beredten Feder beschrieben zu sehen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung fand er von dem Allem kein Wort, sondern Wrangeln hier zuletzt an der Donau, und den Krieg in Böhmen beendigt, und war genöthigt, seine Aufschlüsse sich in der allgemeinen Zeitung des 17ten Jahrhunderts, bei Merian, zu suchen.

Endlich bekräftigt diese Ansicht Schillers eigenes Geständniß, der schon am 10. Dec. 1788 an seine Freundin Caroline von B., als Körner seinen Beruf zum Historiker

bezweifelt hatte, ganz unbefangen ſchrieb: „Ich werde immer eine ſchlechte Quelle für einen künftigen Geſchichtsforſcher ſeyn, der das Unglück hat, ſich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit Leſer und Hörer finden, und hie und da mit jener erſten philoſophiſchen [Wahrheit] zuſammentreffen. Die Geſchichte iſt überhaupt nur ein Magazin für meine Phantaſie, und die Gegenſtände müſſen ſich gefallen laſſen, was ſie unter meinen Händen werden.* 1787 bis 1796.

Dieß hindert nicht, daß nicht die beredte und poetiſche Schilderung jenes dreißigjährigen Kampfes durch Schiller, laut Wielands Verſicherung, einſt ſo viele Leſer gehabt, als es in dem ganzen Umfang unſerer Sprache Perſonen gab, die auf einigen Grad von Cultur des Geiſtes Anſpruch zu machen hatten,** ſo wenig es umgekehrt von Mangel an Cultur zeigt, wenn dieſe Arbeit, gegen die Verbreitung anderer Werke Schillers gerechnet, heutzutage nur noch eine mäßige Anzahl von Leſern findet.

Und wie für uns ſelbſt die eigentliche Frucht von Schillers Studien im Euripides nicht jener, jetzt nach ſo viel kunſtmäßigeren Behandlungen derſelben Stücke in der metriſch

---

* Fr. v. Wolz. I, 341.

** Am 29. Dez. 1790 ſchreibt Schiller, daß über 7000 Exemplare davon verkauft ſeyen. Boas II, 458.

1787 bis 1796. herrlich vorangeschrittenen Muttersprache, nothwendig mangelhaft und veraltet erscheinende Uebersetzungsversuch, sondern die durch die Versenkung in die Leidenschaft der feindseligen Brüder erzeugte Braut von Messina ist, so können wir als die reife Frucht von Schillers Studien über den dreißigjährigen Krieg nicht die nach dem Wunsche Göschens unternommene Schilderung dieses Krieges in einem Damenkalender, sondern nur den durch das Poscimur des Genius hervorgerufenen Wallenstein begrüßen.

Noch allerlei ungeborne Liederseelen und größere Gedichtsentwürfe mußten indessen diesen Studien weichen, welche Schillers Geist für das Höchste bildeten und vorbereiteten: eine Hymne an das Licht, eine Theodicee, eine Oper aus Wielands Oberon, ein episches Gedicht aus dem Leben Friedrichs des Großen, in Oktavreimen, die man singen könnte, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig Tasso's Stanzen.* Aber zu dem Allen war nicht die Zeit jetzt, wo er philosophisch mit sich noch nicht im Reinen, wo das Feld seines Geistes noch nicht mit dem Pfluge des Systems völlig umgearbeitet und für die Saat der höchsten Kunstpoesie zubereitet war.

---

* Vergl. Dörings älteres Leben S. 145 ff.

Krankheit.

Auch im häuslichen Leben ſollte es dem Dichter nur ſo lange gut gehen, als unumgänglich nothwendig zu ſeinem geiſtigen Tagewerk auf Erden war. Zuerſt betrübten ihn, noch vor der Hochzeit, traurige Nachrichten von Hauſe. Seine Mutter war ſchon im Jahre 1789 ſehr krank geweſen. Im Januar des Jahres 1790 glaubte er dieſe Leiden mit der Quelle gehoben. „Seine Seele war von Rührung und Dank gegen die gütige Vorſicht bewegt;" denn es hatte ſein Herz zerriſſen, daß die theuerſte Mutter das Glück ihres Sohnes, die bevorſtehende Verbindung mit Lottchen von Lengefeld nicht mehr erleben ſollte. Im Februar wurde er aufs neue beunruhigt und verſchrieb, der gute Doktor Med., von Jena aus, der Mutter Chinarinde, falls ein ſchleichendes Fieber hinzugetreten wäre. Die Kranke ſcheint ſich ſehr langſam erholt zu haben, denn noch ſpätere Aeußerungen Schillers ſprechen mit Beſorgniß von ihr. Inzwiſchen wurde ſeine eigene Geſundheit in ihren Grundfeſten erſchüttert. „Ein harter Schlag traf ihn und die Seinen," erzählt Frau von Wolzogen, „in dieſer ſich ſo glücklich geſtaltenden Zeit. Während eines Beſuchs, den er dem Coadjutor in Erfurt machte, ward er bei'm Abendeſſen, bei einem Concert im Stadthauſe, wozu uns jener eingeladen, von einem heftigen Fieber angefallen." Doch ſchien nur eine Erkältung der Grund zu ſeyn; kaum aber nach

1790 bis 1791.

1790 bis 1791. Jena zurückgekehrt, wurde er aufs neue darniedergeworfen und eine Bruſtkrankheit ergriff ihn, die nach der Verſicherung der Schwägerin ſeinen körperlichen Zuſtand für ſeine ganze Lebenszeit zerrüttete. Die augenblickliche Gefahr fand die herbeigeeilte Freundin zwar durch ſeinen Hausarzt Starke abgewendet, aber Rückfälle waren zu fürchten. Jetzt zeigte ſich die allgemeine Hochachtung und Liebe, die Jena für den Dichter im Stillen gehegt. Die edelſten Zuhörer erboten ſich voll Jugendeifer zu Pflege und Nachtwachen. Guſtav von Adlerskron, ein in Jena Familienverhältniſſe halber unter angenommenem Namen ſtudirender Jüngling, wurde durch die umſichtige Wartung Schillers Hausfreund; Hardenberg, der ſpäter gefeierte, herrliche Novalis, damals ſchon durch Talent für die Dichtkunſt ausgezeichnet, kam durch die innigſte Theilnahme dem Meiſter vertraulich nahe. Schiller, dem er vom Vater gebracht worden, ſollte den Jüngling (welch ein Auftrag für einen Dichter!) von der Poeſie ab und den Brodſtudien zuweiſen, und ſeine nothgedrungenen Ermahnungen hatten anfangs Erfolg. Aber andere Umgebungen und der Tod ſeiner Braut kehrte den Jüngling frühzeitig von allem irdiſchen Glück ab und verſenkten ihn in Fichte's Idealismus, deſſen religiöspoetiſche Apotheoſe durch den wunderbaren Sänger gefeiert wurde.

Schiller genas; aber beängſtigende Bruſtkrämpfe waren von dieſer Krankheit zurückgeblieben, und wer ihn damals

ſah, erſchrack an ihm: ſein Körper war abgemagert, ſein Geſicht bleich und verfallen; nur in das noch immer helle Auge ſchien ſich das Leben zurückgezogen zu haben. Die öffentlichen Vorleſungen mußten unterbrochen werden; er verſammelte in ſeinem Zimmer ſo viele Zuhörer, als es faſſen konnte, zu Privatvorträgen über Aeſthetik. * 1790 bis 1791.

Kritik der Urtheilskraft. Entſchiedener Kantianismus.

Genauere Zeitangaben fehlen uns über dieſe Krankheit. Schon vor ſeiner Erkrankung hatte ſich Schiller von der Geſchichte als einem Ziele ſeiner Thätigkeit verabſchiedet, und philoſophiſch-äſthetiſchen Betrachtungen zugewendet, wie denn aus ſeinen Vorleſungen über den Oedipus auf Kolonos die beiden (1792) gedruckten Aufſätze „über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden," und „über die tragiſche Kunſt" hervorgegangen ſind, das erſte, was er über philoſophiſche Aeſthetik bekannt machte. Auffallend war es, daß er den Freund, der ihn zuerſt zu Jena durch ſeine Geſpräche näher an das Heiligthum des Königsberger Weiſen hingeführt, ſeitdem durch ſchmerzende Kälte zurückſtieß, worüber Reinhold in vertraulichen 1791 bis 1794.

---

* Fr. v. Wolz. II, 78.

1791 bis 1794. Briefen ſich bitter beklagte, * ja endlich ſich ſelber (28. März 1792) ſagen mußte: „Ich weiß nun, daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann; zwar nicht verachtet, aber auch nicht ſchätzt. Seine Einſilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derſelben länger hätte ausſetzen können, und ich komme nun ſeit einigen Monaten nicht mehr zu ihm.“ Und ſo blieb das Verhältniß, bis Reinhold 1794 nach Kiel abging. Wir grübeln umſonſt über die Urſache dieſer Abſtoßung, die nicht allein in Reinholds Mangel an äſthetiſcher Bildung liegen kann. Konnte Schiller ſchon gegen einen alten und, wie wir bald ſehen werden, ſo verdienten Freund ſo ſeyn, ſo war er gegen Unbekannte und Fremde, beſonders in ſpäterer Zeit, wenn ſie ihn nicht intereſſirten, ganz verſchloſſen, und Perſonen, die er geringſchätzte, behandelte er ſogar mit einer ſchneidenden Kälte. Niemand darf ihm ſolches verargen, wer einem berühmten Manne, der noch dazu kränkelt, nicht zumuthen will, ſich von der Liebe und Verehrung Anderer umbringen zu laſſen.

Jene Krankheit ſchreibt Wieland der anhaltenden Winterarbeit an der Fortſetzung des dreißigjährigen Krieges zu. ** Geneſen beſchäftigte Schiller ſich hauptſächlich mit

---

* An Baggeſen, die uns leider nicht zur Hand ſind. Wir halten uns, was dieſe Quelle betrifft, ganz an Hoffmeiſter II, 253 — 256.

** Hoffm. II, 239.

der Ueberſetzung aus Virgils Aeneide, und als er ſich er- 1791 bis
ſtarkt fühlte, warf er ſich mit unermüdlichem Eifer auf das 1794.
Studium Kants, und zwar auf die erſt vor Jahresfriſt (1790) erſchienene Kritik der Urtheilskraft. „Du erräthſt wohl nicht, was ich jetzt leſe und ſtudire?“ ſchreibt er am 3. März 1791 an ſeinen Körner. „Nichts ſchlechteres — als Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, die ich mir ſelbſt angeſchafft habe, reißt mich hin durch ihren neuen, lichtvollen, geiſtreichen Inhalt, und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in ſeine Philoſophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen würde mir die Kritik der Vernunft und ſelbſt einige Reinhold'ſche Schriften für jetzt noch zu ſchwer ſeyn und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Aeſthetik ſchon ſelbſt viel gedacht habe, und empiriſch noch mehr darin bewandert bin, ſo komme ich in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort und lerne gelegenheitlich viele Kant'ſche Vorſtellungsarten kennen, weil er ſich in dieſem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urtheilskraft anwendet. Kurz ich ahne, daß Kant für mich kein ſo unüberſteiglicher Berg iſt, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlaſſen.“ *

---

* Dieſer Brief beweist freilich, daß Schiller bis dahin noch nichts von Kant geleſen hatte. Daß er aber genug von

1791 bis 1794. Und am 1. Januar 1792 war ſein Entſchluß unwiderruflich gefaßt, die Kant'ſche Philoſophie nicht eher zu verlaſſen, bis er ſie ergründet habe, wenn ihn dieß auch drei Jahre koſten könnte. „Uebrigens habe ich mir ſchon ſehr vieles daraus genommen und in mein Eigenthum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gerne Locke, Hume und Leibnitz ſtudiren.“ Noch am 15. Okt. 1792 „ſteckte er bis über die Ohren“ in Kants Kritik der Urtheilskraft. „Ich werde nicht ruhen, bis ich dieſe Materie durchdrungen habe, und ſie unter meinen Händen etwas geworden iſt.“

Wäre Schiller kein geborner Dichter geweſen, ſo hätte dieſer Eifer die Poeſie auf immer bei ihm verdrängen müſſen; nun aber förderte er ſie zuletzt nur, wenn ihr gleich die Philoſophie eine ſtarke Legirung, jedoch eben dadurch den rechten Kurs bei der Nation gab.

Rückfall.

1791. Die Kantianer, welche Reinholds Vorleſungen nach Jena gezogen, ſammelten ſich jetzt auch um Schiller und

---

ihm gehört, zuerſt von Körner, der offenbar ſelbſt Kantianer war, dann von Reinhold, darf als erwieſen betrachtet werden. Wollte er doch ſeine Theodicee „nach Kantſchen Principien“ dichten!

fanden ſich bei ihm zu philoſophiſchen Geſprächen ein, 1794.
darunter der uns ſeitdem trefflich geſchilderte Erhard, und ein Baron Herbart, den noch im Mannesalter Liebe zur Philoſophie aus Steiermark nach Jena gezogen. Aber Anfälle von ſchweren Bruſtkrämpfen ſtörten dieſes heitre geiſtige Leben, und auf einem Beſuche in Rudolſtadt führte den Dichter ein harter Anfall dem Tode nahe. Er verlangte die Freunde der Familie zu ſehen, damit ſie lernten, wie man ruhig ſterben könne. Mit männlicher Faſſung hieß er die Seinigen ſich beruhigen und das Unvermeidliche ertragen.

An ſeinem Bette ſaß die Schwägerin, und las ihm Stellen aus Kants Kritik der Urtheilskraft, die auf Unſterblichkeit deuten, vor. „Den Lichtſtrahl aus der Seele des ruhigen Weiſen, und den tröſtenden Glauben meines Herzens," ſchreibt ſie, „daß ſolch ein Weſen in der Blüthe ſeiner Kraft nicht enden, und uns nicht für immer entzogen werden könne, — nahm er ruhig auf." „Dem allwaltenden Geiſte der Natur müſſen wir uns ergeben," ſagte er, „und wirken, ſo lange wirs vermögen." Als ihm die Sprache ſchwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und ſchrieb — „Sorget für eure Geſundheit, man kann ohne das nicht gut ſeyn." Noch verwahrt die Freundin dieſe rührenden Worte der Liebe.

Es iſt unläugbar, daß das Studium von Kants Kritik der Urtheilskraft den Glauben an den perſönlichen Gott

1791. und an Unſterblichkeit, dem wir ihn zwei Jahre früher genähert ſahen, bei Schiller eher wieder in den Hintergrund treten ließ, und das Syſtem der bloßen Immanenz Gottes in der Welt ſeiner Seele wieder vorführte, ſonſt hätte er die Todesmahnung in andrer Haltung aufgenommen. Die Worte, welche er ſeiner Geiſtesfreundin erwiederte, — es könnte ſie nicht nur ein Spinoziſt, es könnte ſie auch ein Encyklopädiſt geſprochen haben.*

Erholung. Karlsbad. Erfurt. Heimkehr.

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und Einen Herbſt zu reifem Geſange mir,
Daß williger mein Herz, vom ſüßen
Spiele geſättiget, dann mir ſterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, ſie ruht auch drunten im Orcus nicht;
Doch iſt mir einſt das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen:

---

* Im April 1827 ging der Verfaſſer dieſer Biographie im Krankenſaale des Pariſer Invalidenhauſes, von einem Arzte begleitet, an dem Bette eines zwei und neunzigjährigen Kapitäns vorüber, der von Steinſchmerzen gemartert, ſeinem Ende entgegenſah. „Je meurs de douleurs, messieurs," rief er uns mit feſter Stimme zu; „mais que faire? La nature le veut: il faut obéir."

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt! 1794.
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabbegleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Dieß Lied, das den Parzen ein Dichter zusingt, der als Schillers Schüler begann und als Meister längst abgeschlossen hat,* ist ohne Zweifel auch für die Stimmung unsres Dichters auf seinem Krankenlager der rechte Ausdruck. Und wenn ihm auch kein Herbst gegönnt war, so sollte doch die Welt um seinen Sommer nicht kommen, und das Heilige, das ihm am Herzen und im Geiste lag, sollte ihm gelingen, wie es wenigen gelungen ist.

Der Arzt hatte die Hoffnung nie verloren; die Krämpfe ließen auf seine Mittel nach, und Schiller sagte, mit sehr heitrem Blicke, zu seiner Frau und ihrer Schwester: „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammen blieben." Er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane zu Arbeiten, las viel in den schlaflosen Nächten, unter anderm den Tasso in Heinses Uebersetzung, und, wie einst in der Kindheit, so wanderte er in seinen Gesprächen mit den Schwestern über die ganze bekannte Erde, durch alle Zonen.

Damals fing bei ihm zuerst die Unordnung in Schlaf und Wachen an; er behauptete eher einschlafen zu können,

* Friedrich Hölderlin. Gedichte, S. 82.

1791. wenn er unter leichtem Geſchäfte ſich vom Schlummer übermannen ließ. Damit die Pflegenden, Gattin und andre Hausbewohner, die Nacht über ausruhen konnten, opferten die Hausjungfern gern ein paar Stunden Schlaf, und unterhielten den wachen Kranken mit Kartenſpiel.

Ende Julius ging der langſam Geneſende, um ſeine geſchwächten Verdauungswerkzeuge zu ſtärken, ins Carlsbad, wo er ſeinen Verleger Göſchen traf, und an öſterreichiſchen Kriegern als Motiven für ſeinen Wallenſtein ſtudirte, und von wo aus er in Eger das Rathhaus, mit einem Bilde Wallenſteins, und das Haus in Augenſchein nahm, wo dieſer ſein Ende fand. Den September verlebte er in Erfurt und beſprach mit Dalberg eifrig jenes Drama.

1791 bis 1793. Nach Jena zurückgekehrt ſetzte er, trotz Wielands zärtlicher Abmahnung, ſeine Arbeiten am dreißigjährigen Kriege, ſeine Ueberſetzungen aus der Aeneide und ſeine äſthetiſchen Studien fort. Ein geiſtreicher Kreis von Hausfreunden trug viel zur Erheiterung bei. Profeſſor Fiſchenich (als Geh. Oberjuſtizrath 1831 zu Berlin geſtorben), Niethammer, Hr. v. Stein, der Sohn der Weimaraner Freundin, v. Fiſchart und ſein Hofmeiſter Göritz, waren die tägliche Tiſchgeſellſchaft.

Ein Brief Schillers an ſeinen Vater vom 26. — 28. Oktober 1791 (bei Boas II, 463) beweist, mit welch zärtlichen Gedanken er an den Seinen hing. „Eben, liebſter Vater, komme ich mit meiner lieben Lotte von Rudolſtadt

zurück, wo ich einen Theil der Ferien zubrachte, und finde Ihren Brief. Herzlichen Dank für die fröhlichen Nachrichten, die Sie mir darin von der zunehmenden Gesundheit unsrer l. Mutter geben, und von Ihrem allseitigen Wohlbefinden. Die Ueberzeugung, daß es Ihnen wohl geht, und daß von den liebsten Meinigen keines leidet, erhöht mir die Glückseligkeit, die ich an der Seite meiner theuren Lotte genieße." 1791 bis 1793.

Von seiner eignen schweren Krankheit schweigt der gute Sohn. Er erzählt nur das Erfreuliche, und, indem er Mutter und Schwester den Damenkalender mit dem Anfange des dreißigjährigen Krieges zuschickt, berichtet er, daß ihm dieser in vier Monaten neben seinen Vorlesungen ausgearbeitete Aufsatz mit 80 Louisd'ors bezahlt worden ist, daß der Verleger (Göschen) aber auch auf einen Absatz von 7000 Exemplaren rechne.

„Den 28., heute, ist Ihr Geburtstag, liebster Vater," sagt das Ende des Briefs, „den wir beide mit innigster Freude feiern, daß uns der Himmel Sie gesund und glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über Ihr theures Leben und Ihre Gesundheit wachen, und Ihre Tage bis in das späteste Alter verlängern, daß Ihr dankbarer Sohn es ausführen könne, Freude und Zufriedenheit über den Abend Ihres Lebens zu verbreiten, und die Schulden der kindlichen Pflicht an Sie abzutragen."

Die wiederkehrende Gesundheit Schillers wurde von

1791 bis 1793. den Freunden auf mancherlei Weiſe gefeiert. Ja, bei einem Abendeſſen, das Göritz und ſein Eleve der Geſellſchaft gab, wurde dieſe ſo heiter, daß alle Brüderſchaft mit einander tranken, und Frau v. Wolzogen, Schillers Frau, Herr v. Stein,* Fiſchenich, Schiller, Göritz und ſein Zögling ſich den ganzen Abend unter einander dutzten, ſo daß man am andern Tage Mühe hatte, die Vertraulichkeit wieder in Vergeſſenheit zu bringen.**

Schiller ſelbſt gerieth, in der Muße der Geneſung, auf allerlei ſpaßhafte Einfälle, und ſelbſt eine Reminiſcenz des akademiſchen Lebens zu Stuttgart ſchien in ihm auf eine ſeltſame Weiſe zu erwachen. Er verfiel darauf — daß ſich die ſämmtlichen männlichen Freunde eine Uniform machen laſſen ſollten, deren Farbe wenigſtens aus der Akademie ſtammte. Es mußte ein blauer Frack mit himmelblauem Futter und ſilbernen Knöpfen ſeyn. Geſagt, gethan: Schiller, Fiſchenich und Göritz trugen das abgeſchmackte Habit, und der letztere brachte es noch mit ins Würtem-

---

* Im Morgenblatt, a. a. O., heißt es zwar „Madame Stein," muß aber nothwendig heißen: „Madame Schiller und Hr. v. Stein," die Zwiſchenworte ſcheint der Setzer ausgelaſſen zu haben, der auch aus Profeſſor Fiſchenich hartnäckig einen Fiſchreich machte.

** „Die Studentenbrüderſchaft von Göritz iſt ganz unwahr." Briefliche Mittheilung der Frau v. Wolzogen an den Verfaſſer vom 25. Januar 1840.

berger Land. Nur Stein hatte sich mit der Hofuniform, die er zu tragen hatte, entschuldigt.

Schillers Todesfeier zu Hellebeck.

Während so Schiller und seine Freunde sich in ihres 1791.
Herzens Freude gebärdeten, wie Kinder (spielten doch auch Scipio, Lälius und Lucilius der Dichter vor Tische Plumpsack mit den Servietten! *) — gelangte ins ferne Ausland, durch seine wiederholten Krankheitsanfälle veranlaßt, die Nachricht von Schillers Tode, und dieser Irrthum führte einen höchst tröstlichen Wendepunkt in des Dichters ökonomischer Lage herbei.

Eine Hauptrolle bei diesem Zwischenspiel übernahm ein begeisterter Verehrer Schillers und später selbst namhafter Dichter.

Wie es vor zwölf Jahren noch Göthokorare oder Götheselstern gab, so konnte man vor fünfzig Jahren und

---

* Scholien beim Cruquius zu Horazens erster Satire des zweiten Buchs. Es geschah auf dem Lande, und Cicero sagt von ihnen (vom Redner 2, 6.), daß sie dort „unglaubliche Kindereien zu treiben gewohnt gewesen seyen.“ So setzten sie sich z. B. zusammen ans Meeresufer, lasen Muscheln und Schnecken und spielten damit, — die größten Staatsmänner und der größte Dichter des damaligen Roms.

1791. später in Deutschland und selbst über der Gränze Schillers-papageyen genug zählen. Von diesen wohl zu unterscheiden sind aber jene edleren Enthusiasten für beide Männer, denen es an wahrem Gefühl und an Einsicht in ihre Größe keineswegs fehlte, und deren Urtheil nur die zur Leidenschaft gewordene Liebe für den Genius bis zu einem Uebermaße von Bewunderung steigerte, das, an Anbetung grenzend, zuweilen ins Lächerliche fiel. Unter die letzteren gehört, was Schillern betrifft, der Däne Jens Baggesen.* Sein phantastischer Enthusiasmus für den Dichter wird nicht mehr belächelt werden, sobald man sich vergegenwärtigt, welche edle That durch ihn herbeigeführt worden ist.

Baggesen hatte im Jahre 1790, mit seiner jungen Frau aus der Schweiz, einem Lande, das er später in seiner Parthenais so begeistert schilderte, zurückkehrend, einige Tage in Weimar und Jena verweilt, mit Reinhold einen Bund fürs Leben geschlossen, und auch Schillers Persönlichkeit hatte einen unvertilgbaren Eindruck auf sein Herz zurückgelassen. In Kopenhagen angekommen, theilte er seine Begeisterung für Schillers Werke dem Minister, Grafen

---

* Der Verfasser dieses Buchs begegnete dem Sänger das zweitemal an der Quelle seines Dichterrufes, zu Lauterbrunnen im Berneroberland, im Herbst 1824. Er war im Alter ein liebenswürdiger Enthusiast geblieben, und stieß, von Lust und Natur trunken, begeistert auf die Gesundheit „seiner lieben Schwaben“ an.

Ernſt v. Schimmelmann, dem Herzog Chriſtian Friederich 1791.
von Holſtein-Auguſtenburg und deren Gemahlinnen, ſeinen Wohlthätern und Freunden, mit. „Wenn dieſer Prinz uns nicht gewiß iſt," ſchrieb er über den Herzog an Reinhold, „ſo können alle jetzige und künftige Poſa's ſich mit ihren Planen nach dem Tollhauſe begeben."

Im Juni 1791 war zwiſchen dieſen Verehrern Schillers eine kleine Reiſe nach Hellebeck verabredet, wo „am donnernden Weltmeer" des Dichters Lied an die Freude an dem entzückenden Orte geſungen werden ſollte, und wohin Baggeſen die Schiller'ſchen Werke ſchon vorausgeſchickt hatte. Alles war bereit; der junge Däne mit ſeiner Gattin wollte die Schimmelmann'ſche Familie in Seeluſt abholen, als ein Billet der Gräfin ankam, das die Reiſe abſtellte —: Schiller ſey geſtorben. Baggeſen ſtürzte wie vom Blitz getroffen in die Arme ſeiner Sophie. „Ihm war, als hätte die Menſchheit einen ihrer erſten Erzieher verloren." „Tröſten Sie mich über den Verluſt von Mirabeau und über den noch empfindlicheren von Schiller," ſchrieb er auf der Stelle an Reinhold, ... „o warum mußte dieſer Raphael vor ſeiner Transfiguration ſterben!"

Dann ſetzte er ſich mit ſeiner Frau in den Wagen und fuhr im Sturm und Regen nach Seeluſt zum Grafen Schimmelmann. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen," ſprach der Graf, „um in aller Munterkeit Schillers Ode an die Freude zu ſingen — jetzt wollen wir trotz dem

1791. ſchlechten Wetter hingehen und ſie in aller Wehmuth von Ihnen vorleſen hören.“ Es wurde angeſpannt und man fuhr fort. Der Miniſter Schubert im Haag mit ſeiner Gemahlin, die dieſem Kreiſe angehörten, waren mit von der Geſellſchaft.

In Hellebeck, ſechstehalb Meilen nördlich von Kopenhagen, am „naturgrößeſten Ort,“ am Meeresufer, dem Kullen, dem höchſten Felſen Schwedens gegenüber, ſaßen bei aufgeklärtem Himmel ſechs ſich liebende, fürs Gute begeiſterte Menſchen, und Baggeſen fing an in tiefer Trauer zu leſen: „Freude, ſchöner Götterfunken!“ Klarinetten, Hörner und Flöten, von ihm und dem Grafen heimlich beſtellt, fielen ein, und hingeriſſen ſang die ganze Geſellſchaft im Chore mit. Als alles fertig ſchien, fuhr Baggeſen fort:

Unſer todter Freund ſoll leben,
Alle Freunde ſtimmet ein
Und ſein Geiſt ſoll uns umſchweben,
Hier in Hellas Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei dieſem freien* Wein:
Seinem Geiſte treu zu ſeyn
Bis zum Wiederſehn dort oben.

---

* Vergeſſen wir nicht, daß man 1791 ſchrieb, und der Wein ohne Zweifel Franzwein war.

Aller Augen ſchwammen in Thränen; vier Knaben und 1791.
eben ſo viel Mädchen erſchienen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf.

So blieben die, recht im Künſtlerſinne Schillers, Leidtragenden drei Tage beiſammen. Lieblingsſcenen ſeines Don Carlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfall der Niederlande, die Künſtler, wurden geleſen, und der herbe Schmerz löste ſich in ſanfte Rührung auf. —

Als nun der Todtgeglaubte von Karlsbad und Erfurt nach Jena zurückgekehrt war, machte Reinhold es ſich zum erſten Geſchäfte, dem Dichter Baggeſens Brief mitzutheilen; „und ich zweifle," ſchreibt er ſeinem Freunde, „ob irgend eine Arznei heilſamer auf ihn gewirkt habe." Die Nachricht von der Hellebecker Todesfeier war nach Jena gekommen, als eben in Schillers Hauſe Klubb war. Schillers Frau zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie Baggeſen ſchreiben," ſagte ſie, „ſo ſagen Sie ihm, — ſagen Sie ihm — ſchreiben Sie ihm —" ein Thränenfluß erſtickte ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Rührenderes ſchreiben," erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt ſehe und höre."

Baggeſen, „von des unſterblichen und ungeſtorbenen Schillers Auferſtehung" durch den Jenaer Freund benachrichtigt, war doch nicht ruhig, ſo lange er ihn nicht vollkommen hergeſtellt wußte. „Wenn das Gebet das wäre," ſchreibt er, „wofür es unſer wahnſinniger Engel Lavater

1791. ausgiebt, alle Kranken in Karlsbad und in der Umgegend würden dann gesund geworden seyn, so viel Segen hätte ich vom Himmel auf diesen Ort heruntergebetet."

Dem Prinzen von Augustenburg las er einen Brief Reinholds vor, worin stand, daß sich Schiller vielleicht ganz erholen könnte, wenn er nicht, wie auch dieser selbst, im Fall einer Krankheit unschlüssig wäre, ob er seinen fixen Gehalt von 200 Thalern in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte.

Und auf der Stelle wurde das nachfolgende Schreiben an Reinhold nach Jena eingeschlossen.

Brief des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller.

Den 27. Nov. 1791.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen * stempeln konnte. Sie fin-

* Hier ist das sinnlose Wort Zwecken getilgt worden, das beim Abdrucke gewiß nur aus dem von den Verfassern Anfangs wiederholten und dann ausgestrichenen Worte Werken entstanden ist.

den in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthu- 1791.
ſiasmus, der das Band Ihrer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten ſich bei ihrer Leſung an die Idee, den Verfaſſer derſelben als Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bei der Nachricht von ſeinem Tode, und ihre Thränen floßen nicht am ſparſamſten unter der großen Zahl von guten Menſchen, die ihn kennen und lieben.

Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewiſſes Maß vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf.

Ihre durch allzuhäufige Anſtrengung und Arbeit zerrüttete Geſundheit bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn ſie wieder hergeſtellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe, Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, ſich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches

1791. Geſchenk von tauſend Thalern an. Nehmen Sie dieſes Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unſrer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wiſſen dieſe zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſeyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen eines Erdballs umfaſſen. Sie haben hier nur Menſchen, Ihre Brüder, vor ſich, nicht eitle Große, die durch ſolchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieſe Ruhe Ihres Geiſtes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfniſſe Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsſtadt iſt, und ſehr ſchätzbare Bücherſammlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen; denn wir ſind hier nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtellter Geſundheit wünſchen ſollten, im Dienſte des Staats angeſtellt zu ſeyn, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen, dieſen Wunſch zu befriedigen.

Doch wir ſind nicht ſo klein eigennützig, dieſe Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlaſſen dieſes Ihrer eignen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu

erhalten, und dieſem Wunſche muß jede andere Betrach- 1791.
tung nachſtehen."

Eindruck und Antwort.

Dieſer Brief, der für die Empfindung des Leſenden nicht altert, der, wieder und immer wieder geleſen, jedesmal wie eine friſche, überraſchende That der lauterſten Liebe an unſerem Herzen anklopft — mit welchem Gefühle muß er von Schiller genoſſen worden ſeyn!* „In der erſten Wärme des Dankgefühls," meldet uns die vortreffliche Frau, der wir vor zehen Jahren die erſte Mittheilung dieſes koſtbaren Aktenſtückes aus dem Archive der Menſchheit verdankten, — in der erſten Aufwallung „glaubte ſich Schiller ſtark genug, eine Reiſe nach Dänemark unternehmen zu können und verſprechen zu dürfen." Der Herzog antwortete: „....Ihr Betragen in dieſer Angelegenheit iſt ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich ſchon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jetzt meiner Sehnſucht bei, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und ich ſehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld

---

* Er kam am 9. Nov. 1791 bei Reinhold in Jena an. Ein chronol. Irrthum der Fr. v. Wolz. iſt von Hoffmeiſter berichtigt worden II, 276, Note.

1791. entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können."

Der Gesundheitszustand Schillers, für den Augenblick selbst durch die Rührung verschlimmert, erlaubte diese Versetzung, oder auch nur eine Reise in das nördliche Clima nicht. Der Prinz von Holstein wurde der Welt im kräftigsten Mannesalter entrissen; aber „vom Grabe edler Verstorbenen geht ein lebendiger Hauch aus für die Nachwelt."* Schiller hatte ihm in den Horen seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" widmen dürfen. Ernst Heinrich Graf v. Schimmelmann, der Sohn eines vom pommer'schen Krämer zum Großhändler, dann in Dänemark zum Diplomaten emporgestiegenen und nach Struensees Tode in den Grafenstand erhobenen Vaters, geboren zu Dresden 1747 und als Minister des Auswärtigen ein Jahr nach der Veröffentlichung dieses Briefes (1831) im 84sten Lebensjahre gestorben, hat vierzig Jahre lang das Bewußtseyn auch dieser guten That auf Erden genossen.** Ein fortgesetzter Briefwechsel

---

* Worte der Fr. v. Wolz. II, 96.

** Unter anderm Vortrefflichen ist die Emancipation der Sclaven in den dänischen Colonien und die Abschaffung des Negerhandels das Werk dieses Staatsmannes, „der keinen andern Stolz kannte, als den ein Mensch zu seyn." S. über ihn Convers.Lexikon der neuesten Zeit Bd. IV, S. 161 f.

mit der Gräfin Schimmelmann, in dem ſich die herrliche Seele dieſer ausgezeichneten Frau, ſo wie die ihres Gemahls darſtellt, erhielt zwiſchen Schiller und ſeinen Wohlthätern eine geiſtige Verbindung. * 1791.

Die Antwort Schillers auf jenes großmüthige Anerbieten, an Baggeſen aus Jena vom 16. Dez. 1791 datirt, welche wir dem Briefwechſel Baggeſens mit Reinhold verdanken, muß dort oder bei Hoffmeiſter geſucht werden,** denn ſie füllt bei dem letzteren fünf große und enge Oktavſeiten. Der Dichter ſchreibt „überraſcht und betäubt," nicht mit dem kranken Kopf, ſondern ganz mit dem Herzen. „Ja, mein Freund," ſagt er, „ich nehme das Anerbieten mit dankbarem Herzen an, nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet. Dasjenige zu leiſten, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leiſten und ſeyn kann, iſt mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten.... Der großmüthige Beiſtand Ihrer erhabenen Freunde ſetzt mich auf einmal in die Lage, ſo viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt."

„Von der Wiege meines Geiſtes an," fährt er ſpäter

---

* Fr. v. Wolz. II, 95. Iſt nichts davon der Oeffentlichkeit übergeben? Hoffentlich geſchieht es in dem von den Schiller'ſchen Erben angekündigten Nachlaſſe des Dichters.

** Baggeſ. Th. I, S. 423 ff. Hoffm. II, 279—281.

1791. fort, „bis jetzt, da ich dieſes ſchreibe, habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Ich hatte mir dieſen Beruf gegeben, ehe ich ſeine Forderungen geprüft, ſeine Schwierigkeiten überſehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniſſe und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, daß ich meinen Idealen von ſchriftſtelleriſchen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen ſetzte, in welche ich ſelbſt eingeſchloſſen war, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortſchritts offen hielt; aber in meinen Umſtänden vermehrte ſie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchen aufwerfen. Jedes unter ſo ungünſtigen Umſtänden nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur deſto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schickſal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig

zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. 1791.
Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit blos allein dem Studiren, blos der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Das Intereſſe an meiner Wirkſamkeit, einige ſchöne Blüthen des Lebens, die das Schickſal mir in den Weg ſtreute, verbargen mir dieſen Verluſt, bis ich zu Anfang dieſes Jahres — Sie wiſſen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir ſeinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunſt gürtete, nahte ſich mir der Tod. Dieſe Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geſchwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schickſal zu erneuern. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt."

Durch den edelmüthigen Antrag der beiden Männer

1791. erhielt er endlich „die ſo lange und ſo heiß gewünſchte Freiheit des Geiſtes und die vollkommene freie Wahl ſeiner Wirkſamkeit.“ Wenn er auch die verlorene Geſundheit nicht wieder gewänne, „ſo wird künftig Trübſinn des Geiſtes ſeiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben.“ „Ich ſehe,“ ſchreibt er, „heiter in die Zukunft — und, geſetzt es zeigte ſich auch, daß meine Erwartungen von mir ſelbſt nur liebliche Täuſchungen waren, wodurch ſich mein gedrückter Stolz an dem Schickſal rächte, ſo ſoll es wenigſtens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unſers Jahrhunderts auf mich gegründet haben.“

Dann folgt der Reiſeplan, und die Schilderung des Eindrucks, den der Vorgang von Hellebeck, welchen der Dichter erfahren, als er kaum anfing, ſich wieder zu erholen, auf ihn hervorgebracht. „Es waren nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum Erſtandenen vorhielt.“ Nie, ſo lang er iſt, will er Baggeſen den freundlichen, wichtigen Dienſt, den ihm dieſer, „wiewohl ohne Abſicht,“ bei ſeinem Wiedereintritt ins Leben geleiſtet habe, vergeſſen. Daß jener reelle Dienſt unmittelbar von Baggeſen herrührte, ſcheint Schiller, bei der achtungswerthen Selbſtverläugnung des erſtern, nie erfahren zu haben.*

* Hoffmeiſter II, 284. Note.

Aeſthetiſche Studien und Schriften.

Von der Ueberraſchung geheilt, wurde Schiller ſichtlich heiterer und geſunder; nur Erkältung bei einer Schlittenfahrt verurſachte ihm abermals Unterleibskrämpfe. Das Geheimniß der Penſion ſeinen Eltern, ſeinem Körner und dem Herzoge von Weimar zu verbergen, war ihm unmöglich. So verbreitete es ſich, ſelbſt durch die Zeitungen, was ihm, der Beſcheidenheit ſeiner großmüthigen Freunde wegen, leid that. 1792 bis 1796.

Mit dieſer Zeit beginnt Schillers neue geniale Thätigkeit, vorerſt in ſelbſtſtändiger Bearbeitung Kantiſcher Ideen und deren Anwendung auf Kunſttheorie, ja ſogar auf politiſches und geſelliges Leben, ſichtbar. Durch die Schriften dieſes Faches iſt er, obwohl mehr mittelbar, als unmittelbar, hauptſächlich ein Lehrer ſeiner Nation und der Menſchheit geworden.

Dennoch glaubte er ſelbſt, da ſein Geiſt ihn ſchon jetzt zur Ausführung des Wallenſtein drängte, ſich mehr zur Schöpfung als zur Forſchung berufen. „Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle;“ ſchreibt er an Körner im Laufe des Jahres 1792, „in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung ſelbſt willen philoſophire ich gern über Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden erſetzen, den

1792 bis 1796. sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft verträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken."

Schon im März 1792 hatte er, wie ein Brief an Körner bezeugt, mit diesem den Plan zu den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen verabredet, in der Art, daß sie wirklich einen Briefwechsel zwischen beiden bilden, daß beide auf denselben Zweck hinarbeiten und eine gleichförmige Sprache führen sollten. Im Frühjahr 1792, als er seinen Freund, von Professor Fischenich begleitet, in Dresden besuchte, eine Freude, die auch wieder durch Krankheitsanfälle getrübt wurde, besprach er mit diesem ohne Zweifel die Materie des breitern, und im Oktober hoffte er bald den Anfang machen und ihn mit seinen Untersuchungen und Entdeckungen unterhalten zu können, und wollte die verabredete Correspondenz einleiten. Wir dürfen also wohl annehmen, daß die Ideen

zu dieſen Briefen eben jetzt in Schillers Geiſte verarbeitet wurden. 1792 bis 1796.

Dieſen fünfjährigen philoſophiſchen Studien Schillers verdanken wir alle jene tiefſinnigen Aufſätze, welche theils in der neuen Thalia, theils ſpäter in den Horen zuerſt bekannt gemacht wurden und der Sammlung ſeiner Schriften großentheils einverleibt ſind. *

Schiller ſelbſt urtheilte in ſpäterer Zeit ſehr ſtreng über dieſe Produkte der „metaphyſiſch kritiſchen Zeitperiode, welche beſonders in Jena herrſchte und auch ihn damals ergriffen habe;" er dürfe und wolle dieſen Verſuchen keinen höhern Werth geben, als daß ſie eine Stufe ſeines Nachdenkens und Forſchens bezeichnen und eine vielleicht nothwendige Entladung der metaphyſiſchen Materie, die wie das Blatterngift in uns allen ſteckt und heraus muß. **

Er war bei dieſem Urtheile vielleicht von Göthe influenzirt. Dieſer verſichert wenigſtens in ſeiner Morphologie, daß ſie ſich über dieſe Materie immer entgegengeſtanden: „Schiller predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen. Aus freundſchaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Ueberzeugung, behandelte er in den äſthetiſchen

* Döring, älteres Leben S. 140 f. Hoffmeiſter II, 292 ff. III, 21 ff. 55 ff. 98 ff. Wir werden ſie im dritten Buche aufzählen.

** Schiller an Rochliz.

1792 bis 1796. Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufſatz über Anmuth und Würde ſo verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigenſinnig, die Vorzüge der griechiſchen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poeſie nicht allein hervorhob, ſondern ſogar ausſchließlich dieſe Weiſe für die einzig rechte und wünſchenswerthe gelten ließ, ſo ward er zu ſchärferm Nachdenken genöthigt, und eben dieſem Conflikt verdanken wir die Aufſätze über naive und ſentimentale Poeſie. Beide Dichtungsweiſen ſollten ſich bequemen, einander gegenüber ſtehend, ſich wechſelsweiſe gleichen Raum zu vergönnen. — Schiller legte hiedurch den erſten Grund zur ganzen neuen Aeſthetik. Denn helleniſch und romantiſch, und was ſonſt noch für Synonymen möchten aufgefunden werden, laſſen ſich alle dorthin zurückführen, wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung die Rede war.“ *

Der Tadel Göthes endet in ein Lob, das die Höhe dieſer Unterſuchungen Schillers, mögen ſie noch ſo viele Phaſen durchlaufen haben, hinlänglich bezeichnet.

Auch ſind dieſe Schriften für die Welt eine Fundgrube der tiefſinnigſten Theoreme im Gebiete der Aeſthetik, und der reichſten Gedanken in dem des übrigen wiſſenſchaftlichen und

* Bei Döring a. a. O. S. 142 f.

ſelbſt des ſocialen Lebens geworden. Eine Andeutung da- 1792 bis
von, im Auszuge ſeines Auszuges, hat der Verfaſſer am 1796.
8. Mai unter Schillers Statue verſucht, und da der Raum jede weitere Analyſe verbietet und dieſelbe durch Hoffmeiſters erſchöpfende Auszüge und geiſtreiche Beurtheilungen überflüſſig wird, ſo mögen jene Worte hier deren Stelle vertreten.

„Dieſes tiefe und doch heitere Auge," ſprach der Redner im Angeſichte der enthüllten Statue, „ſah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Geſtalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es ſah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Geſetzen iſt; deßwegen lehrte auch ſein Wink die Stürmiſchen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandre, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöſcht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zuſammenhange mit dem moraliſchen Adel unſeres Weſens. Die Natur erſchien dieſem aufgeſchloſſenen Blicke als „eine beſtändige Göttererſcheinung, die uns erquickend umgibt," der Menſch in ſeiner mannigfaltigen Verkehrung als eine geweſene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Geſittung zur Natur zurückgeführt werden ſoll. —

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Friſche jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, ſenkte ſich auf euch von dieſer Denkerſtirne, aus dieſem Dichterauge! Welche Scheu zügelte

1792 bis 1796. euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet, durch den Mißbrauch ſchulgerechter Formen euch am guten Geſchmacke zu verſündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne ſeinem Bedürfniß und ſeinen Neigungen die Stimme ſtreitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch ſpreche, nicht gerne in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieſer Mund ermuthigte eine Jugend, die ſeitdem zum Theil in öffentlichen Geſchäften ergraut iſt, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergeſſen, und wiederum verlangte er von dem Menſchen in der Zeit, ſich zum Menſchen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, ſich zur Gattung zu ſteigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menſchen zu ſeinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die phyſiſche Möglichkeit der Freiheit zu verſchmähen, wo die moraliſche fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunſt, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Geſetz empfangen ſoll, von dem herrſchenden Bedürfniß, das die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen.

Aber wenn auch der Geſang dieſes Mundes uns in's Reich des Ideales flüchten hieß, ſo wollte doch ſein Wort nicht dulden, daß der denkende Geiſt, indem er im Ideen-

reich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl ſollte neben dem unbeſtechlichen Bewußtſeyn gelten; vom alles trennenden Verſtand rief er zurück zur alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in ſeiner Bruſt, gegen den Widerſtand der Zeit ringen will, ſpricht er: „„Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, was ſie bedürfen, nicht was ſie loben; gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten: ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand deiner Triebe verwandelſt.““ * 1792 bis 1796.

* Ein edler Gaſt bei dem Feſte vom 8. Mai, der ſich ſelbſt ſcherzweiſe einen Wallonen aus Wallenſteins Lager heißt, der gelehrte Belgier Baron v. Reiffenberg, nennt in ſeinen freimüthigen Souvenirs d'un pèlerinage en l'honneur de Schiller (Brüſſel und Leipzig bei Muquardt 1839) dieſe Rede einen discours très-éloquent, malgré un peu d'emphase (S. 147). Da nun der Kern derſelben nicht nur aus Schillers Gedanken, ſondern, und zwar recht abſichtlich, aus ſeinen eigenſten Worten beſteht, ſo muß der Redner das Lob ſeines Vortrags dem großen Helden jenes ſchönen Tages, mit ſammt dem Tadel, zu Füßen legen.

Beſuche aus Schwaben; Abſchied eines Freundes.

1792. Viele Männer unſeres Schwabenlandes von mittlerem Alter erinnern ſich von ihren Tübinger Studentenjahren her recht wohl eines mit Fett gepolſterten Kopfes, dem die Wangen zu Mund und Augen kaum Platz ließen. Der ganze dicke Leib rührte ſich nur ſchwerfällig, und die Lippen brachten, in Geſellſchaft oder auf dem Katheder, Töne hervor, die mit Mühe ſich zum Artikulirten ſteigerten. Aber wenn der Mann ins Feuer kam und die blauen Augen freundlich zu leuchten begannen, ſo lösten ſich die Worte allmählig verſtändlicher von der ſich überſchlagenden Zunge: feine Bemerkungen, gewürzte Scherze, ſprühende Funken Geiſtes, ſelbſt tiefere Gedanken und gelehrte Unterſuchungen ließen ſich unterſcheiden, und man konnte dem ſtammelnden Lehrer der Beredtſamkeit das Zeugniß des alten Poeten nicht verſagen:

„In uns waltet ein Gott, ſein regend Bewegen
erwärmt uns.“

Es war der Profeſſor der Poeſie und Eloquenz zu Tübingen, der ſchwäbiſche Dichter Carl Philipp Conz.*

* Am 27. Sept. 1825, als eben Conz am Geburtstage unſres Königes ſeine letzte Feſtrede auf dem Katheder heraus-

Dieſer, mit Schiller ſchon in ſeinen Jugendjahren und 1792.
ſelbſt von Lorch her bekannt, ſtattete im Jahr 1792 dem berühmten Landsmann, als ein damals wohl beſſer proportionirter Mann von dreißig Jahren, einen Beſuch in Jena ab, und hat nach andern dreißig Jahren ſchätzbare Mittheilungen darüber gemacht.*

Nachdem er einige Züge aus Schillers Stuttgarterleben in ſeinem Gedächtniß aufgefriſcht, zeigt er uns den Dichter zu Jena in ſeinem Hauſe, an ſeinem Tiſche, auf Spaziergängen. „Er war," erzählt uns Conz, deſſen Bericht wir ins Kurze ziehen wollen, „die Humanität ſelbſt, ſo wie ſeine treffliche Gattin ein Muſter edler Gefälligkeit und Beſcheidenheit. Sie führten damals keine eigene Haushaltung, ſondern ließen ſich mit dem (längſt berühmten)

---

würgte, trat auf der Durchreiſe ein nahmhafter Künſtler mit dem Verfaſſer in den Hörſaal der Tübinger Aula, hörte verwundert zu, und fragte endlich, wer der Mann mit den ſtolpernden Lippen ſey. Auf den Namen Conz rief der Maler erſchrocken: „Was? doch nicht etwa ein Bruder von dem berühmten Dichter Conz?"

* Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1823. Nr. 3, 4, 5, 6, 7. Conz war am 28. Okt. 1762 zu Lorch geboren, ſtudirte zu Tübingen, wurde dort 1789 Repetent und nach Verſehung zweier Diakonate im Jahr 1804 ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Literatur, der Eloquenz 1812. Er ſtarb 1828.

1792. Niethammer, damals Dr. Legens, Göriz und seinem Zöglinge von einem ältern Frauenzimmer des Hauses, das sie bewohnten, die Kost reichen. Die Tafel war einfach frugal, und durch Schillers sokratischen Ernst und Scherz gewann sie die beste Würze. Er sprach nicht viel, aber, was er sprach, gediegen, mit Würde, mit Anmuth; er liebte den gemäßigten Scherz. Ein Feind des Leeren, gleichförmig und heiter, wenn ihn Anfälle seiner Kränklichkeit nicht verstimmten, wie er war — hörte man nur selten einen Ausdruck von ihm, der an den glühenden, brausenden Schiller, wie er sich in seinen früheren Schriften oft darstellte, jetzt erinnert hätte. Einmal nur konnte er, über die niederträchtige That eines damals in Jena angesehenen Mannes, die während des Essens erzählt ward, lebhaft entrüstet, aber doch noch mit edler Haltung, und selbst lächelnd sagen: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen!“ — „Seine Brust ist verschlossen wie ein Archiv,“ sagte er von des Kirchenraths Griesbach Verschwiegenheit in Geschäftssachen. Ein milder Ernst und die Sehnsucht nach dem Ideellen begleitete ihn selbst zum Antheil an harmlosen Ergötzlichkeiten, zum Billard, zum Taroke, selbst zum Kegelschub. So hob er einmal, vom Kegelspiele sich wegwendend, die Augen zum schönen Abendhimmel empor und entgegnete wehmüthig auf die Bemerkung: „ein trefflicher Abend!“ die ein Mitspielender

machte: „Ach man muß doch das Schöne in die Natur 1792.
erſt hineintragen!“*

Schiller lebte und webte damals, erzählt Conz, ganz in Kants Schriften. In den abendlichen, geſelligen Unterhaltungen, zu welchen ſich mehrere jüngere Lehrer der Hochſchule einfanden, war jene Philoſophie der Gegenſtand, über den immer am lebhafteſten geſprochen und geſtritten wurde, und Schiller wußte mit ſeinem feurigen Geiſt und eindringenden Scharfſinne dem Geſpräch oft das größeſte Intereſſe zu geben.

Von dichteriſchen Arbeiten fand der Landsmann ſeinen Freund nur mit Ueberſetzungen beſchäftigt, und bei ſeinem erſten Beſuche las er ihm, noch friſch von der Freude über das Gelungene, von den faſt naſſen Druckbogen eines Thaliaheftes die erſten Proben ſeiner Verdeutſchung aus Virgil vor. Er betrachtete damals, an ſeine Boruſſiade denkend, dieſen Verſuch zugleich als Studium, um der Kunſtgriffe im Techniſchen voraus ſchon mehr Meiſter zu ſeyn. Indeſſen lag ihm der Entſchluß, die dramatiſche Laufbahn wieder zu betreten, doch noch näher, und er ſprach mit Begeiſterung davon. „Es brenne ihn recht

* Glücklich, wer wie Knebel, im harmloſen Reiche „der Vorſtellung“ lebend, bei dem Anblicke in Gold und Purpur getauchter Bergſpitzen, von keiner ſpekulativen Philoſophie geängſtet, ausrufen kann: „Das kommt aus der Ewigkeit!“ Vergl. Knebels Leben von Th. Mundt S. LVII.

1792. in der Seele — waren seine Worte — bald wieder mit einem neuen Drama aufzutreten, und er sey selbst begierig darauf; es müsse sich, ahne er, nach Form und Gestalt ganz unterscheiden von seinen vorigen. Seit er die Griechen studirt, schwebe ihm ein ganz neues Ideal von Trauerspiel vor."

So rüstete er sich in seinem Innern zu einer neuen schriftstellerischen Epoche, die nach seiner Rückkehr aus dem Vaterlande (1794) und seit seiner engen Verbindung mit Göthe ihren Anfang nahm. —

Bis hieher der Württemberger Conz. Seine Erzählung verwischt bei unsrem Leser vielleicht die trüben und zum Theil schiefen Eindrücke, welche die Beobachtungen eines andern Landsmanns in seiner Seele zurückgelassen haben könnten.

In demselben Jahre, in welchem Schiller diesen Besuch aus dem Vaterlande erhielt, erwartete er einen für ihn selbst noch wichtigern und willkommenern. „Heute," schrieb er — wir kennen das nähere Datum nicht —* an seine Schwägerin, „heute habe ich einen Brief von Hause erhalten, worin die angenehme Nachricht steht, daß meine Mutter sich anfängt zu erholen. Herzlich hat sie mich erfreut. Ich hoffe noch einmal sie wieder zu sehen und ihr einige frohe Tage zu schenken. Auch dich und Lottchen muß sie

* Aber muthmaßlich ist der Brief schon vom Oktober 1791.

noch ſehen, und mein Vater euch ſeine Artigkeiten ins Geſicht ſagen.“ 1792.

Dieſe Hoffnung wurde jetzt, im Sommer 1792, theilweiſe erfüllt. Die Mutter, von der ſchweren Krankheit geneſen, erfreute den geliebten Sohn aufs innigſte durch ihren und ſeiner fünfzehnjährigen Schweſter Nanette* Beſuch. Die letztere hatte die ſchönſten Geiſtesanlagen. Stellen aus des Bruders Gedichten zu deklamiren war ihre größte Freude, und ihren norddeutſchen neuen Anverwandten machte ſie mit der ſchwäbiſchen Naivetät große Freude.

Wurde Schiller auf dieſe Weiſe durch Beſuche aus der Heimath erfreut, ſo mußte er dafür einen ſeiner wertheren Jenaer Freunde, ſeinen philoſophiſchen Glaubensgenoſſen Fiſchenich, verlieren, der in dieſem Jahre als Profeſſor der Rechte nach Bonn abging.** Am 11. Februar berichtete ihm unſer Dichter, oder dießmal eigentlich, wie oft, unſer Denker, ausführlich aus Jena, und erfreute ſich der guten Aufnahme, welche die Kant'ſche Philoſophie durch ihn bei Lehrern und Lernenden finde. „Bei der ſtudirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht ſehr; denn dieſe Phi- 1792 bis 1793.

---

* Dieſe hatte er ſchon im Januar 1790 ſich von den Eltern erbeten. Boas II, 451.

** Er ward ſpäter nach Berlin verſetzt, und ſtarb im Jahr 1831 als K. preuß. Geheimeroberjuſtizrath. Hoffmeiſter II, 263 f. — Der Brief ſteht ganz bei demſelben II, 264 — 266.

1792 bis 1793. losophie hat keine andere Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind.... Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr begeisternd für Sie seyn. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu seyn. So schwer dieses unser einem ist, so habe ich es doch wirklich versucht. Meine Vorlesungen über Aesthetik* haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt, und mich genöthigt, mit Kants Theorie so genau bekannt zu werden, als man seyn muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu seyn. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen, und seine Behauptung, daß kein objektives Princip des Geschmackes möglich sey, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle. Ich bin, seitdem Sie weg sind, der Philosophie sehr treu geblieben, ja, weil alle andere Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmackes ausschließlich gewidmet. Ich habe Kant studirt und die wichtigsten andern Aesthetiker noch dazu gelesen. Dieses anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Resultate geführt, von denen ich hoffe, daß sie die Probe der Kritik aushalten werden."

---

* Ein privatissimum. Hoffm. II, 286.

Auch von Schillers geſelligem Leben erfahren wir Ei- 1792 bis
niges aus dieſem Briefe. „Für meinen Umgang," ſagt er, 1793.
„habe ich an meinem neuen Landsmann M. Gros,* der bei dem Prinzen von Wirtemberg Hofmeiſter geweſen iſt, eine ſehr gute Eroberung gemacht. Es iſt ein ſehr heller Kopf, der beſonders in der Kant'ſchen Philoſophie vortrefflich zu Hauſe iſt. Von den hieſigen Schwaben, Paulus ſelbſt mit eingeſchloſſen, kommt ihm an Sagacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, beſucht auch ſeine Collegien nicht. Er ſtudirt Jurisprudenz und wird nächſten Sommer nach Göttingen gehen."

Mit ſeiner Geſundheit war es nach dieſem Briefe noch immer das Alte, weder beſſer noch ſchlimmer; doch ſchien die Fieberperiode glücklich vorüber. Thätigkeit ſöhnte ihn mit der traurigen Exiſtenz aus, wozu ſein kranker Körper ihn verurtheilte.

Mitten unter ſeinen philoſophiſchen Studien flammte das politiſche Intereſſe noch einmal bei Schiller auf, als der Proceß des unglücklichen Ludwigs XVI. verhandelt

---

* Der nachmalige berühmte Lehrer des Naturrechts, Chriſt. Heinr. v. Gros, Erzieher Sr. Maj. des Königs Wilhelm von Württemberg, geb. zu Sindelfingen im Württembergiſchen den 10. Nov. 1765, ordentl. Profeſſor der Rechte zu Erlangen 1796, zu hohen Richterſtellen nach ſeinem Vaterlande berufen 1817, ſeit 1820 K. W. Geheimerrath. Er lebt in dieſer Eigenſchaft zu Stuttgart.

1792 bis 1793. wurde. Der Verfaſſer der Räuber und Fiesko's wollte noch einmal, und zwar unmittelbar, der Sache der bürgerlichen Freiheit dienen, indem er den König vertheidigte. „Weißt du," ſchreibt er an Körner im December 1792, „Niemand, der gut ins Franzöſiſche überſetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Verſuchung widerſtehen, mich in die Streitſache wegen des Königs einzumiſchen, und ein Memoire darüber zu ſchreiben. Mir ſcheint dieſe Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beſchäftigen, und ein deutſcher Schriftſteller, der ſich mit Freiheit und Beredſamkeit über dieſe Streitfrage erklärt, dürfte wahrſcheinlich auf dieſe richtungsloſen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil ſagt, ſo iſt man wenigſtens auf den erſten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer ſeiner Claſſe, wo nicht ſeiner Nation, anzuſehen, und ich glaube, daß die Franzoſen gerade in dieſer Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich ſind. Außerdem iſt gerade dieſer Stoff ſehr geſchickt dazu, eine ſolche Vertheidigung der guten Sache zuzulaſſen, die keinem Mißbrauch ausgeſetzt iſt. Der Schriftſteller, der für die Sache des Königs öffentlich ſtreitet, darf bei dieſer Gelegenheit ſchon einige wichtige Wahrheiten mehr ſagen, als ein Anderer, und hat auch ſchon etwas mehr Kredit. Vielleicht räthſt du mir an, zu ſchweigen; aber ich glaube, daß man bei ſolchen Anläſſen nicht

indolent und unthätig bleiben darf... Es giebt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn." 1792 bis 1793.

Die Ereignisse eilten diesem edeln Gedanken des Dichters, der vielleicht im Zusammenhange mit diesen Planen noch im December 1792 an eine Reise nach Paris dachte, zuvor. Der Kopf des Königes fiel, und Schiller behielt keine persönliche Erinnerung aus dieser Schreckenszeit, als das französische Bürgerdiplom, das, wie er aus den Zeitungen erfuhr, unterzeichnet von Roland* und zwei andern Mitgliedern des Nationalconvents, ihm zugesendet, erst nach fünf Jahren durch Campe** in seine Hände kam.

Reise nach Schwaben.

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller an seinen Freund Körner: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden." Im August brach er in einem eigens für die ganze Reise gemietheten Wagen*** mit seiner Gattin auf und eilte Württemberg zu. 1793.

---

* Briefwechsel von Schiller und Göthe IV, S. 131.

** Compe steht bei Fr. v. Wolz. II, 98; es ist Campe gemeint (Schiller an Göthe vom 2. März 1798).

*** Boas II, 462.

1793. Der Weg wurde über Heidelberg, nach einer andern Angabe auch über Mannheim genommen, das Schiller aber als eine, wegen der kriegeriſchen Ereigniſſe jenſeits des Rheines bedrohte Feſtung, bald wieder verlaſſen habe. Da ihm der Beſuch ſeines alten Vaterlandes noch nicht geſichert war, wandte er ſich in Schwaben zuerſt nach der damaligen Reichsſtadt Heilbronn* und ſtieg im Gaſthofe zur Sonne ab, wo er ſich die erſten Tage leidend und faſt immer zu Bette befand. Kaum hatte er ſich ein wenig erholt, ſo ſchrieb er am 20. Auguſt 1793 an den regierenden Bürgermeiſter der Stadt Heilbronn, Gottlob Moriz Chriſtian v. Wacks, einen erſt ganz kürzlich im Heilbronner Archive wieder aufgefundenen Brief.

„Es kann Euer Hochwohlgeboren," heißt es in dieſem Schreiben, „nichts Unerwartetes ſeyn, wenn eine Stadt, die unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung und im Genuß einer anſtändigen Freiheit blühet, und mit den Reizen einer ſchönen, fruchtbaren Gegend viele Kultur der Sitten vereinigt, Fremde herbeizieht und ihnen den Wunſch einflößt, dieſer Wohlthaten eine Zeit lang theilhaftig zu werden."

* Die nachfolgenden Einzelheiten über Schillers Aufenthalt in Heilbronn verdankt der Biograph der gefälligen brieflichen Mittheilung des Herrn Stadtſchuldheißen Titot von Heilbronn, und den Schiller'ſchen Brief ebendemſelben, aus dem Heilbronner Intelligenzblatt Nr. 7, Beilage vom 23. März 1839.

„Da ich mich gegenwärtig in diesem Falle befinde und 1793.
Willens bin, meinen Aufenthalt allhier bis über den Winter zu verlängern, so habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, Ew. Hochwohlgeboren gehorsamst davon zu benachrichtigen und mich und die Meinigen dem landesherrlichen Schutz eines hochachtbaren Magistrats zu empfehlen."

Zum Schlusse verspricht der Briefsteller, sobald seine Gesundheit es erlaube, dem Herrn Amtsbürgermeister persönlich seinen Respekt zu bezeugen. Dieser, damals ein Greis von 73 Jahren, auch in Schubarts Selbstbiographie seiner Humanität wegen gerühmt, entzog, obgleich von dem Herzoge Carl von Württemberg mit dem Titel eines württembergischen Regimentsrathes beehrt, seinen Schutz dem edeln Verbannten doch nicht, und nahm sich Schillers sehr freundlich an. Die Rathsherren von Heilbronn wußten die Ankunft eines solchen Gastes zu schätzen, und in das Rathsprotokoll findet sich, jenes Gesuch betreffend, unter dem 20. August 1793 der Beschluß eingetragen: „Wird willfahrt, und soll dem Herrn Hofrath durch eine Kanzleiperson [d. h. einen Senator] vergnügter Aufenthalt gewünscht werden."

Bald verlegte Schiller, des unruhigen Quartieres im Gasthof müde, seine Wohnung in das Haus des Assessors und Kaufmanns Rueff am Sulmerthor. Sein Gesundheitszustand besserte sich sichtlich, er bestieg zu wiederholten

1793. Malen den ſchönen Wartberg und freute ſich hier der herrlichen Ausſicht auf ſein heimathliches Schwaben. Eltern, Schweſter und Jugendfreunde umarmte er zum erſtenmal in Heilbronn; auch ſeine Schwägerin Caroline, die, nach aufgelöster erſter Ehe, ſich damals in der Nähe von Stuttgart bei einer Freundin aufhielt, eilte herbei. So verlebte der Dichter die angenehmſten Tage in der ſchwäbiſchen Reichsſtadt, und ſeine Schwägerin erinnert ſich namentlich merkwürdiger Geſpräche, die er mit dem berühmten Arzte Eberhard Gmelin über thieriſchen Magnetismus daſelbſt pflog.

Von Heilbronn aus ſchrieb er dem Herzoge Carl von Württemberg im Sinn des dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältniſſe aus ſeinem Vaterlande entfernt. Der Herzog, gichtkrank und ſchon vom herannahenden Tode geſchreckt, weßwegen ſein Schweigen nicht ſo übel ausgelegt werden darf, antwortete nicht; aber er äußerte öffentlich: „Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden.“ Am 24. Oktober ſtarb der Herzog. Schiller brach (ob jetzt erſt oder ſchon im September iſt noch zweifelhaft) von Heilbronn auf und zog ins eigentliche Vaterland, in die Heimath ſeiner Jugend, nach Ludwigsburg, wo er dem Vater näher war, der auf der Solitude, jetzt als Major,* noch immer die Oberaufſicht über die

* Auch in Schillers Adelsdiplom wird der Vater als „Oberſtwachtmeiſter“ aufgeführt. Demnach iſt in unſrer Schrift

fürſtlichen Gärten und Pflanzſchulen führte. Vorzüglich zog ihn dorthin ſein Jugendfreund v. Hoven, in deſſen Umgang und Pflege er Beruhigung und Unterhaltung in reichem Maße fand. Hoven* aber erblickte in ſeinem Freund erſtaunt „einen ganz andern Mann. Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachläßigkeit war eine anſtändige Eleganz getreten, und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes, kränkliches Ausſehen vollendete das Intereſſante ſeines Anblicks. Leider war der Genuß ſeines Umgangs häufig, faſt täglich, durch ſeine Krankheitsanfälle geſtört; aber in den Stunden des Beſſerbefindens — in welcher Fülle ergoß ſich da der Reichthum ſeines Geiſtes! wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze!** Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden." 1793.

Buch I, S. 7, L. 12, 13 von oben ſtatt: „mit dem Hauptmanns- (nie Majors-) titel geſchmückt" zu leſen: „mit dem Hauptmanns- (dann Majors-) titel geſchmückt."

* Hoven bei Fr. v. Wolz. II, 104 f.

** Herr v. Hoven erzählte im Jahr 1815 zu Nürnberg dem Verfaſſer dieſes Lebens einige Akademieſcherze Schillers, die allerdings von gehörigem Kaliber waren.

1793.* Trotz ſeiner Kränklichkeit ſtudirte und arbeitete er auch während dieſer Zeit. Kants Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch wegen Unpäßlichkeit das Bett hüten mußte, oder gar, wie er oft ſcherzen konnte, von Arzneigläſern ſich umlagert ſah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeſchützes, und lächelnd erzählte er einmal ſeinem Freunde v. Hoven bei einem Morgenbeſuche, ſein Bedienter, der bei ihm die Nacht über habe zu wachen gehabt, hätte, um ſich auf ſeinem Poſten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgeleſen.*

Faſt täglich, meiſt in der Nacht, ſchrieb er einige Stunden an ſeinem Wallenſtein, der anfangs in Proſa verfaßt war; wenn er ſich weniger aufgelegt fühlte, an den äſthetiſchen Briefen, die hier, wie uns Conz verſichert, im erſten Entwurfe niedergeſchrieben und auch abgeſendet wurden. Sie erſchienen in der Folge, unter Fichte's Einflüſſen umgearbeitet, in den Horen. Mehrere, die das erſte Manuſcript mit dem Abdrucke vergleichen konnten, worunter Conz ſelbſt war, wollten behaupten, die einfachere Darſtellung im erſten Entwurfe ſey anſprechender geweſen.

Eine andre Frucht ſeiner Ludwigsburger Herbſtmuße war ſeine geiſtreiche Rezenſion über Matthiſſons Gedichte, deren Verfaſſer, eben durch Ludwigsburg gekommen, Schillers Bekanntſchaft gemacht hatte. Die Anſichten über

* Conz a. a. O., S. 42.

malerische Poesie darin dankten ihre Entstehung einer Un- 1793.
terredung mit einem seiner Stuttgarter Freunde, dem kunstsinnigen Rapp,* der selbst ausübender Liebhaber der Landschaftsmalerei war. Ausgearbeitet scheint übrigens dieselbe erst später zu seyn.

Bei allen diesen Arbeiten fand Schiller noch Zeit, eine Handlung herablassender Liebe zu vollbringen. Aus herzlicher Dankbarkeit gegen seinen alten Jugendlehrer, den Präceptor Jahn, dessen Stab die Ludwigsburger Schule noch immer regierte, verschmähte der große Dichter, der berühmte Mann es nicht, hier und da von ihm eine Lehrstunde im gewöhnlichen Schulzimmer zu übernehmen, und vierzehnjährige Knaben sahen den Dichter des Don Carlos vor und neben sich im Schulstaub auf der Bank sitzen, den Kopf auf die Hand gestützt und ein Bein übers andre geschlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte, und bei dem letztern Vortrage — nach Schröckhs Abriß — konnte der seltene Lehrer, sonst still und ruhig, sich oft plötzlich bewegt und lebendig in die Höhe richten.**

---

* Dem Geh. Hofrath v. Rapp, Kaufmann zu Stuttgart, Dannecker's Schwager. Die Angabe ist von Conz, wurde mir aber vom sel. Rapp, meinem mütterlichen Oheim, wiederholt bestätigt.

** Mündliche gefällige Mittheilung des Herrn Archivraths Schönleber und des Herrn Apothekers Hausmann, die beide damals Ludwigsburger Schüler waren.

1793. Ungern verließ Schiller Ludwigsburg, um das benachbarte Stuttgart zu besuchen und eine Familienangelegenheit dort ins Reine zu bringen. Der alte Widerwille erwachte vorübergehend in ihm: „Ich hasse Stuttgart, Stuttgart soll mich nicht bei Tag erblicken!“ sagte er zu seinem Jugendfreunde Elwert, mit welchem er einst den Katechismus gesprochen.* Und wirklich soll er das erstemal bei Nacht nach Stuttgart gefahren und in wenigen Stunden wieder zurückgekommen seyn.

Doch verlebte er, wie wir von seiner Schwägerin und sonst wissen, einige Tage in jener Residenz. Damals modellirte der berühmte Dannecker die herrliche Büste seines Jugendfreundes, welche das Atelier des greisen Künstlers noch immer ziert, und die er bei seinen Lebzeiten sich nicht entschließen kann aus den Händen zu lassen. Der anhaltende und frohe Umgang mit diesem werthen Freunde erweckte in Schiller großes Interesse für die bildende Kunst.

In diese Zeit fällt zu Tübingen, wo er seinen lieben Lehrer Abel besuchte, auch Schillers Bekanntschaft mit den damaligen Besitzern der Johann Georg Cotta'schen Buchhandlung, Johann Friedrich Cotta und Christ. Jakob Zahn, welche zu einem dauernden Freundschafts- und Geschäftsverhältniß mit dem ersteren führte. Cotta zeigte sich großsinnig für die deutsche Literatur, und seine Anerbietungen

* Mündliche Mittheilung.

übertrafen Alles, was bis jetzt für deutsche Schriftsteller 1793.
geschehen war. Schiller schätzte seinen Verstand, seine Umsicht, seine außerordentliche Thätigkeit, und vertraute seinem Charakter. Er wurde in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Der Dichter verdankte den Verträgen mit der Cotta'schen Buchhandlung seine Unabhängigkeit, und seine Erben danken ihnen den festen Grund ihres Wohlstands. Zahn, gleichfalls ein vielseitig gebildeter Mann und geistreicher Gelehrter, dessen Name mit dem Namen des Freiherrn v. Cotta auch unter dem württembergischen Verfassungsvertrage steht, so wie beide Männer nach einander den Vicepräsidentenstuhl der zweiten Kammer lange Zeit eingenommen, hat später seinen Beitrag zur Popularisirung Schillers durch die köstliche Melodie des Reiterliedes geliefert.

Mit Cotta wurde der Plan zu den Horen entworfen, und das Ideal einer deutschen Zeitung besprochen, zu deren Redaktion Schiller jedoch später vom Verleger vergeblich eingeladen ward. Seine Tübinger und Stuttgarter Freunde hätten ihn gar zu gerne dem Vaterlande wiedergegeben, und spätere entschiedene Anträge bewiesen, wie ernstlich sie gewirkt hatten. Dankbarkeit, und Liebe zur Gattin hielten ihn in Jena fest.

In Tübingen machte Schiller auch die erste Bekanntschaft Fichte's, der aus der Schweiz nach Jena reiste, um dort den Katheder zu besteigen.

„Von dem französischen Freiheitswesen," erzählt des

1793. Dichters Schwägerin „welches auch in Württemberg damals einigen Anhang hatte, war Schiller kein Freund. Er hielt die franzöſiſche Revolution für eine Wirkung der Leidenſchaften ..... Die eigentlichen Prinzipien, ſagte er, die einer wahrhaft glücklichen, bürgerlichen Verfaſſung zum Grunde gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen; ſie ſind (indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tiſche lag, hinwies) noch nirgends anders, als hier. Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird."

Wenn dieſe Worte nicht unwillkührlich einigermaßen dem Erfolg angepaßt worden ſind, ſo hat Schiller auch in ihnen ſeinen Prophetenberuf beurkundet.

In Ludwigsburg änderte der Dichter ſeine Götter Griechenlands, las faſt alle Abende aus Voßens Homer vor und zeigte große Verehrung für den Ueberſetzer. Göthe's Iphigenia erklärte er für das einzige Stück, das er, im Gefühle kein ähnliches machen zu können, beneide. Von ſeinen Räubern und den frühern Dramen fing er zu ſchweigen an; es ſchien, als wünſchte er ſie ungedruckt.

Während er im Vaterlande war, ſtarb, wie oben

gemeldet worden, der Herzog Carl, und wurde von ihm 1793.
wie ein Freund betrauert. Schiller konnte ſich trotz der Bitte des Vaters zu keinem Glückwünſchungsſchreiben an den Nachfolger entſchließen, ſo viel man von deſſen Herzensgüte erwartete. Er wollte auch den Schein vermeiden, als freue er ſich über Carls Tod. „Da ruht er alſo," ſagte er, bei der Gruft zu Stuttgart mit ſeinem Freunde Hoven vorübergehend, „dieſer raſtlos thätig geweſene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Menſch; aber die erſten wurden von ſeinen großen Eigenſchaften überwogen,* und das Andenken an die letzteren muß mit dem Todten begraben werden. Darum ſage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht; es iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch." **

Was das Wichtigſte von Schillers Aufenthalt im Vaterlande war und nicht ohne entſchiedenen Einfluß auf ſeine Individualität bleiben konnte, war das ſüße Glück

---

* Im Text (Fr. v. Wolz. II, 108) ſteht „übertragen," was ein offenbarer Druckfehler iſt.

** Aus Schillers Gefühl herrlich geſprochen. Er erfüllte, was er als fünfzehnjährig am 10. Jan. 1775 dem Herzog gelobt hatte: „Thränen des Danks auf Ihre Aſche, mein Vater." (Vergl. Schillers erſte Jugendſchrift, herausgeg. von F. Freiherrn von Böhnen, Amberg 1839. S. 19.)

1793. der ersten Vaterfreude, das ihm am 14. Sept. 1793 * zu Theil wurde. Bei der schwer und lange dauernden Niederkunft leistete Hoven tröstliche und hülfreiche Dienste. Schillers Freude über die endlich erfolgte glückliche Entbindung, erzählte Jener, war die des gefühlvollen Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Frau, und das Entzücken des Vaters über seinen erstgebornen Sohn. **

„Es war ein erhebender Anblick," sagt Conz, „den hohen Mann in den einfachwahren Ausdrücken väterlicher Lust an seinem Goldsohn, wie er ihn oft nannte, zu beobachten, und, wie ich öfter das Glück hatte, Zeuge davon zu seyn." Zufällig oder absichtlich war ihm in jener Zeit Quintilian in die Hände gekommen. Er studierte aufmerksam des Römers herrliche Grundsätze über Erziehung und versicherte, den Sohn nach diesen Maximen aufziehen zu wollen. Ja, er versprach dem Landsmann in sein neu begründetes Museum für römische und griechische Literatur einen Aufsatz über Quintilian, der jedoch nie geschrieben wurde.

Da der Sohn ein Wasserkind war, machte er den Eltern anfangs nicht wenig Sorge, aber am 8. November

---

* Aus den verschiedenen Angaben wird nicht ganz klar, ob Schiller damals schon zu Ludwigsburg war, oder noch in Heilbronn weilte.

** Carl Friedrich von Schiller, gegenwärtig K. Württemb. Oberförster zu Rottweil.

meldet Schiller dem Großvater, daß ihm an Pflege und Wartung nichts abgehe, und er, trotz kleiner Unpäßlichkeiten und ein bischen Magerkeit abgerechnet, sehr munter sey und sich eines guten Appetits erfreue.* 1793.

Von sich selbst meldet der Dichter in demselben Schreiben, daß er die ganze Woche über fleißig gewesen, und es ihm von der Hand gegangen. „Es ist mir immer himmlisch wohl, wenn ich beschäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht."

Und in diesem himmlischen Gefühle geistigen Wohlseyns kehrte der kränkelnde, hinfällige Dichter, froh, daß ihm „die Vorsehung" gegönnt, die Eltern eine Weile zu haben und in ihrer Nähe zu leben, zuerst in sein schwäbisches Hauptquartier nach Heilbronn, und endlich im Mai 1794 nach Jena zurück, um die dritte Periode seines Daseyns, die Periode des vollendeten dichterischen Kunstlebens im hellen, geistigen Bewußtseyn der geläuterten Erkenntniß und erhöhten Kraft zu durchlaufen.

Rückblick.

Das Leben des herrlichen Dichters liegt in seinem zweiten Abschnitte von dreien hinter uns. Im ersten Buche 1785 bis 1794.

* Boas II, 461. In diesem Briefe wird der Arzt Hiren genannt, was falsch gelesen ist, und ganz gewiß Hoven heißen soll.

1785 bis 1794. hatten wir es mit der Kindheit ſeines Genius zu thun; im zweiten überſchauen wir die Bahn, die ſeine Jugend durchlaufen hat; wir begleiten ihn auf die Ringſchule, zum Kampfe mit Form und Stoff, zur Entſtehung des Don Carlos; dann ſehen wir den ſchon erſtarkteren, noch nicht zufrieden mit der halbgebildeten Kraft, demüthig bei der Geſchichte, bei der Philoſophie in die Schule gehen. Es ſind Meiſters Lehrjahre, in welchen ſein Geiſt, geärgert durch das Bewußtſeyn, bisher ſelbſt in ſeinen glänzendſten Proben doch oft nur geredet zu haben, wie ein Kind, und klug geweſen zu ſeyn wie ein Kind, und kindiſche Anſchläge durchgeführt zu haben, mit künſtleriſchem Kraftwillen ſtill an ſich arbeitete, und abthat, was kindiſch war, bis er, zum Manne geworden, mit jenen Meiſterwerken hervortreten konnte, welche faſt jeden Schritt in der dritten Periode ſeines Dichterlebens bezeichnen.

Die Vorſehung, von ihm ſelbſt mit dem Gemüthe auch in der Zeit erkannt und dankbar angebetet, in welcher ſeine Forſchung an ihr zu zweifeln ſchien, die Vorſehung hatte, für die beiden Hauptgeſchäfte dieſes Lebensabſchnittes, ſowohl für das Ausbrüten ſeines letzten und impoſanteſten Jugendwerkes, des Don Carlos, als für die tiefſinnigen Vorarbeiten zu ſeinem vollendetern männlichen Wirken, alles Nöthige beſtimmt und angeordnet.

Aus dem für ſeinen Geiſt nahrungslos und unfruchtbar gewordenen Mannheimer Boden mit der Wurzel

herausgeriſſen, war der Dichter nach Leipzig, in das Gewühl einer größeren Welt, und doch wieder in einen engen Kreis verwandter Seelen verpflanzt worden, und hatte im begonnenen Don Carlos nichts als ſeine Jugendideale mitgebracht, vermehrt um das Bild einer hohen königlichen Frau, zu welchem das Geſchick ein Urbild in der Wirklichkeit ſeinem Geiſt und Herzen nahe geſtellt hatte.* In Dresden mußte ihm die ſorgenfreie Zurückgezogenheit des Landlebens Zeit zu den hiſtoriſchen Studien, die ſein ihm unter der Hand ſich umgeſtaltender Stoff fortwährend erforderte, wie Muße zur Ausführung und Vollendung des Ganzen gewähren; die große und feine Welt der Reſidenz mußte dem Stücke das Colorit ſeiner höheren Sphäre und den würdigen, gehaltenen Styl, durch welchen es ſich auszeichnet, verleihen helfen; endlich mußte ſelbſt eine vorübergehende, aber brennende Leidenſchaft ſeine Seele in die Stimmung ſetzen, die hoffnungsloſe Liebe des Infanten mit jener lebendigen Glut darzuſtellen, welche voll Wahrheit in ihr athmet. 1785 bis 1794.

Wir haben den Don Carlos entſtehen ſehen mit ſeinen Ungleichheiten, Mängeln und Incohärenzen, die niemand beſſer gekannt und geſchildert hat, als der Dichter ſelbſt, aber auch mit ſeinen blendenden Schönheiten, mit der in

* Frau v. Kalb ſoll dem Dichter bei ſeiner Königin im Don Carlos vorgeſchwebt haben.

1785 bis 1794. ihm concentrirten Beredtſamkeit des freiheitsdurſtigen Jahrhunderts, mit der Macht ſeiner Effekte, mit dem ſchimmernden Firniß einer herrlichen, vom ſtolzeſten Jamben getragenen Diktion. Mag dieſer Ueberzug von Redeglanz ein Fehler ſeyn, er iſt ein ſo nationaler Fehler, daß das Stück — wie Schillers Dramen überhaupt — in Deutſchland ohne dieſen Glanz nicht ſo allgemein gefallen könnte; er iſt ein Fehler, wenn Shakſpeares nationaler Witz ein Fehler iſt, der ſich auch hindrängt, wo er nicht hingehört, und doch ihm im In- und Auslande vielleicht mehr Bewunderer verſchafft hat, als der geniale Kern ſeiner Weltpoeſie ſelbſt.

Was die Charaktere betrifft, ſo halten wir zwar für die eigentliche Bürgſchaft des dramatiſchen Genius im Stücke und für die größte künſtleriſche Geſtalt, in welcher ſich ſchon die Mäßigung, Beſonnenheit und Selbſtverläugnung eines ganz großen Meiſters verherrlicht hat, den König Philipp. Aber für den Eindruck, den das Drama macht, wie für die Abſicht des Dichters, iſt er doch nur die Folie zum Don Carlos und Poſa. Und mag man dieſe Charaktere noch ſo ſehr tadeln, mag man jenen einen Schwächling und dieſen einen Schwärmer ſchelten: zuſammengenommen ſind ſie doch ſo lebendig und gewaltig, und, zwar nicht ſpaniſch, — aber ſo durch und durch deutſch, daß der Dichter auch in ihnen eine vollkommen nationelle Wahrheit und Wirklichkeit, in Schwachheit und Größe

dargeſtellt, und dadurch im Vaterlande und außerhalb deſ- 1785 bis
ſelben, bei allen Nachbarn, die etwas vom germaniſchen 1794.
Blute in den Adern haben, die mächtigſte Wirkung gethan hat. Oder war nicht etwa die Nation, im Stand ihrer Erniedrigung, als Napoleon die Deutſchen ſo verächtlich als Ideologen behandelte, dem Don Carlos am Hofe Philipps gleich? Und als der geſchlagene Eroberer fluchend dem Rheine zueilte und im Grimm ausrief: „die Deutſchen haben das Fieber!“ — war es nicht die erhabene Geſtalt Poſa's, die begeiſtert hinter ihm die Geißel ſchwang? Und kehren nicht auch in unſrer ernſten Zeit in den edleren Charakteren unſres öffentlichen Lebens die Figuren eines Carlos und Poſa in unzähligen Miſchungen immer wieder, werden wir nicht durch Worte brütenden Edelſinns oft genug an jenen, und durch Werke begeiſterter Aufopferung von Zeit zu Zeit an dieſen erinnert? Ja, haben nicht alle liebenswürdigeren Perſönlichkeiten unſres deutſchen Vaterlandes etwas von den Zügen der beiden Freunde in ihrer geiſtigen Phyſiognomie?

So iſt es der deutſche Gehalt des Stückes, der ihm die Liebe des Inlands, die Bewunderung des Auslands erworben hat und ſichert, der die Widerſprüche, der das komiſche Walten des Zufalls in dieſem Trauerſpiele, welcher den Infanten in das Zimmer der Prinzeſſin Eboli, wie in die Laube des Figaro einführt, der dieß und noch vieles Andre in Vergeſſenheit ſenkt; es iſt ſein deutſches Weſen,

1785 bis 1794. das ihm nach fünfzig Jahren den lauten Zuruf auf der Bühne erhält, und das ihm in Frankreich an Benjamin Conſtant einen Nachbildner, in England an Lord John Ruſſel, dem Wigh, einen Nacheiferer, und an John Bruce, dem Hochtory, einen Dollmetſcher ſeines Geiſtes gewonnen hat.

Als der Don Carlos vollendet war, und Schiller im gewaltigen Bewußtſeyn daſtand, einen mächtigen Schritt über dieſes Stück im Stücke ſelbſt hinausgethan zu haben; und als gerade dieſes Bewußtſeyn ihm die Nothwendigkeit vorhielt, weiter in den Tiefen der Geſchichte und der Philoſophie zu forſchen; als zugleich ein dunkles Gefühl ihn nach größerer Selbſtbeſchränkung durch die Form verlangen ließ: da mußte eine verunglückte Neigung ihn von Dresden wegtreiben und Freundeshand lenkte ſeine Schritte nach dem Hafen, wo er ſich zu neuen und kühneren Geiſtesfahrten ausrüſten ſollte, nach Weimar, an die Stätte helleniſcher Bildung, unter den Schutz eines Kunſt pflegenden und Dichter liebenden Fürſten, in den Kreis der erſten Geiſter ſeiner Nation.

Und weil er jetzt ſich auf dem rechten Boden befand, auf dem ſein Genius endlich gedeihen und reife Früchte tragen konnte, ſo ſorgte das Schickſal dafür, daß der umgetriebene Dichter endlich auch ein feſtes Hausweſen gründen könnte; er empfing von ſeinem Fürſten eine Stellung, und aus der Hand einer geiſtreichen und begeiſternden

Freundin die geliebte, ſanfte, ſeelenvolle Lebensgefährtin, 1785 bis
die ſein von mannichfacher Sorge beſchwertes Gemüth 1794.
aufrecht erhielt, und ſeinen am Geiſt erkrankten Körper pflegte.

Nicht in Bauerbach durfte einſeitige Neigung an ein gleichgültiges Herz, nicht in Mannheim unreife Ruhmſucht an eine ſchöngeiſtige Männin, nicht in Dresden blinde Leidenſchaft an eine gefallſüchtige Schönheit ihn feſſeln. Aus dem Schoße der Natur, der Frömmigkeit, der Freundſchaft und des edelſten Familienlebens empfing er im lieblichen und ſtillen Rudolſtadt zur Gattin „das zarte Weib," das nicht im fremden Kreiſe der Gelehrſamkeit, ſondern „in ſtiller Thätigkeit, in Uebung ihres hohen, heiligen Berufs, in liebender Bruſt" ihr ganzes Lebensglück an ſeiner Seite fand und das ſeinige ſchuf. „Selig der Mann," rief Schiller aus, als dieſer Bund ſchon ein alter war, „ſelig der Mann, der ein ſolches Kleinod zu ſchätzen weiß, und die Freundin ſeines Herzens bei Arbeiten und häuslichen Beſchäftigungen ſucht, um ſich an ihren anſpruchloſen Talenten von ſeinem mühevollen Streben zu erheitern."*

Ebener und leichter däuchte ihm jetzt, ſeit dieſer Stern ihm leuchtete, der Pfad ſeines Denkerlebens durchs Dunkel und Dickicht der Geſchichtsforſchung und der Reflexion,

---

* Fr. v. Wolz. II, 215. Worte Schillers, am 18. März 1801 geſprochen.

1785 bis 1794. durch die finstern Schlüchte des Zweifels, durch die Nächte tiefsinniger Dichtungen, noch ehe er in dem Aether der heitern Kunst, im frischen, freien Felde des Schaffens wieder zu Tage kam. Und als eine schwere Krankheit noch vor dem Abschlusse, ja vor dem rechten Beginne des kurzen Tagewerks, das ihm auf Erden vergönnt war, das Glück seines Lebens und Dichtens vernichten zu wollen schien, da zeigte sichs, daß sie nur gesendet war, großmüthige Freunde zu erwecken, ihn durch sie von nagenden Sorgen zu befreien, und seinem Geist in einem kränkelnden Körper das Wirken, so lange es Tag war, wenigstens möglich zu machen.

Hoffend und an der Seele gestärkt besucht er sein Vaterland Schwaben, umarmt die alten Eltern, athmet Jugendluft, erquickt sich an Freundesumgang, und kehrt am Schlusse dieser zweiten Lebensperiode, den Erstgebornen auf dem Arm, die Gattin an der Hand und seinen Wallenstein im Busen, an den häuslichen Herd der Liebe, und in die Werkstatt unsterblicher Schöpfungen zurück.

Drittes Buch.

Digitized by Google

Schiller, Humboldt und Göthe.

Bis hierher hat es dem Biographen unſres großen 1794.
Dichters an äußern Begebenheiten ſeines Lebens nicht gefehlt, und der Stoff ſelbſt ſorgte für die Unterhaltung des Leſers. Mit der dritten Periode ſeiner Bildung, welche die Vollendung durch die Kunſt in ſich begreift, wird es von außen allmählig ſtiller, aber im Innern drängt ſich nun bald That an That, und kommt als leuchtende Dichtung zum Vorſcheine. Und doch ging dieſer Proceß nicht ſo ſchnell vor ſich, als uns der Schluß des zweiten Buches, der uns Schillern ſchon ganz vertieft in ſeinen Wallenſtein zeigte, erwarten ließ. Seine Durchbildung durch die Philoſophie war noch nicht vollendet. Sieben Jahre, ſeit dem erſten Gedanken an Don Carlos bis zur aufgedämmerten Idee des Wallenſtein, hatte Schiller um das hohe Himmelskind, um die ächte Poeſie geworben; aber als er nach dem langen Labansdienſte die Braut endlich heimgeführt glaubte, da war es nicht die holde ſtrahlende Rahel, es war die blöde, unſchöne Lea, die Reflexion, die ihm beigeſellt

1794. worden war. Sieben neue Jahre begann er, ſeit 1791 den mühſeligen Dienſt um die Geliebte des Herzens aufs Neue; aber die untergeſchobene Genoſſin hielt ihn feſt mit den Armen umſtrickt: er vertiefte ſich von Jahr zu Jahr in neue Forſchungen auf dem Gebiete der Aeſthetik ſelbſt, und erſt im Jahre 1798 betrat der Wallenſtein, das Kind der lautern Poeſie, die Bühne, und von nun an war ſeine Lebensgefährtin, ohne daß er dem Gedanken treulos geworden wäre, die Schönheit ſelber, die heilige Kunſt.

Dieſe ſchwierige Bahn mußte Schiller durchlaufen, weil er zum Nationaldichter beſtimmt war, zum Dichter eines Volkes, das den Durchgang durch reflexive und ideale Einſeitigkeit von dem Poeten, der nach ſeinem Herzen ſeyn, den es bewundern und lieben ſollte, recht eigentlich verlangte; ein Bildungsgang, den der große Genius unbedingter Poeſie, Göthe, zwar zum Guten und Schönen zu lenken beſtimmt war, aber nicht zu frühe abbrechen durfte. Deßwegen hatte auch das Geſchick dem philoſophirenden Hange Schillers auf ſeinem Pfade zur Poeſie einen Dämon beigegeben, der ihn in dieſer Richtung ſo lange erhalten ſollte, als es nöthig war, den Denkerdichter, wie man ihn wohl genannt hat, in ihm auszubrüten. Dieſer Geiſt der Reflexion und Reflexionspoeſie war Wilhelm v. Humboldt, abgeſehen von ſeinen Verdienſten um Sprachwiſſenſchaft und Philologie, ein höchſt geiſtvoller, aber abſtrakter Idealiſt und entſchiedener Kantianer.

Bald nach Schillers Rückkehr nach Jena im Mai 1794, mit dem September deſſelben Jahres, entſpann ſich der, anderthalb Jahre hindurch nie unterbrochene, Briefwechſel mit dieſem Freunde, mit welchem der Dichter vorher nur vereinzelte Schreiben gewechſelt hatte, und der ſomit die vollſtändigſte und ausführlichſte Nachricht von deſſen innerem Leben während dieſer achtzehn Monate giebt. Die überwiegende Mehrzahl der Briefe iſt von Humboldt; aber man erfährt auch ſo unendlich viel und Weſentliches über den Poeten, über ſein Forſchen und Dichten, weil der Spiegel, in welchem er ſich beſchaut hat, und in welchem wir ihn hier erblicken dürfen, Humboldts nicht nur hochgebildeter, ſondern auch ſeinem dichtenden Freunde verwandter, in die philoſophiſchen Tiefen der Poeſie eindringender, den Dichter, den er bewundert, ſtudirender Geiſt iſt. 1794.

Humboldt ſelbſt bezeichnet den Hauptzeitraum dieſes Briefwechſels als ohne Zweifel den bedeutendſten in der geiſtigen Entwicklung Schillers. „Er beſchloß," ſagt ſeine Einleitung, „den langen Abſchnitt, wo Schiller ſeit dem Erſcheinen des Don Carlos von aller dramatiſchen Thätigkeit gefeiert hatte, und ging unmittelbar der Periode voraus, wo er, von der Vollendung des Wallenſtein an, wie im Vorgefühle ſeiner nahen Auflöſung, die letzten Jahre ſeines Lebens faſt mit eben ſo vielen Meiſterwerken bezeichnete. Es war ein Wendepunkt, aber vielleicht der ſeltenſte, den je ein Menſch in ſeinem geiſtigen Leben

1794. erfahren hat. Das angeborene ſchöpferiſche Dichtergenie durchbrach, gleich einem angeſchwollenen Strome, die Hinderniſſe, welche ihm eine zu mächtig angewachſene Ideenbeſchäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtſeyn entgegenſetzten. Den glücklichen Erfolg dieſer Kriſe verdankte Schiller der Gediegenheit ſeiner Natur und der raſtloſen Arbeit, mit der er auf den verſchiedenſten Wegen der einzigen Aufgabe nachſtrebte, die reichſte Lebendigkeit des Stoffes in die reinſte Geſetzmäßigkeit der Kunſt zu binden."

Derſelbe Freund Schillers ſagt auch nur die Wahrheit, wenn er nachweist, daß der Genius deſſelben aufs engſte an das Denken in allen ſeinen Tiefen und Höhen geknüpft war, daß er recht eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervortritt, die Alles, ergründend, halten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinigen möchte. Und ſicherlich iſt es auch „dieſer tiefe Antheil des Gedankens," der ihn zum Lieblinge der denkendſten Nation der Erde ſtempelt. Die große Mehrzahl der Deutſchen liebt Schillern gerade um der in ſeiner Poeſie überwiegenden Reflexion willen; unſre Landsleute entbehren die reinſte, bewußtloſe Schönheit gern über dem wunderbaren Reize, den für ſie der Anblick jener unermüdlichen Thätigkeit hat, die bald als ein Spiel, bald als ein Ringen erſcheint; der Deutſche hat nicht den Dichter am liebſten, der ihm die Poeſie als leichtgewonnene Geliebte entgegenführt, ſondern den, der nach tiefem Sinnen die Formel findet, mit deren Hülfe die

in einen Drachen verzauberte erlöst wird und vor dem 1794.
ſtaunenden Auge ſich in Schönheit verwandelt. Ja, der Aufwand von Kraft, der bei dieſem Wageſtücke fühlbar wird, iſt ihm oft ſogar lieber, als die Poeſie, die daraus entſpringt. So — während Schiller mit übermenſchlicher Anſtrengung den ſteilen Pfad hinanklimmt, auf deſſen Gipfel ihm als Ziel die künſtleriſche Schönheit winkt, zu welcher auf der entgegengeſetzten Seite ein müheloſer Weg über die Hochebene führt, den freilich nur wenigen glücklichen Wanderern jener höchſte Inſtinkt zeigt, der auch in der Poeſie die ſeltenſte Himmelsgabe iſt — ſo blickt der ſtaunende Zuſchauer weniger auf jenes Ziel, als auf die Rieſenſchritte deſſen, der es auf dem ſchwierigſten Wege erſtrebt; der Wanderer ſelbſt iſt der Gegenſtand ſeines Intereſſes, und ſein Anblick macht den Eindruck des Erhabenen, über welchem man das Schöne wo nicht vergißt, doch, wenn es von dem Dichter auch nicht als Ziel erfaßt würde, eher entbehren könnte. *

So rüſtig nun Wilhelm v. Humboldt mit Schiller nach jenem höchſten Ziele der Kunſt emporklimmt, ſo macht es doch manchmal den Eindruck, als ſtände auch er ſtille unter

* Da der Verfaſſer die Briefwechſel Schillers mit Humboldt und Göthe zur Zeit ihres Erſcheinens öffentlich beurtheilt hat, ſo kann mancher Leſer hier auf Bekanntes ſtoßen, wobei zu bemerken iſt, daß der Biograph es nur von ſich ſelbſt entlehnt hat.

1794. jener bewundernden Schaar, welche ſich mit dem Anblicke des herrlichen Strebens begnügt und um ſeinetwillen ihren ringenden Liebling vergöttert. Dieß iſt beſonders dann der Fall, wenn er ſchon frühere Produktionen ſeines Freundes übermäßig hoch ſtellt und z. B. bereits in der „Reſignation" das eigenthümlichſte Gepräge Schillers in der unmittelbaren Verknüpfung einfach ausgedrückter, großer und tiefer Wahrheiten und unermeßlicher Bilder, wie in der ganz originellen, die kühnſten Zuſammenſtellungen begünſtigenden Sprache findet.

Am ſichtbarſten lähmte dieſer, unſrem Dichter nicht nur innerlich vom Schöpfer, ſondern jetzt auch äußerlich vom Schickſale beigegebene Reflexionsgeiſt ſeine Produktionskraft, durch die unaufhörliche Wiederholung und Anwendung der idealiſtiſchen Formel Kants, daß der Idee keine Erfahrung und keine Natur jemals angemeſſen ſey.

Schon lange ſeitwärts ſtehend, die Arme verſchränkt, und mit unmuthigem Blicke ſah deßwegen auch der andre Lebensbegleiter, den das Geſchick unſrem großen Dichter aufgeſpart hatte, ſah Göthe, welcher, durch eine ſeltene Vereinigung geiſtiger Anlagen, zugleich der geſunde Menſchenverſtand und der poetiſche Naturgeiſt unſerer Literatur war, dieſem transſcendentalen Treiben zu.

Wir müſſen ihn ſelbſt erzählen hören. * „Die Kantſche

---

* Morphologie, Bd. I, Heft 1, S. 90—96.

Philoſophie," ſagt Göthe, „welche das Subjekt ſo hoch 1794.
erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte Schiller mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt; und er, im höchſten Gefühle der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie ſelbſtſtändig, lebendig vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen [in „Anmuth und Würde"] ſogar konnte ich direkt auf mich deuten; ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Lichte; dabei fühlte ich, es ſey noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt worden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener."

„An keine Vereinigung war zu denken, ſelbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos, ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen nicht in eins zuſammenfallen können."

So dachte Göthe ſchon ſeit 1788. Auch als Schiller nach Jena gezogen war, hatte er ihn dort lange Zeit nicht

1794. geſehen. Erſt in den periodiſchen Sitzungen einer naturforſchenden Geſellſchaft, welche Batſch gegründet, fand er einsmals Schillern, und der Zufall wollte, daß beide zugleich herausgingen.

„Ein Geſpräch knüpfte ſich an;“ fährt Göthe fort, „er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig, und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art die Natur zu behandeln, dem Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.“

„Ich erwiderte darauf, daß ſie den Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen. Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſeyn, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein Solches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe.“

„Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, das Geſpräch lockte mich hinein, da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen [Göthe meint ſeine phyſiologiſch-botaniſche Theorie] lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen. Er nahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber

geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: das iſt keine Er- 1794.
fahrung, das iſt eine Idee! Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich regen; ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: das kann mir ſehr lieb ſeyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen und ſie ſogar mit Augen ſehe."

„Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte, als ich [? ?], und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht; keiner von beiden konnte ſich für den Sieger halten, beide hielten ſich für unüberwindlich."

Noch im ſpäten Alter nannte Göthe die Zeit, wo Schiller mit Humboldt briefwechſelte, wo „ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten," eine unſelige.*

Indeſſen war der erſte Schritt gethan. „Schillers Anziehungskraft war groß," fährt Göthe in jener erſten Erzählung fort; „er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten; ich

* Eckermann I, 88.

1794. nahm Theil an ſeinen Abſichten und verſprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herauszugeben; ſeine Gattin, die ich von Kindheit auf zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu einem dauernden Verſtändniß; alle beiderſeitigen Freunde waren froh: und ſo beſiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat."

Wie oft Schiller dieſen Bund pries und ſegnete, werden wir in der Folge ſehen. Aber auch Göthe ſah, lange nach Schillers Tode, mit Rührung und Dankbarkeit darauf zurück. „Ich weiß wirklich nicht," ſchreibt er an einen Freund,* „was ohne die Schiller'ſche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechſel giebt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war ſchon wieder nach Italien gegangen, und meine Abſicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundſchaft zu Schiller, die Theilnahme an ſeinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel bis über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuſkript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, ich

* Briefwechſel zwiſchen Göthe und Schultz, Bonn 1836. S. 26.

hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht ge- 1794.
ſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Lieder und Balladen, wie ſie die Muſenalmanache geben, nicht verfaßt; die Elegien wären wenigſtens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht geſummt, und im Allgemeinen wie im Beſondern wäre gar Manches anders geblieben."

Die Gründung der Horen. Der Bund mit Göthe geſchloſſen.

Dieſe Worte Göthe's haben uns von ſelbſt auf die Horen geführt, und wir müſſen nun ein paar Schritte rückwärts machen, und die Geneſis unſres Dioskurenbundes auch von Schiller'ſcher Seite feſtſtellen.

Schiller war, wie wir aus der Erzählung ſeiner Schwägerin wiſſen, aus Schwaben nach Jena zurückgekehrt, voll von dem entworfenen und nun reif gewordenen Plane, die beſten Schriftſteller Deutſchlands zu einer Zeitſchrift zu vereinigen, die Alles übertreffen ſollte, was jemals von dieſer Gattung exiſtirt hatte. Die Thalia war mit dem Jahrgange 1793 geendet worden, für das neue Journal in Cotta ein unternehmender Verleger gefunden. Während Abends vertraute Freundſchaft, in lebendigem Ideenwechſel, ihm das Leben anmuthig und reich an mannigfaltigen

1794. Blüthen des Geiſtes machte, und die Zeit oft bis ſpät in die Nacht den Freunden — Wilhelm v. Humboldt mit ſeiner Frau hielt ſich jetzt eben in Jena auf — unter philoſophiſchen und äſthetiſchen Geſprächen verſtrich, wurden den Tag über nach allen Weltgegenden von ihm Briefe auf Werbung für die Horen ausgeſandt. Dieſe Zeitſchrift ſollte laut ihrer Ankündigung eine literariſche Aſſociation der vorzüglichſten Schriftſteller der Nation bilden* und das bisher getheilte Publikum vereinigen, ſie ſollte ſich über Alles verbreiten, was mit Geſchmack und wiſſenſchaftlichem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen, als poetiſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen offen ſtehen. Nur ſtrenge Gelehrſamkeit, Staatsreligion und Politik ſollten ausgeſchloſſen ſeyn. Das Blatt wollte ſich der ſchönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, der gelehrten zu einer freien Forſchung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtauſche der Ideen widmen. Bemüht, die Wiſſenſchaft ſelbſt durch den innern Gehalt zu bereichern, hoffte man zugleich den Kreis der Leſer durch die Form erweitert zu ſehen.

Mit ſolcher Ankündigung nun wagte der Unternehmer ſich auch in der nächſten Nähe, nachdem er ſich vorläufig

* An Kant, Garve, Klopſtock, Göthe, Herder, Engel, Gotter, J. H. Jakobi, Matthiſſon ward gleichzeitig geſchrieben; Fichte und Woltmann hatten ſich mit dem Herausgeber aufs genaueſte verbunden.

mit Fichte, Humboldt und Woltmann zur Herausgabe 1794.
vereinigt hatte, an den großen Göthe und ſchrieb ihm am 13. Juni 1794: „Beiliegendes Blatt enthält den Wunſch einer Sie unbegränzt hochſchätzenden Geſellſchaft, die Zeitſchrift, von der die Rede iſt, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns ſeyn kann. Der Entſchluß, dieſe Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterſtützen, wird für den glücklichen Erfolg derſelben entſcheidend ſeyn, und mit großer Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denſelben zuſagen wollen. ... Je größer und näher der Antheil iſt, deſſen Sie unſre Unternehmungen würdigen, deſto mehr wird der Werth derſelben bei demjenigen Publikum ſteigen, deſſen Beifall uns der wichtigſte iſt.“

Auf dieſe, auch in der Form ſehr ehrerbietig vorgebrachte Einladung erwiederte Göthe unterm 24. Juni ruhig, aber freundlich: „Euer Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Ausſicht, ſowohl auf die Zeitſchrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Geſellſchaft ſeyn.“ Was er Zweckmäßiges ungedruckt beſitzt, theilt er gerne mit; manches ins Stocken Gerathene, hofft er, „wird eine nähere Verbindung mit ſo wackern Männern wieder in einen lebhaften Gang bringen.“ Er erwartet eine intereſſante

1791. Unterhaltung davon, ſich über die Grundſätze zu vereinigen, nach welchen man die eingeſendeten Schriften zu beurtheilen hat, ſo wie über Gehalt und Form zu wachen, um dieſe Zeitſchrift vor andern auszuzeichnen, und ſie bei ihren Vorzügen wenigſtens eine Reihe von Jahren zu erhalten. Endlich ſchließt er mit der Hoffnung, bald mündlich darüber ſprechen zu können.

An demſelben Tage, an dem er ſich Göthen genaht, wagte ſich Schiller mit einem Briefe auch an den hohen Meiſter Kant. Hier fügte er der Einladung zur Theilnahme und der Bitte, ſich in einer freien Stunde der Herausgeber zu erinnern, ſeinen Dank für die Aufmerkſamkeit bei, die der Philoſoph ſeiner Abhandlung über Anmuth und Würde geſchenkt, und für die Nachſicht, mit der er ihn über ſeine Zweifel zurecht gewieſen. Er verſichert ihn, daß nur die Lebhaftigkeit ſeines Verlangens, die Reſultate der Kant'ſchen Sittenlehre einem noch ſcheuen Publikum annehmlich zu machen, ihm auf einen Augenblick das Anſehen eines Gegners geben konnte, wozu er in der That ſehr wenig Geſchicklichkeit und noch weniger Neigung habe. Schließlich bittet er Kant, die Verſicherung ſeines lebhafteſten Dankes für das wohlthätige Licht anzunehmen, das er ſeinem Geiſte angezündet, eines Dankes, der, wie das Geſchenk, auf das er ſich gründet, ohne Gränzen und unvergänglich ſey.

Kant antwortete nicht ſo prompt wie Göthe; ſeine

Erwiederung ließ bis zum 30. März des folgenden Jahres 1794.
auf ſich warten, ſie war aber auch um ſo herzlicher. „Hochzuverehrender Herr,“ ſchrieb er, „die Bekanntſchaft und das literariſche Verkehr mit einem gelehrten und talentvollen Mann, wie Sie, theuerſter Freund, anzutreten und zu cultiviren, kann mir nicht anders als ſehr erwünſcht ſeyn. Ihr im vorigen Sommer mitgetheilter Plan zu einer Zeitſchrift iſt mir, wie auch nur kürzlich die zwei erſten Monatsſtücke, richtig zu Handen gekommen. Die Briefe über die äſthetiſche Menſchenerziehung finde ich vortrefflich und werde ſie ſtudiren, um Ihnen meine Gedanken hierüber dereinſt mittheilen zu können.“ Für ſeinen eigenen „geringen“ Beitrag erbat ſich aber Kant einen etwas langen Aufſchub, „weil,“ fügte er hinzu, „da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewiſſen Handelsſperre unterworfen ſind, es aber außer dieſen kaum noch, wenigſtens in dieſem Zeitpunkt, andere, die große Leſewelt intereſſirende Artikel giebt, man dieſen Wetterwechſel noch eine Zeit lang beobachten muß, um ſich klüglich in die Zeit zu ſchicken..... Und nun, theuerſter Mann! wünſche ich Ihren Talenten und guten Abſichten angemeſſene Kräfte, Geſundheit und Lebensdauer, die Freundſchaft mit eingerechnet, mit der Sie den beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung iſt Ihr ergebenſter treuer Diener — J. Kant.“

Göthe, der kälter geantwortet, hielt um ſo reichlicher Wort. Vier Wochen nach ſeinem erſten Briefe ließ er

1794. ſchon eine nützliche und angenehme Sendung an die „Jenaiſchen Freunde“ abgehen, bat um Schillers freundſchaftliches Andenken, und verſicherte ihn, daß er ſich auf eine öftere Auswechſlung der Ideen mit ihm recht lebhaft freue. Unmittelbar vor oder nach dieſen Zeilen war jenem auch ein Beſuch Göthe's in Jena zu Theil geworden. Sie beſprachen ſich, wie Schillers Aeuſſerung gegen Körner lautet, „ein Langes und Breites über Kunſt und Kunſttheorie, und theilten einander die Hauptideen mit, zu denen ſie auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Göthen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel.“

Solche Hoffnungen gründeten ſich hauptſächlich auf einen herzlichen Brief von Göthe, den Schiller nach einer kleinen Sommerreiſe zu ſeinem Freunde Körner nach Dresden in Jena antraf, und in welchem der ältere Dichter dem jüngern mit Vertrauen entgegenkam. Schiller hatte ſich nämlich dem von ihm bewunderten Genius kaum genähert,

als er auch das Senkblei philoſophiſcher Forſchung in die Tiefen dieſes Geiſtes warf. So hieß es denn in dem erſten, etwas keckeren Schreiben an Göthe vom 23. Auguſt: 1794.

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen * haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Ueber ſo Manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren ſpekulativen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in die Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Spekulation als die willkührliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht.... Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen, und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige in der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten

* Ohne Zweifel gehörten dazu auch die von Göthe berichteten über die Morphologie.

1794. Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen.... Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von Allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee.... Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen." .... Schiller zeigt ihm dann, wie ſehr ihm der Weg verkürzt wäre, wenn er als Grieche oder nur als Italiener von der Wiege an mit einer auserleſenen Natur und idealiſirenden Kunſt umgeben geweſen wäre; in eine nordiſche Schöpfung mit griechiſchem Geiſte geworfen mußte Göthe die ſeiner Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſeren Muſter, das ſein leitenden Begriffen gemäß bildender Geiſt ſich erſchuf, corrigiren. „So ungefähr," fährt Schiller in ſeinem Briefe fort, „beurtheile ich den Gang Ihres Geiſtes; ob ich Recht habe, werden Sie ſelbſt am beſten wiſſen. Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinktes mit dem

reinſten Reſultate der ſpekulirenden Vernunft. Beim er- 1794.
ſten Anblicke zwar ſcheint es, als könne es keine größeren Oppoſita geben als den ſpekulativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erſte mit keuſchem und treuem Sinne die Erfahrung und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden."

Dieſes philoſophiſche Horoſkop, das die Reflexion dem Genie ſtellte, erhielt Göthe gerade zu ſeinem Geburtstage. An dem Sonnenſtrahle der liebevollſten Kritik ſchmolz das Eis des verſchloſſenen Weltmannes und verhärteten Realiſten. Seine Antwort war eben jener herzliche Brief, der unſern Schiller ſo ſehr erquickte. „Zu meinem Geburtstag," ſchreibt Göthe am 27. Auguſt zurück, „hätte mir kein angenehmer Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emſigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechſelſeitig ſeyn, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne ſonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu ſeyn, da es nun ſcheint, als wenn wir, nach einem ſo unvermutheten Begegnen, mit

1794. einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und ſo ſeltenen Ernſt, der in Allem erſcheint, was Sie geſchrieben und gethan haben, immer zu ſchätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anſpruch machen, durch Sie ſelbſt mit dem Gange Ihres Geiſtes, beſonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechſelſeitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt ſind, ſo werden wir deſto ununterbrochener gemeinſchaftlich arbeiten können. Alles, was an und in mir iſt, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich ſehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menſchlichen Kräfte und ihre irdiſche Dauer weit überſteigt, ſo möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein unterhalten, ſondern auch beleben."

Kaum drei Tage ſpäter ſandte Göthe Blätter, „die er nur einem Freunde ſchicken darf, von dem er hoffen kann, daß er ihm entgegenkomme," und nachdem ihm Schiller durch eine neue Parallele, die er zwiſchen ihren beiden Köpfen ſehr zu Gunſten ſeines genialen Freundes zieht, gedankt, und „dem Königreiche, das jener zu regieren hat, ſeine nur etwas zahlreiche Familie von Begriffen" gegenüberſtellt, „die er herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte," wird er von Göthe am 4. September ſchon ganz herzlich nach Weimar eingeladen. „Nächſte Woche geht der Hof nach Eiſenach, und ich werde vierzehn Tage ſo allein und unabhängig ſeyn, als ich ſobald

nicht wieder vor mir ſehe. Wollten Sie mich nicht in 1794.
dieſer Zeit beſuchen? bei mir wohnen und bleiben? Sie würden jede Art von Arbeit ruhig vornehmen können. Wir beſprächen uns in bequemen Stunden, ſähen Freunde, die uns am ähnlichſten geſinnt wären, und würden nicht ohne Nutzen ſcheiden. Sie ſollten ganz nach Ihrer Art und Weiſe leben, und ſich wie zu Hauſe möglichſt einrichten.... Vom 14. an würden Sie mich zu Ihrer Aufnahme bereit und ledig finden."

Die Antwort Schillers, in welcher er mit Freuden die gütige Einladung nach Weimar annahm, läßt uns einen traurigen Blick auf ſeinen zerrütteten Geſundheitszuſtand thun, den wir über der wachſenden Blüthe ſeines Geiſtes zu vergeſſen pflegen. Er bittet, in keinem Stücke der häuslichen Ordnung auf ihn zu rechnen, da ihn leider ſeine Krämpfe gewöhnlich nöthigen, den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, weil ſie ihm Nachts keine Ruhe laſſen, und es ihm überhaupt nie ſo gut wird, auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Göthe ſoll ihm deßwegen erlauben, ihn in ſeinem Haus als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird; er ſoll dadurch, daß Schiller ſich ganz iſolirt, dieſen der Verlegenheit entziehen, jemand Anders von ſeinem Befinden abhängen zu laſſen. „Die Ordnung," ſchreibt er, „die jedem andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind, denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit

1794. etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſeyn wird."

Wirklich war ſein Körper damals hinfällig und einem Schatten ähnlich. Als Göthe und Heinrich Meyer einſt im ſogenannten Paradieſe bei Jena dem Spazierenden begegneten, ſchien ihnen ſein Geſicht dem Bilde des Gekreuzigten zu gleichen, und der Geheimerath äußerte nachher, er glaube, daß Schiller keine vierzehn Tage mehr leben werde. *

Göthe's freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf unſers Dichters Lebensweiſe verdankten, nach der Verſicherung ſeiner Biographin, ** ſeine Familie und ſeine Freunde es wirklich, daß dieſer wieder mehr Vertrauen zu ſeiner Geſundheit gewann, und ſich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages, gegen welche wir ihn ſo eben proteſtiren hörten, überließ. Die Freude an der Unterhaltung mit Göthe bewog ihn jetzt öfter zu einem wohlthätigen Ausfluge nach Weimar, und die anmuthige ſcherzhafte Weiſe, mit welcher der Freund den Eigenheiten des krankhaften Zuſtandes bald auswich, bald nachgab, diente oft, dieſen zu beſeitigen oder zu mildern.

---

* Hoffm. II, 3, nach Böttiger und Eckermann. Der letztere läßt aber durch einen komiſchen Druckfehler (II, 335) unſern Schiller aus Schweden ſtatt aus Schwaben zurückkehren.

** Fr. v. Wolz. II, 117 f. wörtlich.

Zu dem erſten Beſuche in Weimar wurde der Dichter 1794.
von Humboldt begleitet. Er las hier Göthen ſeine Abhandlung vom Erhabenen und die Recenſion über Matthiſſon vor. Göthe zeigte ſeine Sammlungen. Schiller vertiefte ſich in die Anſchauung des außerordentlichen Mannes.

Die Fortführung der Horen.

Bei ſeiner Rückkehr nach Jena am Ende Septembers, 1794 bis
als er eben die Ideen zu entwirren ſich Zeit nehmen wollte, 1798.
die Göthe wieder in ihm angeregt hatte, und den Aufgang dieſer Ausſaat abwarten, fand er einen Brief ihres Verlegers aus Stuttgart, der voll Eifers und Entſchloſſenheit war, das große Werk der Horen bald zu beginnen. Schiller hatte ihm abſichtlich noch einmal alle Schwierigkeiten und mögliche Gefahren dieſes Unternehmens vorgeſtellt; Cotta fand aber, nach Erwägung aller Umſtände, daß keine Unternehmung verſprechender ſeyn könne, und glaubte eine genaue Abrechnung mit ſeinen Kräften gehalten zu haben. Auf ſeine unermüdete Thätigkeit in Verbreitung des Journals, ſo wie auf ſeine Pünktlichkeit im Bezahlen durften die Freunde zählen. Er erbat ſich für ſeinen Aſſocié, einen jungen Gelehrten, „der ſich Zahn nennt, und zu der Handelscompagnie in Calw gehört,“ * eine conſultative Stimme

* S. Buch II, S. 478 f.

1794 bis 1798. im Ausschusse der Societät, welche Schiller im Interesse des Journals selbst für zugestehlich hielt, und auch Göthe einräumte.

Nach vierzehntägiger Conferenz fanden sich die beiden edeln Freunde, Schiller und Göthe, über die Principien einig; die Kreise ihres Empfindens, Denkens und Wirkens coincidirten theils, theils berührten sie sich; „daraus," schreibt Göthe am 1. Okt., „wird sich für Beide gar mancherlei Gutes ergeben." Er fuhr fort für die Horen zu denken, und hatte angefangen für sie zu arbeiten; besonders sann er auf Vehikel und Masken, wodurch und unter welchen sie dem Publikum Manches zuschieben könnten. Zum Redakteur en Chef wurde Schiller dadurch erhoben, daß er alle Expeditionen allein zu unterschreiben hatte.

Dennoch hatten Herausgeber und Verleger die Rechnung, wie man sagt, ohne den Wirth gemacht. Schiller wußte nicht, wie viele Vorbereitungen und Vorräthe zur immer gleichen lockenden Ausstattung einer Zeitschrift gehören; häufiger war Ebbe als Fluth; man mußte sich nicht selten zu Lückenbüßern, zu Aufsätzen entschließen, die in den öffentlich verkündigten Plan des Journals nicht ganz paßten. Auch das Publikum zeigte sich weit kaltsinniger und unempfänglicher, als sie sich's gedacht hatten, und bald klagte der Verleger über Mangel an Absatz. So mußten sich die Dichter mit dem Gebrauche von allerlei Mittelchen beflecken, welche zu ihrer sonstigen Würde, insbesondere zu

Schillers ſtreng ſittlichen Grundſätzen, nicht recht paſſen wollten. * Es wurde mit Schütz, dem berühmten Herausgeber der allgemeinen Literaturzeitung, die Abrede getroffen, daß alle drei Monate, und vom erſten Stücke des erſten Jahrganges ſchon in der erſten Woche des Januars 1795, eine weitläufige Recenſion der neuen Monatſchrift, bezahlt von Cotta und verfaßt von Mitgliedern der Geſellſchaft, erſcheinen ſollte. Die Anzeige ſollte, nach Schillers brieflicher Verhandlung, ſo vortheilhaft, als mit einer ſtrengen Gerechtigkeit beſtehen kann, geſchehen, und anfangs war es auf zwölf jährliche Beurtheilungen dieſer Art abgeſehen. Nur ſollte — ſo viel Schamgefühl hatte man noch — der Recenſent eines Stückes, an dieſem beſtimmten Stücke nicht mitgearbeitet haben, und überhaupt ſollte ein anſtändiges Verfahren beobachtet werden. 1794 bis 1798.

Der Wunſch, die Zeitſchrift emporzubringen, hatte Schillers ſonſt ſo gehörſames Gewiſſen ganz übertäubt. „Cotta wird die Koſten der Recenſionen tragen, und die Recenſenten werden Mitglieder unſerer Societät ſeyn," ſchreibt er, quasi re bene gesta, an Göthe am 6. Dezember; „wir können alſo ſo weitläufig ſeyn als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die lange Weile, da man dem Publikum doch Alles vormachen muß." Von

* Das folgende aus „Chr. Gottfr. Schütz, Darſtellung ſeines Lebens ꝛc.." II, 419; bei Hoffmeiſter.

1794 bis 1798. einer ſolchen beſtellten Anzeige ſagt dann Schiller zu Göthe, der Augur zum Augur, lachend (28. Jan. 1795): „Endlich habe ich die merkwürdige Recenſion der Horen von J. im Manuſcript geleſen. Für unſern Zweck iſt ſie ganz gut, und um vieles beſſer, als für unſern Geſchmack .... Gegen mich hatte er einiges auf dem Herzen, was er mir nicht zeigen wollte, um keiner Colluſion ſich ſchuldig zu machen. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn er dadurch auf eine geſchickte Art den Ruf der Unparteilichkeit behauptet.“ Bald ging Schiller noch weiter. Nicht nur die entſchiedenſten Mitarbeiter, wie z. B. der jüngere Schlegel, recenſirten die Horen, ſondern er ſelbſt arbeitete einiges an der großen Hauptausposaunung, die zu Ende des Jahres 1795 veranſtaltet wurde, eine Recenſion, die er lachend „eine rechte Harlekinsjacke“ nannte.

Wenn das Journal nicht, wie gehofft worden war, gedieh und aufgenommen wurde, wenn wir den Seufzer hören müſſen, daß die Horen in Berlin kein beſonderes Glück machen, ſo kann man ſich bei ſolchen Umtrieben einigermaßen über das Mißlingen tröſten, und man empfindet neben dem Bedauern eine gerechte Schadenfreude, daß auf den fröhlichen „Advent der Horen,“ welche am 24. Januar 1795 im erſten gedruckten Hefte zu Jena einliefen,* ſich bald mehr als Eine Leidenswoche einſtellte, und daß

* Schiller an Göthe I, 101.

Göthe noch dreißig Jahre ſpäter ſeufzte: „Was habe ich mit Schiller an den Horen und Muſenalmanachen nicht für Zeit verſchwendet! Ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte,“ * — und wir die Welt, hätte er hinzuſetzen dürfen. Die Nemeſis ſtellte ſich gar zeitig ein. Anfangs waren ſo viele Beſtellungen gemacht worden, daß Cotta ſich einen recht großen Abſatz verſprach; aber im dritten Jahre hatte er kaum die Koſten wieder, und wollte ſie zwar auch noch das Jahr 1798 über vegetiren laſſen, Schiller jedoch ſah „keine entfernte Möglichkeit,“ ſie fortzuſetzen, weil es ganz und gar an Mitarbeitern fehlte, auf die man ſich verlaſſen konnte. Er hatte, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ohne eigentlichen reellen Geldgewinn ewige Sorge und kleinliche Geſchäfte bei dieſer Redaktion gehabt, und mußte ſich endlich durch einen entſchloſſenen Schritt davon befreien. „Eben habe ich,“ ſchreibt er daher mit Laune an ſeinen Freund Göthe am 26. Januar 1798, „das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterſchrieben Weihen Sie dieſen edeln Todten eine fromme, chriſtliche Thräne. Die Kondolenz aber wird verbeten.“ Die Freunde beſchloſſen beim Aufhören keinen Eclat zu machen, ſondern, da ſich die Erſcheinung des zwölften Stücks 1797 in langſamem Todeskampfe ohne- 1794 bis 1798.

* Bei Eckermann I, 172 f.

1794 bis 1798. hin bis in den März verzögerte, die Guten von ſelbſt einſchlafen zu laſſen. „Sonſt hätten wir," ſetzt Schiller ſcherzend bei, „in dieſes zwölfte Stück einen tollen politiſch-religiöſen Aufſatz können ſetzen laſſen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte; und wenn Sie mir einen ſolchen wüßten, ſo iſt noch Platz dafür."

Schillers Aufſätze für die Horen.

Uebrigens verdankte Deutſchland dieſer Zeitſchrift die gediegenſten Aufſätze Schillers, die ſeinen Uebergang von der Philoſophie durch die Aeſthetik zur Poeſie bezeichnen. In der neuen Thalia waren (1792 und 1793) ſchon die Abhandlungen „über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände," „über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden," „über die tragiſche Kunſt," „über Anmuth und Würde," „über das Pathetiſche," erſchienen. In den Horen fuhr er auf dieſem Wege fort. Dieſelben brachten nacheinander die „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechtes" und „über ſchmelzende Schönheit" (dritte Abtheilung der Briefe), die Abhandlung „von den nothwendigen Gränzen des Schönen," über „die Gefahr äſthetiſcher Sitten," „über das Naive," „die ſentimentaliſchen Dichter," (beides zuſammen ſpäter „über naive und ſentimentaliſche Dichtung" betitelt), „über den moraliſchen

Nutzen äſthetiſcher Sitten." Die Beurtheilungen von Göthe's Egmont und Matthiſſons Gedichten, ſowie die Gedanken „über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt," erſchienen theils früher, theils ſpäter in der allgemeinen Literaturzeitung. 1794 bis 1798.

Hoffmeiſter hat dieſe Schriften in ihrem Zuſammenhange durch einen gründlichen Ueberblick beleuchtet, und insbeſondere die äſthetiſchen Briefe ſorgfältig zergliedert. * Er glaubt mit Recht, daß unſere ganze deutſche Literatur nichts aufzuweiſen habe, was mit den neun erſten jener Briefe verglichen werden könnte. Dieſen Eindruck machten ſie, wie er bemerkt, auch auf Göthe. „Das mir überſandte Manuſcript," ſagt ſein Brief an Schiller vom 26. Okt. 1794, „habe ich ſogleich mit großem Vergnügen geleſen; ich ſchlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köſtlicher, unſrer Natur analoger Trank willig hinunterſchleicht, und auf der Zunge ſchon durch gute Stimmung des Nervenſyſtems ſeine heilſame Wirkung zeigt, ſo waren mir dieſe Briefe angenehm und wohlthätig; und wie ſollte es anders ſeyn, da ich das, was ich für Recht ſeit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünſchte, auf eine ſo zuſammenhängende und edle Weiſe vorgetragen fand!" Er behielt ſie noch einige Tage, um ſie mit einem Freunde nochmals zu genießen. Ja, er fühlte ſich eigentlich

* III, 21—46. 65—98. 98—123.

1794 bis 1798. von nun an Eins mit Schiller. „Wir wollen," ſagt er, „getroſt und unverrückt ſo fort leben und wirken, uns in unſerm Seyn und Wollen als ein Ganzes denken, um unſer Stückwerk nur einigermaßen vollſtändig zu machen." Als er ſie zum zweitenmale las, fand er nicht nur, wie das erſtemal, völlige Uebereinſtimmung mit ſeiner Denkweiſe, ſondern er beobachtete ſie auch in praktiſchem Sinne genau, ob er nicht etwas fände, was ihn als handelnden Menſchen von ſeinem Wege ableiten könnte; aber auch da fand er ſich nur geſtärkt und gefördert.

Da wir ſomit dieſe Briefe als den Lebenscodex eines großen Geiſterpaars anſehen dürfen, ſo können wir nur mit Mühe der Verſuchung widerſtehen, unſern Zeitgenoſſen einige weitere Züge dieſes „Trankes," von dem wir ihnen ſchon im zweiten Buche einen Vorſchmack gegeben haben, zuzutrinken, um ſie zum Genuſſe eines lange nicht genug beſuchten Heilquelles einzuladen. Aber der Umfang dieſer Schrift erlaubt es nicht, und wir verweiſen die Leſer auf die Quelle ſelbſt, oder doch auf des genannten Biographen überſichtliche Auszüge. Von ihm entlehnen wir auch die Bemerkung, daß dieſe Briefe überhaupt, ſo vortrefflich ſie ſind, von allem eher handeln als von der Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Die Einleitung enthält ein Gemälde der Verwilderung der niedern, der Erſchlaffung der civiliſirten Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft, und läßt dann die moderne Zeit vor unſern Augen entſtehen,

in welcher nur die Gattung gewinnt, der Einzelne aber ihr Sklave und Opfer ist. Schiller tritt in ihnen als Rechtsanwalt der lebendigen Triebe der Willenskräfte gegen die einseitige Begriffsmäßigkeit der Vernunft auf, und vertritt, was er in „Anmuth und Würde" gegen Kants Rigorismus geltend gemacht, gegen die Tendenz des Jahrhunderts. Das zureichende Mittel zur Veredlung jener vorhandenen Triebe, Gefühle und Willenskräfte sucht er dann, freilich mit einer Einseitigkeit anderer Art, in der Schönheit und Kunst, und bei dieser Gelegenheit porträtirte er den Künstler in Göthe. In der zweiten und dritten Abtheilung der Briefe stellte er sofort seine eigene in „Anmuth und Würde" versprochene Metaphysik des Schönen auf, und suchte namentlich im dritten Abschnitte der Schönheit eine feste Grundlage im menschlichen Gemüthe zu geben. 1794 bis 1798.

Den größten Mangel in der ganzen Darstellung findet Hoffmeister, mit vollem Rechte, wie uns däucht, in der Uebergehung des religiösen Momentes, und eben deßwegen diese ästhetischen Ansichten, so ausgezeichnet sie in anderer Beziehung seyn mögen, im Mittelpunkte ihres Wesens doch nur kalt und todt.

Der kleine Aufsatz über das Erhabene (1797) ist eine Fortsetzung dieser Briefe, und erst nach der Horenzeit entstanden; er zeigt, wie die ästhetische Erziehung erst durch den Hinzutritt des Erhabenen zur Schönheit vervollständigt werde, und welches Gewicht demselben, sowohl dem mathe-

1794 bis 1798. matiſch als dem dynamiſch Erhabenen, in Beziehung auf die Veredlung der Menſchheit beizulegen ſey. Auch er gehört zu dem Klarſten, was Schiller geſchrieben. * „Jedes Wort iſt gewählt, jeder Satz hat einen wiſſenſchaftlichen Hintergrund, und doch fließt der Vortrag leicht und frei von Anfang bis zu Ende.“ Eine ganz neue Zugabe iſt, wie der genannte Beurtheiler ſie charakteriſirt, die „tiefe und ergiebige“ Anſicht, daß auch die Verwirrung in der äußern Natur und die Widerſprüche in der Menſchenwelt eine Quelle des Erhabenen für uns ſeyen. Freilich wird Schillers durch und durch Kantiſche Anſicht von der Unbegreiflichkeit der Weltgeſchichte weder dem Philoſophen unſerer Zeit, noch dem Chriſten zuſagen; der Aeſthetiker verbaut ſich hier den Geſichtskreis ganz auf dieſelbe Weiſe, wie früher der Hiſtoriker gethan hat.

Die Zergliederung der übrigen Aufſätze, welche der Theorie des Schönen angehören, überlaſſen wir, gedrängt durch den Raum, Schillers kritiſchem Biographen. Nur bei dem großen Denkmale ſeines dichteriſchen Forſchergeiſtes „über naive und ſentimentaliſche Dichtung“ (vollendet im November 1795), ſey es erlaubt, an der Hand dieſes guten Führers, noch einen Augenblick zu verweilen. ** In dem

---

* Ueber Schillers Styl als Proſaiker leſe man Hoffmeiſter III, S. 98 ff., insbeſondere S. 121 ff. „Wenn man ihn recht genießen will, muß man ihn laut leſen.“

** Vergl. Hoffm. III, 61 — 93.

Briefwechſel mit Humboldt ſehen wir dieſe Schrift gleich- 1794 bis
ſam aus der Seelentiefe des Dichters allmählig auftauchen. 1798.
Ihren erſten Urſprung weist Hoffmeiſter in den Zweifeln Schillers über die Zuläſſigkeit ſeiner eigenen ganzen Dichtungsweiſe nach. Dichten, wie die Griechen und Göthe, war ihm unmöglich. Iſt nun ſeine Poeſie dennoch eine ächte? Iſt ſein Bewußtſeyn innerer Verwandtſchaft mit den Griechen eine Lüge? Oder wie, wenn die alte Dichtung nicht die ausſchließlich und einzig ächte Form wäre? Wenn es möglich wäre, ſeiner Dichtung eine rechtmäßige Stellung neben der griechiſchen zu verſchaffen? Weicht doch nicht nur er, weichen doch alle modernen Dichter von den Griechen ab! Es iſt in ihnen Etwas, das ſie mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechiſcher Art iſt, und wodurch ſie große Dinge ausrichten. Und dieſes Etwas iſt ein Vorzug, eine Realität und keine Schranke. Immerhin mögen manche, wie Göthe, eine Portion Griechheit beigemiſcht haben; dieſe Annäherung an den griechiſchen Geiſt wird doch nie Erreichung, ſie nimmt vielmehr immer etwas von jenem modernen Weſen an. Gerade herausgeſagt, ein Produkt iſt immer ärmer an Geiſt, je mehr es Natur iſt. Wie nun? Sollten die modernen Dichter ihr eigenthümliches Gebiet, das Gebiet des Geiſtes nicht behaupten dürfen, nicht das Ideal bearbeiten dürfen, anſtatt der Wirklichkeit?

Aus dieſen Gedanken erwuchs jene berühmte Abhand-

1794 bis 1798. lung, die in der Aeſthetik Epoche machte, und von der auch Göthe zeugt: „der Begriff von claſſiſcher und romantiſcher Poeſie, der jetzt über die ganze Welt geht und ſo viel Streit und Spaltungen verurſacht, iſt urſprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxime des objektiven Verfahrens, und wollte nur dieſes gelten laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjektiv wirkte, hielt ſeine Art für die rechte, und, um ſich gegen mich zu wehren, ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung. Er bewies mir, daß ich ſelber, wider Willen, romantiſch ſey, und meine Iphigenie, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs ſo claſſiſch und im antiken Sinne ſey, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo daß ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun jedermann von Claſſicismus und Romanticismus redet, woran vor fünfzig Jahren Niemand dachte." *

Soviel über jene Schrift mag für unſern Zweck in dieſer Biographie genügen. Leſer, die ſich genauer unterrichten möchten, finden nicht nur das ganze Baugerüſte, ſondern auch eine unparteiiſche und ſogar ſtrenge Kritik derſelben, ſo wie der verwandten Abhandlungen, in Hoffmeiſters gründlichem Werke.

* Göthe zu Eckermann am 21. März 1830. II, 203 f. Bei Hoffm. III, 63 f. Vergl. unſre Schrift Buch II, S. 458.

Die Lyrik der Horenzeit. Lebens- und Arbeitsweise des Dichters.

Wer sich mit Schiller in diesen gedoppelten Schacht der Philosophie und der Aesthetik vertieft hat, dem wird bange für seine Schöpfungskraft und seine Poesie. Von einem geistreichen Zeitgenossen, dessen attische Erscheinung die Jetztwelt noch mit Liebe unter den Lebendigen sucht und findet, ist ganz neulich unser Dichter mit Pindar verglichen und Quintilians Schilderung des letztern auf ihn angewendet worden. * Auch das Bild, unter welchem uns Horaz den griechischen Hymnendichter malt, ist auf Schillern anwendbar. Seine Natur- und Dichterkraft gleicht, in den Werken seiner frühen Jugend vornämlich, nicht weniger jenem Bergstrome, der von Regengüssen über das gewohnte Ufer genährt, schäumend von den Höhen herabstürzt und mit tiefem Fall aus der Schlucht hervorbricht. Aber im Gebiete der Wissenschaft angelangt scheint auf einmal der Strom bis auf die Spur verloren. Zur Beängstigung der Augen, die jenem stolzen Dichterlaufe gefolgt sind, verschlingt 1794 bis 1795.

* Fr. Jakobs in seinem Jubelprogramm auf seinen Collegen Fr. Kries (Gotha 2. Febr. 1839, p. 39), wo es im zierlichsten Latein heißt: „Auf Schiller möchte ich anwenden, was Quintilian von Pindar rühmt, der die Hoheit seines Dichterschwunges, und die üppigste Fülle der Gedanken und Worte an ihm bewundert."

1794 bis 1795. seinen Strudel, wie den Alphéus, der Boden und sein suchender Trieb gräbt sich ein Bett unter der Erde. Schon scheint er ganz dem Abgrund anzugehören, als auf einmal das melodische Brausen sich wieder vernehmen läßt, und sein Wasserstrahl in einem Silberblicke von Liedern wieder aus der Tiefe emporsprudelt.

Mit einem Freudenrufe begrüßt der Leser die ersten Gedichte Schillers in den Horen, und mit einer fast ängstlichen Neugierde verfolgt er ihre Entstehungsgeschichte in den Briefwechseln des Dichters mit Humboldt und Göthe. Ehe wir jedoch dieser Entwicklung in angemessener Kürze folgen, mag die Lebens- und Arbeitsweise des Dichters hier an der schicklichsten Stelle beobachtet werden.

Ein von Göthe hochgehaltener und vielleicht von ihm ausgerüsteter Berichterstatter erzählt uns von England herüber: * „In Schillers Lebensweise zu Jena waren Einförmigkeit und Einfachheit die hervorstechendsten Eigenschaften; die einzige Ausschweifung, die er sich erlaubte, war sein Eifer für die Wissenschaften, eine Sünde, die er sich sein ganzes Leben lang am ersten zu Schulden kommen ließ. Viel hatte seine Gesundheit von seiner Gewohnheit, des Nachts zu arbeiten, gelitten; aber noch immer war der Reiz dieser Gewohnheit zu groß für seine Selbstverläugnung; und er konnte dieselbe nicht anders unterlassen,

* Thomas Carlyle, Leben Schillers, aus dem Englischen, eingeleitet von Göthe, Frankf. 1830. S. 183 f.

als bei heftigen Krankheitsanfällen. Das höchste Entzücken war für ihn jene schaffende Glut der Begeisterung, jener schöne Wahnsinn, welcher den Dichter zu einem neuen, edleren Geschöpfe macht, ihn in lichtere, mit Pracht und Schönheit geschmückte Regionen emporträgt, und alle seine Fähigkeiten durch das volle Bewußtseyn ihrer geübten Kraft ergötzt. Um dieß Vergnügen in seinem ganzen Umfange zu genießen, war Schillern zuletzt die Stille der Nacht, die einen gleich feierlichen Einfluß über die Gedanken wie über den Erd- und Luftkreis ausübt,* unerläßlich geworden. Deßhalb pflegte er auch jetzt, wie in früherer Zeit, die gewöhnliche Ordnung der Dinge zu verkehren; bei Tage las er, erquickte sich an dem Anblick der Natur, unterhielt sich mündlich oder schriftlich mit Freunden; doch bei Nacht studirte er. Und da nur zu oft sein Körper ermattet und erschöpft war, gewöhnte er sich, ungeduldig über solche niedre Hindernisse, an schädliche Reizmittel, die wohl für den Augenblick Kraft verliehen, aber nur, um dieselbe schneller und sicherer aufzureiben." 1794 bis 1795.

An diese Schilderung mag sich die mündliche, ganz entsprechende Mittheilung von einem noch lebenden Augenzeugen anreihen. Ein Geschäft, das unsrem Schiller nicht

* Schon der Knabe Schiller hatte das Lied: „Nun ruhen alle Wälder," in welchem der oben ausgesprochene Gedanke so malerisch ausgedrückt ist, besonders lieb gewonnen. S. Buch I, S. 28. S.

1794 bis 1795. weniger am Herzen lag, führte den Erzähler im Sommer 1795 nach Jena zu dem Dichter. Ehe er diesen noch aufgesucht, begegnet er auf dem Markte einem langen, langhalsigen Manne mit gesenktem * Kopf, die Füße in Stülpenstiefel gesteckt, den Leib mit einem grauen Oberrock mehr behangen als bekleidet.** Es war Schiller. Der Beruf des Fremden und sein Unternehmen hatten ihn bald in dessen Hause eingeführt und ihm den freundlichsten Empfang bereitet. Ihm erschien Schillers Organisation damals schon im Innersten angegriffen, und seine Lebensweise, die wenigstens nicht gründlich durch Göthes oben erwähnten wohlthätigen Einfluß geordnet worden war, nichts weniger als natürlich. Er stand sehr spät, oft erst gegen Mittag, zuweilen sogar erst Nachmittags vom Schlafe auf. Dann trank er, anstatt zu speisen, eine Tasse Chokolade, und arbeitete bis zum Abend, und, wenn er allein war, bis tief in die Nacht. Nicht selten aber empfing er auch Abends Gesellschaft bei sich zu Hause, und zwar die auserlesenste. Diese blieb beim einfachen Thee und Butterbrod, im lebendigsten Gespräche, oft bis gegen Mitternacht beisammen. Schiller nahm am geistigen Verkehre hier den lebhaftesten,

---

* Hier also wieder ein Zeugniß für die Neigung des Hauptes.

** Folge seiner Krankheit. Daß Schiller sich damals nicht mehr nachläßig trug, wissen wir aus dem Munde v. Hovens und seiner Schwägerin.

aber immer höchſt beſcheidenen Antheil. Wenn dann die Gäſte ſich in ſinkender Nacht verloren hatten, ſetzte er ſich erſt mit ſeiner Frau zu Tiſche und aß auf gut Schwäbiſch zu Abend. Manchmal aber überfiel ſeine Natur auch mitten im Geſpräche der Schlaf, und zwar ohne alle Vorboten von Schläfrigkeit; er ſank im Stuhle plötzlich zuſammen und mußte von den Seinigen ſchlafend zu Bette getragen werden. 1794 bis 1795.

Ein ſolcher Abend iſt dem Greiſe, der dieß aus den Erinnerungen junger Jahre berichtet, noch in beſondrem Gedächtniſſe. Es wurde an demſelben in Schillers Abendzirkel gerade eine neue Erſcheinung der Literatur lebhaft debattirt. Das waren Fichte's „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution," ein Buch, deſſen Anonymität der Verfaſſer ſo ſtreng reſpektirt wiſſen wollte, daß er einen Bücherverleiher, welcher der Schrift in ſeinem Kataloge Fichte's Namen beigeſetzt hatte, ſogar vor Gericht belangte. Dieſe Schrift erregte an Schillers Theetiſch großen Streit, um welchen ſich der Dichter, der keinen Stuhl genommen hatte, ſondern bald da, bald dort in einer Ecke des Zimmers lehnte, nicht viel zu bekümmern ſchien. Unſer Gewährsmann für dieſe Scene, damals ein junger Mann von 27 Jahren, ſtritt ſich mit andern notabeln Schriftſtellern Jena's beſonders über das merkwürdige Kapitel des Buchs vom Recht eines Volkes zu einer Revolution. Er erlaubte ſich gegen diejenigen, welche dieſe Ueberſchrift und

1794 bis 1795. den ganzen Abſchnitt in Schutz nahmen, die beſcheidene Exception: ihm komme es lächerlich vor, hier von einem Rechte ſprechen zu wollen. Eine Revolution ſey einem Gewitter zu vergleichen; wenn dieß einmal ſich zuſammengezogen, werde Niemand fragen, ob daſſelbe ein Recht gehabt habe, in ein Haus einzuſchlagen, auf welchem ſich kein Blitzableiter befand. Dieſer aber ſey bei heitrem Himmel anzubringen. Wer das Dach erſt während des Wetters beſteigen wollte, der könne ſich nicht beklagen, wenn ihn der Blitz während der Ausführung dieſer verſpäteten Vorſichtsmaßregel treffe.

Bei dieſen Worten fühlte der Sprecher einen leichten Schlag auf der Schulter. Schiller war aus ſeiner Ecke hinzugetreten und ſprach: „Der junge Mann da dürfte wohl ſo Unrecht nicht haben. Ich will mit Freund Fichte wirklich über jenes Kapitel expoſtuliren!“

Ein andermal, und dieß war im Laufe des Tages und nicht in größerer Geſellſchaft, trat Schiller mit einem bunt durchcorrigirten Concepte ins Zimmer. „Ich habe da etwas gemacht, es iſt aber noch nichts Ganzes — ich weiß nicht, ob es etwas iſt,“ ſprach er zu den Anweſenden. Und nun fing er an zu leſen:

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen,
Und Eichen ſtürzen unter ihm —“

Es waren die begeiſtertſten Strophen aus der „Macht des Geſanges.“ 1794 bis 1795.

Und hiermit wären wir wieder in der lyriſchen Werkſtätte des Dichters angelangt, und wollen einen Theil der Geſpräche, die er mit ſeinen Geiſtesvertrauten über der Arbeit führte, belauſchen. „Im erſten Jahre ſeiner Rückkehr nach Jena,“ ſagt W. v. Humboldt,* „beſchäftigten ihn noch ausſchließlich die äſthetiſchen Briefe und gelegentliche hiſtoriſche Arbeiten. Dann blühte die Poeſie, zuerſt nur in kleineren lyriſchen und erzählenden Gedichten, ihm auf.“ Die Horen und die faſt gleichzeitige Unternehmung des Muſenalmanachs, von deſſen Herausgabe ſchon im Oktober 1794 zwiſchen Göthe und Schiller die Rede iſt, ſpornten zu ſolcher friſchen Aeußerung ſeiner Produktionskraft. Er hatte dieſe Kraft nach ſeiner reflektirenden Weiſe genau ins Auge gefaßt. Er fühlte, wie wir in einer Herzensergießung an ſeinen neuen Freund Göthe ſchon vom 31. Auguſt 1794 leſen, daß ſein Verſtand eigentlich mehr ſymboliſirend als intuitiv wirke, und glaubte ſo, als eine Zwitterart zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Regel und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie zu ſchweben. „Dieß iſt es,“ ſagt er, „was mir, beſonders in frühern Jahren, ſowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunſt ein ziemlich linkiſches Ausſehen

* Briefwechſel, Vorerinnerung S. 73.

1794 bis 1795. gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt, wo ich dichten wollte.... Kann ich dieſer beiden Kräfte in ſo weit Meiſter werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen beſtimmen kann, ſo erwartet mich noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu brauchen angefangen, droht eine Krankheit meine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde ich ſchwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfällt, ſo habe ich doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet."

1795. Mit ſo ernſten und leider gerechtfertigten Todesgedanken ging er an das lebensvollſte Geſchäft des Dichters, an die Liederpoeſie. Den „erſten Ausritt ins Gebiet der Dichtkunſt, nach einer ſo langen Pauſe," wie Göthe ſich ausdrückt,* unternahm Schiller im Sommer 1795, nachdem ſich Humboldt ungemein neugierig gezeigt, wie er den Uebergang von der Metaphyſik zur Poeſie gemacht habe; das wunderbare Phänomen, daß ſeinem Kopfe beide Richtungen in einem ſo eminenten Grade eigenthümlich erſcheinen, ſey ohnehin ſchon an ſich nicht leicht zu faſſen.

Die lyriſchen Erſtlinge dieſer reifern Zeit waren „die

---

* Briefw. Nr. 98. I, S. 210.

Macht des Geſanges," „der Tanz," „der Pegaſus," „die 1795.
Antike," „der Weltverbeſſerer" und andre Epigramme,* endlich „das Reich der Schatten," in der Sammlung ſeiner Gedichte „das Ideal und das Leben" genannt. Schiller ſelbſt überſandte das letztere Gedicht dieſem Freunde mit einer gewiſſen lächelnden Feierlichkeit und im vollen Bewußtſeyn des Werthes. „Wenn Sie dieſen Brief (vom 9. Auguſt) erhalten, liebſter Freund, ſo entfernen Sie Alles, was profan iſt, und leſen in geweihter Stille dieſes Gedicht. Haben Sie es geleſen, ſo ſchließen Sie ſich mit Ihrer Frau ein, und leſen es Ihr vor.... Ich geſtehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben, ſo iſt es durch dieſe Arbeit." Für den jetzt ſchon im Gange befindlichen Almanach war es ihm zu gewichtig. Doch wollte er auch für dieſen, da er im Zuge ſey, noch Einiges hinwerfen; „überhaupt bin ich," ſchreibt er, „entſchloſſen, die nächſten zehen Monate nichts als Poeterei zu treiben."

Hatte ſchon die andern Gedichte Wilhelm v. Humboldt mit Bewunderung und Jubel aufgenommen, „die Macht des Geſanges" mit dem tiefſten Eindrucke; ſo ſchrieb er beim Empfange des Reichs der Schatten am 21. Auguſt: „Wie ſoll ich Ihnen für den unbeſchreiblich hohen Genuß

---

* Eine Charakteriſirung der Schiller'ſchen Epigrammenpoeſie unternimmt Hoffmeiſter III, 179 ff., beſ. 228 ff.

1795. danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich ſeit dem Tage, an dem ich es empfing, ganz beſeſſen, und ich fühle lebhaft, daß es mich noch ſehr lang und anhaltend beſchäftigen wird: ſolch einen Umfang und ſolch eine Tiefe der Ideen enthält es, und ſo fruchtbar iſt es, woran ich vorzüglich das Gepräge des Genies erkenne, ſelbſt wieder neue Ideen zu wecken. Es zeichnet jeden Gedanken mit einer unübertrefflichen Klarheit hin, in dem Umriß eines jeden Bildes verräth ſich die Meiſterhand, und die Phantaſie wird unwiderſtehlich hingeriſſen, ſelbſt aus ihrem Innern hervor zu ſchaffen, was Sie ihr vorzeichnen." Hierauf verbreitet er ſich in einer ausführlichen, bis ins Einzelnſte gehenden Kritik über das Gedicht und ſeine Schönheiten. Auf den Coadjutor Dalberg, der auch den Tanz und andre „ſchöne Blumen ſeiner Dichtkunſt" in dieſen neuen Lieferungen bewunderte, machte das hohe Lehrgedicht denſelben Eindruck: „In Ihrem Reich der Schatten," ſchrieb er ihm, * „wohnen die guten Menſchen in den beſten Augenblicken des Lebens; aber Schillers hoher Genius iſt der erſte, der dieſes Reich mit ätheriſchen Farben malte." Die Maſſe verſtand übrigens das Gedicht nicht; ſie hielt es für eine Schilderung des Todtenreiches. Und noch immer iſt es, der Natur der Sache nach, nur das geiſtige Eigenthum

* Fr. v. Wolz. II, 138 f. Aber das Datum „Erfurt 5. April 1795" kann nicht richtig ſeyn.

Weniger. Von Göthe beſitzen wir keine Aeußerung über 1795.
daſſelbe.

Faſt jeden andern Dichter hätte Humboldts Lob wo nicht berauſcht, doch im ſchon gewonnenen Selbſtgefühle beſtärkt. Aber der unbeſtechliche Schiller antwortet (21. Auguſt) nur ſo viel: „Ihre Briefe, lieber Freund, ſind mir ein rechter Troſt, und ob ich gleich von dem liebevollen Begriffe, den Sie ſich von mir bilden, den Antheil abziehen muß, den Ihre Freundſchaft daran hat, ſo dienten Sie mir doch zu einer fröhlichen Ermunterung, deren ich weit öfter bedarf, als entrathen kann. Der Wunſch und die Hoffnung, es Ihnen recht zu machen, hat mich auch bei dieſen poetiſchen Arbeiten belebt und geſtärkt, und wird es auch künftig thun. Uebrigens kenne ich nun bald meine Stärke ſowohl, als meine Schranken im poetiſchen Felde. Dieſe letzteren werden mir wohl das Dramatiſche verbieten, aber auf das Epiſche werde ich dafür ernſtlicher losgehen, nicht auf die große Epopöe, verſteht ſich."

Mit ſolcher Demuth ſtand der größte deutſche Dramatiker — ſchon damals verhältnißmäßig nächſt Göthe der größte — vor der gewaltigen Aufgabe, die jetzt ſeine Kunſterkenntniß an ihn ſtellte. Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Don Karlos ſelbſt — Alles betrachtete er als einen abgeſchlagenen Sturm auf die Zinnen der dramatiſchen Poeſie. Schon war der Wallenſtein concipirt; die

1795. Sturmleiter in der Hand, ſtand der Krieger aufs Neue vor der Baſtion, warf einen Blick hinauf und wollte verzagen.

Kleinere Stücke, „Natur und Schule," „das verſchleierte Bild," „die Theilung der Erde" und Aehnliches, auch viele Diſtichen, von Humboldt, Dalberg und Göthe fortwährend mit Liebe begrüßt, entſtanden jetzt theils für die Horen, theils für den Almanach. Humboldt, den jene Aeußerungen ängſtigen mochten, wünſcht ſeinem Freund eine lebendigere, große Stadt an der Stelle von Jena zum Aufenthalt, er würde ihn gern unabhängiger ſehen. Selbſt die Horen ärgern ihn manchmal; dabei muß er ihn bewundern, daß er mitten in ſeiner Krankheit, die ihn von Zeit zu Zeit heimſuchte, eine ſo ſchöne und fruchtbare Geiſtesſtimmung, wie ſie ſeine Gedichte beweiſen, ſich bewahren kann!

Bald darauf kam ihm Schillers bekanntes Lied „die Ideale" (So willſt du treulos von mir ſcheiden —), zu Geſichte. So blind war doch der Freund nicht, daß er auch hier, wo die Poeſie im Namen der Proſa ſang und der „Beſchäftigung" die Palme reichte, unbedingt gelobt hätte. „Das Gedicht hat nicht ganz den Effekt auf mich gemacht, als Ihre übrigen Stücke, und meine Frau hat mir daſſelbe von ſich geſagt." Sonderbarer Weiſe behagte das Gedicht Göthe'n, wie denn er, Humboldt, Körner und Herder, jeder einen andern Liebling unter Schillers neuen

Stücken hatte. Die Ideale vertheidigte Schiller gegen Hum- 1759.
boldt ziemlich lebhaft, doch gestand er, daß das Lied zu subjektiv, zu individuell wahr sey, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können.

Darauf entstanden im September, „die Würde der Frauen," „der Abend," „Schlußgedicht," sämmtlich von Humboldt bewundert und charakterisirt. Sie alle aber verdunkelte die im Oktober gedichtete „Elegie" (jetzt „der Spaziergang") die auch auf Göthe'n, dem sie Schiller vorgelesen hatte, „sehr wirkte." „Wohin man sich wendet," sagt Humboldt, „wird man durch den Geist überrascht, der in diesem Stücke herrscht, aber vorzüglich stark wirkt das Leben, das dieß unbegreiflich schön organisirte Ganze beseelt. Ich gestehe offenherzig, daß unter allen Ihren Gedichten, ohne Ausnahme, dieß mich am meisten anzieht, und mein Inneres am lebendigsten und höchsten bewegt. Es stellt die unveränderliche Strebsamkeit der Menschen, der sicheren Unveränderlichkeit der Natur zur Seite, führt auf den wahren Gesichtspunkt, beide zu übersehen, und verknüpft somit alles Höchste, was ein Mensch zu denken vermag. Den ganzen großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginnens, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, Alles umschließt es in wenigen, leicht zu übersehenden, und doch so wahren und erschöpfenden Bildern. Fast in keinem Ihrer übrigen Gedichte sind Stoff und Form so mit einander amalgamirt,

1795. erſcheint Alles ſo durchaus als das freie Werk der Phantaſie.“

Göthe in ſeinem Briefwechſel mit Schiller läßt ſich, bei ſeiner lakoniſchen Manier, nicht über das Einzelne heraus, über die Geſammtheit der neuern Produktionen Schillers fällt er jedoch ein ſehr günſtiges Urtheil. Nach einem Beſuche bei Schiller und ohne Zweifel, nachdem er deſſen Elegie angehört, ſchreibt er ihm (zwiſchen dem 3. und 10. Oktober): „Ihren Gedichten hab' ich auf meiner Rückkehr hauptſächlich nachgedacht; ſie haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen, ſie ſind nun, wie ich ſie vormals von Ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraktion, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich ſie gedruckt wieder finden, ſie ſelbſt wiederholt genießen, und den Genuß mit andern theilen.“

Schiller ſelbſt läugnete gegen Humboldt (29. Nov.) nicht, daß er ſich auf die Elegie (den Spaziergang) am meiſten zu gut thue. Das ſicherſte empiriſche Criterium von der wahren poetiſchen Güte eines Produkts däucht ihm dieſes zu ſeyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erſt abwartet, ſondern hervorbringt, alſo in jeder Gemüthslage gefällt. „Und das iſt mir,“ ſagt er, „noch mit keinem meiner Stücke begegnet, außer mit dieſem. Ich

muß oft den Gedanken an das Reich der Schatten, die 1795.
Götter Griechenlands, die Würde der Frauen u. ſ. w. fliehen; auf die Elegie beſinne ich mich immer mit Vergnügen, und mit keinem müſſigen, ſondern wirklich ſchöpferiſchen, denn ſie bewegt meine Seele zum Hervorbringen und Bildern. Der gleichförmige und ziemlich allgemein gute Eindruck dieſes Gedichts auf die ungleichſten Gemüther iſt ein zweiter Beweis. Perſonen ſogar, deren Phantaſie in den Bildern, die darin vorzüglich herrſchen, keine Uebung hat, wie z. B. meine Schwiegermutter, ſind auf eine ganz überraſchende Weiſe davon bewegt worden. Herder, Göthe, Meyer, die Kalb, hier in Jena Hederich, den Sie auch kennen, ſind Alle ganz ungewöhnlich davon ergriffen worden. Rechne ich Sie und Körner und Ihre Frau dazu, ſo bringe ich eine beinahe vollſtändige Repräſentation des Publikums heraus. Ich glaube deßwegen, daß, wenn es dieſem Stücke an einem allgemeinen Beifall fehlt, bloß zufällige, ſelbſt in den Perſonen, die es ungerührt läßt, zufällige Urſachen daran ſchuld ſind. Mein eigenes Dichtertalent hat ſich, wie Sie gewiß gefunden haben werden, in dieſem Gedichte erweitert: noch in keinem iſt der Gedanke ſelbſt ſo poetiſch geweſen und geblieben, in keinem hat das Gemüth ſo ſehr als Eine Kraft gewirkt."

In's Einzelne des Baues übergehend, erklärt er ſodann ſeinen Entſchluß, für den Versbau ſo viel als möglich zu thun. „Ich bin hierin der roheſte Empiriker, denn

1795. außer Moritz' kleiner Schrift über Prosodie erinnere ich mich auch gar nichts, selbst nicht auf Schulen, darüber gelesen zu haben. Besonders sind mir die Hexameter und Pentameter, die mich nie genug interessirt hatten, ganz fremd in Rücksicht auf Theorie und Kritik.* Indessen glaube ich doch, daß die Empirie zuweilen gegen die Regel Recht hat."

Der erste Musenalmanach.

1794 bis 1795. Alle diese Thätigkeit war durch die Horen und den Almanach hervorgerufen. Der Plan zu dem letztern wurde von Schiller schon im Sommer 1794 entworfen und bei seinem Besuche in Weimar Göthen mitgetheilt. Im Oktober dieses Jahres hatte er auch schon einen jungen Buchhändler aus Neustrelitz, Herrn Michaelis (jetzt zu Tübingen als Professor emeritus lebend), gewonnen, und der Almanach sollte für 1796 auf die Herbstmesse 1795 erscheinen.** „Auf ihre Güte," schreibt er darüber (20. Okt.

---

* Deßwegen erschien auch auf die Xenien damals folgendes Antixenion, das der Verfasser dieses Buchs nur aus mündlicher Tradition kennt:

I'n Weimár und Jená macht mán Hexameter wie dér,
Aber die Péntametér sind noch viel excellentér.

** Die spätern Musenalmanache Schillers 1797—1801 erschienen sämmtlich bei Cotta in Tübingen.

1794) an Göthe, „zähle ich dabei sehr. Mir ist diese Entreprise dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bei einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann." 1794 bis 1795.

Dieser Sache nahm sich Göthe sogleich an; er that schon jetzt den Vorschlag ein Büchelchen Epigramme ein- oder anzurücken. „Getrennt bedeuten sie nichts; wir würden aber wohl aus einigen hunderten, die mitunter nicht producibel sind, doch eine Anzahl auswählen können, die sich aufeinander beziehen und ein Ganzes bilden. Das nächstemal daß wir zusammenkommen, sollen Sie die leichtfertige Brut im Neste beisammen sehen." (26. Okt. 1794.) Damit sind aber nur erst Göthe'sche Distichen, auf „die schönen Bettinen und Lazerten" in Italien, und noch nicht die Xenien gemeint.

Am 21. Mai des folgenden Jahres erschien nun der Almanachsverleger mit einem freundlichen Empfehlungsschreiben Schillers bei Göthe in Weimar. Schiller wünschte von seinem Freunde Beiträge von kleinen Gedichten, Romanzen und dergleichen, was Stoff zu Vignetten gäbe, die vielleicht Unger skizziren würde. Der Almanach sollte bei dem letztern elegant gedruckt werden.

Zur Michaelismesse 1795 erschien das Büchlein, dessen Druck Humboldt von Tegel, seinem Landgute, aus in Berlin

1794 bis 1795. beſorgt zu haben ſcheint. Im December ſchickte der Muſenalmanach Göthe'n durch Schiller ein kleines epigrammatiſches Honorar. „Es wird nicht hinreichen die Zechinen zu erſetzen, die über den Epigrammen daraufgegangen ſind," ſagte er dabei lächelnd zu dem einſtigen Wanderer durch Italien. Nach Humboldts Verſicherung aus Berlin, um dieſelbe Zeit, wurde der Almanach dort „entſetzlich gekauft," und man fand ihn in allen Häuſern. „Die Vernünftigen ſind natürlich ganz und entſchieden für ihn; aber dieſer gibt es nur wenige. Bei den Uebrigen muß man ſich begnügen, wenn ſie ſeinen offenbaren Vorzug über ſeine Brüder anerkennen. — Unter Ihren Stücken höre ich die Ideale am meiſten, den Tanz am wenigſten loben. An der Würde der Frauen hörte ich Mangel an eigentlichem Plan und Nothwendigkeit des Zuſammenhangs tadeln, in der Macht des Geſanges die letzten Strophen den erſten ſchlechterdings nachſetzen, und was des Geſchwätzes mehr iſt." —

Daß der Muſenalmanach durch den ſchnellen und großen Abſatz eine dauernde Unternehmung und Einnahme zu werden verſprach, war unſerem Dichter beſonders deßwegen zu gönnen, weil er ſchon im Anfange des Jahres 1795 einen vortheilhaften Ruf nach Tübingen entſchieden abgelehnt hatte. „Meine Landsleute," heißt es in einem Briefe an Göthe vom 19. Febr., „haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu vociren, wo man ſich jetzt ſehr mit Reformen zu beſchäftigen ſcheint. Aber da ich

doch einmal zum akademiſchen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, ſo will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und womöglich leben und ſterben will, als irgend anderswo müſſig gehen. Ich hab' es alſo ausgeſchlagen, und mache mir daraus kein Verdienſt; denn meine Neigung entſchied ſchon allein die ganze Sache, ſo daß ich gar nicht nöthig hatte, mich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die ich unſerm guten Herzog ſchuldig bin, und die ich ihm am liebſten vor allen andern ſchuldig ſeyn mag. Für meine Exiſtenz glaube ich nichts beſorgen zu dürfen, ſo lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann; und ſo laſſe ich den Himmel walten, der mich noch nie verlaſſen hat." 1794 bis 1795.

Schiller ſchwankt zwiſchen Epos und Drama.

Im Herbſte 1795 ſehen wir unſern Dichter ſinnend an einem Scheidewege ſeines großen Berufes ſtehen. Als die Elegie, die er ſelbſt für die größte poetiſche That dieſes Jahres erklärte, fertig war, da gedachte er, einem langen Wunſche nachgebend, ſich in einer neuen Gattung zu verſuchen, und eine romantiſche Erzählung, wozu er den rohen Stoff ſchon hatte, in Verſen zu machen. Den Stoff bewältigen zu können hoffte er, ſcheute jedoch den großen Zeitaufwand, als ein Opfer, das, möglicher Weiſe für eine bloße Grille dargebracht, doch vielleicht zu groß wäre. Auf 1795.

1795. der andern Seite möchte er ſogleich gern an ſeine „Maltheſer“ gehen, einen dramatiſchen Vorwurf, der ſich ihm ſeit längerer Zeit neben dem Wallenſtein dargeboten hatte. In den nächſten vier Monaten, vom December an gerechnet, ſey er bei den Horen nicht beſonders nöthig, könnte alſo ſehr weit kommen, wo nicht ganz und gar mit jenem Trauerſpiele fertig werden. Es ſollte mit Chören verbunden ſeyn, und ſo knüpfte es ſich ſchon eher an ſeine jetzige lyriſche Stimmung an. Eine einfache heroiſche Handlung ſollte den Inhalt bilden; und eben ſolche Charaktere, die zugleich lauter männliche wären; dabei wäre es Darſtellung einer erhabenen Idee, wie er ſie liebt.

„Denken Sie, lieber Freund,“ ſo ſchließt er ſeine Conſultation Humboldts vom 5. Oktober, „denken Sie noch einmal recht ſtreng über mich nach, und ſchreiben mir dann Ihre Meinung. Poeſie wird auf jeden Fall mein Geſchäft ſeyn; die Frage iſt alſo bloß, ob epiſch (im weiten Sinne des Worts) oder dramatiſch?“

Ihm erwiderte der poetiſche Gewiſſensrath am 15. Oktober: „Es iſt eine ſchwierige Aufgabe, liebſter Freund, bei ſich ſelbſt zu entſcheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatiſchen oder mehr der epiſchen Poeſie angemeſſen iſt. Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieſer Art im Wege ſtehen, geſellt ſich bei Ihnen noch die reiche Mannigfaltigkeit Ihres Genie's, dem Alles in ſo eminentem Grade

zu gelingen ſcheint, und der zufällige Umſtand, daß Ihre 1795.
dramatiſchen Produkte aus einer ſo viel früheren und verſchiedenen Periode Ihres Lebens ſind. Da Sie es indeß verlangen, ſo will ich dreiſt ein Urtheil auszuſprechen verſuchen. Nur müſſen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewiſſen Divinationsgabe, als einem ſicheren Raiſonnement folge." Dieſes Urtheil weitläufig motivirt, gibt er endlich in nachſtehender Weiſe ab: „Nehme ich die dramatiſche (hier doch eigentlich die tragiſche oder beſſer heroiſche) Poeſie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Göthe'ſchen Ideen am geläufigſten geworden iſt, als die lebendige Darſtellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menſchen in einem einzelnen Kampf mit dem Schickſal; ſo finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakteriſirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geſchieht. Alles drängt ſich hier dem Moment der Entſcheidung entgegen, die Kraft des Geiſtes und des Charakters muß ſich bis zur höchſten Anſpannung ſammeln, um die Macht des Schickſals zu überwinden, und ſich ganz in ſich ſelbſt zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Dieſen Zuſtand in ſeiner ganzen Größe zu ſchildern, fordert die höchſte und reinſte Energie des Genie's. Das Verhältniß des Menſchen zum Schickſal darzuſtellen, iſt eigentlich die Darſtellung einer Idee; je ſelbſtthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl

1795. zu verweben weiß, deſto größer iſt die Wirkung. Dieſe hervorzubringen, halte ich Sie geſchaffen; wenn Sie Ihren Gegenſtand glücklich wählen, ſo wird Sie hier Keiner erreichen." Er zeigt ihm dann, daß die lyriſche Stimmung ihm nur förderlich ſeyn könne. „Auf der andern Seite aber," fährt er weiter fort, „ſetzt auch das Dramatiſche gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht ſeine Wirkung auch größtentheils auf dem Rührenden; es fordert mannigfaltig bewegte Leidenſchaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt [im Carlos]. Nur iſt aber hier die Frage, nicht ſowohl ob Sie hier der Natur wirklich treu ſind, ſondern mehr, ob Sie ihr treu zu ſeyn ſcheinen? denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterſchied. Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Don Carlos ſehr genau unterſucht, und bin nirgends auf etwas geſtoßen, was ich nicht wahr nennen möchte (?!); aber es bleibt ihnen ein ſchwer zu beſtimmendes Etwas, ein gewiſſer Glanz, der ſie von eigentlichen Naturweſen unterſcheidet.... Charaktere, die Göthe'n unglaublich gelingen, Götzens Frau, Götz ſelbſt, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, ſo feſt ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieſer Gattung der Tragödien, ſondern nur in jenen einfachen und heroiſchen

ganz ſichtbar ſeyn würde, ſo ſehr wünſchte ich doch, 1795.
daß es Ihnen möglich wäre, den Verſuch durch alle Gattungen durchzumachen. Es iſt das anziehendſte Schauſpiel, das ich mir denken kann, zu ſehen, wie ſich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige iſt, ſpiegelt; zu ſehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealiſchen Kreiſe herbeiführen, und ihnen doch eine ſo lebendige Wirklichkeit geben. Indeß geſtehe ich gern, daß dieſer Reiz fremdartig iſt, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunſt angeſehen werden kann..... Verglichen mit der dramatiſchen halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. An ſich braucht das eigentlich Epiſche überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen ſcheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen ſelbſt nachtheilige Wahl treffen." Endlich erkennt Humboldt in den „Göttern Griechenlands" und ähnlichen Gedichten eine epiſch-didaktiſche Gattung, die Schiller geſchaffen hat, und ahnt die epiſch-lyriſche, die er in ſeinen (freilich nur ſo genannten) Balladen ſchaffen wird.

Dieſes ganze Conſilium iſt ein Meiſterſtück; es enthält in ſeiner erſten Hälfte den herrlichſten Commentar zu dem ariſtoteliſchen Ausſpruche: „durch Furcht und Mitleid;" und verſchleiert in ſeiner zweiten, nachdem es Schillers wahre, tragiſche Größe ins Licht geſtellt, ſeine

1795. Mängel ſo, daß ſie doch kenntlich genug durchſchimmern. Der alte Göthe hat freilich unumwundener davon geſprochen, zu einer Zeit, wo es nicht mehr kränken konnte. *

Die Ueberzeugung, daß Schiller für die einfach heroiſche Gattung beſtimmt ſey, ließ ſeinen Freund Humboldt für die Maltheſer gegen den Wallenſtein ſprechen, der allerdings an ſich bei weitem größer und tragiſcher und auch gewiß in demjenigen Kreiſe ſey, für welchen Schiller die Beſtimmung habe. Und auch Göthe verſichert, daß, wenn Schiller ihn vor ſeinem Wallenſtein gefragt hätte, ob er ihn ſchreiben ſolle, er ihm ſicherlich abgerathen hätte: „denn," ſagte er, „ich hätte nie denken können, daß aus ſolchem Gegenſtande überall ein ſo treffliches Theaterſtück wäre zu machen geweſen. Man ſoll daher nie Jemanden fragen, wenn man etwas ſchreiben will." **

Ehe Schiller antworten konnte, warnte ihn Humboldt noch in einem zweiten Briefe, nicht einer Rüge Körners nachzugeben und aus ſeiner Eigenthümlichkeit einen Uebergang in die allgemeine claſſiſche Bahn zu verſuchen. Sein Dichtercharakter ſey gerade Erweiterung des Dichtercharakters überhaupt.

Schiller dankte dem Freunde für ſein gründliches Gutachten, als Antwort auf jene Gewiſſensfrage, ohne ſich

---

* Bei Eckermann I, 88 f. 197. 308. 381. II, 88. 315. 347.
** Bei demſ. I, 303.

vorerſt entſchieden zu erklären; vielmehr vertiefte er ſich mit 1795.
ihm, wie wir ſchon oben geſehen, in jene Prolegomenen zu der Schrift über naive und ſentimentaliſche Dichtung.

Mit dem 5. November 1795 kam Göthe nach Jena und blieb dort, um Schillers Geburtstag begehen zu helfen. Sie ſaßen, nach Gewohnheit, von Abends um fünf Uhr bis Nachts zwölf, auch ein Uhr beiſammen und plauderten unter anderm auch viel über griechiſche Literatur und Kunſt. Bei dieſer Gelegenheit entſchloß Schiller ſich ernſtlich, das Griechiſche, von dem er nur noch die Wörter ohne die Regeln kannte, zu treiben, ſah ſich nach einer guten Grammatik und einem ſolchen Wörterbuch, auch einer Schrift über die Methode um, gedachte auf der Stelle den Homer vorzunehmen, und damit den Xenophon zu verbinden. „Langſam freilich wird dieſe Arbeit gehen," ſagt er dem Freunde in Tegel, „da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann; aber ich will ſie ſo wenig als möglich unterbrechen, und ausharren." An die Maltheſer hatte er noch nicht kommen können, da ihn der Aufſatz über das Naive und ſein Gegenſtück bisher beſchäftigte, auch zweiundvierzig Bogen der Horen mit eignen und fremden Beiträgen auszufüllen, keine kleine Mühe machte.

Eine Unpäßlichkeit des immer kränkelnden Dichters unterbrach zuerſt dieſe ernſthaften Gedanken, und als die Heiterkeit der Stimmung und ſeine unbegreifliche Thätigkeit zurückgekehrt waren, lenkte eine Kleinigkeit die Freunde auf

1795. Andres ab und gab Veranlaſſung, ein großes, muthwilliges Feuer anzuzünden. Ohne dieſen Einfall, über den wir ſogleich berichten wollen, hätte Schiller, nachdem er im Geiſte das ganze Feld der Poeſie in naive und ſentimentaliſche, und dieſe letztere wieder in Satire, Elegie und Idylle getheilt, ſich ſchaffend an die Idylle gewagt, zu der er in ſeinem „Reiche der Schatten“ nur die Regeln erkannte. Er hatte ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, wo dieſes Gedicht aufhört, aber darſtellend und nicht lehrend. Herkules iſt in den Olymp eingetreten; hier endigt letzteres Gedicht. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt der Idylle ſeyn; eine ſolche wäre eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie, deren Stoff auch das Pathos ausſchließt, aber die Wirklichkeit iſt. Der Stoff dieſer Idylle wäre das Ideal. „Denken Sie ſich den Genuß, lieber Freund,“ ſchließt er begeiſtert dieſe Mittheilung an Humboldt, „in einer poetiſchen Darſtellung alles Sterbliche ausgelöſcht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem Allem mehr zu ſehen. Mir ſchwindelt ordentlich, wenn ich an dieſe Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflöſung denke. Eine Scene im Olymp darzuſtellen, welcher höchſte aller Genüſſe! Ich zweifle nicht daran, wenn mein Gemüth nur erſt ganz frei und von allem Unrathe der Wirklichkeit recht rein gewaſchen iſt; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheriſchen

Theil meiner Natur noch auf einmal zuſammen, wenn er 1795.
auch bei dieſer Gelegenheit rein ſollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nichts. Ich habe bloß noch ganze ſchwankende Bilder davon."

Aber hinter dem trunkenen Monologe der erwachenden Dichterkraft lauſchte ſchon Mephiſtopheles. Unvermerkt lenkte der ſchadenfrohe Geiſt den Poeten von ſeinen Entſchlüſſen ab und durch einen leichtfertigen Gedanken vom Gebiete der Idylle hinüber auf das der Satire.

Die Xenien.

„Seitdem Göthe hier iſt," ſchreibt Schiller an ſeinen 1796.
Freund am Abende des 4. Januar 1796, nach Tegel, „haben wir angefangen Epigramme von einem Diſtichon im Geſchmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutſchen Schrift geſchoſſen. Es ſind ſchon ſeit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche hundert haben, ſo ſoll ſortirt und etwa ein Hundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortiren werde ich Sie und Körner vorſchlagen. Man wird ſchrecklich darauf ſchimpfen, aber man wird ſehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlicher Weiſe unter einer Zahl von Hundert nicht fehlen. Ich zweifle ob man mit einem Bogen Papier, den ſie

1796. etwa füllen, ſo viele Menſchen zugleich in Bewegung ſetzen kann, als dieſe Xenien in Bewegung ſetzen werden."

Der Gedanke ſchien wirklich von den böſen Geiſtern in der Luft herzurühren und weder in Göthe's noch in Schillers Seele unmittelbar entſtanden zu ſeyn. Jener ſagt zu Schiller am 23. Dezember 1795: „Der Einfall, auf alle Zeitſchriften Epigramme, jedes in einem einzigen Diſticho, zu machen, wie die Xenia des Martial ſind, der mir dieſer Tage zugekommen iſt, müſſen wir cultiviren und eine ſolche Sammlung in Ihren Muſenalmanach des nächſten Jahres bringen. Wir müſſen nur viele machen und die Beſten ausſuchen. Hier ein Paar zur Probe."

Darauf ruft Schiller aus (29. Dec.): „Der Gedanke mit den Xenien iſt prächtig und muß ausgeführt werden! Die Sie mir heute ſchicken, haben mich ſehr ergötzt, beſonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünſtigen einen guten Einfall gleich beſſer. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen; und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergiſche Sippſchaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt, mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmacksherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter,

und dergleichen, dar!" Diese Sprache läßt sich entschul- 1796.
digen, wenn man bedenkt, daß Schiller durch die Kälte und Geringschätzung, mit welcher die Horen, ein Unternehmen, für das er sich begeistert hatte, von manchen Seiten aufgenommen wurde, erbittert seyn mußte.

Anfangs war auch Alles nicht so schlimm gemeint, obgleich uns schon in jener Briefstelle wehe thun muß, daß Schiller es auch auf Göschen abgesehen hatte, dem er in früherer Zeit doch so vieles verdankte, und dessen Verlag er sich, vielleicht mit einiger Beschwerung seines Gewissens, entzogen hatte. War doch die erste Idee, wie Schiller später selbst versichert,* eigentlich nur eine fröhliche Posse, ein Schabernack auf den Moment berechnet, und so mochte es recht seyn; und wäre der Muthwille bei Geisselung der Werke, mit Vermeidung aller bloßen Persönlichkeiten, stehen geblieben, so könnte man immerhin den, in dieser Ausdehnung gar nicht ausgeführten, Plan, „Alles, was beide Schriftsteller in ihrem weiten Wirkungskreise gegen ihre Zeitgenossen auf dem Herzen hatten, bei dieser Gelegenheit scharf und entschieden auszusprechen, über alles Abgelebte und Veraltete, über alles Engherzige und Gemeine zu Gerichte zu sitzen,"** sogar löblich und heilsam nennen. Und wer das Talent hätte, wer sich aufopfern und mit der

---

* An Göthe vom 1. Aug. 1796.

** Hoffm. III, 174.

1796. halben Welt verfeinden möchte, dem dürfte noch heutzutage das Recht nicht ſtreitig gemacht werden, auch unſerer Gegenwart lachend die Wahrheit zu ſagen, und einige hundert Brandraketen gegen die Thorheiten des Jahrhunderts zu ſchleudern. Auch war Schiller urſprünglich ſehr dafür, „daß nichts Criminelles berührt und überhaupt das Gebiet des frohen Humors ſo wenig als möglich verlaſſen werde. Aber ſchenken wollen wir den Herrn auch nichts.“ *

Als ſich indeſſen die beiden Duumvirn unſerer Literatur zuſammengeſetzt hatten zu richten, da konnte es nicht fehlen, daß nicht bald auch eine Proſcriptionsliſte entworfen wurde. Mancher alte Freund wurde der neuen Coalition geopfert, mancher Feind dem neuen Freunde zu lieb gegenſeitig gelinde behandelt. Mit Stolberg z. B. betrachtete ſich Schiller in gerechter Fehde begriffen, und glaubte keine Schonung nöthig zu haben: „und das wollen Sie wohl ſelbſt nicht,“ fügt er dictatoriſch hinzu. „Schloſſer [Göthe's Freund] wird,“ ſagt er, „nie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satire auf die Frommen erfordert. Auſſerdem kommen dieſe Hiebe auf die Stolbergſche Sekte ** in einer ſolchen Verbindung vor, daß

* An Göthe 11. Juni 1796.

** Ihnen ſind viele Epigramme, die man alle bei Boas findet, gewidmet; das witzigſte auf F. L. zu Stolberg Reiſe durch Deutſchland, 3. Bd., 84. Brief:

Nach Calabrien reist er, das Arſenal zu beſehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngſten Gericht.

jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß. . . . 1796.
Wieland soll mit der „zierlichen Jungfrau in Weimar“* wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann. Uebrigens erscheinen diese Odiosa erst in der zweiten Hälfte des Almanachs, so daß Sie bei Ihrem Herseyn noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakspeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen.“** Reichardt, ihren falschen Freund, beschlossen beide mit einander „mit Karnevalsgipsdragéen auf seinen Büffelrock zu begrüßen, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll.“*** Und als Baggesen, einst der Bewunderer und Wohlthäter des

---

Persönliche Rache nahm Schiller an Fr. Stolberg durch das Xenion:

Ersatz.

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse, dafür gingst du ins Himmelreich ein.

* Bücket euch, wie sich geziemt, vor der zierlichen Jungfrau von Weimar, Schmollt sie auch oft, wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Auf Wieland geht auch der in Erfüllung gegangene Wunsch:

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!

** Göthe an Schiller vom 31. Juli 1796.
*** Briefw. v. G. u. S. II, 14. 16. 21.

1796. Dichters, einſt Schillers „theurer hochgeſchätzter und vortrefflicher Freund," dem er „ſo nahe bleiben wollte, als das Schickſal Entfernten vergönnt," zu dem er ſagte: „ewig der Ihrige"* — als dieſer Baggeſen es wagte, ein Epigramm auf die Epigramme des Muſenalmanachs ſpucken zu laſſen, vergleicht ihn Schiller „mit einem begoſſenen Hunde," und empfiehlt dem beſonders angegriffenen Göthe „den Avis zu beſtem Gebrauche."** Göthe ſeinerſeits gab ſeinen alten Freund und „lieben Bruder" Lavater preis. *** Leid-

---

* Schiller an Baggeſen, Jena d. 16. Dec. 1791.

** Schiller an Göthe vom 23. Juli 1796. Göthe erwiedert, es ſolle ihm „übel bekommen." (26. Juli.)

*** In drei Epigrammen.

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menſchen aus dir ſchuf,
Denn zum würdigen Mann war, und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles miſcht die Natur ſo einzig und innig, doch hat ſie
Edel- und Schalksſinn hier, ach! nur zu innig gemiſcht.

Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber war das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

[Nicht Klopſtocks Meſſiade ſoll hier gemeint ſein, ſondern Lavaters Jeſus Meſſias; doch hatte Göthe auch alte griefs gegen Klopſtock, der ihm und ſeinem Herzog zu Anfang der achtziger Jahre unberufene Vorwürfe wegen angeblicher Bacchanalien gemacht. S.]

lich kam Jean Paul,* vortrefflich Garve** weg; am 1796.
ſchlimmſten, nächſt Reichardt, Nicolai, Dyk, Jakob, Manſo; fein oder boshaft wurden Platner, Schlichtegroll, Ramler, Voß, Eſchenburg, Adelung, Reinhold, ziemlich derb Campe, Ramdohr, Heydenreich, Salzmann, Baggeſen, Claudius, R. Z. Becker (der nach Schillers Tode chriſtliche Rache übte), am ſchlimmſten die deutſchen Ueberläufer zur franzöſiſchen Republik mitgenommen. Mit Schütz und andern wurde nach dem Grundſatze gehandelt: eine Hand wäſcht die andere.***

Zuerſt war der Witz auf wenige preisgegebene Menſchen beſchränkt geweſen, und mehr beißend als biſſig. Wie jedoch eine epidemiſche Krankheit anfangs ſich nur an Conſtitutionen macht, die ſchon zum Voraus unterhöhlt waren, allmählig aber ſich auch auf die geſunden ausdehnt und immer tödtlicher wird: ſo griff der Epigrammenſtoff unſerer Dichter, je länger er verarbeitet wurde, deſto anſteckender um ſich und zog immer mehr, auch unbeſcholtene, Namen†

---

* Hielteſt du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe wie Jener
Seine Armuth, du wärſt unſrer Bewunderung werth!

** Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.

*** In der Allgemeinen Lit. Zeitung wurde auch fünf ganzer Jahre über die Xenien kein Wörtchen geſprochen.

† Von dem ſchlechtern Theil der Xenien, worin verdiente Männer unwürdig behandelt wurden, iſt mit Recht geſagt

1796. in ſeinen Kreis; der Haß wurde freſſender, der Ton der Xenien giftiger, der Inhalt feindſeliger und vernichtender. Ein Brief, den der Verfaſſer dieſer Biographie in Händen hat, enthält den Beweis, daß ein Mann, dem Schiller eine entſchiedene Wendung ſeines Lebensglückes mitverdankte, und der ſein inniger Freund war, auf die Anklage verſchmähter Liebe hin, in ſeinen theuerſten Verhältniſſen durch die Xenien tief gekränkt wurde, aber großmüthig ſein Leben lang ſchwieg.

Manche Epigramme blieben ungedruckt; eine ganze Reihe „homeriſcher Parodien," mußten, weil ſie ſich an das Ganze nicht anſchließen wollten, herausgeworfen werden; das einzige, was ſich davon erhalten hat, iſt das würdige und ſchöne Schlußxenion:

An die Freier.

Alles war nur ein Spiel. Ihr Freier lebt ja noch Alle;
Hier iſt der Bogen und hier iſt zu dem Ringen der Platz.

Der Bogen wurde freilich von manchem Gegner aufgehoben und zu ſpannen verſucht, aber nicht eben von den geſchickteſten. Jördens zählt vierzehn und Eduard Boas dreizehn Gegenſchriften auf, darunter die merkwürdigſten von Jeniſch, Gleim, Claudius, Manſo, Nicolai; die wüthendſte war von einem Magiſter Dyk, gegen welchen die Herren

---

worden, daß ſie aus einer Empfindlichkeit entſtanden ſeyen, welche billig nur Dichterlingen eigen ſeyn ſollte.

Verfasser der Xenien nun selbst gerne die Polizei aufgerufen hätten, wenn es angegangen wäre. * 1796.

Die Sensation, welche die martialische Justiz dieser Epigramme machte, war durch ganz Deutschland ungeheuer, alles nahm Partei für oder wider. Die Geschonten freuten sich über die Demüthigung ihrer Feinde: F. A. Wolf, Eberhard, selbst ein Schwager Nicolai's lachten in die Faust; aber sonst galt von den Dichtern, was die Schrift von Ismael sagt: „ihre Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider sie." Der Herzog von Gotha war wegen Schlichtegrolls, den er hoch hielt, entrüstet; in Kopenhagen war man ganz grimmig und die Gräfin Schimmelmann, die Schillers wie Baggesens Freundin war, wußte nicht, mit wem sie es halten sollte. Auch war man ungewiß, über wen man mit seinem Aerger herfallen sollte, über Göthe oder über Schiller; nach der allgemeinen Meinung wurde diesem „die miserable Rolle des Verführten" zugeschoben; Göthe „hatte doch noch den Trost des Verführers." ** Die Muse selbst erinnerte sich der Vaterschaft bei den meisten dieser ungezogenen Jungen nicht mehr, denn es war „zwischen Göthe und Schiller förmlich

* Schiller an Göthe, 6. Dec. 1796. II, S. 279 ff.
Aber
— „ihr habt Blut gelat,
Uns sehr erstaunt, daß Blut ist aufgegangen!"

** Schiller an Göthe vom 18. Nov. 1796.

1796. beſchloſſen worden, ihre Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu ſetzen, ſondern es in Ewigkeit beruhen zu laſſen."* Dieſelben Epigramme laufen deßwegen zum Theil in den Werken beider Dichter, und man müßte ſie Kinder der Liebe nennen, wenn ſie nicht — die Votivtafeln und wenige andere ausgenommen — Kinder des Haſſes wären. Der „Thierkreis" iſt nach Göthe's Zeugniß** von Schiller, und Göthe las ihn immer mit Bewunderung. Ueberhaupt nannte er die Xenien Schillers ſcharf und ſchlagend, ſeine eigenen dagegen unſchuldig und gering. Schiller hat keineswegs die beſten in ſeine Werke aufgenommen. Insgeſamt ſind ſie von ſehr ungleichem Werthe nach Gehalt und Form; manchen iſt der nächſte beſte Kittel angehängt, viele erſcheinen unwitzig, einige kränken das deutſche Nationalgefühl.

Göthe blieb ohne Gewiſſensbiſſe, er freute ſich, daß die Xenien den Kopenhagnern einen faktiſchen Beweis für die Exiſtenz des Teufels lieferten; an Schillern aber rächte ſich das hier und da verletzte ſittliche Zartgefühl: vergebens ſagte er ſich vor, daß die Einheit bei einem Produkte, wie die Xenien, blos in einer gewiſſen Grenzenloſigkeit und alle

---

* Schiller an Humboldt 1. Febr. 1796. Nach dieſer Aeußerung wird Wilh. Wackernagel die in der Vorrede ſeines „Deutſchen Leſebuchs" (Th. II, S. XV, 2te Ausg.) gewünſchte Belehrung ſchwerlich erhalten können.

** Bei Eckermann I, 195.

Meſſung überſchreitenden Fülle geſucht werden könne, daß 1796.
zwar das Meiſte wilde Satire, aber doch auch untermiſcht mit poetiſchen und philoſophiſchen Gedankenblitzen ſey; am Ende ſoll er doch in ſeinem Garten in Jena (der ſchmale Weg dorthin war von den Studenten Xeniengaſſe getauft worden) geäußert haben: „Respice finem! das hätte ich beſſer bedenken ſollen... [Zwar] unſre Literatur bedarf einer wohlthätigen Revolution .... die Xenien ſind aus der Erinnerung an Bahrdts Ketzeralmanach entſtanden. [Aber] Ich lebe gern im Frieden; ich habe mir einigermaßen ſelbſt den Krieg erklärt — man wird mich verkennen. Warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanach! Ich mochte ihn doch erſt nicht."*

Die größte Strafe, in der leider die Welt zugleich geſtraft wurde, war, daß Schillers übrige Poeſie während dieſer Polemik faſt ganz feierte. Die „angenehme und zum Theil genialiſche Impudenz und Gottloſigkeit,"** wie er die Xenienſtimmung gegen Humboldt charakteriſirte, hatte die züchtige Muſe vertrieben, und während die Epigrammatiſten am 1. Februar ſchon im dritten Hundert der Xenien waren, und auf tauſend abzielten, entſtand im ganzen Jahre 1796 von größeren Gedichten faſt nur die

---

* Hinrichs I, 192. 212.

** Humb. S. 415.

1796. „Klage der Ceres.“ * Noch im November 1796 jammerte er darüber, „auch nicht den Saum des Kleides einer Muse erblickt zu haben, ja selbst zur Prosa sich untüchtig zu befinden.“

Familienverluste. Philosophische und religiöse Stimmung des Dichters.

In diesem Jahre wurde das häusliche Leben Schillers durch mancherlei Trübsale heimgesucht. Von der Solitude bei Stuttgart, wo die Familie seiner Eltern fortwährend lebte, kamen ihm im Frühjahre 1796 beängstigende Nachrichten zu. Ein epidemisches Fieber, in dem während der Kriegszeit dort befindlichen österreichischen Lazarethe wüthend, hatte, wie uns Frau von Wolzogen erzählt, die jüngste Tochter Nanette ergriffen, und in der Blüthe der Jugend hingerafft. „Sie war,“ sagt die Freundin, „ein holdes Mädchen, voll Verstandes und glühender Phantasie. Der Wunsch, ihres Bruders Trauerspiele darzustellen, hatte sie so leidenschaftlich ergriffen, daß ich selbst Schillern bat, diesem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Ausserordentliches verspräche, sie diese Laufbahn ergreifen zu lassen. Obgleich er dem

---

* Ausführliches über die Xenien s. bei Hoffm. III, 173—178. 212—228, und Hinrichs I, 190—214.

Schauſpielerleben ſehr abgeneigt war, ſo konnte doch, bei 1796.
den damaligen Verhältniſſen in Weimar, manche Klippe dieſes Standes vermieden werden. Er verſprach mir, die Sache zu bedenken; und ſo hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieſes guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünſche zu erheitern." Am 21. März 1796 ſchrieb Schiller über ſie an den Vater, der ſeitdem auch erkrankt war: „So tröſtlich es mir war, liebſter Vater, von Ihrer zunehmenden Beſſerung zu hören, ſo herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zuſtand meiner guten Nanette. Ach, vielleicht haben wir ſie ſchon verloren, indem ich dies ſchreibe! Ich geſtehe, daß ich das Schlimmſte fürchte, weil ſie ſchon vor dem Anfall dieſer Krankheit nicht ganz geſund geweſen iſt. Wie ſchmerzt es mich, ſo entfernt von Ihnen zu leben, und ſo ganz außer Stande zu ſeyn, Ihre Beſchwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den armen Schweſtern zu theilen und ſo viel möglich zu erleichtern. Hier kann ich nichts als wünſchen und bitten, daß der Himmel noch Alles gut lenken möge. Wie dauert mich unſere gute, liebe Mutter, auf die alles Leiden ſo zuſammenſtürmen muß! Aber was für eine Wohlthat von Gott iſt es auch wieder, daß die gute liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter dieſen Umſtänden nicht zu erliegen und Ihnen noch ſo viel Beiſtand leiſten zu können. Wer hätte es vor ſechs und ſieben Jahren

1796. gedacht, daß ſie, die ſo ganz hingefallen und erſchöpft war, Ihnen Allen jetzt noch zur Stütze und Pflege dienen würde. In ſolchen Zügen erkenne ich eine gute Vorſicht, die über uns waltet, und mein Herz iſt aufs Innigſte davon gerührt. Wie ängſtlich ſehe ich Ihrem nächſten Brief entgegen, liebſter Vater, der mir von Nanettens Zuſtand wahrſcheinlich die entſcheidende Nachricht bringt. Wie werde ich es ertragen, eine ſo liebe und ſo hoffnungsvolle Schweſter zu verlieren, zu deren künftigen Ausſichten ich gerade jetzt einige Vorkehrungen treffen wollte, die ihr Glück vielleicht gründeten.* Ich wiederhole meine Bitte nochmals auf das Nachdrücklichſte, liebſter Vater! Thun Sie alles, was Sie können, zu Wiederherſtellung Ihrer eigenen Geſundheit und zu Stärkung unſerer guten Mutter und Schweſtern. Schenkt uns der Himmel die Freude, daß es ſich mit Nanette wieder beſſert, ſo verändern Sie, ſo bald es nur die Kräfte der Kranken und Ihre eigenen es zulaſſen, den Wohnort, und beſuchen auf eine Zeit lang mit der ganzen Familie ein geſundes Bad, ſowohl um ſich zu zerſtreuen, als ſich körperlich zu ſtärken. Der Himmel erhalte Sie und mache es mit uns Allen beſſer, als wir gegenwärtig hoffen können. Meine Frau iſt herzlich bekümmert um die liebe

---

* Vergl. Buch I, S. 12. Dies bezieht ſich wahrſcheinlich auf die Theaterplane mit der Schweſter.

Nanette, und grüßt Sie voll Theilnahme und Liebe. Der 1796.
kleine Karl iſt gottlob recht wohl und auch mit mir geht es jetzt recht leidlich." *

Die Schweſter ſtarb, und die Krankheit, die den Vater, deſſen körperlicher Zuſtand auch ſchon bedenklich ſchien, ergriffen hatte, war daſſelbe bösartige Fieber, an welchem bald auch die zweite Tochter Louiſe erkrankte, ſo daß die Mutter allein ſtand. „Verſchlimmert es ſich mit der Louiſe," ſchreibt der betrübte Bruder am 25. April der Schweſter in Meiningen, „oder gar auch noch mit dem lieben Vater, ſo wäre die arme Mutter ganz und gar verlaſſen. Der Jammer iſt unausſprechlich. Kannſt du es möglich machen, glaubſt du, daß deine Kräfte es aushalten, ſo mache doch ja die Reiſe dorthin. Was ſie koſtet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, ſo lange hierher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn ſorgen würde. Ueberlege, meine liebe Schweſter, daß Eltern in ſolchen Extremitäten den gerechteſten Anſpruch auf kindliche Hülfe haben. Gott — warum bin ich jetzt nicht geſund — und ſo geſund, als ich es bei der Reiſe vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten laſſen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr faſt nicht aus dem

* Boas II, 466 ff. Die folgenden Briefe theils aus Boas a. a. O., theils bei Frau v. Wolz. II, 160—168.

1796. Hauſe gekommen, macht mich ſo ſchwächlich, daß ich entweder die Reiſe nicht aushalten, oder doch ſelbſt krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für ſie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue."

Auf dieſen Brief brach die gute Schweſter von Meiningen nach Schwaben auf. „Der Himmel ſegne dich für dieſen Beweis deiner kindlichen Liebe," rief ihr Schiller am 6. Mai nach. „Seitdem ich dich dort weiß, bin ich um vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Eltern und Schweſter denken.... Nur um das Einzige bitte ich dich: verhindere, daß die lieben Eltern nicht aus ängſtlicher Sparſamkeit eine heilſame Maßregel zu ihrer Geſundheit verſäumen. Ich habe einmal für allemal erklärt, daß ich die Koſten davon mit Freuden tragen will. Was alſo etwa an Geld nöthig, kannſt du dir von Cotta in Tübingen auszahlen laſſen." Dem Schwager Reinwald dankte er noch beſonders für die Bereitwilligkeit, ſeine Frau nach der Solitude reiſen zu laſſen, wodurch ihm eine ſchwere Laſt von der Seele genommen wurde. An die Mutter hatte er wiederholt geſchrieben, und der Schweſter ſchrieb er wieder am 9. Mai: „Was hat unſre gute Mutter nicht an unſern Großeltern gethan, und wie ſehr hat ſie ein Gleiches von uns verdient! Du wirſt ſie tröſten, liebe Schweſter, und mich wirſt du herzlich bereit finden zu Allem, wozu du

mich auffordern wirſt." Von ſeiner Frau ſchreibt er: „Sie 1796.
iſt ſeit einiger Zeit ſelbſt nicht wohl, und erſt heute haben wir Gewißheit, daß ſie ſich in andern Umſtänden befindet; ſie iſt ſchon am Ende des ſiebenten Monats der Schwangerſchaft." Von ſeinem Knaben: „Karl iſt geſund und fröhlich. Täglich macht das liebe Kind uns mehr Freude. Was gäbe ich darum, wenn ich ihn unſrer lieben Mutter nur auf einen Tag bringen könnte! Gewiß würde das ihren Kummer in etwas lindern. Grüße die lieben Eltern aufs herzlichſte, und ſag' ihnen, daß ihr Sohn ihre Leiden fühlt. Der guten Louiſe ſchenke Gott bald ihre Geſundheit wieder."

Die Krankheit des Vaters dauerte Monate lang; ſeine Auflöſung kam nicht unerwartet, ja ſie mußte endlich gewünſcht werden; aber wie tief ſein Tod den guten Sohn betrübte, zeigen die Briefe Schillers an die Mutter und den Schwager. „Daran zu denken," ſchreibt er der erſtern, ohne Datum, etwa Mitte Septembers (der Vater war am 7. geſtorben), „daß Etwas, das uns ſo theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im ſpäten Alter mit Liebe geheftet waren, — daß ſo Etwas aus der Welt iſt, daß wir mit allem unſerm Beſtreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken iſt immer etwas Schreckliches."* ..... „Vor fünf und ſechs Jahren hat es nicht geſchienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem ſolchen Verluſte noch einen Freund

* Weitres ſ. B. I, S. 8.

1796. an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas ſeyn zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr verſichern. Wir kennen einander Alle auf dieſen Punkt und ſind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder." Mit der größten Sorgfalt unterhält er ſich nun mit der Mutter über ihren künftigen Aufenthalt, und räth ihr, die Wintermonate in dem der Solitude benachbarten Städtchen Leonberg zuzubringen, aufs Frühjahr aber nach Meiningen mit der jüngern Schweſter zu kommen, dort jedoch (mit einer leiſen Anſpielung auf Reinwalds Hypochondrie) „eine eigene Wirthſchaft zu treiben."... Giebt der Herzog keine Penſion, ſo könnte ſie vielleicht auf der Stelle kommen. „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beſte Mutter, und es iſt nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach ſo viel ſchwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig ſeyn, und ich hoffe, Sie ſollen im Schooße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen."

Bei des Vaters Lebzeiten hatte ſich der berühmte Sohn mit kindlicher Liebe zu deſſen Schriftſtellerei und der Unterbringung ſeiner Gartenbücher* an den jungen Verleger des

* Schillers eigene Ideen über ſchöne Gartenkunſt findet man zuſammengeſtellt bei Hoffmeiſter III, 94—97.

erſten Muſenalmanachs herbeigelaſſen, hatte ihm 24 Ca- 1796.
rolin Honorar verſchafft, und nicht geruht, bis Ende No-
vembers 1794 der erſte Band gedruckt war;* auch jetzt
verlangte er Alles, was der theure Vater an Briefſchaften
und Manuſkripten hinterlaſſen; er wollte ſuchen, ſeinen
letzten Wunſch zu erfüllen, was auch der lieben Mutter
Nutzen bringen ſollte.

Dem Schwager ſchreibt er am 14. September, um von
ihm die Erlaubniß eines verlängerten Aufenthaltes bei der
Mutter für Chriſtophinen auszuwirken, was um ſo nöthi-
ger ſey, da die Poſt noch immer ſtocke und die Kriegsereig-
niſſe auf der fränkiſchen, ſchwäbiſchen und pfälziſchen
Gränze abgewartet werden müſſen. „Wie ſehr dieſe Ab-
weſenheit deiner Frau dich drücken muß, fühle ich mit dir;
aber wer kann gegen eine ſolche Kette unvermeidlicher
Schickſale! Leider verflicht ſich die allgemeine und öffent-
liche Unordnung auch in unſre Privatbegebenheiten auf die
fatalſte Weiſe.“ —

Von dieſer trefflichen Schweſter war das Mögliche für die
Seinen geſchehen; den Vater hatte ſie bis zum letzten Athem-
zuge treu und beſonnen gepflegt; gegen einen Ueberfall der
Franzoſen ihn und das Haus mit ungewöhnlicher Geiſtes-
gegenwart geſchützt. Schiller fühlte ſich nicht nur durch
brüderliche Liebe, ſondern durch innige Dankbarkeit und
Achtung an ſie gebunden.

* Boas II, 465.

1796. In diesen schwarzen Tagen fiel ein Lichtstrahl auf das Trauerhaus. Ein braver Theologe des Vaterlands, Namens Frank,* damals wohl Vikar in der Nachbarschaft, hatte, durch sein edles Betragen an dem Krankenlager des alten Schiller, seine rechtschaffene Gesinnung gegen die Familie an den Tag gelegt, bewarb sich um die Hand der jüngern Tochter Louise, welche glücklich von der Krankheit genesen war, und wurde von Schiller schon im ersten Briefe an die Mutter als der künftige Schwager begrüßt, den er im Voraus seiner Freundschaft und herzlichen Ergebenheit versichern ließ. Die Heirath selbst verzog sich noch einige Jahre. Schillern aber war zwischen der Schwester und des Vaters Tod am 11. Juli 1796 sein zweiter Sohn, Ernst, geboren worden.**

Da sich Schillers treue Seele und sein liebevolles Gemüth in den glücklicher Weise aus dieser Zeit uns reichlich erhaltenen Briefen so rührend hell abspiegelt, so wollten wir Auszüge nicht sparen und nicht unterbrechen.

Nun aber dürfen wir wohl die Geschichte seines Geistes

---

* M. Johann Gottlieb Frank, geboren zu Stuttgart 20. December 1760; Pfarrer zu Cleversulzbach 1799; Stadtpfarrer zu Möckmühl bei Neuenstadt an der Linde 1805; im letzten Decennium gestorben.

** S. und G. Briefwechsel II, S. 139. Ernst v. Schiller ist jetzt K. Preuß. Appellationsrath zu Cöln.

befragen, welchen innern Troſt er dieſen Schlägen des 1796.
Schickſals entgegen zu ſetzen hatte.

Seine Philoſophie ſprach damals ganz anders, als ſein Herz in wiederholten, von uns hervorgehobenen Stellen ſeiner Briefe ſpricht. Mit dem tieferen Studium Kants ſchien er ſich immer feſter in die Skepſis und den Ekel an allem Poſitiven verrannt und auch den Glauben des genügſamſten Rationalismus aufgegeben zu haben. Im früheſten Jugendunterrichte mit harten Dogmen, wie es ſcheint, gequält,* und deßwegen bald vom Zweifel überfallen, hatte Schiller, höchſt wahrſcheinlich durch eine unzeitige Jugendbekanntſchaft mit dem Wolffenbüttler Fragmentiſten ein unvertilgbares Mißtrauen gegen die Urkunden des Chriſtenthums zu ſeinen hiſtoriſchen Studien mitgebracht und in ihnen verſtärkt. Je weniger er durch ſeine literariſche Thätigkeit hier an den Quell geführt wurde, aus der ihm das himmliſche Lebensbild unſres Religionsſtifters hätte entgegenſtrahlen können, deſto hartnäckiger

---

* Briefliche Mittheilung von Fr. v. Wolzogen an den Verfaſſer vom 25. Januar 1840. — Der religiöſe Jugendunterricht in Schillers Vaterlande ſtützte ſich damals ganz auf den Anthropomorphismus des alten Teſtaments, die Perſon des Erlöſers aber war ein doketiſcher Schemen, der erſt am Kreuze Fleiſch und Blut erhielt. Nur ſo lernte ihn Schiller in den Schul- und Confirmationsſtunden kennen. S.

1796. beharrte er bei ſeinem Unglauben, und ſprach, während er die Erſcheinung des Chriſtenthums für das wichtigſte Faktum der Weltgeſchichte erklärte, auf jene Jugendeindrücke ohne tiefere Prüfung geſteift, doch zugleich von den „untreuen Händen, durch welche ſie uns überliefert worden.“ Ja, noch in ſpätern Jahren geſtand er, „daß er in Allem, was hiſtoriſch iſt, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß ihm Zweifel an einem einzelnen Faktum noch ſehr raiſonnabel vorkommen. Ihm ſey die Bibel nur wahr, wo ſie naiv iſt; in allem Andern, was mit einem eigenen Bewußtſeyn geſchrieben ſey, fürchte er einen Zweck und ſpäteren Urſprung.“

Einen Augenblick blitzte ihn der Geiſt unſres Glaubens in einem andern Lichte an, aber nicht aus der Sonne deſſelben unmittelbar, ſondern nur aus einem Spiegel; nicht aus der Bibel, ſondern nur — aus Göthe's Bekenntniſſen einer ſchönen Seele im Wilhelm Meiſter. Nachdem er ſich künſtleriſch an dieſem fünften Buche des Romans, wie vor und nach an den andern Büchern,* geweidet und erlabt hatte, ſpricht er zu Göthe (17. Auguſt 1795): „Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir blos deßwegen ſo widrig

* Sehr zweckmäßig findet man Schillers ſämmtliche Urtheile über Göthe's Meiſter geſammelt bei Boas III, 456 ff.

und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes 1796.
Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakterzug des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Geſetzes, des Kant'ſchen Imperativs, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo, in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinn die höchſte äſthetiſche Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur bei Weibern noch in einer erträglichen Form angetroffen wird." Das bewundernde Nachdenken über die Darſtellung des Heiligen durch Göthe hatte ihn wirklich der heiligen Wahrheit ganz nahe gebracht, ſo nahe, daß er ſogar einige Stellen anzuſtreichen wagte, „an denen, wie er fürchtete, ein chriſtliches Gemüth eine zu leichtſinnige Behandlung tadeln könnte," und daß er „den Uebergang von der Religion überhaupt zu der chriſtlichen, durch die Erfahrung der Sünde, meiſterhaft gedacht" fand.

Aber eben dieſe Erfahrung hatte ſeine Philoſophie ja ſchon längſt abgeſchworen und verläugnet; ihm war durch ſie „der ſogenannte Sündenfall vielmehr das glücklichſte Ereigniß geworden, denn von dieſem Abfalle vom Inſtinkte datire ſich die Freiheit des Menſchen, alſo auch die Möglichkeit der Moralität." Auch in der Geſchichte ſah ſeine

1796. philoſophiſche Weltanſicht nichts weniger als ein kommendes Reich Gottes, und während er in ſeinen hiſtoriſchen Studien die Anerkennung eines höheren, ordnenden Waltens, wo ſie ſich ihm aufdrang, immerhin, wenn auch nicht aufſuchte, doch noch nicht verſchmähte, ja eine teleologiſche Verknüpfung der Dinge, die erhabene Ordnung eines gütigen Willens ahnte, und ſelbſt zu erkennen ſchien; ſo gab er doch, immer tiefer in den kritiſchen Idealismus hineingezogen, auch dieſes Bewußtſeyn ſpäter wieder auf, und in der Abhandlung „über das Erhabene" ſagt er: „Wer die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verſtandes beleuchtet und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulöſen, der kann ſich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiſer Plan zu regieren ſcheint, und bei weitem in den mehrſten Fällen Verdienſt und Glück mit einander im Widerſpruch ſtehen. Er will haben, daß in dem großen Weltlauf Alles wie in einer guten Wirthſchaft geordnet ſey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders ſeyn kann, dieſe Geſetzmäßigkeit, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer künftigen Exiſtenz und von einer andern Natur Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene ſchuldig bleibt. Wenn er hingegen gutwillig aufgiebt, dieſes geſetzloſe Chaos von Erſcheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, ſo gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieſer

verloren giebt." Dieſer Gewinn iſt die Idee der Freiheit, 1796.
welche die Vernunft aus eigenen Mitteln nimmt, und unter der ſie „in eine Einheit des Gedankens zuſammenfaßt, was der Verſtand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann;" durch dieſe „ihnen dargebotene Idee der Freiheit können ſich Menſchen von erhabener Gemüthsſtimmung für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädigt halten."*

So ſchien die Philoſophie mit einem Hauche den letzten Glauben an eine präſtabilirte Harmonie zwiſchen Natur und Geiſt, an Vorſehung und Jenſeits aus ſeiner Seele weggeblaſen zu haben, wie er denn auch ſchon früher die Idee der Unſterblichkeit nur „als einen Beruhigungsgrund für unſern Trieb nach Fortdauer, alſo für unſre Sinnlichkeit" dargeſtellt hatte. Und noch am 9. Juli 1796 giebt er in einem Briefe an Göthe zu verſtehen, daß „eine geſunde und ſchöne Natur keine Gottheit und keine Unſterblichkeit brauche."**

Traurige Prahlerei der Spekulation! Während ſein Syſtem ſo dachte und ſchrieb, klammerte ſich Schillers eigene,

---

* Vergl. Rudolph Binders treffliche Zuſammenſtellung in ſeiner Schrift „Schiller im Verhältniß zum Chriſtenthum" II, 65—78.

** Was jedoch nicht ſo ganz ernſtlich gemeint war. Vergl. meine Rezenſion der Binder'ſchen Schrift in den theologiſchen Studien und Kritiken. 1840. III, 632 f.

S.

1796. gewiß geiſtig geſunde und ſchöne Natur, ſo oft das Schickſal einen Schlag gegen ihn führte, an den alten Glauben an, und berief ſich, in Augenblicken, wo Niemand heuchelt oder Phraſen macht, auf den „Himmel," auf die „gütige Vorſicht," auf „Gott" und ſeine „Fügung," ja beim Tode der Mutter, wie wir ſehen werden,* auf „Ewigkeit und Vergeltung."

Nicht lange nach des Vaters Tode ſtieg die erſte Idee zur „Glocke" in Schillers Geiſte auf. In dieſem Gedicht aber fanden die Worte eine Stelle, die ſein Herz und ſein Glaube ihm, ſeinem Syſteme zum Trotz, eingegeben hat:

Noch köſtlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen ſoll zu ſchönerem Loos.

Dieſe Zeilen, die dem Dichter in und außer Deutſchland hunderttauſende von Herzen gewonnen haben, können nicht eine Eingebung der Akkommodation, der Mitleidslüge ſeyn. Vielmehr ſind in Schillers populärſter Poeſie die Ueberbleibſel der chriſtlichen Ueberzeugungen niedergelegt, die ſich aus dem Glaubensſchiffbruche des achtzehenten Jahrhunderts in der Maſſe der Nation erhalten hatten. Konnte er, der ſtrenge Idealiſt und Zweifler, ſich ſo wenig dieſer Gedanken erwehren, daß er ſie, die er in den Momenten der

* Vergl. Buch I, S. 11.

Spekulation von ſich ſtieß, in der Begeiſterung des dichte- 1796.
riſchen Schaffens ſeinem Volke unaufgefordert immer wieder darbot: wie tief müſſen jene Hoffnungen und Troſtgründe der Religion in den Bedürfniſſen und im Weſen der Menſchennatur gegründet ſeyn!

Abſchied von der Philoſophie. Das Gartenhaus.

Neben der Spekulation ging indeſſen mit dem Dichter 1795 bis
ſchon lange eine geheime Ueberſättigung an ihrer Weisheit 1797.
herum. Schon am Schluſſe des Jahres 1795 beneidete er Göthe'n um ſeine poetiſche Stimmung, die ihm erlaubte, recht in ſeinem Wilhelm Meiſter zu leben. „Ich habe mich," ſagt er, „lange nicht ſo proſaiſch gefühlt als in dieſen Tagen, und es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Objekt."*

Auch fühlte er vor den äußerſten Conſequenzen des Idealismus, wie ſie damals in Fichte hervortraten, deſſen Perſönlichkeit ihn überdieß nicht anzuziehen ſchien,** einen

---

* S. an G. d. 17. Dez. 1795.

** Briefw. mit G. I, S. 174 f. Vergl. Hoffm. III, 79 ff., wo aber bei einigen Thatſachen durch einen Irrthum Fichte mit Weishuhn verwechſelt wird.

1795 bis 1797. unüberwindlichen Widerwillen, und Göthe's realiſtiſcher Einfluß machte ſich, zum Vortheile ſeiner Produktionskraft, überhaupt allmählich geltend. „Es iſt erſtaunlich," ſchrieb er am 21. März 1796 an ſeinen Freund Humboldt, „wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mit ſich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Göthe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat." Göthe'n aber lag Fichte's Art zu philoſophiren nicht nahe, und Schiller wollte keinen Schritt über Kant hinausgehen. Schon lange* zwar, als er noch ganz in dieſem Syſteme befangen war, hatte er anerkannt, „daß das Geſetz der Veränderung, vor welchem kein göttliches [?] und kein menſchliches Werk Gnade findet, auch die Form dieſer Philoſophie, ſo wie jede andere zerſtören werde," aber für die Fundamente derſelben fürchtete er nicht daſſelbe Schickſal, „denn ſo alt das Menſchengeſchlecht iſt, und ſo lange es eine Vernunft gibt, hat man ſie ſtillſchweigend anerkannt, und im Ganzen darnach gehandelt." „Mit der Philoſophie unſeres Freundes Fichte," fährt er ſodann fort, „dürfte es nicht dieſe Bewandtniß haben. Schon regen ſich ſtarke Gegner in ſeiner eigenen Gemeine, die es nächſtens laut ſagen werden, daß Alles auf einen ſubjektiven Spinozismus hinausläuft. . . . Nach den

* S. an G. vom 28. Okt. 1794.

mündlichen Aeußerungen Fichte's ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich deklarirt, wie wir neulich erwarteten." 1795 bis 1797.

Auch auf dem Gebiete der Aesthetik entfernte er sich immer mehr von jeder unfruchtbaren Abstraktion. Im Beginne des Jahres 1796 (4. Jan.) war er mit Humboldt darüber einig, „daß die Ausbildung des Individuums nicht sowohl in dem vagen Anstreben zu einem absoluten und allgemeinen Ideal, als vielmehr in der möglichst reinen Darstellung und Entwickelung seiner Individualität bestehe, „ja," fügte er hinzu, „jede Individualität ist in dem Grade idealisch, als sie selbstständig ist, das heißt, als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt, und dem Gehalt nach Alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist." In diesen Kampf mit seiner Reflexion sehen wir den Dichter vertieft, während Göthe, der bei ihm war, neben ihm Lärm ins Haus machte, und ihm selbst der Kopf von einem Aderlaß eingenommen war. Aber er hielt den Gedanken fest, und noch mehrere Wochen später drückt er gegen Humboldt seine Freude darüber aus, daß dieser in Beurtheilung des Charakterwerthes sich so ernstlich und nachdrücklich gegen das einförmige Allgemeine erklärt, und für die Individualität

1795 bis 1797. streitet. Diese Idee ist ihm „von einer unabsehbaren Consequenz für alles Moralische und Aesthetische.“ Und so ging es vorwärts mit ihm.

1797. Das Jahr 1797 eröffnete sich unter den günstigsten Auspizien und voll Produktionslust, obwohl „in diesen drückenden düstern Wintertagen alles später reift und die rechte Gestalt sich schwerer findet.“* Er sah auch seinen Freund Göthe, nachdem dieser eine analytische Periode der Theilung und Trennung durchgemacht, und seine mit sich selbst zerfallene Natur durch Kunst und Wissenschaft wiederherzustellen gesucht habe, ausgebildet und reif, zu einer zweiten Jugend zurückkehren, welche die Frucht mit der Blüthe verbindet, welche die Jugend der Götter und unsterblich, wie diese, ist. (17. Jan.)

Damals dichtete Schiller am Wallenstein, was wir absichtlich noch übergehen. Die erste Bedingung eines glücklichen Fortgangs dieser Arbeit war eine leichtere Luft und Bewegung. Er war daher entschlossen, mit den ersten Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern und sich wo möglich in Weimar ein Gartenhaus, wo heizbare Zimmer sind, auszusuchen. „Das ist mir,“ schreibt er an Göthe den 11. Januar, „jetzt ein dringendes Bedürfniß und kann ich diesen Zweck zugleich mit einer größern und leichtern Communication mit Ihnen vereinigen, so sind vor der Hand meine Wünsche erfüllt.“

* S. an G. 11. Jan. 1797.

Göthe, deſſen Briefe immer zutraulicher und herzlicher 1797.
wurden, * nahm ſich auch dieſer Angelegenheit aufs wärmſte und thätigſte an. Schiller arbeitete indeſſen fort, ſah aber klar, daß er dem Freunde nicht eher etwas zeigen könne, als bis er über Alles mit ſich ſelbſt im Reinen ſey. „Mit mir ſelbſt," ſagt er am 24. Jan., „können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbſt ſollen Sie mir helfen mit dem Objekte einſtimmig zu machen. Was ich Ihnen alſo vorlege, muß ſchon mein Ganzes ſeyn, ich meine juſt nicht mein ganzes Stück, ſondern meine ganze Idee davon. Der radikale Unterſchied unſerer Naturen läßt überhaupt keine andere, recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze dem Ganzen ſich gegenüberſtellt; im Einzelnen werde ich Sie zwar nicht irre machen können, weil Sie feſter auf ſich ſelbſt ruhen als ich, aber Sie werden mich nicht über den Haufen werfen können."

Das Gartenprojekt führte ſich inzwiſchen nicht in

---

* Er erweist Schillern jetzt auch eine Aufmerkſamkeit, wie ſie nur unter vertrauten Freunden ſtatt finden kann. „Hier ein Naturprodukt," ſchreibt er am 20. Juli 1796, „das in dieſer Jahrszeit geſchwind verzehrt werden muß. Ich wünſche, daß es wohl ſchmecken und bekommen möge." Es war ein Fiſch, der Schillern, ſeiner Schwiegermutter und Schlegels, die dazu geladen waren, „ganz vortrefflich geſchmeckt hat."

1797. Weimar, ſondern in Jena aus,* nachdem Schillers Verlangen darnach immer größer geworden war. „Jetzt wird meine Sehnſucht, Luft und Lebensart zu verändern, ſo laut und ſo dringend, daß ich es kaum mehr aushalten kann," ſchreibt er an Göthe den 17. Februar. „Wenn ich mein Gartenhaus einmal beſitze, und keine große Kälte mehr nachkommt, ſo mache ich mich in vier Wochen hinaus. Eher komme ich auch mit meiner Arbeit nicht recht vorwärts, denn es iſt mir, als könnte ich in dieſen verwünſchten vier Wänden gar nichts hervorbringen."

Wenige Tage ſpäter war von ihm der Schmidt'ſche Garten mitſamt dem Hauſe, wie es ſcheint, um 1200 Rthlr., erkauft worden. „Es iſt vor der Hand nur ein leichtes Sommerhaus, und wird wohl auch noch ein hundert Thaler koſten, um nur im Sommer bewohnbar zu ſeyn; aber dieſe Verbeſſerung meiner Exiſtenz iſt mir alles werth." Der Garten liegt vom Jenaiſchen Marktplatze an gerechnet, ſüdweſtlich vor der Stadt, zwiſchen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche ſich der Leutrabach um die Stadt ſchlängelt. Das Gartenhaus, vor welchem auch der Verfaſſer dieſer Biographie an der Seite Ernſts von

* Vergl. den Briefw. mit Göthe; Fr. v. Wolz. II, 174. Döringe neues Leben Schillers S. 216. Carlyle S. 184. Im letztern finden ſich einige Zeitverſtöße. Namentlich war die Benennung „Xeniengaſſe" ein Anachronismus der akademiſchen Jugend.

Schiller, zehen Jahre nach des Dichters Tode, in ſchmerz- 1797.
lichen Gedanken geſtanden iſt, war bald wohnlicher ge-
macht, freundlich und anſpruchlos. Das Haus hatte im
obern Stock eine weite herrliche Ausſicht. * Auf der Höhe
des Berges, an dem ſich der Garten hinaufzieht, wo man
das Saalethal und die Tannengebirge des nahen Forſtes
überblickt, erbaute ſich Schiller, der „die Hauswirthſchaft
ſehr liebte, aber das Knarren der Räder nicht hören
mochte," ein ſeitdem wieder abgebrochenes zweites Häuschen
mit einem einzigen Zimmer. Es war ſein Lieblingsaufent-
halt, und ein großer Theil ſeiner Dichtungen wurde fortan
dort geſchaffen.

„Da ſchmückt' er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt' er die Zeiten wunderſam.
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber ſchien die Sonne." **

Auf der, dieſem Gartenhäuschen gegenüber liegenden
Anhöhe ward er hier wohl nicht ſelten durch die erleuchteten

---

* Der Garten heißt jetzt, wegen des daſelbſt eingerichteten Obſer-
vatoriums, der Garten der Sternwarte. Hoffm. III, 275.

** Göthe's Prolog zu Schillers Glocke.

1797. Fenſter von den Jenenſern in der nächtlichen Arbeit belauſcht. Neben ſich hatte er, um ſich munter zu erhalten, eine Taſſe Kaffee oder Weinchocolade, zuweilen auch eine Flaſche alten Rheinweins oder Champagner ſtehen. Da hörte man ihn denn oft durch die Nachtſtille ſich die eben geſchaffenen Verſe recitiren, ſah ihn bald in lautem Selbſtgeſpräch in der Stube auf und niedergehen, bald ſich wieder in den Seſſel werfen und ſchreiben, zuweilen aus dem neben ihm ſtehenden Pokal einen flüchtigen Zug thun.*

Auch in ſeiner Winterwohnung, abgeſondert vom Gewühle der Menſchen, im Griesbach'ſchen Hauſe am Stadtgraben, hinten hinaus, fand man ihn zuweilen bis früh um vier, auch fünf Uhr am Schreibtiſche; im Sommer bis gegen drei Uhr. Aber hier zu verweilen ward ihm, bei peinigender Kränklichkeit und herankommendem Frühlinge, jetzt ganz unerträglich.

Am 2. Mai 1797 kann er endlich an Göthe ſchreiben: „Ich begrüße Sie aus meinem Garten, in den ich heute eingezogen bin. Eine ſchöne Landſchaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter und die Nachtigallen ſchlagen. Alles um mich herum erheitert mich, und mein erſter Abend auf dem eigenen Grund und Boden iſt von der fröhlichſten Vorbedeutung."

* Nach der Schwägerin Verſicherung trank er bei'm Schreiben nie Wein, oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Fr. v. Wolz. II, 294.

Schillers geſelliges Leben hatte ſich in der letzten Zeit auch recht angenehm geſtaltet. Beſuche ſeines Schwagers Reinwald und ſeines Freundes Körner erfreuten ihn. „Bringe immer das ganze Geräthe deiner Launen mit, lieber Reinwald:“ ſchreibt er, ohne Datum, dem Schwager,* „Ein Hypochonder wird mit dem andern Geduld haben. Doch iſt bei mir, das ſey zu Eurem Troſt geſagt, die Hypochondrie mehr im Unterleib und in der Bruſt, als im Gemüth, welches bei allen Unfällen, die über mich ergingen, Dank ſey dem guten Gott, noch leidlich frei geblieben iſt.“ Oft erheiterte ſich ſeine trübe Stimmung im Umgange mit den geiſtreichen Männern, welche die Univerſitätsſtadt Jena damals in ihren Mauern vereinigte. Mit Fichte zwar kam er erſt in nähere Berührung, als es galt, ſich des Bedrängten anzunehmen, was der hohe und edle aber unfügſame Charakter dieſes Philoſophen nicht eben erleichterte. Schellings, des neuen Ankömmlings, tiefer Geiſt und offenes Gemüth machte ihm dieſen bald ſehr werth; mit ihm und dem vieljährigen philoſophiſchen Freunde Niethammer verbrachte er alle Wochen einen heiteren Abend bei einer Lhombre-Partie. Die ältern Freunde blieben immer treugeſinnt. Schon im Jahre 1796 war der Jugendfreund Schillers und ſeiner Schwägerin Karoline, Wilhelm von Wolzogen, der in Paris manchem 1796 bis 1797.

* Boas II, 482.

1796 bis 1797. Sturme der Revolution getrotzt hatte, und nach Stuttgart zurückgekehrt war, der zweite Gatte dieſer aus früher Jugend ihm theuren Anverwandten geworden. Sie waren zuſammen nach Bauerbach gereist, als das franzöſiſche Heer, Schwaben überſchwemmend, nach Franken vordrang, und hatten ſich endlich vor dem Gewitter nach Rudolſtadt und Jena geflüchtet. Wolzogen wurde als Kammerrath und Kammerherr vom Herzoge von Weimar angeſtellt, und ſo lebte das Freundepaar ſeit dem Auguſt 1796 wieder in des Dichters Nähe. Auch Wilhelm von Humboldt mit ſeiner Gemahlin kehrte im Herbſte dieſes Jahres von Berlin nach Jena zurück, und ſein Bruder Alexander, „deſſen lebhafter Geiſt die Rieſenſchritte, die er in der Erkenntniß der Natur machen würde," ſchon damals andeutete, hatte ſich ihnen zugeſellt.

Im Sommer des Jahrs 1797 verließ die Humboldt'ſche Familie Jena und trat eine Reiſe nach Italien an, ſo daß ſelbſt der Briefwechſel zwiſchen den beiden Freunden Schiller und W. v. Humboldt nur in großen Unterbrechungen ſich fortſetzte.

Der Genius der Reflexion war von unſerem Helden geſchieden, der Schutzgeiſt der Produktion ergriff ihn mächtig bei der Hand und zog ihn aus der Tiefe der Spekulation ins lichte Gebiet der Erſcheinungswelt und der Dichtung empor.

Das Balladenjahr.

Der epiſche Drang ſollte nicht objektlos bleiben. Er führte den Dichter zur Ballade. 1797.

Ein Wetteifer mit Göthe, ſagt Körner, veranlaßte Schillers erſte Balladen.* Beide Dichter theilten ſich in die Stoffe, die ſie gemeinſchaftlich ausgeſucht hatten. „Dieſes iſt einmal das Balladenjahr!“ rief Schiller ſelbſt am 22. September vergnügt aus, als er ſchon viele Stoffe verarbeitet vor ſich liegen hatte. Mit manchen blieb es auch bei der bloßen Idee, wie mit einer Romanze über Don Juan und einer Ballade über den Amlet (Hamlet) des Saxo Grammaticus.** Vielleicht ſchreckte ihn die Bekanntheit und frühere Verarbeitung dieſer Stoffe ab, die für den ſchaffenden Dichter immer etwas Widerwärtiges hat. Dagegen freute er ſich, wenn ihm der Zufall einen unbekannten Stoff in die Hände ſpielte. Der erſte dieſer Art war „Der Taucher,“ von welchem Göthe am 10. Juni ihm ſchreibt: „leben Sie recht wohl und laſſen Ihren

---

* Die Ballade Eberhard der Greiner (1782) iſt ein Schulverſuch.

** Briefw. mit G. III, S. 95. 121 ff. Von Don Juan ſagt Göthe: „Die allgemein bekannte Fabel, durch eine poetiſche Behandlung, wie ſie Ihnen zu Gebot ſteht, in ein neues Licht geſtellt, wird guten Effekt machen.“ (Mai 1797.)

1797. Taucher je eher je lieber erſaufen." Dieſe Ballade entſtand zu derſelben Zeit mit Göthe's „Gott und die Bajadere." „Es iſt nicht übel," ſchreibt dieſer, „da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held ſich das entgegengeſetzte Element ausſucht." Das Motiv zu dem Gedichte* war Nicolaus der Fiſch, der Taucher eines ſicilianiſchen Königs, die Fundgrube deſſelben noch unentdeckt. Athanaſius Kirchners Erzählung in ſeinem Buche über die unterirdiſche Welt ſcheint Schiller nicht gekannt zu haben. ** Um den Klippenfiſch, den Hammer, den Hay und den ſtachlichten Rochen aufmarſchiren laſſen zu können, hatte Göthe dem Freunde zwei Fiſchbücher geliehen. Den Strudel der Charybde konnte der Dichter „nur bei einer Mühle ſtudiren," aber am Rheinfall fand Göthe, auf ſeiner Schweizerreiſe im Herbſt, die Schöpfung des Dichtergenius verwirklicht und legitimirt. „Die Ballade ſelbſt ſtellt uns den Kampf des Menſchen mit einer furchtbaren

---

* Ein ähnliches Motiv hat ein altfranzöſiſches Volkslied; franzöſiſch bei Chamiſſo, Leben I, 258; deutſch bei Uhland, Gedichte (XIII.) S. 493.

** Ueber die Quellen von Schillers Balladen ſ. Schmidt's Taſchenbuch deutſcher Romanzen; Götzingers deutſche Dichter; und aus ihnen Hoffmeiſter III, 291 ff., ebendaſelbſt die äußerſt glückliche Charakteriſirung der einzelnen Balladen. Wir folgen dem Letzten, ſo weit wir beiſtimmen können.

Naturkraft vor Augen, und trägt daher den Charakter des Erhabenen.“ 1797.

Bald nachher, Mitte Juni's, entstand „der Handschuh“ aus einer Anekdote, die der Dichter in St. Foix' historischen Versuchen über Paris, mit dem ursprünglichen Ausgange fand, daß der Ritter de Lorges der Dame den Handschuh au nez geworfen. Daraus machte Schiller sein plastisches Bild, in dem Göthe ein artiges Nach- und Seitenstück zum Taucher erkannte, das durch sein eigenes Verdienst das Verdienst jener Dichtung erhöhe; hier sey es die reine That, ohne Zweck oder vielmehr im umgekehrten Zwecke, was so wohl gefalle. Schiller selbst nannte das Gedicht, als ideenlos, keine Ballade, sondern nur eine Erzählung.

Am 23. Juni hoffte Schiller seinem Freunde schon wieder eine neue Ballade senden zu können, und sie folgte auch wirklich am 26. Es war der Ring des Polykrates, „ein Gegenstück zu Ihren Kranichen,“ schreibt er an Göthe; denn dieser war es, der den letztern Stoff damals bearbeiten wollte. „Der Ring des Polykrates,“ antwortet Göthe am andern Tag, in einem in der Sammlung verschobenen Briefe, „ist sehr gut dargestellt. Der königliche Freund, vor dessen, wie vor des Zuhörers Augen Alles geschieht, und der Schluß, der die Erfüllung in Suspenso läßt, alles ist sehr gut. Ich wünsche, daß mein Gegenstück ebenso gelingen möge!“ Die Alten glaubten, wie Hoffmeister trefflich zu diesem Gedichte entwickelt, daß sich in

1797. dem Leben eines jeden Menschen Glück und Unglück das Gleichgewicht halten müssen; selbst der größten Macht sey ein entsprechendes Leid beigesellt; wer die ganze Fülle des Glücks in sich vereinigen wolle, der trete aus den Schranken der Menschheit und ziehe sich den Neid und die Rache der selbst vielfach bedürftigen und beschränkten Götter zu. „Dieses, jeden Uebermuth mäßigende, demüthige Lebensgefühl hat Schiller aus der Weltanschauung des Herodot heraus zart und wahr dargestellt."

Anfang Juli entstand die „Nadoweſiſche Todtenklage," der Göthe einen ächten realiſtiſch-humoriſtiſchen Charakter zuerkannte, welcher wilden Naturen so wohl ansteht. Er hielt es für ein Verdienst der Poesie, den Kreis ihrer Gegenstände immer zu erweitern, und Hoffmeister erinnert bei diesem Urtheile mit Recht an das weite Feld, das der treffliche Freiligrath seitdem dieser Dichtungsweise geöffnet hat. Göthe mißbilligte das Grauen, das Humboldt an dem Lied empfand und das nur dem rohen Stoffe gelte; und noch lange nach des Dichters Tode bewunderte er, gegen Eckermann, die große Kunst, mit welcher Schiller das Objektive zu fassen wußte, wenn es ihm als Ueberlieferung vor die Augen kam. Er rechnete das Gedicht zu den allerbesten des Dichters, und wollte, er hätte ein Dutzend in dieser Art gemacht. Sie waren auch projektirt, folgten aber nicht. Der Stoff war aus „Thomas Carver's Reise durch Amerika" genommen.

„Die Kraniche des Ibykus“ überließ Göthe, in der Mitte Juli's, Schillern zur Ausführung und wünſchte, „daß ſie ihm bald nachfliegen möchten,“ als auch er im Begriffe war „in des Südens Wärme“ nach der Schweiz und, was unausgeführt blieb, nach Italien zu ziehen. Schiller aber, durch die Herausgabe der Agnes von Lilien, die ein Werk ſeiner Schwägerin war, das dieſe rühmlich in die Literatur einführte, und Andres in Anſpruch genommen, gewann erſt ſpäter Muße zu dieſer Arbeit und ſtieß auf unerwartete Schwierigkeiten, ſo daß er die Ballade erſt am 16. Auguſt, noch ohne die letzte Feile, dem Freunde nach Frankfurt nachſchicken konnte. Dieſer betrachtete ſich als Mitvater des poetiſchen Kindes, und half das Gedicht von Frankfurt aus in zwei großen Briefen vom 22. und 23. Auguſt völlig nach der Idee, worauf er ſeine Ausführung bauen wollte, geſtalten. Auf ſeinen Rath wurde aus den Kranichen, als Zugvögeln, ein ganzer Schwarm, die ſowohl über den Ibykus, als über das Theater wegfliegen; auf ſeinen Rath wurde nach dem 14. Verſe ein weiterer eingerückt, der die Gemüthsſtimmung des Volks darſtellt; auf ſeine Veranſtaltung an die allzu kahle Expoſition einige Verſe gewendet und dem Ibykus die jetzt ſo effektvollen Worte in den Mund gelegt. Ihm war darum zu thun, „aus dieſen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches ſich wieder mit dem langen, verſtrickenden Faden der Eumeniden gut verbinden würde!“ 1797.

1797. Dieſes ſchrieb Göthe dem Dichter an einem Tage, an welchem zu Frankfurt ein etwas gedrückter, kränklich ausſehender, aber liebenswürdiger und mit Beſcheidenheit, ja ängſtlich offener junger Mann bei ihm geweſen war, ein Dichter, der Schillers Schule verrieth, und dem er beſonders den Rath gab, kleine Gedichte zu machen, und ſich zu jedem einen menſchlich intereſſanten Gegenſtand zu wählen. Das war Friedrich Hölderlin, der ſich ſpäter ſtark genug fühlte, ſeinen eigenen Weg zu gehen. *

---

* Schiller hatte vor kurzem (30. Juni) von ihm zu Göthe geſprochen: „Es freut mich, daß Sie meinem Freunde und Schutzbefohlenen nicht ganz ungünſtig ſind.... Aufrichtig, ich fand in dieſen Gedichten [Hölderlins] viel von meiner eigenen ſonſtigen Geſtalt, und es iſt nicht das erſtemal, daß mich der Verfaſſer an mich erinnerte. Er hat eine heftige Subjektivität, und verbindet damit einen gewiſſen philoſophiſchen Geiſt und Tiefſinn. Sein Zuſtand iſt gefährlich, da ſolchen Naturen ſo gar ſchwer beizukommen iſt. Indeſſen finde ich in dieſen neuen Stücken doch den Anfang einer gewiſſen Verbeſſerung, wenn ich ſie gegen ſeine vormaligen Arbeiten halte: denn kurz, es iſt Hölderlin, den Sie vor wenigen Jahren bei mir geſehen haben. Ich würde ihn nicht aufgeben, wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, ihn aus ſeiner eigenen Geſellſchaft zu bringen, und einem wohlthätigen und fortdauernden Einfluß von außen zu öffnen. Er lebt jetzt als Hofmeiſter in einem Kaufmannshauſe zu Frankfurt, und iſt alſo in Sachen des

Schiller nahm Göthe's Winke mit dem Dank auf, der 1797.
ihnen gebührte. Es war ihm recht fühlbar geworden, „was eine lebendige Erkenntniß auch beim Erfinden ſo viel thut.“ Ihm waren die Kraniche „nur aus Gleichniſſen bekannt,“ und ſo überſah er „den ſchönen Gebrauch, der ſich von dieſem Naturphänomen machen läßt.“ „Mit dem Ibykus habe ich,“ ſchreibt er am 7. September, „nach Ihrem Rath weſentliche Veränderungen vorgenommen; die Expoſition iſt nicht mehr ſo dürftig, der Held der Ballade intereſſirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft auch mehr, und bemächtigen ſich der Aufmerkſamkeit genug, um bei ihrer letzten Erſcheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergeſſenheit gebracht zu ſeyn.“ Ein ausführlicher Commentar rechtfertigt ſodann das Wenige, worin er Göthen nicht folgen kann.

Darauf wurde die Romanze noch an Böttiger gegeben, um von ihm zu erfahren, ob ſich nichts darin mit altgriechiſchen Gebräuchen im Widerſpruch befinde. Böttiger war befriedigt, und geſtand zu Schillers Beluſtigung, daß er nie recht begriffen habe, wie ſich aus dem Ibykus etwas machen ließe. Und nun lief das mit ſo viel Fleiß und Beſonnenheit vollendete Werk der Dioſkuren vom Stapel. Zu

---

Geſchmacks und der Poeſie auf ſich ſelber eingeſchränkt, und wird in dieſer Lage immer mehr in ſich ſelbſt hineingetrieben.“

1797. dem großen Kunſtwerke hatten dem Dichter die dürftigen Notizen des Suidas, ein Epigramm des Antipater von Sidon, ein beiläufiges Wort des Plutarch verholfen, und der Eumenidenchor des Aeſchylus hatte ihm den Athem der göttlichen Rache eingeblaſen.

Während Schiller in ſolcher Geſundheit des Geiſtes arbeitete, litt ſein Körper an einem Katarrhfieber und hartnäckigem Huſten, der ihn das ganze Jahr nicht mehr verließ, und dieſes Uebel griff ihm den Kopf mehr an, als alle Krämpfe. Dazu lag ihm „die Schererei des Almanachs" (für 1798) auf dem Halſe. Dennoch wollte er wieder ernſtlich an den Wallenſtein gehen, rüſtete Kleinigkeiten für den Muſenalmanach, und ſehnte ſich, „die Glocke," die „immer noch nicht gegoſſen war," wieder vorzunehmen.

Göthe's Briefe waren für ihn „reich beladene Schiffe, die jetzt eine ſeiner beſten Freuden ausmachten." Dieſer war inzwiſchen bis nach Schillers Heimath gekommen und hoffte von der ſchwäbiſchen Luft „Ergiebigkeit" für ſeine Muſe, worin er ſich auch nicht täuſchte: denn in Stuttgart concipirte er die unvergleichlichen Müllerlieder. Göthe ſchreibt ſeinem Freund aus dieſer heimathlichen Reſidenz (den 30. Auguſt 1797) ausführlich, wie er, „nachdem er im Bauche des römiſchen Kaiſers eines der ſchlimmſten Wanzenabentheuer beſtanden," die Stadt recognoscirte, deren Anlage, ſo wie beſonders die Alleen, ihm wohl gefielen. Er hatte an „Herrn Rapp einen ſehr gefälligen Mann

und ſchätzbaren Kunſtliebhaber gefunden, der ein recht hüb- 1797.
ſches Talent zur Landſchaftscompoſition, auch gute Kenntniß und Uebung habe.“ Sie gingen zuſammen zu Rapps Schwager, Profeſſor Dannecker, wo ihn unter andern Modellen der Originalausguß von Schillers Büſte* frappirte, die „eine ſolche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß es wirklich Erſtaunen erregt. Der Marmor iſt darnach angelegt, und wenn die Ausführung ſo geräth, ſo iſt es ein ſehr bedeutendes Bild.“ Außerdem würdigte Göthe zu Stuttgart den vortrefflichen Stuccator Iſopi, den Maler Hetſch, den Kupferſtecher Johann Gotthard Müller, die Kupferſtichſammlung des Conſiſtorialraths Rueff, und erfreute ſich in Rapps Garten an ſeinem Kunſtverſtand und an Danneckers Lebhaftigkeit. Als er bemerken konnte, daß ſein Verhältniß zu dieſen beiden Männern im Wachſen war, entſchloß er ſich, ihnen den Hermann vorzuleſen, was er denn auch (zwiſchen dem 4. und 7. Sept.) in Einem Abend in Rapps Hauſe mit Effekt vollbrachte.** Bei Cotta in

---

* Hierunter iſt die erſte, kleinere Büſte zu verſtehen. Die berühmte, coloſſale entſtand erſt nach Schillers Tode. S. den vom Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung aus Danneckers Munde aufgefangenen Artikel über den Künſtler im Converſationslexikon, wo aber ſtatt 1797 zu leſen iſt 1793.

** Man verzeiht wohl dem gebornen Stuttgarter, der 37 Jahre ſeines bisherigen Lebens in jener Stadt zugebracht hat, den Auszug dieſer Einzelheiten, die Schiller ſelbſt ja ſo begierig

1797. Tübingen angekommen, rühmte er ſein heiteres Zimmer und den ſchmalen, aber freundlichen Ausblick ins Neckarthal zwiſchen der alten Kirche und dem akademiſchen Gebäude. An Cotta lernte er einen Mann „von ſtrebender Denkart und unternehmender Handlungsweiſe“ kennen, der für einen ſolchen „ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit hat, daß er ihm eine ſeltene Erſcheinung iſt.“ Auch machte er die Bekanntſchaft anderer ſehr ſchätzbaren Männer unter den Profeſſoren, „die ſich alle in ihrer Lage gut zu befinden ſcheinen, ohne daß ſie gerade einer bewegten akademiſchen Cirkulation nöthig hätten.“ Die großen Stiftungen Tübingens bewunderte er; ſie „ſcheinen den großen Gebäuden gleich, in die ſie eingeſchloſſen ſind; ſie ſtehen, wie ruhige Koloſſen auf ſich ſelbſt gegründet, und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die ſie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.“

So ſpiegelte ſich in dem hellen Auge ſeines großen

---

vernahm. Wohl erinnert ſich der Verfaſſer, damals fünf Jahre alt, wie in ſeinem Elternhauſe mit Feierlichkeit die Worte geſprochen wurden: „Heute Abend kommt G ö t h e zu Onkels, und lieſt vor.“ Der Knabe verſtand dieſe Worte nur halb: bald dachte er ſich den Göthe, von welchem mit ſolcher Ehrfurcht geredet wurde, als einen gewöhnlichen Menſchen und Vorleſer, bald wieder als einen Gaſt aus der überirdiſchen Welt, der durch die Riegelwände hereinkommen und ein Manifeſt des Himmels verleſen werde.

Freundes, was ihm Gutes, Schönes und Charakteriſtiſches in Schillers Vaterlande begegnete, und er warf dieſem ein herzerfreuliches Bild davon in die Adoptivheimath zurück. „Ihr Brief hat große Freude gemacht," antwortet ihm Schiller auf die letzten Nachrichten aus Schwaben. „Ich wäre ſehr begierig geweſen, den Eindruck, den Ihr Herrmann auf meine Stuttgarter Freunde gemacht, zu beobachten. An einer gewiſſen Innigkeit des Empfangens hat es ſicher nicht gefehlt, aber ſo wenig Menſchen können das Nackende der menſchlichen Natur ohne Störung genießen." 1797.

Schiller hatte indeſſen, nachdem ſchon früher der „Ritter von Toggenburg," deſſen Bewunderung wir andern überlaſſen, deſſen auch im Briefwechſel mit Göthe gar nicht erwähnt wird, und deſſen Quelle unbekannt iſt, entſtanden war, den Stoff zum „Eiſenhammer," den er wahrſcheinlich aus einer franzöſiſchen Fundgrube ans Licht gebracht hat, aufgefunden, und raſch für den Almanach bearbeitet, den ihm dieſe Ballade nicht unwürdig zu beſchließen ſchien. „Sie ſehen," ſagt er dem fernen Göthe am 22. September, „daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Waſſer und Luft bereist habe. Der nächſte Poſttag liefert es Ihnen, nebſt dem ganzen Almanach, gedruckt." Hoffmeiſter macht auf die von Schillers übrigen Balladen abweichende Erzählungsform in dieſem Gedichte aufmerkſam; ſo wie auf die leidenſchaftliche Luſt, welche der Dichter damals für die Darſtellung äußerer Erſcheinungen gefaßt hatte, und die

1797. man aus der vortrefflichen Schilderung des Eisenwerks ersieht. Als Göthe im Rheinfalle den Strudel des Tauchers erkannt hatte, schrieb ihm Schiller zurück: „Vielleicht führt Sie auch Ihre Reise an meinem Eisenhammer vorbei: und Sie können mir sagen, ob ich dieses kleinere Phänomen richtig dargestellt habe.“ Der genannte Kritiker rügt auch noch einen bedeutenden Fehler der Composition: daß nämlich der Auftrag der Gräfin an Fridolin, die Messe zu hören, im Verlaufe des Gedichts in einen bloßen Zufall verwandelt wird, wodurch ein Widerspruch in die Motive kommt und der Eindruck der Dichtung auf den Leser getrübt wird. Dennoch bleibt Göthe's Urtheil wahr: „Sie haben kaum etwas mit so glücklichem Humor gemacht [als den Eisenhammer].“

1798. Mit Hoffmeister reihen wir diesen Arbeiten des „Balladenjahres“ auch die Balladen des folgenden Jahres an. Den Stoff der „Bürgschaft,“ die Schiller am 4. September 1798 an Göthe abgehen ließ, hatte ihm, wie er selbst sagt, Hyginus zugeführt. Daher rührte der ungewohnte Name Möros, dessen Genosse bei Hygin Selinuntios heißt, während die bekanntern Namen des Freundepaares bei Cicero und andern Schriftstellern Damon und Phintias lauten, bei Valerius Maximus oder seinen Abschreibern aber der letztre Pythias heißt. „Ich bin neugierig,“ schreibt Schiller, „ob ich alle Hauptmotive, die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe.“ Von

den zurückhaltenden Motiven der Ballade, dem ange- 1798.
ſchwollenen Strom, den (höchſt glücklich erfundenen) Räu-
bern, dem erſchöpfenden Durſte, den zwei Wanderern, und
dem entgegenkommenden Philoſtratus, — hat ſchon Göthe
gegen das dritte, den Durſt, eingewendet, wie es phyſiolo-
giſch nicht ganz zu billigen ſeyn möchte, daß einer, der an
einem Regentage ins Waſſer gefallen iſt, bis auf die Haut
naß, vor Durſt umkommen will. „Aber auch das Wahre
abgerechnet und ohne an die Reſorption der Haut zu den-
ken, kommt der Phantaſie und der Gemüthsſtimmung der
Durſt hier nicht ganz recht.“ Schiller ließ jedoch das,
auch ſonſt krankende Motiv, da Göthe nichts Beſſeres zu
finden wußte, ſtehen. Die Kritiker tadeln noch andre Ein-
zelheiten des Gedichtes, insbeſondre die ſentimentalen Schluß-
worte des Tyrannen, und dieſe mit Recht, zumal, da ſie,
nach Hygin und Schiller, der ältere Dionyſius, der bluttrie-
fende Unmenſch, ſprechen ſoll. Die Ballade iſt, nach Hoff-
meiſter, wohl deßwegen ſo beliebt und beſonders auch bei
der Jugend ſo einheimiſch, weil ſie bei ihrem raſchen Gang
und ihrer plaſtiſchen Lebendigkeit die ideale Macht des Ge-
müthes, des Himmels, über Natur und Hölle ſo rührend
und herrlich offenbart, und die Idee der Freundestreue
verherrlicht. Aber Freundſchaft und Treue ſcheinen ihm in
der Dichtung ſich wechſelſeitig zu ſchaden und den Eindruck
zu ſchwächen. Sehr treffend bezeichnet übrigens der Kritiker
die herrliche Darſtellung der Ballade als ein „wanderndes

1796. In dieſen ſchwarzen Tagen fiel ein Lichtſtrahl auf das Trauerhaus. Ein braver Theologe des Vaterlands, Namens Frank,* damals wohl Vikar in der Nachbarſchaft, hatte, durch ſein edles Betragen an dem Krankenlager des alten Schiller, ſeine rechtſchaffene Geſinnung gegen die Familie an den Tag gelegt, bewarb ſich um die Hand der jüngern Tochter Louiſe, welche glücklich von der Krankheit geneſen war, und wurde von Schiller ſchon im erſten Briefe an die Mutter als der künftige Schwager begrüßt, den er im Voraus ſeiner Freundſchaft und herzlichen Ergebenheit verſichern ließ. Die Heirath ſelbſt verzog ſich noch einige Jahre. Schillern aber war zwiſchen der Schweſter und des Vaters Tod am 11. Juli 1796 ſein zweiter Sohn, Ernſt, geboren worden.**

Da ſich Schillers treue Seele und ſein liebevolles Gemüth in den glücklicher Weiſe aus dieſer Zeit uns reichlich erhaltenen Briefen ſo rührend hell abſpiegelt, ſo wollten wir Auszüge nicht ſparen und nicht unterbrechen.

Nun aber dürfen wir wohl die Geſchichte ſeines Geiſtes

---

* M. Johann Gottlieb Frank, geboren zu Stuttgart 20. December 1760; Pfarrer zu Cleverſulzbach 1799; Stadtpfarrer zu Möckmühl bei Neuenſtadt an der Linde 1805; im letzten Decennium geſtorben.

** S. und G. Briefwechſel II, S. 139. Ernſt v. Schiller iſt jetzt K. Preuß. Appellationsrath zu Cöln.

Ueber den poetiſchen Charakter der Schiller'ſchen Balladen, als Gattung betrachtet, mögen Andre urtheilen. Der Verfaſſer dieſer Biographie, auf ähnlichem Felde beſchäftigt, hat, über der Praxis, keine vollbewußte theoretiſche Anſicht. 1798.

Der Wallenſtein.

Wir haben geſehen, daß Schiller die erſte Anlage zu dieſer Tragödie ſchon im Jahr 1793 mit nach Schwaben genommen und einen Anfang derſelben im Frühjahr 1794 nach Jena zurückgebracht hatte. Seitdem ruhte der Stoff, ſelbſt unter den großen Unterbrechungen, die ſeinen ganzen Fleiß, die ganze Thätigkeit ſeines Geiſtes und ſelbſt oft ſeine ganze Begeiſterung in Anſpruch nahmen, nie völlig in ſeiner Künſtlerſeele, welche ſich endlich ganz in ihn ergießen ſollte. Doch ſtritten ſich, wie es ſcheint, noch im Jahr 1795 die „Maltheſer" um die Priorität in ſeinem Geiſte, bis im Beginne des folgenden Jahres ſein Entſchluß ſich für den Wallenſtein entſchied. „Ich habe," ſagt er zu Göthe (18. März 1796), „an meinen Wallenſtein gedacht, ſonſt aber nichts gearbeitet. Die Zurüſtungen zu einem ſo verwickelten Ganzen, wie ein Drama iſt, ſetzen das Gemüth doch in eine gar ſonderbare Bewegung. Schon die allererſte Operation, eine gewiſſe Methode für das Geſchäft zu 1795 bis 1798. 1796.

1796. ſuchen, um nicht zwecklos herumzutappen, iſt keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erſt an dem Knochengebäude, und ich finde, daß von dieſem, wie in der menſchlichen Struktur, auch in der dramatiſchen Alles abhängt. Ich möchte wiſſen, wie Sie in ſolchen Fällen zu Werke gegangen ſind. Bei mir iſt die Empfindung anfangs ohne beſtimmten und klaren Gegenſtand; dieſer bildet ſich erſt ſpäter. Eine gewiſſe muſikaliſche Gemüthsſtimmung geht vorher, und auf dieſe folgt bei mir erſt die poetiſche Idee."

Die Xenien ſtörten dieſe Empfindung; erſt im Oktober nahm Schiller den Wallenſtein wieder vor, aber „er ging noch immer darum herum, und wartete auf eine mächtige Hand, die ihn ganz hineinwirft." Die Jahreszeit drückte ihn, und oft meinte er, mit einem heitern Sonnenblick müßte es gehen. Im November wandte er ſich dem fleißigen Quellenſtudium des Stoffes zu, und gewann in der Oekonomie des Stückes nicht unbedeutende Fortſchritte. „Je mehr ich," ſpricht er am 13. Nov., „meine Ideen über die Form des Stücks rectificire, deſto ungeheurer erſcheint mir die Maſſe, die zu beherrſchen iſt, und wahrlich ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an mich ſelbſt würde ich ſchwerlich fortfahren können." Das ſah er bald ein, daß ihm der Wallenſtein den ganzen Winter und wohl faſt den ganzen Sommer koſten konnte, „weil er den widerſpenſtigſten Stoff zu behandeln habe, dem er nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abgewinnen kann."

— „Da mir außerdem noch ſo manche ſelbſt der gemein- 1796.
ſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben und die Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſeyn heraus und auf eine größere Bühne tritt, ſo muß ich, wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen, die ich habe, mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere ich darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß ich mir eigene Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als mir die lebendige und beſonders die politiſche Welt iſt, zu ergreifen.“ Noch immer war er nicht gewiß, ob der Stoff ſich zur Tragödie auch nur qualificire, ob er nicht nur „ein würdiges dramatiſches Tableau“ daraus machen, aber „die Maltheſer“ vorher ausarbeiten ſollte. (18. Nov.) Zehn Tage darauf war ihm ſo ziemlich klar, was er wollte, ſollte und hatte, und es galt nur noch das Ausrichten. „Es will mir ganz gut gelingen,“ ſagt er, „meinen Stoff außer mir zu halten, und nur den Gegenſtand zu geben. Beinahe möchte ich ſagen, das Sujet intereſſirt mich gar nicht, und ich habe nie eine ſolche Kälte für meinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter, ſo wie die meiſten Nebencharaktere, traktire ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künſtlers; *blos für den nächſten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigene Zuneigung intereſſirt*, wobei das Ganze übrigens eher

1796. gewinnen als verlieren ſoll.“ Der Stoff erſchien ihm immer noch undankbar und unpoetiſch, „er wollte nicht ganz pariren; im Gange waren noch Lücken; manches wollte ſich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragödienökonomie hineinbegeben.“ Die Kataſtrophe fand er für eine tragiſche Entwicklung ſo ungeſchickt. „Das eigentliche Schickſal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel an ſeinem Unglück.“ Doch tröſtete er ſich mit Macbeth.

Mitte Decembers 1796 war er emſig in der Arbeit. Göthe fand es in der Regel, daß es mit dem Wallenſtein ſo gehe, wie Schiller ſchreibt. „Ich habe deſto mehr Hoffnung darauf, da er ſich nun ſelbſt zu produciren anfängt, und ich freue mich, den erſten Akt nach dem neuen Jahre anzutreffen.“ Das Werk rückte indeſſen mit lebhaftem Schritte weiter. Es war dem Dichter nicht mehr möglich, ſo lange er anfangs gewollt, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Der Anſtoß durch die mächtige Hand des Genius war erfolgt. „Sobald die feſten Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen ſichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen laſſen; und ſo wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Akt [d. h. in Wallenſteins Lager] gleich ausgeführt. Meine Anſchauung wird mit jedem Tage lebendiger und eins bringt das andere herbei.“ Am Dreikönigstag hoffte er den erſten Akt Göthe'n überſchicken zu können. „Denn

ehe ich mich weiter hineinwage, möchte ich gerne wiſſen, 1796.
ob es der gute Geiſt iſt, der mich leitet. Ein böſer iſt es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es gibt ſo viele Stufen zwiſchen beiden.

Bis jetzt war er, „nach reifer Ueberlegung, bei der lieben Proſa geblieben, die dieſem Stoff auch viel mehr zuſagt.“

Im neuen Jahre machte die Arbeit Rieſenſchritte, denn 1797.
ſchon am 1. März ſchreibt Göthe: „Leben Sie wohl und führen Sie nur auch, wachend oder träumend, Ihre Piccolomini's auf dem guten Wege weiter.“ Am 4. April hatte der Dichter ein detaillirtes Scenarium des Wallenſtein entworfen, um ſich die Ueberſicht der Momente und des Zuſammenhangs auch durch die Augen mechaniſch zu erleichtern. Das Studium der Griechen, des Philoktet, der Trachinierinnen, Stücke, die er eben geleſen, überzeugte ihn immer mehr, „daß der ganze cardo rei in der Kunſt, eine poetiſche Fabel zu erfinden,* liegt. Der Neuere ſchlägt ſich mühſelig und ängſtlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Beſtreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er ſich mit dem

---

* Das hat ſchon Horaz geſagt:

— — — — „Wer mächtig die Fabel gewählt hat,
Dem entzieht ſich Beredſamkeit nicht, noch Licht in der Ordnung.“
Brief an die Piſonen V. 40.

1797. Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetiſche liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, und bedenkt nicht, daß eine poetiſche Darſtellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil ſie abſolut wahr iſt, niemals coincidiren kann." Auf Göthe wirkten dieſe Worte. „Sie haben ganz recht," antwortete er, „auf dem Glück der Fabel beruht freilich Alles; die meiſten Leſer und Zuſchauer nehmen doch nichts weiter mit davon, und dem Dichter bleibt das ganze Verdienſt einer lebendigen Ausführung, die deſto ſtetiger ſeyn kann, je beſſer die Fabel iſt. Wir wollen auch künftig ſorgfältiger, als bisher, das, was zu unternehmen iſt, prüfen."

Im April noch machte Schiller cabbaliſtiſche und aſtrologiſche Studien zum Wallenſtein und Seni, und war nicht ohne Hoffnung, dieſem Stoff „eine poetiſche Dignität zu geben." Zugleich fuhr er fort, ſeine tiefſinnigen Gedanken über Charaktere mit dem Freunde auszutauſchen. Wenn er ſeinen Garten bezogen hätte, wollte er die Fabel des Wallenſtein ganz niederſchreiben. Eine beſondere Liebe zu dem Werke ergriff ihn aufs Neue, aber jede Mittheilung hielt er, als das Fertigmachen ſtörend, zurück. Mitten unter dem Gartenbauweſen arbeitete er fort und ſtudirte den Ariſtoteles, „der ein wahrer Höllenrichter für alle iſt, die entweder an der äußern Form ſklaviſch hängen, oder die über alle Form ſich hinwegſetzen." Er war aber

froh, daß er ihn nicht früher geleſen, ehe er über die 1797.
Grundbegriffe klar geworden.

Die Balladen verurſachten, wie vorher die Xenien, einen Stillſtand in dem Trauerſpiel, ſo daß Göthe am 22. Auguſt, von Frankfurt aus, mahnen mußte: „An Wallenſtein denken Sie wohl gegenwärtig, da der Almanach beſorgt ſeyn will, wenig oder gar nicht? Laſſen Sie mich doch davon, wenn Sie weiter vorwärts rücken, auch etwas vernehmen.“ Dieſe Theilnahme Göthe's wirkte immer belebend und befruchtend auf Schiller. Schon am 21. Juli hatte er dem Freunde geſchrieben: „Die ſchönſte und die fruchtbarſte Art, wie ich unſere wechſelſeitigen Mittheilungen benutze und mir zu eigen mache, iſt immer dieſe, daß ich ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anwende, und gleich produktiv gebrauche.... Und ſo hoffe ich, ſoll mein Wallenſtein und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag, das ganze Syſtem desjenigen, was bei unſerem Commercio in meine Natur hat übergehen können, in concreto zeigen und enthalten.“

„Jetzt,“ berichtet Schiller ſeinem Göthe am 2. Okt., „da ich den Almanach hinter mir habe, kann ich mich endlich wieder zu dem Wallenſtein wenden. Indem ich die fertig gemachten Scenen wieder anſehe, bin ich im Ganzen zwar wohl mit ihnen zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Sie entſtand

1797. aus einer gewiſſen Furcht, in meine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen, und aus einem zu ängſtlichen Beſtreben, dem Objekte recht nahe zu bleiben. Nun iſt aber das Objekt ſchon an ſich ſelbſt etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eines der praktiſchen Liberalität; es iſt daher hier nöthiger als irgendwo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollen, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten."

„Ich ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber ſo viel weiß ich, daß es keine faux-frais ſeyn werden; denn das Ganze iſt poetiſch organiſirt, und ich darf wohl ſagen, der Stoff iſt in eine reine tragiſche Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung iſt ſo prägnant, daß Alles, was zur Vollſtändigkeit deſſelben gehört, natürlich, ja in gewiſſem Sinn nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten iſt es geöffnet. Zugleich gelang es mir, die Handlung gleich vom Anfang in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtetiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend iſt, ſo thun die Umſtände alles zur Kriſe, und dies wird, wie ich denke, den tragiſchen Eindruck ſehr erhöhen."

Aber immer, mitten in der eifrig-langſamen Arbeit hatte er noch über den „vielen und ungeſtaltbaren" Stoff

zu klagen. Gewiß wäre derſelbe auch unter der Behand- 1797.
lung in unendliche Breite zerfloſſen, wenn er nicht, ſeit dem November 1797, Hand ans Werk gelegt hätte, die proſaiſche Sprache des Wallenſtein in eine poetiſch-rhythmiſche zu verwandeln. „Ich habe noch nie," ſagt er zu Göthe am 24. Nov., „mich ſo augenſcheinlich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geſchäft, wie genau in der Poeſie Stoff und Form, ſelbſt äußere, zuſammenhängen. Ich befinde mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: ſie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſeyn ſcheint; aber der Vers fordert ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetiſcher werden. Man ſollte wirklich Alles, was ſich über das Gemeine erheben muß, in Verſen, wenigſtens anfänglich concipiren, denn das Platte kommt nirgends ſo ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgeſprochen wird." Damit verbindet er eine andere Bemerkung: „Es ſcheint, daß ein Theil des poetiſchen Intereſſe's in dem Antagonism zwiſchen dem Inhalt und der Darſtellung liegt. Iſt der Inhalt ſehr poetiſch bedeutend, ſo kann eine magere Darſtellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anſtehen, da im Gegentheil ein unpoetiſcher

1797. gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetiſche Dignität erhält."

Geſchwind und aus dem Stegreif antwortet ihm Göthe ſchon am folgenden Tage, daß er „nicht allein ſeiner Meinung ſey, ſondern noch viel weiter gehe." „Alles Poetiſche ſollte rhythmiſch behandelt werden! Das iſt meine Ueberzeugung; und daß man nach und nach eine poetiſche Proſa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. Es iſt nicht beſſer, als wenn ſich jemand in ſeinem Park einen trockenen See beſtellte und der Gartenkünſtler dieſe Aufgabe dadurch aufzulöſen verſuchte, daß er einen Sumpf anlegte. Dieſe Mittelgeſchlechter ſind nur für Liebhaber und Pfuſcher, ſo wie die Sümpfe für Amphibien. Indeſſen iſt das Uebel in Deutſchland ſo groß geworden, daß es kein Menſch mehr ſieht, ja, daß ſie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den geſunden Bau des Halſes für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatiſchen Arbeiten, (und * vielleicht Luſtſpiel und Farce überhaupt) ſollten rhythmiſch ſeyn, und man würde alsdann eher ſehen, wer was

---

* Es verlohnte der Mühe im Manuſcript des Göthe'ſchen Briefes nachzuſehen, ob hier nicht außer ſtatt und ſteht. S.

machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter 1797.
nichts übrig, als ſich zu akkommodiren, und in dieſem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenſtein in Proſa ſchreiben wollten; ſehen Sie ihn aber als ein ſelbſtſtändiges Werk an, ſo muß er nothwendig rhythmiſch werden."

„Auf alle Fälle ſind wir genöthigt unſer Jahrhundert zu vergeſſen, wenn wir nach unſerer Ueberzeugung arbeiten wollen: denn ſo eine Salbaderei in Principien, wie ſie im Allgemeinen jetzt gelten, iſt wohl noch nicht auf der Welt geweſen, und was die neuere Philoſophie Gutes ſtiften wird, iſt noch erſt abzuwarten."

Dieſe Zeugniſſe der zwei unerreichten Dichter Deutſchlands können die Wächter und Bewahrer der ſtrengen rhythmiſchen Form ihren Schmälerern und Verächtern entgegenhalten.

Freilich fühlte Schiller (1. Dec. an Göthe) auch wohl, daß die Jamben, obgleich ſie den Ausdruck verkürzen, doch eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. Sein erſter Akt war ſo groß, daß man die drei erſten Akte von Göthe's Iphigenia hineinlegen konnte, ohne ihn ganz auszufüllen, was er mit der Ausdehnung entſchuldigte, welche die Expoſition verlangt, während die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſität leitet. Es kam ihm vor, als ob ihn ein gewiſſer (Göthe'ſcher) epiſcher Geiſt angewandelt habe, der jedoch

1797. vielleicht das einzige Mittel geweſen, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben. Den erſten Akt [das Lager] hatte er, als ſtatiſtiſchen oder ſtatiſchen, ruhigen Anfang dazu benützt, die Welt und das Allgemeine, worauf ſich die Handlung bezieht, zu ſeinem eigentlichen Gegenſtande zu machen. „So erweitert ſich der Geiſt und das Gemüth des Zuhörers und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs verſetzt wird, ſoll die ganze Handlung in der Höhe erhalten.“

Göthe war begierig, was es noch für einen Ausgang mit Schillers Wallenſtein nehmen werde, und ſagte ihm (2. Dec.) vorher, daß er am Ende doch genöthigt ſeyn würde, einen Cyclus von Stücken aufzuſtellen. Bald darauf entſchloß ſich Schiller zu ſeiner Wallenſteiniſchen Trilogie, wie man die drei Stücke, freilich ſehr uneigentlich, genannt hat.

Unſers Dichters Natur nahm an ſeiner Dichterarbeit, wie er (8. Dec.) ſagt, ein pathologiſches Intereſſe, d. h. dieſe hatte viel Angreifendes für ihn. „Glücklicherweiſe,“ ſetzt er hinzu, „alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erſtaunlich auf, doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenſtein noch in dem

nächſten Sommer in Weimar ſpielen zu ſehen, und im nächſten Herbſt tief in meinen Maltheſern zu ſitzen.“ Sich neben dem Wallenſtein mit dieſem andern Stoffe, der eine Welt für ſich ausmachte, zu beſchäftigen, war für den produktiven Geiſt unſeres Dichters — ein Ausruhen. Er erholte ſich in Einer Schöpfung von der andern. 1797.

In dieſen Decembertagen hatte er die Liebesſcenen zwiſchen Max und Thekla im zweiten Akte des Wallenſtein vor ſich und dachte dabei, nicht ohne Herzensbeklemmung, an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stücks. Er ſpricht in dieſer Beziehung den Mangel dieſer Epiſode klarer aus, als der ſtrengſte Kritiker gethan hat. „Die Einrichtung des Ganzen erfordert es,“ ſagt er, „daß die Liebe nicht ſowohl durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Beſtehen auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken, der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zwecke iſt, ſich entgegenſetzt und dadurch einen gewiſſen menſchlichen Kreis vollendet. Aber in dieſer Eigenſchaft iſt ſie nicht theatraliſch, wenigſtens nicht in demjenigen Sinne, der bei unſern Darſtellungsmitteln und bei unſerm Publikum ſich ausführen läßt. Ich muß alſo, um die poetiſche Freiheit zu behalten, ſo lange jeden Gedanken an die Aufführung verbannen.“

1798. Das Jahr 1798 begrüßte Schiller mit dem an ſich ſelbſt gerichteten Wunſche, daß ihm in demſelben die Freude beſchert ſeyn möge, das beſte aus ſeiner Natur in einem Werke zu ſublimiren, wie Göthe es mit der ſeinigen gethan. * Bald darauf hatte er ſeine Arbeit, von einer fremden Hand reinlich geſchrieben, vor ſich; ſie ſelbſt erſchien ihm dadurch fremd, und machte ihm wirklich Freude. „Ich finde augenſcheinlich," rühmt er ſich beſcheiden gegen Göthe am 5. Jenner, „daß ich über mich ſelbſt hinausgegangen bin, welches die Frucht unſeres Umgangs iſt; denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objektiv mir entgegenſtehenden Natur, mein lebhaftes Hinſtreben darnach und die vereinigte Bemühung, ſie anzuſchauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine ſubjektiven Gränzen ſo weit auseinanderzurücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche iſt, nichts von der Wärme einer früheren gekoſtet hat. Doch, es ſchickte ſich beſſer, daß ich das aus Ihrem Munde hörte, als daß Sie es von mir erfahren. ** — Ich werde es mir geſagt ſeyn laſſen, keine andere als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei

---

* An Göthe vom 2. Jan.

** Alle ſittlich feineren Geiſter gleichen ſich doch in irgend etwas! „Hoc te ex aliis audire malo," ſagt Cicero zu Atticus (V, 17), in einer Sache, wo er ſich rühmen darf und muß.

erfundene würden meine Klippe seyn. Es ist 1798.
eine ganz andere Operation, das Realistische zu idealisiren, als das Ideale zu realisiren. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen, und gleichsam aufquellen zu machen, während die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht."

Göthe'n dauerte inzwischen das Reflektiren zu lange. Er wünschte (6. Jan.) dem Freunde Glück zum fertigen Theile, er erkannte, daß das günstige Zusammentreffen ihrer beiden Naturen beiden schon manchen Vortheil verschafft und daß, wenn Er Schillern zum Repräsentanten mancher Objekte diente, Schiller ihn von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und Verhältnisse auf sich selbst zurückgeführt, ihn die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, ihm eine zweite Jugend verschafft, ihn wieder zum Dichter gemacht habe.* Jetzt aber wünschte er vor allen Dingen baldiges Fertigwerden des Wallenstein, und

---

* Und dennoch hat sich folgendes Epigramm hervor gewagt:

„Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Göthe
Schiller; dem schwächlichen nickt Göthe's olympisches Haupt."
A. W. v. Schlegel.

Es verdient, dem Verfasser zu Ehren, nicht vergessen zu werden.

1798. unter wie nach der Arbeit gegenseitige rechte Durcharbeitung der dramatischen Forderungen. „Sind Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend, so müßte es nicht gut seyn, wenn Sie, bei Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum nicht alle Jahr ein paar Stücke schreiben wollten." Göthe hielt es nämlich für nothwendig, daß der dramatische Dichter oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht, immer wieder erneuere und, wenn er das Talent habe, darauf fortbaue.

Vorübergehend hatte inzwischen unsern Dichter der mephistophelische Gedanke durchzückt, wenn einmal das Publikum kirre wäre, etwas recht Böses zu thun, und eine alte (dramatische) Idee mit Julian dem Apostaten auszuführen. * Vielleicht greift hier und dort ein Dichter unserer Zeit lüstern nach diesem Vermächtnisse.

Auch an ein Seedrama d. h. ein Stück, das auf einer wüsten, von Europäern wenig besuchten Insel spielen, und alle Abentheuer, Interessen und Schicksale einsamer Weltumsegler in sich fassen sollte, hatte Schiller zwischen seinen Arbeiten am Wallenstein gedacht, und man hat Andeutungen darüber unter seinem Nachlasse entdeckt, die uns Hoffmeister mitgetheilt hat. **

---

* Briefw. zw. S. u. G. IV, S. 9 f.

** III, 359 — 360 und aus ihm Boas III, 448.

Im März wurde der dritte Akt des Wallenstein fertig. 1798.
Im April aber rang er wieder mit dem „Gedankenbilde“ des Stückes, freute sich jedoch der Ahnung, daß Göthe mit dem Wallenstein im Ganzen zufrieden seyn werde, und auch Göthe hatte die besten Hoffnungen. „Die Anlage,“ antwortet er (7. Apr.), „ist von der Art, daß Sie, wenn das Ganze beisammen ist, die ideale Behandlung mit einem so ganz irdisch beschränkten Gegenstande in eine bewundernswürdige Uebereinstimmung bringen werden.“

In dieser Zeit war Iffland in Weimar. Schiller hatte einst in Mannheim an ihm emporgeblickt, und ihm große Tage prophezeit. Jetzt musterte der Genius das Talent mit Kenneraugen, und mäßigte sogar die Bewunderung Göthe's, indem er die Gränzen, innerhalb welchen das Naturell den Mimen trug, und außerhalb deren Alles an ihm mehr Geschicklichkeit, Verstand, Calcul und Besonnenheit sey, scharf zu ziehen bemüht schien.* Als Jüngling hatte er Alles bewundert, wo Etwas zu bewundern war; im reifen Alter schlug der Kritiker vielleicht das große Etwas zu klein und niedrig an.

Aufführung des Lagers.

Während nun Schiller im Juli sein Gartenhäuschen in Jena unter ein Strohdach brachte, wurde der Tempel

* Briefw. zw. S. u. G. IV, S. 168 ff. 175. 178. 187.

1798. seiner Melpomene zu Weimar durch den Architekten Thouret* unter Göthe's Oberaufsicht aufs geschmackvollste zu dekoriren angefangen.** Es ging den Sommer über rasch und sollte, nach Göthe's Versicherung, recht artig werden.

Der Ueberdruß, den man an Iffland's Stücken, wie beim langen Angaffen eines Alltagsgesichts, zu empfinden anfing, ließ Schillern einen günstigen Moment für seinen Wallenstein hoffen. Im September war er mit dem „Lager," das jetzt einen Prolog bildete, beschäftigt. Derselbe sollte, „als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehen können." Am 4. Oktober ging er an Göthe ab, und war somit das Erste, was vom Wallenstein ihm unter die Augen trat. Göthe hatte seine große Freude daran, er hatte schon früher die ihm allein bekannte Anlage vortrefflich genannt, und fand ihn jetzt gerathen, wie er angelegt war.

Die Kritik in Deutschland wollte dem subjektiven Schiller noch lange nach seinem Tode nicht etwas so rein und meisterlich Objektives zutrauen; zum wenigsten die allerdings erst nachträglich eingeschobene Kapuzinerpredigt

---

* Herr von Thouret, Vorstand und Professor der Kunstschule und Ritter des württemb. Kronordens, lebt und wirkt zu Stuttgart und hat sich um das Denkmal Schillers wesentliche Verdienste erworben.

** Briefw. IV, S. 237. 239. 270. 276.

ſollte von Göthe ſeyn. Dieſer aber hatte dem Freunde dazu 1798.
nur den Abraham a Sancta Clara geliehen, im ganzen Lager nur hier und da „wegen des Theatereffekts einen kleinen Pinſelſtrich aufgehöht," und, nach ſeiner Verſicherung bei Eckermann * nur die zwei Linien zu Anfang des Stücks,

„Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir die zwei glückliche Würfel nach,"

zu beſſerer Motivirung dem Bauern in den Mund gelegt, und nach dem Briefwechſel ** für die erſte Aufführung ein einleitendes Soldatenlied, das Schiller noch mit ein paar Verſen vermehrte, hinzugefügt. So wurde der Prolog gedruckt und ſofort einſtudirt. ***

Einige Anſpielungen auf Zeitbegebenheiten wurden zu

---

* Eckermann II, 346.

** Briefw. IV, S. 325. 335.

*** Bei einer ſpätern Aufführung weigerte ſich Herr Becker, ein nahmhafter Schauſpieler, einen gemeinen Reiter im Lager zu ſpielen. Göthe ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo wolle Er, Göthe, ſie ſelber ſpielen. „Das wirkte;" ſagte Göthe zu Eckermann, „denn ſie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun. Ich hätte die Rolle geſpielt und würde den Herrn Becker heruntergeſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er." Eckermann I, 122 f.

1798. beſſerer Wirkung auch eingeſchaltet. Das neuerbaute, freundliche Theater (das die Flammen im Jahr 1825 zerſtört haben) wurde mit der Vorſtellung eingeweiht. Göthe, Schiller und Frau von Wolzogen, die dies berichtet,* waren bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen ſich ganz dem hinreißenden Vergnügen, die eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu ſehen. Der Wallone erſchien ihnen wie eine homeriſche Geſtalt, eine plaſtiſche Darſtellung des neuern Kriegslebens. Schiller war gerührt über die Freude der Freunde.

Die Vorſtellung ſelbſt (am 18. oder 19. Okt.) übertraf die kühnſten Erwartungen. Der Prolog wurde von dem Schauſpieler Vohs in dem Coſtüm, das ſpäterhin Max Piccolomini trug, mit Innigkeit, Anmuth und Würde geſprochen. Genaſt als Kapuziner, Leißring als erſter Jäger entzückten durch ihr gelungenes Spiel.** An die Stelle des Conſtabels war ein Stelzfuß getreten.

Die Gelehrten aber urtheilten anders als Göthe und das Publikum. Wieland fand das Lager höchſt unmoraliſch; Jean Paul wurde auf die erſten Vorſtellungen deſſelben verdrießlich, und Herder gar über die „ſittlichen und äſthetiſchen Fehler des Stückes“ vor Aerger krank. Göthe dagegen freute ſich, daß Alles ſo vergnügt und heiter geſchieden ſey

---

* Fr. v. Wolz. II, 176 ff.

** Döring, zweites Leben, S. 219 f.

und pries den angenehmen Tag. Und Ludwig Tieck, kein 1798.
parteiiſcher Freund Schillers, nennt das Lager „trefflich, unvergleichbar. Alles lebt und ſtellt ſich dar, nirgends Uebertreibung, nirgends Lückenbüßer, ſo der ächte, militäriſche, gute und böſe Geiſt jener Tage, daß man Alles ſelbſt zu erleben glaubt; kein Wort zu viel noch zu wenig; es gehört freilich [was A. W. Schlegel getadelt hatte] nicht zur Handlung ſelbſt, von welcher es ſich auch durch Sprache und Reimweiſe abſondert; es iſt Schilderung eines Lagers und der Stimmung deſſelben, ein Gemälde ohne Handlung, in niederländiſcher Manier, Styl und Haltung ganz anders als die Tragödie.“

Auch Frau von Stael, die das Stück während ihres Aufenthalts in Deutſchland aufführen ſah, bewunderte den kriegeriſchen Eindruck deſſelben. Als man es in Berlin vor den Officieren gab, die ſich zum Kriege anſchickten, erſcholl von allen Seiten das laute Geſchrei des Enthuſiasmus.*

---

* Dieſe und andere Urtheile, nebſt ſeinem eigenen, findet man ausführlich bei Hinrichs; III, S. 33 — 42. Nicht verſagen können wir es uns, die monarchiſch-metaphyſiſche Apologie des Reiterlieds bei dieſem Kritiker unſern Leſern vorzulegen (Hinr. III, 41 f.): „Frei ſeyn iſt [den Soldaten in Wallenſteins Lager] Soldat ſeyn. — In dem Reiterliede wird das Selbſtgefühl dieſer Abſtraktion der Freiheit laut. Wegen der Abſtraktion der Willkür hat dies Lied

1798. Nach Jena von der Aufführung des Lagers zurückgekehrt, arbeitete Schiller unverdroſſen am noch übrigen Hauptſtücke, aber die Umſetzung ſeines Textes in eine angemeſſene, deutliche und maulrechte Theaterſprache war eine ſehr aufhaltende Arbeit, und die Vorſtellung der

---

Aehnlichkeit mit dem Räuberliede, aber der Unterſchied iſt, daß hier die Freiheit nicht mehr der Wirklichkeit gegenüber, ſondern in der Wirklichkeit abſtrakt iſt. Die Soldaten [die Soldateſka Wallenſteins!!] dienen einem rechtlichen Zweck, ſind der Ordnung des Lebens gegenüber keine Bande, wie die Räuber, ſondern gehören vielmehr zur Ordnung; wenn es im Kriege auch momentan zur Unordnung kommt, ſo iſt doch dieſe nicht Zweck, wie dies in den Räubern der Fall iſt. Wallenſtein iſt kein Räuberhauptmann wie Karl Moor, ſondern iſt Feldhauptmann. In dem Reiterlied iſt der Boden für die Freiheit das Feld der Ehre, in dem Räuberliede die Unehre; der Kampf der Soldaten iſt Pflicht, der Angriff der Räuber ein Verbrechen. Ein Freikorps in der Armee iſt was anders als eine Bande; jenem iſt die Freiheit gegeben, es iſt freigelaſſen, während dieſe ſich die Freiheit genommen hat.“ — Der thörichte Schiller, der meinte, er ſchildere „Raub, Elend, Frechheit roher Horden,“ wie er im Prologe redet, der aus ſeinem „Lager“ Wallenſteins „Verbrechen“ erklären wollte, und nicht wußte, daß er loyale, nur momentan freigelaſſene, übrigens zur Ordnung gehörende, einem rechtlichen Zweck dienende Truppen eines K. K. Feldhauptmanns zeichne!

Wirklichkeit und des Theaterperſonals ſtumpfte allen poeti- 1798.
ſchen Sinn ab.

Am 6. Nov. verließ er den Garten, und zog ſich auf ſein „Kaſtell“ in die Stadt zurück. Hier ging er bald an den Theil des Wallenſtein, den er für den poetiſch wichtigſten hielt, an die von dem geſchäftigen Weſen der übrigen Staatsaktion völlig getrennte Liebe. Mit Recht fürchtete er abermals, daß das überwiegende menſchliche Intereſſe dieſer großen Epiſode leicht etwas an der ſchon feſtſtehenden ausgeführten Handlung verrücken möchte: „denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrſchaft.“

Die Piccolomini ſollten nicht eher aus ſeiner Hand in die der Weimaraner Schauſpieler kommen, als bis wirklich auch das dritte Stück, Wallenſteins Tod, ganz ihm aus der Feder wäre, was mit Apollo's Gunſt in den nächſten ſechs Wochen geſchehen ſollte. Auch das aſtrologiſche Motiv machte ihm noch viel zu ſchaffen.* Als es nun von Göthe gebilligt und gerettet war, da rief Schiller gerührt und vergnügt am 11. Dec. aus: „Es iſt eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund, das habe ich bei dieſer Gelegenheit aufs neue erfahren. Ihre Bemerkungen ſind vollkommen richtig, und Ihre Gründe überzeugend. Ich weiß nicht, welcher böſe Genius über mir gewaltet, daß ich das aſtrologiſche Motiv im Wallenſtein

* Briefw. IV, S. 365 ff. 373 ff. 377.

1798. nie recht anfaſſen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernſthaften als leichten Seite nimmt!“

Mit erleichtertem Herzen ſetzte ſich der Dichter am 24. Dec. an den Schreibtiſch, um dem Freunde zu melden, daß er, von einer recht glücklichen Stimmung und wohlausgeſchlafenen Nacht ſekundirt, die Piccolomini bis auf die Scene im aſtrologiſchen Zimmer vollendet, und, nachdem er drei Copiſten zugleich beſchäftigt, ſie ſo eben an den tribulirenden Iffland nach Berlin abgeſandt. „So iſt aber auch ſchwerlich,“ ſagt er, „ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, ſo gehetzt nämlich und ſo qualvoll über der Angſt, nicht fertig zu werden.“

Am letzten Jahrestage 1798 erhielt auch Göthe endlich aus Schillers Hand „die Piccolomini“ ganz, aber „ganz erſchrecklich geſtrichen,“ indem der Dichter, zu Gunſten der Aufführung aus der ſchon verkürzten Edition noch 400 Jamben ausgeſtoßen hatte. „Möchte es,“ ſchreibt er, „eine ſolche Wirkung auf Sie thun, daß Sie mir Muth und Hoffnung geben können, denn die brauche ich.“

Göthe verſparte ſeine Aeußerung aufs Mündliche, nur von den zärtlichen Scenen ſchreibt er am 2. Jan. 1799, daß ſie gut gerathen, und von der Einleitung der Aſtrologie in denſelben, daß ſie äußerſt glücklich ſey.

Aufführung der Piccolomini.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin 1799.
von Weimar, fand die erste Aufführung der Piccolomini statt. Göthe und Schiller, der am 4. Januar mit seiner Familie ein durch Göthe niedlich für ihn eingerichtetes Absteigequartier im Schlosse zu Weimar bezogen hatte, quälten sich ab, den verbannten Vers auf dem Theater zu rehabilitiren,* indem sie den Schauspielern, die sich ganz vom rhythmischen Gange entwöhnt hatten, das Deklamiren begreiflich machten und die jüngern skandiren lehrten. Mit Mühe wurden die Rollen besetzt, mit Genauigkeit unter Meyers Mitwirkung die Dekorationen angeordnet, mit Aengstlichkeit das Kostüm zusammengesucht. Aus einer alten Rüstkammer zu Weimar war, zu Schillers großer Freude, Hut, Stiefel und Wamms eines schwedischen Obristen hervorgezogen worden; in dem Schlosse zu Jena hatte Göthe eine eiserne Ofenplatte entdeckt, auf welcher die Jahreszahl von Wallensteins Abfall stand; sie mußte mit den darauf abgebildeten Figuren eine Richtschnur für die Kleidung der übrigen Personen abgeben, und insbesondere wurde Questenberg,

* Auch den Don Carlos hatte Schiller in Prosa umsetzen müssen, ehe er das erstemal in Leipzig gegeben werden konnte, und nach diesem Manuscripte wurde er zuerst auch in Berlin, Dresden u. s. w. aufgeführt. Diese Notiz und die ganze Handschrift verdanken wir Ed. Boas (III, 228 ff.)

1799. „die alte Perücke," * danach kostümirt. Für Wallensteins Barett wurden Reiherfedern in der Theatergarderobe zusammengesucht, ihm auch auf Göthe's Rath ein rother Mantel gegeben, damit er von hinten den Andern nicht so gleich sähe. Wiederholte Proben wurden gehalten.

„So ist denn endlich der große Tag angebrochen, auf dessen Abend ich neugierig und verlangend genug bin," schreibt Göthe in einem Billet am Morgen des dreißigsten an seinen Freund, und lädt ihn zum Mittagsmahle ein. Schon früh Morgens war eine Menge Menschen aus der Nachbarschaft, zumal von Jena, herbeigeströmt. Man drängte sich ins Theater, und konnte den Anfang kaum erwarten.

Die Vorstellung gelang vollkommen, und es wehte, wie Schillers Schwägerin sagt, ein höherer Geist in ihr, der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Göthe's freundlicher Antheil, die allgemein erhöhte Stimmung der Gesellschaft, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst. Die ersten Darsteller von Max und Thekla (Vohs und Dem. Jagemann) konnten als

---

* Dieser kleine Anachronismus in Wallensteins Lager wurde, auf Göthe's Bedenken, von Schiller vor der ersten Aufführung in einen „spanischen Kragen" verwandelt. (Briefw. IV, 329.) Aber die Perücke erhielt sich im Druck und Spiel.

Muſter gelten, wiewohl viele die letztere zu feſt und kalt 1799.
finden wollten; aber Schiller war mit ihr wohl zufrieden, weil ſie „Wallenſteins ſtarkes Mädchen“ beſonders hervorgehoben hatte. Graff ſpielte den Wallenſtein trefflich und erzählt uns,* daß Schiller ſelbſt ihn denſelben habe ſpielen lehren. Er übertraf darin viele Nachfolger, namentlich Iffland, der ſich in dieſer Rolle ganz vergriff.**

Die Länge der Aufführung hatte manche Zuſchauer ermüdet; aber Schiller war mit der Darſtellung ganz zufrieden, und ſoll in ſeines Herzens Freude den Schauſpielern zu dem Mahl im zweiten Akte noch einige Flaſchen Champagner unter dem Mantel ſelbſt hinaufgetragen haben.

Am 2. Februar wurde das Stück wiederholt, und die Aufführung ging noch um vieles beſſer als die erſte. In Folge derſelben wurde der in Weimar anweſende Dichter an die herzogliche Tafel gezogen. Mit Aerger erfuhr Schiller bald darauf, daß Wallenſteins Lager, das er noch nicht aus den Händen gegeben, in Copenhagen ſey, und dort bei Schimmelmanns vorgeleſen, ja an des Grafen Geburtstag aufgeführt worden. Er hatte einen Freund „Ubique,“ hinter dem man Böttiger ſucht, im Verdacht, und bat Göthen, das Theatermanuſcript der Piccolomini

---

* In Schillers Album S. 88.

** Hinrichs III, 53. Wie meiſterlich den Wallenſtein Eslair in ſeinen jüngern Jahren dargeſtellt, wiſſen noch viele.

1799. zu ſich ins Haus zu nehmen, „weil es doch ein fataler Streich wäre, wenn die Sachen in der Welt herumliefen.“ Ein junger Dichter, der ſeitdem einen ſehr ehrenvollen Platz in unſerer Literatur eingenommen hat, J. D. Gries, durfte es daher als eine beſondere Gunſt betrachten, daß ihm auf einer Reiſe nach Göttingen Schiller, damals Göthe's Gaſt in Weimar, das Manuſcript von Wallenſteins Tod mit der einzigen, heilig gehaltenen Bedingung, nichts daraus abzuſchreiben, nach Hauſe gab. Gegen denſelben äußerte Schiller auch, daß er im Gordon eine Art Chor in das Stück einführen wollen. *

Durch das theatraliſche Weſen, den mehrern Umgang mit der Welt, das anhaltende Zuſammenſeyn mit Göthe fühlte ſich Schiller viel verändert. Wenn er erſt der Wallenſteiniſchen Maſſe los ſeyn würde, wollte er ſich als einen ganz neuen Menſchen fühlen.

Nach der Aufführung vernahm er gar verſchiedenartige Urtheile über ſein Stück, namentlich ſcheint die beiden Freunde ein Brief Körners darüber nicht erbaut zu haben. „Es weiß ſich kein Menſch,“ ſagt Göthe, „weder in ſich ſelbſt noch in andre zu finden, und muß ſich eben ſein Spinnengewebe ſelbſt machen, aus dem er wirkt. Das Alles weist mich immer mehr auf meine poetiſche Natur

* Schriftliche Mittheilung meines verehrten Freundes Gries. S.

zurück. Man befriedigt bei dichteriſchen Arbeiten ſich ſelbſt 1799.
am meiſten, und hat noch dadurch den beſten Zuſammenhang mit andern."

Was Schiller zu ſeiner Rechtfertigung öffentlich ſagen wollte, aber nie geſagt hat, ſchüttete er im Mai dieſes Jahres in den Buſen eines ungenannten Freundes zu Weimar aus.* „Der hiſtoriſche Wallenſtein," ſagte er dieſem, „war nicht groß, der poetiſche ſollte es nie ſeyn. Der Wallenſtein in der Geſchichte hatte die Präſumtion für ſich, ein großer Feldherr zu ſeyn, weil er glücklich, gewaltig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er ſplendid, königlich und freigebig war, und die er auf Unkoſten der ganzen Welt in Anſehen erhielt. Aber in ſeinem Betragen war er ſchwankend und unentſchloſſen, in ſeinen Planen phantaſtiſch und excentriſch, und in der letzten Handlung ſeines Lebens, der Verſchwörung gegen den Kaiſer, ſchwach, unbeſtimmt, ja ſogar ungeſchickt. Was an ihm groß erſcheinen, aber nur ſcheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, alſo gerade das, was ihn zum tragiſchen Helden ſchlecht qualificirte. Dieſes mußte ich ihm nehmen, und durch den Ideenſchwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entſchädigt zu haben." —

„Es lag weder in meiner Abſicht, noch in den Worten

---

* Schillers Briefwechſel von Döring III, S. 107. Dörings neues Leben S. 221.

1799. meines Textes, daß ich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stücke ist er das nie; er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die, so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand seiner Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers, und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger." —

„Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte." —

Im März berichtete Iffland an Schiller über die Aufführung der Piccolomini in Berlin. Sie war gerade so ausgefallen, wie Schiller gemuthmaßt; man konnte fürs erste damit zufrieden seyn.

Wallenſteins Tod.

„Das dritte Stück wird durchbrechen, wie ich hoffe,“ 1799.
ſchreibt Schiller am 7. März vertrauensvoll an Göthe. „Ich habe es endlich glücklicherweiſe arrangiren können, daß es auch fünf Akte hat, und den Anſtalten zu Wallenſteins Ermordung iſt eine größere Breite ſowohl als theatraliſche Bedeutung gegeben. Zwei reſolute Hauptleute, die die That vollziehen, ſind handelnd und redend eingeflochten; dadurch kommt auch Buttler höher zu ſtehen, und die Präparatorien zu der Mordſcene werden furchtbarer.“

Göthe fand die zwei erſten Akte „fürtrefflich;“ ſie machten beim erſten Leſen auf ihn eine ſo lebhafte Wirkung, daß ſie gar keinen Zweifel zuließen, „wenn ſich der Zuſchauer bei den Piccolomini's,“ ſagt er, „aus einem gewiſſen künſtlichen und hier und da willkührlich ſcheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit ſich und Andern nicht völlig Eins werden kann, ſo gehen dieſe neuen Akte nun ſchon gleichſam als naturnothwendig vor ſich hin. Die Welt iſt gegeben, in der das Alles geſchieht, die Geſetze ſind aufgeſtellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Intereſſes, der Leidenſchaft findet ſein Bette ſchon gegraben, in dem er hinabrollen kann.“ Mit „wahrem Antheil und inniger Rührung“ hat er dieſe Akte in der Frühe des 9. März geleſen. Schiller aber hoffte, voll

1799. Freude über dieſes Urtheil, daß die drei letzten Akte, wenn er ſie auch nicht ganz ſo genau auszuführen Zeit hätte, wenigſtens dem ganzen Effekte nach nicht hinter den erſten zurückbleiben werden.

Schillers Arbeit, in ſicherer Begeiſterung, ging ſo ſchnell, daß der Freund in Weimar ſchon am 16. März recht herzlich zum Tode des theatraliſchen Helden gratuliren konnte. Schiller hatte ſich ſchon lange vor dem Augenblicke gefürchtet, den er doch ſo ſehr wünſchte: vor dem Augenblicke, wo er ſeines Werkes los ſeyn würde. Er verſicherte, ſich in ſeiner jetzigen Freiheit ſchlimmer zu befinden, als in der bisherigen Sklaverei. „Die Maſſe, die mich bisher anzog und feſthielt, iſt nun auf einmal weg, und mir dünkt, als wenn ich beſtimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich iſt mir, als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte; ich werde nicht eher ruhig ſeyn, bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe.“ Andre Dichter hören mit Luſt, daß es auch dem größten Dichter nach Vollendung eines Hauptwerkes zu Muthe war, wie es ihnen jedesmal in ſolchem Falle zu Muthe iſt.

Die Antwort Göthe's auf Wallenſteins Tod wurde leider mündlich abgegeben. Sie läßt ſich denken. Bis an ſein Lebensende ſtellte er das Stück über die Piccolomini. Die letztern waren ihm gleichſam nur des Hergangs der Sache willen da, nur als Expoſitionsſtück. Sie

werden auch, wie er bemerkte, auf dem Theater nicht wie- 1799.
derholt, aber Wallensteins Tod wird immerfort gern gesehen.*

Das erstemal wurde dieß Schlußstück zu Weimar in der Mitte Aprils und wieder im Sommer vor dem Könige von Preußen und seiner Gemahlin, es erhellt nicht genau Wann, aufgeführt. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin Louise vorgestellt, und fand, daß sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen. In Berlin war es am 17. Mai gut gegeben und aufgenommen worden. Auch in Rudolstadt wurde der Wallenstein im August unter vielem Zulaufe dargestellt.

Der Geist des alten Feldherrn führte sich außerdem noch als ein würdiges Gespenst auf, wie Schiller lächelnd erzählte; er half ihm Schätze heben. Am 27. August wurde er durch ein schweres Packet sehr angenehm überrascht, und sah durch den Wallenstein einen Geldstrom in seine Besitzungen geleitet.**

Urtheile über den Wallenstein.

„Schillers Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmal nichts ähnliches vorhanden ist." Dieses Urtheil Göthe's,***

---

* Eckermann.

** Schiller an Göthe V, S. 173.

*** Eckermann I, S. 381. Hiermit stimmt überein, was Göthe schon 1808 gegen Falk äußerte: „Es ist mit diesem

1799. von dem älteren Dichter über dem Grabe des jüngeren zwei und zwanzig Jahre nach des Letztern Tode ausgesprochen, übertönt gewaltig jeden Tadel und fast jedes Lob. Doch sey dem Biographen vergönnt, auch in Tiecks Urtheil noch einzustimmen. „Wallensteins mächtiger Geist," sagt dieser,* „trat unter die Tugendgespenster des Tages. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein ächter Dichter wieder hervorzurufen habe. Dieses tiefsinnige, reiche Werk ist als ein Denkmal für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz seyn darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, damit wir wissen, was wir sind und was wir waren."

Die weitern Anerkennungen und Desiderien dieses und andrer Kritiker findet der Leser bei Hoffmeister und Hinrichs ausführlich und gründlich zusammengestellt und mit den Ansichten der beiden Denker vermehrt.**

Stücke, wie mit einem ausgelegenen Weine: je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihnen. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren gesagt haben, er sey keiner." (Aus Falk bei Hoffm. IV, 72.)

* Hinrichs III, 77.

** Hoffm. IV, 1 — 72. Hinrichs III, 77 — 137. Dazu Fr. v. Wolz. II, 179 f. Carlyle S. 186 — 220.

Beſondre Aufmerkſamkeit dürften Hoffmeiſters Aus- 1799.
ſtellungen verdienen, der ſich unumwunden gegen die den ganzen Wallenſtein durchwuchernde Schickſalsidee ausſpricht. Noch im Jahre 1792 hatte ſie Schiller verworfen; aber das Studium der Griechen führte ſie ihm wieder zu und das Balladenjahr lehrte ihn ſie ausprägen; für den Wallenſtein fand ſie im aſtrologiſchen Aberglauben bei Göthe Schutz, und fortan trat das Verhängniß zum freien Antriebe des Helden hinzu, die Schickſalsidee organiſirte das ganze Kunſtwerk und erdrückte Alles. Sämmtliche Perſonen haben ein zu klares Bewußtſeyn vom Schickſal;* dieſes aber, welches das Sterbliche am Menſchen zerſtören, das Göttliche jedoch hervortreten laſſen ſoll, bereitet eine entmuthigende, allgemeine Niederlage. Und doch iſt dieſes Schickſal nur in das Thema hineingekünſtelt. Hätte Schiller ſich ganz dem Göthe'ſchen Styl überlaſſen, ſo wäre er auch ganz zu dem realiſtiſchen Wallenſtein geführt worden, auf den es in Wallenſteins Lager angelegt war; Humboldt'ſche Ideen dagegen zogen ihn zu den Griechen und dem Schickſale hinüber; ſo unternahm er es, ein Sujet und ein Princip zu verbinden, die durchaus widerſtreitend ſind.

---

* Sehr wahr. Man denke nur an die Worte Wallenſteins (Tod, Akt I, Sc. 6): „Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl" u. ſ. w., und an Buttlers Worte (Akt IV, Sc. 9): „Sein böſes Schickſal iſts" u. ſ. w.

1799. Mithin zeigt uns Hoffmeiſter den Dichter getheilt zwiſchen dem realiſtiſchen Göthe und dem idealiſtiſchen Humboldt, zwiſchen dem Genius und dem Dämon; ein Zwieſpalt, deſſen Bewußtſeyn ſich, wie die frühere Darſtellung zeigt, auch uns aufgedrungen hat.

Dieſe Vorwürfe hängen übrigens ſo genau mit Hoffmeiſters Theorie der modernen Tragödie zuſammen, daß ſie ihr zu lieb offenbar zu weit gehen, wenn der Beurtheiler nun behauptet, Schiller, da die Schickſalsidee erſt ſeit 1795 ſich in ſeinem Geiſte feſtgeſetzt, würde vor 1792 in ſeiner Tragödie wohl nur wider die geſellſchaftliche Ordnung gekämpft haben. Erſt mit den Gräueln der Revolution zogen ſich allmählig ſeine Freiheitsideen, wenn wir dieſen Kritiker hören, ins Sittliche zurück, und ſeine politiſchen Anſichten nahmen eine auffallende Umbiegung. Das mag wahr ſeyn; aber was daraus gefolgert wird, iſt gewiß nicht wahr. Nein, das Grundmotiv ſeines Wallenſtein war nicht Auflehnung eines durch geiſtige Kraft und äußere Stellung übermächtigen Mannes gegen die geſellſchaftliche Ordnung, und ſein dadurch herbeigeführter Untergang; Wallenſtein ſollte nicht der manngewordene Poſa ſeyn. Nein, er vereinigt nicht kosmopolitiſch-philanthropiſche Ideen mit einer von Rachſucht gepeitſchten Ehrbegierde; kommen ſolche vor, ſo hat ſie ihm der Dichter mit Bewußtſeyn als heuchleriſches Geſchwätz in den Mund gelegt. O nein; die ſittlich politiſche Ueberzeugung verwandelte nicht den

politiſch gedachten Helden in einen andern;* nie hat Schil- 1799.
ler — ſeine Worte bezeugens — für Wallenſtein, als ſeinen ſubjektiven Helden, Partei genommen, noch weniger wollte er ſpäter die geſetzliche Ordnung vertheidigen, und die orthodox-politiſchen Tugenden und Rechtspflichten verherrlichen. Wenn Wallenſtein ſeine Sache als ſchlecht fühlt, ſo läßt ihn der Dichter ſo fühlen, weil ſie abſolut ſchlecht iſt, und deßwegen ſpricht der Prolog von ſeinem „Verbrechen." Derſelbe Prolog aber ſagt auch unpartheiiſch, daß am ernſten Ende des achtzehnten Jahrhunderts um der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit gerungen werde. So ſpricht kein officiöſer Herold des unbedingten Gehorſams. Schillers Muſe war keine Republikanerin mehr, aber ſie war auch nicht abſolutiſtiſch geworden.

Begnügen wir uns daher mit ſeinem, bei aller ſubjektiven Schickſalsfärbung doch großen, objektiven Zeit- und Charaktergemälde,** wie es Schiller ſelbſt angeſehen wiſſen wollte:

---

* Es hatte ſich zwar von 1791 bis 1794 der Embryo eines Wallenſtein in Schillers Geiſte angeſetzt, aber wir wiſſen durchaus nichts von ſeiner Geſtalt; im jetzigen iſt keine Spur davon; dieſer iſt eine neue Geburt.

** Welche prophetiſche, d. h. mögliche Fälle voraus zeichnende, Wahrheit in Wallenſteins Lager und in der Generalstafel der Piccolomini dargeſtellt iſt, wird man inne, wenn man

1799. Noch einmal laßt des Dichters Phantaſie
Die düſtre Zeit an euch vorüber führen,
Und blicket froher in die Gegenwart,
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne....

Aus dieſem finſtern Zeitgrund malet ſich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn, den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken ſeines Kaiſers,
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunſt emporgetragen,
Der Ehre höchſte Staffel raſch erſtieg,
Und ungeſättigt immer weiter ſtrebend,
Der unbezähmten Ehrſucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
Doch Euren Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
Auch Eurem Herzen menſchlich näher bringen:
Denn jedes Aeußerſte führt Sie, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie ſieht den Menſchen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte ſeiner Schuld
Den unglückſeligen Geſtirnen zu.

So gewiß in der Sprache, ſo gewiß war Schiller im Geiſte ſeit dem Don Carlos allerdings ein Anderer geworden;

---

z. B. die Schilderungen aus dem Königs- und dem Feldherrnlager des ſpaniſchen Prätendenten, des dermaligen Don Carlos, in den letzten Märzbeilagen der Allgem. Zeitung von 1840 lieſt.

er hätte aber nicht, wie er ſelbſt von ſich ſagt, einen 1799.
neuen Menſchen im Drama angezogen, wenn er wieder in ſubjektive Abſichtlichkeit mit dem Wallenſtein heruntergeſunken wäre und abermals außerpoetiſchen Zwecken zu dienen angefangen hätte. Die Mannichfaltigkeit der objektivſten Charaktere, das gediegene Zeitgepräge und der Totaleindruck des Ganzen ſprechen gleich ſehr gegen jede ſolche Anſchuldigung.

Die Gebrechen der Planloſigkeit im Einzelnen hat Schiller vor ſich ſelbſt und dem Freunde gehörig aufgedeckt. Der Winkel, in welchen ſich ſeine Subjektivität zurückgezogen, iſt ebenfalls von ihm ſelbſt verrathen worden: es iſt das idealiſch romantiſche Liebesgeflüſter von Max und Thekla, das die Haupt- und Staatsaktion ſtört. Aber möchte Deutſchland, möchte die Welt dieſe Störung entbehren? Entwaffnet ihre Lieblichkeit nicht die ſtrengſte Kritik?

Jene Liebe beruht freilich auf einer falſchen Idealiſirung, ſie beruht auf einer Unwahrheit, und, wenn man tiefer blicken wollte, auf einer Unſittlichkeit. Schiller vermißt im Homer und den Tragikern die ſchöne Weiblichkeit und die ſchöne Liebe, er ſieht überall nur Mütter, Töchter, Ehefrauen, nirgends die ſelbſtſtändige weibliche Natur.* Aber es ſtände ſeiner Thekla gut an, wenn ſie eine beſſere

* Briefwechſel mit Humboldt S. 363.

1799. Tochter wäre. „O meine Mutter! — Ich kann es ihr nicht erſparen!“ iſt ein hartes Wort, faſt ſo grauſam, als die Selbſtſucht ihres Max, der tauſend Heldenherzen zwecklos mit ſeinem eigenen auf dem Altare der Leidenſchaft opfert, wofür ſein Wort: „Wer mit mir geht, der ſey bereit zu ſterben —“ keine Entſchuldigung enthält.

Die tragiſchen Frauencharaktere müſſen Schillern doch nicht in ihrem vollen Leben aus den deutſchen und franzöſiſchen Ueberſetzungen vor die Seele getreten ſeyn, ſonſt hätte er in der Kindesliebe einer Elektra und Iphigenia, der heiligen Geſchwiſterliebe einer Antigone, der aufopfernden Gattenliebe einer Alceſtis gewiß zugleich das Ideal der Menſchheit erblickt, wenn anders unter weiblicher Idealität nicht blos eine idealiſtiſche Schwärmerei, eine objekt- und thatenloſe Tugend, eine pflichtenloſe Liebe zu verſtehen ſeyn ſoll. Etwas fehlt den antiken Weibern freilich: aber dieſes Etwas iſt ein Anderes und Tieferes, als die Geſchlechtsliebe, ſo verklärt dieſelbe auch von den modernen Dichtern behandelt worden ſeyn mag.

Als ein inhaltloſes Abſtraktum aber erſchien einem der durchdringendſten Geiſter unſrer Zeit Schillers Thekla. „Thekla iſt ganz und gar nur die tragiſche Gurli,“ ſchrieb Rahel;* „beide ohne Knochen, Muskeln und Mark; ganz ohne menſchliche Anatomie; ſo bewegen ſie ſich auch, wo gar

* II, 67, 2. Dezember 1812.

keine menſchlichen Glieder ſind. Mir aber zum Erſtaunen 1799.
mit dem Beifall des ganzen deutſchen Publikums... Eben daran ergötzen ſich die Leute, dieſe bei natürlicher Gliederung nicht hervorzubringenden Bewegungen zu ſehen, und bei dieſem ihrer Moral ſchmeichelnden Schauſpiele der geſunden menſchlichen Organiſation zu vergeſſen."

Unſre Kunſtkritik muß zu dieſem harten Urtheil eigentlich ja ſagen; aber unſre Nationalität, nicht nur die deutſche, die ganze germaniſche, kann es nicht. So weit unſer Stamm reicht, d. h. in der ganzen Chriſtenheit, wird dieſe Epiſode des Wallenſtein bewundert. „Gewiß, ihrem Gehalte nach," ſagt die deutſche Kritik, „gehört ſie zu dem herrlichſten, was je ein in die Seelenſchönheit Eingeweihter veröffentlicht hat. Dieſe unglückliche Liebe hat ſchon tauſend Herzen glücklich gemacht. Immer von neuem beleben ſich Max und Thekla zum Liebes- und Herzensideal für jedes nachwachſende Geſchlecht." *

Dieſe geſcholtene Unnatur — es iſt doch wieder relative, es iſt deutſche Natur; denn welcher Deutſche hat nicht ſo geliebt, und Solches geliebt, und kann es bereuen? Auch der deutſche Tieck kann nicht anders, er muß ſagen: „Die ganze Verwerflichkeit der düſter verworrenen Plane ſpiegelt ſich in dieſer reinen Liebe und wahren Natur. Max und Thekla ſtellen in ihrem reinen Kreiſe die edle, ſchöne

* Hoffm. III, 51.

1799. Menſchlichkeit ſelbſt dar, wie ſie ein Beſtandtheil des innern Weſens unſres Dichters war.“ *

So unorganiſch alſo im Drama und ſo unleiblich an ſich dieſes Liebeszwiſchenſpiel ſeyn mag: wir wollen es im Wallenſtein dulden, wir müſſen es lieben, und es wird das herrliche, objektive Lebensbild des ganzen Stückes ſo wenig, als die Schickſalsidee dieß thut, uns verkümmern.

Man denke ſich nur einen Krieg, um das Divinatoriſch-wahre dieſer mächtigen Tragödie in elektriſchen Schlägen zu empfinden. Selbſt jene Rahel, deren fünfſinniger Realismus ſich gegen die Geiſtergeſtalt und Geiſterſtimme Thekla's, Augen und Ohren verſchloß, griff im Kriegsjahr 1809 zum Wallenſtein, der drei Tage auf ihrem Tiſche gelegen. Und als ſie ihn wieder geleſen hatte, rief ſie aus: „Wie paßt jetzt jedes Wort, jede Tragödie in der Tragödie! Wie verſteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erſt! Es giebt großartigere Geiſtesſchwingungen; was einen zu bedenken zwingt, daß von je die Welt in Gährung ſtand; und nicht ſchlecht hat der Dichter den um uns noch wüthenden dreißigjährigen Krieg gegriffen!“ **

In den frühern Stücken des Dichters zerbrach das Objekt unter den Händen des Subjekts. Der Wallenſtein aber iſt ſo objektiv, als ein Stück Schillers es ſeyn kann,

---

* Bei Hoffm. III, S. 45.

** Rahel I, 416 f. den 9. Mai 1809 (an Schillers Todestag).

ohne kalt zu seyn. Ein Strahl seiner Subjektivität bricht durch alle seine Dramen: aber das ganze Licht seiner Persönlichkeit erwärmt, durchleuchtet und durchschimmert den Wallenstein; eben dadurch wird er unsterblich seyn, und ein edler Dichter aus Weimars Schule rief nicht umsonst dem Vereine für Schillers Denkmal zu: 1799.

Soll dieses Maal von ew'ger Dauer seyn,
So mauert in den Grund den Wallenstein.

Literarische Berührungen Schillers.

Von seinen Schöpfungen auszuruhen, wollen wir uns nach unsres Dichters gelehrten und häuslichen Verhältnissen in dieser Zeit umsehen. Die literarischen Antipathien desselben haben wir großentheils aus den Xenien kennen gelernt; über freundlichere oder doch gemischte Beziehungen giebt uns sein Briefwechsel Aufschluß. 1795 bis 1799.

Voran begegnen uns hier Herder und Jean Paul. Des erstern Ansichten von Philosophie und Poesie bildeten eine Scheidewand zwischen ihm und Schiller, die nur wenige Pforten für den geistigen Verkehr offen ließ. Der letztre fand,* daß er bei Herders Schriften immer mehr, was er zu besitzen glaubte, verliere, als daß er an neuen

---

* Briefwechsel mit Göthe II, 52 f.

1795 bis 1799. Realitäten dabei gewänne. Jener wirkte auf Schillern dadurch, daß er immer aufs Verbinden ausging und zusammenfaßte, was andre trennen — mehr zerstörend als ordnend. In der Poesie schien ihm besonders seine unversöhnliche Feindschaft gegen den Reim viel zu weit getrieben. Zwar glaubte auch Schiller,* daß der Reim mehr an Kunst erinnere als die antiken Sylbenmaße, daß es eine Unart desselben sey, fast immer an Menschenhand, an den Poeten (den Macher) zu erinnern; aber dennoch involvire jenes Erinnern an Kunst, wenn es nicht eine Wirkung der Künstlichkeit oder gar der Peinlichkeit sey, eine Schönheit; ja mit dem höchsten Grade poetischer Schönheit (in welche naive und sentimentale Gattung zusammenfließen) vertrage sich der Reim recht gut. Was nun Herder dagegen aufbrachte, schien ihm weit nicht bedeutend genug. Der Ursprung des Reims mochte noch so gemein und unpoetisch seyn: Schillers Meinung war, man müsse sich an den Eindruck halten, und dieser lasse sich durch kein Raisonnement wegdisputiren. An Herders Confessionen über die deutsche Literatur verdroß ihn auch, noch außer der Kälte für das Gute, die seltsame Art von Toleranz gegen das Elende. „Es kostet ihn," klagt jener, „eben so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendsten und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und

* Briefwechsel mit Humboldt 426 ff.

mich, Koſegarten und wie viel Andre in Einen Brei zu- 1795 bis
ſammen. Seine Verehrung gegen alles Verſtorbene und 1799.
Vermoderte hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige.“ In Schillers Widerwillen gegen Herders Metakritik ſtimmte ſogar Göthe ein. „Die Apoſtel und Jünger dieſes neuen Evangeliums behaupten,“ ſagt er ſpottend,* „daß in der Geburtsſtunde der Metakritik der Alte zu Königsberg auf ſeinem Dreifuß nicht allein paralyſirt worden, ſondern ſogar wie Dagon herunter und auf die Naſe gefallen ſey.“

Ueber Jean Paul haben wir ſchon ein Urtheil in den Xenien geſehen. Die erſte geiſtige Bekanntſchaft mit demſelben machte Schiller durch den Heſperus, den ihm im Sommer 1795 Göthe zugeſchickt hatte. „Das iſt ein prächtiger Patron, der Heſperus,“ ſchreibt jener zurück,** „den Sie mir neulich ſchickten. Er gehört ganz zum Tragelaphengeſchlecht [zum Geſchlechte der Bocksbirſche], iſt aber dabei gar nicht ohne Imagination und Laune, und hat manchmal einen recht tollen Einfall, ſo daß er eine luſtige Lektüre für die langen Nächte iſt.“ Göthe freute ſich darüber, daß „Schillern der neue Tragelaph nicht ganz zuwider ſey: es iſt wirklich Schade für den Menſchen, er ſcheint ſehr iſolirt zu leben, und kann deßwegen bei manchen

* Briefwechſel V, S. 65.

** An G. 12. Juni, G. an S. 18. Juni 1795.

1795 bis 1799. guten Partien ſeiner Individualität nicht zu Reinigung ſeines Geſchmacks kommen. Es ſcheint leider, daß er ſelbſt die beſte Geſellſchaft iſt, mit der er umgeht.“ Den Mann ſelbſt, als er nach Weimar und Jena gekommen, fand Schiller, wie er ihn erwartet: „fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen iſt, voll guten Willens, und herzlich geneigt, die Dinge außer ſich zu ſehen, nur nicht mit dem Organ, womit man ſieht.“ (28. Juni 1796.) Auch Göthe hatte ihn für „ein complicirtes Weſen, das man bald zu hoch, bald zu niedrig anſchlage,“ erklärt.

Beider Dichter Urtheile lauten, wie man ſieht, ziemlich oben herab. Die zwei Meiſter, ſchon faſt in der Xenienlaune, meinten bereits, Herrn der literariſchen Republik zu ſeyn und Ehren und Würden in ihr vergeben zu können. Mit ihrer Conſtituirung durch die Kunſt beſchäftigt, erkannten ſie eine Größe nicht, die zu dieſer ausſchließlichen Verfaſſung nicht paſſen wollte.

Fichte fügte ſich auch nie ganz in jenen Staat. Schiller klagt über ſeine Empfindlichkeit gegenüber von ſeiner Kritik, die ihm Verworrenheit der Begriffe Schuld gegeben. (6. Juli 1795) Auch Göthe fand in ſeinen berühmten Axiomen nur die Ausſprüche einer Individualität, denn nur ſämmtliche Menſchen erkennen ihm die Natur, und nur ſämmtliche Menſchen leben das Menſchliche (Mai 1798). Bei Schiller hatte der Widerwille mit der Zeit zugenommen. Fichte kam nach langem Schmollen im Auguſt 1798

zu ihm und zeigte ſich äußerſt verbindlich; ſo konnte 1795 bis
er nun freilich nicht den Spröden ſpielen; er wollte ſuchen 1799.
dieß Verhältniß, das ſchwerlich weder fruchtbar noch angenehm werden könne, da ihre Naturen nicht zuſammenpaſſen, wenigſtens heiter und gefällig zu erhalten. Aber es ging nicht recht. Noch im Sommer 1799 ſah er „bei dieſem Freunde eine Unklugheit auf die andre folgen," und fand den armen Verfolgten, der „dem Fürſten von Rudolſtadt zumuthete, daß er ihm durch Einräumung eines herrſchaftlichen Quartiers öffentliche Protektion geben, und um ſonſt und um nichts ſich bei allen anders denkenden Höfen compromittiren ſollte, incorrigibel in ſeinen Schiefheiten."

Günſtiger war Schillers Stimmung für Schelling, obgleich Göthe ihn für nicht ganz redlich halten wollte, und fand, daß er das, was den Vorſtellungsarten, die er in Gang bringen möchte, widerſpricht, gar bedächtig verſchweige, und ſich von der Idee ſeinen Vorrath von Phänomenen verkümmern laſſe;* ein Vorwurf, der freilich mehr als Einen Syſtemſchöpfer trifft. Schiller aber entdeckte in Schelling „ſehr viel Ernſt und Luſt," und freute ſich der Wärme, die er ihm zeigte (Oktober 1798).

Aeltere Bekannte aus einer in Göthes und Schillers

---

* Briefwechſel IV, S. 120 f.

1795 bis 1799. Augen abgethanen Literaturperiode wurden mit Gleichgültigkeit oder Spott behandelt. Als im Sommer 1796 Lavaters Bruder nach Jena gekommen war, und für diesen selbst gehalten wurde, kümmerte sich Schiller wenig darum, Göthe lachte über den Propheten, während ihm Blumenbach, der in Gesellschaft eines Mumienkopfs nach Weimar gekommen, sehr interessant war. Garve's Tod, den Schiller einst ehrte, wurde von ihm mit Gleichgültigkeit aufgenommen; Voß, als er in Reichardts Gesellschaft, „recht vom Teufel geholt," in die Nähe kam, ward ziemlich feindselig von beiden Dichtern angesehen, und in seinem Almanach auf 1799 fand Schiller „wirklich einen völligen Nachlaß seiner poetischen Natur. Er und seine Compagnons erscheinen auf einer völlig gleichen Stufe der Platitude, und in Ermangelung der Poesie waltet bei Allen die Furcht Gottes."

Aber auch die junge, die Schlegel'sche Schule, die sich im Schooße der Horen und Almanache gebildet hatte, wollte besonders unserm Dichter weder gefallen noch pariren. Anfangs hießen die Schlegel gute Acquisitionen und treffliche Köpfe. Der jüngere, Friedrich, kam im August 1796 dem Bruder nach, „machte einen recht guten Eindruck, verspricht viel." Aber schon in den Xenien werden die Gebrüder als etwas rebellisch behandelt; in den witzigen Epigrammen, in welchen in der Unterwelt, der alte Johann Elias Schlegel (nicht Lessing) nach seinen jungen Nepoten

fragt, ob und wie sie noch in der Literatur walten, erhält 1795 bis
er zur Antwort:* 1799.

Freilich walten sie noch, und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

Und Schiller lachte ins Fäustchen, als A. W. Schlegel immer wieder nach den jungen Nepoten fragte, und sie nicht herauskriegte. Im Mai 1797 wird schon über „die böse Absicht und die Partei der Herren" geklagt, und unser Dichter bricht los: „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes [von Lilien] im Journale Deutschland rezensirt habe,** und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sey nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Laffe*** meinte also, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt." Göthe sprach ziemlich geringschätzig von A. W.

---

* Boas II, 165.

** Roman der Frau v. Wolzogen, in der Meinung, sie sey von Göthe.

*** Nach der ersten Veröffentlichung dieser und anderer Stellen kann man sich über A. W. v. Schlegels neuere Angriffe auf Schiller nicht mehr so sehr wundern. Es wären rechtmäßige Schläge — wenn sie schlagend wären.

1795 bis 1799. Schlegel, aus Veranlaſſung ſeines Prometheus, wobei man, beiläufig geſagt, erfährt, daß der alte Herr in ſeinem acht und vierzigſten Jahre noch nicht wußte, was Terzinen ſeyen.* Als es ſchien, Schlegels wollten nach Dresden ziehen, grämten ſich unſre Dichter nicht darob. Endlich ſprach Schiller zu Göthe (Juli 1798) über beide: „Einen gewiſſen Ernſt und ein tieferes Eindringen in die Sachen, kann ich den beiden Schlegeln, und dem jüngern insbeſondere, nicht abſprechen. Aber dieſe Tugend iſt mit ſo vielen egoiſtiſchen und widerwärtigen Ingredienzien vermiſcht, daß ſie ſehr viel von ihrem Werth und Nutzen verliert. Auch geſtehe ich, daß ich in den äſthetiſchen Urtheilen dieſer beiden eine ſolche Dürre, Trockenheit und ſachloſe Wortſtrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob ſie wirklich auch zuweilen einen Gegenſtand darunter denken. Die eigenen poetiſchen Arbeiten des ältern beſtätigen mir meinen Verdacht. Denn es iſt mir abſolut unbegreiflich, wie daſſelbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt, und Ihren Herrmann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodiſche Natur ſeiner eigenen Werke, dieſe dürre und herzloſe Kälte auch nur ertragen, ich will nicht ſagen, ſchön finden kann. Wenn das Publikum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poeſie bekommen kann, ſo wird die Art, wie dieſe beiden es treiben, jene Epoche eher

* Briefwechſel IV, S. 113. 116.

verzögern als beſchleunigen; denn dieſe Manier erregt weder Neigung, noch Vertrauen, noch Reſpekt, wenn ſie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht erregt; und die Blößen, welche die Herren ſich in ihrer einſeitigen und übertreibenden Art geben, wirft auf die gute Sache einen faſt lächerlichen Schein." Fr. Schlegels Lucinde machte ihm den Kopf taumelig. „Dieſes Produkt charakteriſirt ſeinen Mann," ſchreibt er an den Freund am 19. Juli 1798, „beſſer als Alles, was er ſonſt von ſich gegeben, nur daß es ihn mehr ins fratzenhafte malt. . . . Er bildet ſich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entſetzlichen Witz zu vereinigen, und, nachdem er ſich ſo conſtituirt hat, erlaubt er ſich Alles, und die Frechheit erklärt er ſelbſt für ſeine Göttin." Das Athenäum würdigte Schiller ziemlich unbefangen, aber die Xenienausfälle auf Humboldt und andere fand er jetzt, nach dem Kanon des Dichters Perſius* auf den Mantelſack der voranſchreitenden Jüngeren blickend, naſeweis, unartig und undankbar. 1795 bis 1799.

In dieſer Stimmung war Schiller, als der Freund der Schlegel, der herrliche Tieck, nach Jena kam. „Tieck aus Berlin hat mich beſucht," ſagt Jener über ihn am 24. Juli 1799 zu Göthe; „ich bin begierig, wie Sie mit ihm zufrieden ſind. Mir hat er gar nicht übel gefallen; ſein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, iſt

* Perſ. Sat. IV, 25.

1795 bis 1799. fein, verſtändig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes noch Unbeſcheidnes. Ich hab' ihm, da er ſich einmal mit dem Don Quixotte eingelaſſen, die ſpaniſche Literatur ſehr empfohlen, die ihm einen geiſtreichen Stoff zuführen wird, und ihm, bei ſeiner eigenen Neigung zum Phantaſtiſchen und Romantiſchen, zuzuſagen ſcheint. So müßte dieſes angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken, und in ſeiner Sphäre ſeyn."

Wir ſehen hier wieder dieſelbe Miene, wie im Urtheil über Jean Paul. Es wird Einer mit einem neuen Kron- oder Staatsamte der Kunſt und Poeſie belehnt. Aber der Fremdling, der hier erſchien, war ein Königsſohn, und die Muſe hatte ihm ein eigenes Reich aufgehoben. Göthe, mit der Zurückhaltung eines Philoſophen aus der Schule der alten Akademiker, ſchrieb gleichzeitig: „Tieck hat mit Hardenberg [Novalis] und Schlegel bei mir gegeſſen; für den erſten Anblick iſt es eine recht leidliche Natur. * Er ſprach wenig aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen."

Dieſe ganze wegwerfende Behandlung der romantiſchen Schule durch beide Dichter iſt mehr eine Folge ihrer Stellung, als ihrer unbefangenen Ueberzeugung. Die

---

* „Freund, ſey ſtolz! der erhabne, der Genius ſpendet ein Lob dir!
Göthe bezeugt, du ſey'ſt wirklich ein leidlicher Menſch."
A. W. v. Schlegel.

großen Verdienste der Brüder Schlegel waren bleibend, 1795 bis
und sind jetzt besser anerkannt. 1799.

Unter den vielen Namen, welche die Correspondenz Schillers erwähnt, überrascht uns angenehm der Name seines Jugendfreundes Zumsteeg in Stuttgart, von welchem Schiller im December 1797 einen Brief erhalten hatte. Er schrieb ihm darin, was ihn von Schiller's und Göthe's Gedichten im Musenalmanach am meisten erfreut habe; „und er hat," fügt Schiller hinzu, „was wir lange nicht gewohnt sind, zu erfahren, — das Bessere herausgegriffen."

Häuslicher Jammer. Uebersiedlung nach Weimar.

Mit der Erwähnung dieses alten Herzensfreundes kehren 1799.
wir auch wieder in Schillers Hause ein. Hier war die Frau im Herbst 1799 mit ihrer ältesten Tochter Caroline * niedergekommen, die am 15. Oktober getauft ward. Auf diese Niederkunft folgte ein Nervenfieber, das den Gatten und alle Angehörigen in die schmerzlichste Sorge versetzte. Ihre Phantasien gingen Schillern durchs Herz, und er brachte manche schlaflose Nacht an ihrem Bette zu. Als die Gefahr vorüber schien und das Fieber fast ganz aufgehört

---

* Jetzt an den Bergrath Junot in Thüringen verheirathet.

1799. hatte, war immer die Beſinnung noch nicht da, und öfters traten heftige Acceſſe von Verrückung des Gehirns ein. Die Geſchicklichkeit des Hausarztes Starke, Schillers ſorgſame, zarte Pflege, die Wartung der guten Mutter, und der treuen, immer gleich hülfreichen Hausfrau und Freundin Griesbach* bewirkten indeſſen nach langen Wochen eine vollkommene Geneſung.

Längſt hatten Schillers Aerzte, bei ſeinem unverkennbaren Lungenleiden, die Bergluft von Jena für gefährlich erklärt, und ſchon vor der Krankheit ſeiner Frau ſtand ſein Entſchluß feſt, nach Weimar, wenigſtens für die Winter, ſich hinüber zu ſiedeln. Zugleich wollte er der muſenloſen Einſamkeit, der trockenen Gelehrſamkeit, dem Schauplatze der Spekulation, die ihn ſo lange geängſtigt hatte, entfliehen. „Die wenigen Wochen meines Aufenthalts zu Weimar und in der größern Nähe Eurer Durchlaucht" — ſo hatte er ſchon am 1. September 1799 an ſeinen Herzog geſchrieben — „haben einen ſo belebenden Einfluß auf meine Geiſtesſtimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunſtgenuſſes und jeder Mittheilung, die hier in Jena mein Loos ſind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philoſophie beſchäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platz; nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbeſſerte

* Nach ihrem Zeugniſſe war Schiller ein unvergleichlicher Krankenpfleger. H. Voß S. 41 f.

Gesundheit mich mit neuem Eifer zur Poesie zurückgeführt 1799.
haben, finde ich mich hier in eine Wüste versetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrsamkeit, und vorzüglich die metaphysische, im Schwange gehen, ist den Dichtern nicht günstig; diese haben von jeher nur unter dem Einfluß der Künste und eines geistreichen Umgangs gedeihen können. Da zugleich meine dramatischen Beschäftigungen mir die Anschauung des Theaters zum nächsten Bedürfnisse machen, und ich von dem glücklichen Einfluß desselben auf meine Arbeiten vollkommen überzeugt bin, so hat alles dieß ein lebhaftes Verlangen in mir erweckt, künftighin die Wintermonate in Weimar zuzubringen." Da seine ökonomischen Mittel eine doppelte Einrichtung nicht erlaubten, bat er nun seinen Landesherrn um die gnädige Beistimmung zu dieser Ortsveränderung.

Der Herzog kam dem Dichter, der seit dem März 1798 Professor Ordinarius in Jena war, gütig entgegen, bestimmte ihm einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert seyn sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent," sagte er, „und muß mir selber helfen können."

In Weimar sorgte Göthe vor allen Dingen für ein Quartier; er hätte den Freund gar zu gern in der Nähe des Schauspielhauses gehabt. Das wegen Gespenstern

1799. berüchtigte gräflich Werther'ſche Haus war zu vermiethen; „es wäre wohl der Mühe werth, das Gebäude zu entzaubern," ſagt Göthe. Endlich wurde durch die Bemühung der Frau von Kalb eine Wohnung ausgemittelt.

Als nun aber Schiller nach ſeiner Frau Geneſung, am 4. December wirklich nach Weimar hinübergezogen war, ſtürzte er ſich, im Eifer für die Kunſt und in der Sorge für ſeine Familie, die ſich in den letzten Jahren wiederholt vergrößert hatte, in Arbeit auf Arbeit, und Göthe ſcheint * es zu bedauern, daß er von der, wahrſcheinlich durch ihn, den treuen Freund, eingeleiteten Großmuth ſeines Fürſten nicht einen umfaſſenderen Gebrauch gemacht. „Der Exiſtenz wegen," ſagt Göthe, „mußte er jährlich zwei Stücke ** ſchreiben, und, um dieſes zu vollbringen, trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen. Schiller hat nie viel getrunken, er war ſehr mäßig; aber in ſolchen Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoſe zu ſteigern. Dieß aber zehrte an ſeiner Geſundheit, und war auch den Produktionen ſelbſt ſchädlich. Denn was geſcheidte Köpfe an ſeinen Sachen ausſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen,

* Eckermann I, 308 f.

** Als Göthe früher dem Freund eine ſolche Thätigkeit prophezeite, dachte er nicht an deſſen Geſundheit.

von denen ſie ſagen, daß ſie nicht juſt ſind, möchte ich 1799.
pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategoriſchen Imperativ allen Reſpekt, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führt dieſe Idee der ideellen Freiheit ſicher zu nichts Gutem."

Maria Stuart. Die Glocke. Das neue Jahrhundert.

Sogleich nach Vollendung des Wallenſtein, lange noch in Jena, hatte Schiller, um jener Geiſtesöde, die wir mit ſeinen eigenen Worten geſchildert haben, zu entgehen, nach einem neuen Stoffe gegriffen, einem Stoffe, den er ſich vor 16 Jahren ſchon in Bauerbach angeſehen. Er hatte ſich nun wirklich an die Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth von England gemacht, und den Proceß der Maria Stuart ſchon im April 1799 zu ſtudiren angefangen. Soldaten, Helden, Herrſcher hatte er herzlich ſatt; er freute ſich auf einen leidenſchaftlichen und menſchlichen Vorwurf. „Ein paar tragiſche Hauptmotive," ſchreibt er ſeinem Freunde damals, „haben ſich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an dieſen Stoff gegeben,

1799. der unſtreitig ſehr viele dankbare Seiten hat.“ Immer mehr überzeugte er ſich nun unter der ſchon begonnenen Dichtung, die im Juni mitten in ihrem erſten Akte war, und ihn „keinen Tag ohne Linie“ ließ, von der tragiſchen Qualität des Gegenſtandes, worunter beſonders gehört, daß man die Kataſtrophe gleich in den erſten Scenen ſieht, und, indem die Handlung des Stücks ſich davon wegzubewegen ſcheint, ihr immer näher geführt wird. „Meine Maria,“ ſetzt er bei, „wird keine weiche Stimmung erregen; es iſt meine Abſicht nicht; ich will ſie immer als ein phyſiſches Weſen halten, und das Pathetiſche muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönliches und individuelles Mitgefühl ſeyn. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal iſt nur, heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für ſie.“ Ende Juli's war der erſte Akt fertig, ja am vorletzten Tage dieſes Monats „war er ſchon ganz ernſtlich im zweiten Akte bei ſeiner königlichen Heuchlerin,“ und der Auguſt ſchloß denſelben.

Die Niederkunft ſeiner Frau und deren ſchwere Krankheit trat zwiſchen dieſe Arbeiten. Noch vorher, nachdem er den dritten Akt angefangen, riß er ſich mit Gewalt von Maria los, um ſich in eine lyriſche Stimmung für den immer noch fortgehenden Muſenalmanach zu verſetzen, machte ſich deßwegen äußere Zerſtreuung, und unternahm eine achttägige Reiſe nach Rudolſtadt. Zugleich war ihm

der Gedanke an eine neue Art Xenien, für Freunde und 1799.
würdige Zeitgenossen gekommen, von dem ihn jedoch die Betrachtung zurückschreckte, daß der Tadel ein dankbarerer Stoff sey, als das Loben, und Dante's Himmel auch viel langweiliger, als seine Hölle.

An der neuen Zeitschrift Göthe's, den Propyläen, hatte Schiller auch bald thätigen Antheil genommen, und entwickelte dadurch seinen ihm selbst zweifelhaften Sinn für bildende Kunst. In Göthe's „Sammler" erscheinen Schillers Kunstansichten in der Gestalt des Philosophen.

Schillers Leben in Weimar war, die sich immer wiederholenden Krankheitsfälle abgerechnet, heiter und mannichfaltig bewegt. Gleich in den ersten Tagen wohnte er, mit dem Herzog und der Herzogin, der Vorlesung des Mahomet durch Göthe in dessen Hause bei. Die beiden Freunde waren fast täglich beisammen; ein Glas Punsch erwärmte die langen Winternächte in Göthe's behaglichen und heiter erleuchteten Zimmern; zuweilen fanden sie sich auch bei Hofe und in des Herzogs eigenem Gemache zusammen. Cotta hatte die Aufmerksamkeit gehabt, dem kranken Schiller ein schlafmachendes Mittel zu senden, das ihm Göthe ernstlich anempfahl. Am letzten Jahresabend beeilte sich unser Dichter „einen seiner Helden noch unter die Erde zu bringen, denn die Keren des Todes nahten sich ihm schon." Wer es ist, sagt er nicht; seine Gedichte, soweit sie die Jahreszahl 1799 tragen, enthalten keine Ballade;

1799. nur die Glocke, der Spruch des Confucius, die Worte des Wahns erſcheinen aus dieſer Zeit. So wird jener Held wohl der Mortimer ſeyn, und mithin war das Trauerſpiel mit dem Jahresſchluſſe ſchon am vierten Auftritte des vierten Aktes.

Die Glocke iſt das Lied vom Leben, wie Hinrichs ſchön ſagt.* Sie wird durch alle Zeiten hallen, wenn gleich A. W. Schlegel vor Jahren die ſcharfſichtige Entdeckung gemacht hat, daß ihr der Klöpfel fehlt. Lange hatte Schiller, wie ſeine Schwägerin erzählt, dieſes Gedicht in ſich getragen, und manchmal davon geſprochen, als einer Dichtung, von der er beſondere Wirkung erwarte. Schon bei ſeinem Aufenthalt in Rudolſtadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt ſpazieren, um von dieſem Geſchäft eine Anſchauung zu gewinnen. Er hatte alſo das Gedicht viel länger als ſeinen Wallenſtein im Geiſte ausgebrütet. „Die Glocke," ſagte Göthe, „müſſe nur um ſo beſſer klingen, als das Erz länger im Fluß erhalten, und von allen Schlacken gereinigt ſey." Die lateiniſche Inſchrift des Liedes findet ſich auf der großen Glocke im Münſter zu Schaffhauſen.** Schiller hatte ſie aus der Encyclopädie von Krünitz genommen. Der Glockenhall iſt die muſikaliſche Begleitung dieſes Liedes, das ein Lieblings=

---

* I, 68. Vergl. Hoffm. III, 97 ff.

** Götzinger, bei Hoffm. a. a. O.

gedicht der Deutſchen geworden iſt. Jeder findet rührende 1799.
Lebenstöne darin, und das allgemeine Schickſal der Menſchen geht innig ans Herz.*

Schiller und Göthe waren „Neun und neunziger" d. h., ſie nahmen an (worüber bekanntlich großer Streit war), daß das Jahrhundert mit 1799 zu Ende gehe. Schiller hatte die Idee zu einer Säcularfeier hingeworfen, ſo daß man Weimar durch eine Reihe von Feſten auf 14 Tage zu einer großen Stadt machen ſollte. Leo von Seckendorf, der junge Dichter, entwarf mit andern Hausfreunden Plane, aber es fehlte an Luſt und Mitteln, ſie auszuführen. Schiller ſelbſt fand endlich eine ſtille, ernſte Feier angemeſſener; war doch, nach ſeiner eigenen Schilderung, das Jahrhundert im Sturm geſchieden. So beging er die letzte Stunde deſſelben in ernſtem Geſpräche mit ſeinem Freund Göthe.

„Laſſen Sie," ſchrieb dieſer an Schiller den 1. Jan. 1800, 1800.
den Anfang wie das Ende ſeyn, und das Künftige, wie das Vergangene." Der heitere Freund brachte ihm, was er Literariſches zu ſchicken hatte, auf allerlei komiſche Weiſe zu; bald war ein humboldt'ſcher Brief um eine Stange Siegellack, bald ein Aushängebogen des neuſten Muſenalmanachs um eine Flaſche Kölniſchen Waſſers gewickelt.

* Zu einem köſtlichen Scherze hat die Glocke dem humoriſtiſchen Hermann Hauff Anlaß gegeben, in ſeiner „Poſtdiluvianiſchen Kritik" Skizzen I, S. 45 ff.

1800. In die erſten Wochen des Jahres fiel die Bearbeitung des Macbeth, welche Schiller, ſo wenig er auch das Engliſche verſtand, doch nach dem Original fertigte, und am 15. Februar wurden die Piccolomini vor einem halben Tauſend von Zuſchauern gegeben. Die beiden Dichter beſchauten ſich in dieſer Zeit miteinander die Mondsberge durch das Teleskop, ſehnſüchtig, wie Schweizeralpen. „Es gab eine Zeit," ſagte Göthe, „wo man den Mond nur empfinden wollte; jetzt will man ihn ſehen."

Die Vollendung der neuen Tragödie Schillers geſchah in aller Stille. Noch im Mai konnte dieſer eine Abendvorleſung des größten Theils der „Maria" halten, bei welcher er ſeinen Freund Göthe eigentlich nicht anweſend wünſchte, weil er ihm die ganze zweite Hälfte des Stückes, die jener noch nicht kannte, lieber auf einmal vorlegen möchte, „und bei dem verzettelten Leſen das Beſte verloren geht."

Die Vorleſung der vier erſten Akte fand wirklich in Schillers Hauſe vor einer kleinen Geſellſchaft, von der auch die Schauſpielerin Demoiſelle Jagemann war, ſtatt. Schiller unterhielt die Gäſte ſo anziehend und geiſtreich, daß das Leſen bis nach Tiſche, wo bei Conſtantiawein, einer Gabe des Verlegers, auf das Gelingen des fünften Aktes getrunken worden war, ja bis nach Mitternacht verſchoben wurde. Die Vorleſung gab das Ganze unverkürzt und durch geſellige Reden unterbrochen. Kein Wunder, daß

die Mainacht zum Maimorgen wurde, und die Gesellschaft 1800.
erst bei Sonnenschein auseinander ging.*

Während der Arbeit häufig durch Fremde gestört, wünschte Schiller manchmal im Scherz, es möchte ihm ein Potentat Gefährliches zutrauen, und ihn einige Monate lang auf eine Bergfeste mit schöner Aussicht einsperren, jedoch gut halten. Da sollten erst Werke aus Einem Guß entstehen!

Den fünften Akt zu vollenden, begab sich der Dichter nach Ettersburg, dem Lustschlosse des Herzogs, wo er ihn zu Ende brachte, als schon die Proben der ersten Aufzüge begonnen hatten, und der Tag der Aufführung nicht mehr ferne war. Denn im Juni konnte das Stück für das Theater präparirt werden, und beide Dichter besprachen den kühnen Gedanken, eine Communion aufs Theater zu bringen, gegen welchen im voraus protestirt wurde, so daß Göthe veranlaßt ward, den Verfasser zu ersuchen, die Funktion zu umgehen. „Ich darf jetzt bekennen," fügte er hinzu, „daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muthe war." So tief steckte das Christenthum, oder doch die Ehrfurcht davor, selbst in diesem angeblichen Heiden.

---

* Ueber dieß und alles nächst folgende s. Hinrichs III, 141 ff., wo man auch die Details über die Aufführung findet. Daß die Maria vorher auf andern Theatern gegeben worden, ist kaum glaublich.

1800. Schiller hingegen wollte nicht begreifen, wie dieſe Scene das religiöſe Gefühl beleidigen könnte, und Herder meinte ſogar, es ſollte ſie erwecken!

Maria Stuart wurde am 14. Junius, an einem heißen Abend jenes glühenden Sommers, der in Schwaben einen großen Schwarzwaldbrand herbeiführte, im überfüllten Hauſe gegeben, und ſpielte vier Stunden lang, nicht ganz zur Zufriedenheit des Publikums, obwohl Göthe mit der Aufführung content geweſen zu ſeyn ſcheint, und durch das Stück außerordentlich erfreut war. Die öffentliche Stimme hatte und hat mancherlei auszuſetzen. Die Königinnen brauchten lange zum An- und Umkleiden. Die Vohs hatte die Rolle der Maria ganz verfehlt, und weder die Dulderin noch die Herrin, ſondern nur die Fromme wiedergegeben. Vohs, der Gatte, ſpielte untadelig; das Uebermaß der Leidenſchaft lag im Charakter der Rolle; die Jagemann war als Eliſabeth ausgezeichnet, aber beiden Königinnen fehlte die impoſante Geſtalt. Schillern ſelbſt überraſchte das auffallende Mißlingen der Haderſcene, denn Maria erſchien gedemüthigt, und Eliſabeth triumphirend. Leiceſter ließ viel zu wünſchen übrig, er war mehr Theaterböſewicht als Hofmann. Unter den übrigen Perſonen zeichnete ſich die Wolff als Hanna Kennedy und Graff als Shrewsbury aus, die andern, den durch und durch gezierten Grafen Bellièvre ausgenommen, ſtörten wenigſtens nicht.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, über diese Tragödie 1800.
einen Schottländer, sonst einen fast unbedingten Verehrer Schillers, der den Wallenstein über Alles schätzt, und findet, daß es Schillern mit demselben auch da gelungen sey, wo das Gelingen keine leichte Sache war, über dieses Drama, das auf dem Boden der englisch-schottischen Geschichte spielt, sich aussprechen zu hören. „Maria Stuart," sagt Thomas Carlyle,* „hat große Schönheiten, und würde den Ruhm eines geringeren Genie's begründet haben; doch dem seinen konnte sie nichts Wesentliches hinzufügen. Im Vergleich mit Wallenstein ist die ihr zum Grunde liegende Idee beschränkt, und ihre Resultate sind nur gewöhnlich. Hier finden wir keine treu geschichtlichen Schilderungen; ebensowenig lernen wir die Sitten und Gebräuche des Landes daraus kennen. Das Bild des englischen Hofes steht nicht lebendig vor unsern Augen. Elisabeth gleicht mehr der französischen Medicis, als der staatsklugen, gefallsüchtigen, eigensinnigen, herrschsüchtigen, und doch im Ganzen redlich guten Königin Elisabeth. So reich sich auch wiederum in dieser Tragödie Schillers Genius bewährt; so bringt sie doch verhältnißmäßig weniger Wirkung, besonders bei uns Engländern, hervor." Nur Maria gefällt diesem Kritiker.

Günstiger urtheilte Frau von Stael, welche das Stück für Schillers rührendstes und planmäßigstes erklärte. Auch

---

* Leben Schillers. S. 225.

1800. A. W. Schlegel findet es mit großer Kunſtfertigkeit und eben ſo großer Gründlichkeit angelegt und ausgeführt, als den Wallenſtein, die Wirkung unfehlbar, Mariens letzte Scenen wahrhaft königlich, die religiöſen Eindrücke würdig-ernſt behandelt.

Sonſt war das Urtheil in Deutſchland weniger günſtig. In manchen Stellen ſchien der Dichter ins Sententiöſe und Rhetoriſche zurückgefallen; an die Zankſcene, an die Abendmahlſcene ſtieß ſich mancher; an Eliſabeths ſchamloſe Unweiblichkeit gegenüber von Mortimer hätte man ſich wenigſtens ſtoßen ſollen. Man fand die Tragödie nach Form und Abrundung des Stoffes gelungener, als den Wallenſtein, aber, trotz Mortimers Gluth, kälter. Tieck mißbilligt die hiſtoriſche Alteration des Charakters der Maria. Im Ganzen wird das Trauerſpiel wohl gegeben, wohl bewundert, aber nicht geliebt.* Vielleicht jedoch hat das Stück dazu gedient, durch ſeine prachtvolle Schilderung der katholiſchen Kirche, dennoch die Eroberungen des Dichters auszudehnen.

Man darf wohl bedauern, daß es die einfach großen Maltheſer aus Schillers Geiſte verdrängt hat. Aber Schiller beſaß, außer dem Hange zur Grauſamkeit im Drama, die ihm nach Göthe noch von den Räubern her anhing, als

---

* Viel Gutes über das Stück bei Hinrichs III, 164—176. Das Andre iſt wieder die bekannte Metaphyſik.

Dramatiker auch noch einen seltsamen Hang zur Staats- 1800.
intrigue, zur Macherei, einen Hang, den er im Don Carlos verworren, im Wallenstein natürlich,* in der Maria Stuart vielleicht überkünstlerisch befriedigte, von dem sich auch in dem Plane des Warbeck, des Demetrius, und der „Kinder des Hauses" Spuren finden, und vor dem die schlicht erhabene Großheit seines Wesens zurücktreten mußte. —

Das Jahr 1800 war für Schiller ein leidensvolles Jahr; schon im Frühling ergriff ihn ein Katarrhfieber, das ihm selber bedenklich vorkam. Es fand sich nach seinem Tode von seiner eigenen Hand eine Uebersicht dessen, was er bis 1802 von schriftstellerischen Arbeiten in jedem Jahre vollendet, und von den Ereignissen seines häuslichen Lebens. In dieser stand: „Anno 1800 war ich sehr krank.** So war die Maria Stuart unter Schmerzen vollendet worden.

Zu Ende des Jahres wurde diese Tragödie in Berlin

---

* Im Wallenstein charakterisirt sich diese Tendenz in den Worten Octavio's (Picc. V, 1.):

„Mit leisen Schritten schlich er seinen bösen Weg,
So leis und schlau ist ihm die Rache nachgeschritten."

Wenn Schiller je eine Nebenabsicht beim Wallenstein und bei der Maria Stuart hatte, so war es die, in der Poesie zugleich „der Staatskunst mühevolles Werk" zu verherrlichen.

** Frau v. Wolzogen II, 201.

1800. gegeben, und die beiden größten Schauspieler Deutschlands, Fleck und Iffland traten zusammen darin auf.

Die Jungfrau von Orleans. Geistige Differenzen mit Herder und Schelling. Schillers ars poetica.

Nach der Aufführung dieses Stückes befand Schiller sich aufs Neue unwohl. Die Barometerhöhe, die Göthe's Gesundheit so wohl that, hatte seine Krämpfe aufgeregt und die alte Schlaflosigkeit war wiedergekehrt. Aber sein rastloser Geist lebte schon in einem neuen Stoffe. Der Julius war noch nicht verflossen, als er, mit dem Schlusse seiner bis über den zwanzigsten Bogen gedruckten, lyrischen Gedichte fertig, auch schon wieder das Schema einer Tragödie zu Papier geworfen, mit welchem er, ohne den Namen zu nennen, seinen in Jena abwesenden Freund Göthe bei der Rückkehr zu überraschen gedachte. „Mein Stück führt mich," sagt er ihm, „in die Zeiten der Troubadours, und ich muß, um in den rechten Ton zu kommen, auch mit den Minnesängern mich bekannter machen. Es ist an dem Plan dieser Tragödie noch gewaltig viel zu thun, aber ich habe große Freude daran, und hoffe, wenn ich mich bei dem Schema länger verweile, in der Ausführung alsdann desto freier fortschreiten zu können."

Die erste Veranlassung zu dieser Arbeit gaben ihm 1800.
mehrere Urkunden, welche den Urtheilspruch der Jeanne d'Arc und ihre Widerlegung enthielten, und die im J. 1790 durch das Mitglied der französischen Academie der Inschriften, Delaverdy, im Auszuge bekannt gemacht worden waren.* Er wollte dadurch den Revisionsproceß mit den poetischen Akten des romantischen Zeitalters vornehmen, und nachdem sich von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an der Jungfrau versündigt, sie in die Rechte ihrer Zeit wieder einsetzen.

Mit dem neuen Jahre waren drei Akte fertig** und 1801.
Schiller schreibt im Februar an Göthe: „Ich habe Ihnen von meiner Jungfrau schon so viel Einzelnes Zerstreutes verrathen, daß ich es fürs Beste halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewissen Sporn, um mit frischer Thätigkeit zum Ziele zu gelangen." Was fertig war, wurde nun am 11. Februar bei Göthe gelesen. Im März war Schiller ohne seine Familie in Jena und arbeitete dort an seiner

---

* Einen Auszug dieser Notizen, die 28 Schriften umfassen, findet man in Passavants Untersuchungen über den Lebensmagnetismus, zweite Aufl. S. 173—176. Zu diesem füge man den von J. Voigt mitgetheilten Bericht eines Augenzeugen (1834); auch bei Hinrichs III, 196 ff.

** S. an G. V, S. 3; wonach Hinrichs zu berichtigen ist, der den Anfang der Arbeit in das Jahr 1801 setzt.

1801. Aufgabe, die, obgleich er das Sujet einzig, den Stoff beneidenswerth, der Iphigenie der Griechen ähnlich nannte, ihm doch nicht wenig zu ſchaffen machte. „Was mein eigenes Thun betrifft, ſo kann ich noch nicht viel Gutes davon ſagen," ſchreibt er, „die Schwierigkeiten meines jetzigen Penſums ſpannen mir den Kopf noch zu ſehr an; dazu kommt die Furcht, nicht zu rechter Zeit fertig zu werden; ich hetze und ängſtige mich, und es will nicht recht damit fort. Wenn ich dieſe pathologiſchen Einflüſſe nicht bald überwinde, ſo fürchte ich, muthlos zu werden." Doch geſchah mit jedem Tage etwas, und er gedachte, ſo lang er noch über ſeinen, wie es ſcheint verkauften oder vermietheten Garten diſponiren konnte, das heißt bis Oſtern, in Jena zu bleiben, und in dieſer Zeit die rohe Anlage des ganzen Stücks vollends hinzuwerfen, ſo daß ihm in Weimar nur noch die Rundung und Polirung übrig bliebe.

Dazwiſchen ärgerte er ſich über Herders „Adraſtea," als ein bitterböſes Werk, das ihm wenig Freude gemacht habe. „Der Gedanke an ſich," ſchreibt Schiller an Göthe vom 20. März, „war nicht übel, das verfloſſene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgeſtatteten Heften vorüberzuführen; aber das hätte einen andern Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen,* können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und

* Anſpielung auf die Vignette der Adraſtea.

die Feindſeligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt 1801.
wirklich zuſehends, und man möchte ſich zuweilen im Ernſt fragen, ob Einer, der ſich jetzt ſo unendlich trivial, ſchwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich geweſen ſeyn kann. Es ſind Anſichten in dem Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt iſt. Und dieſes erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren, oder hämiſche Vergleichungen anzuſtellen!"

Der vorletzte Akt der Jungfrau, den Schiller in Jena angefangen und fertig mit nach Weimar bringen zu können hoffte, war die Ausbeute ſeines dortigen Aufenthaltes, den er mit Anfang Aprils verließ, „zwar mit keinen großen Thaten und Werken beladen, aber doch auch nicht ohne alle Frucht. „Es iſt," ſagt er, „doch immer ſo viel geſchehen, als ich in eben ſo vieler Zeit zu Weimar würde ausgerichtet haben. Ich habe alſo zwar nichts in der Lotterie gewonnen, habe aber doch im Ganzen meinen Einſatz wieder."

Vom geſelligen Leben in Jena hatte er, einige Geſpräche mit Niethammer und Schelling abgerechnet, wenig profitirt. Aber einem Streite mit dem letztern verdanken wir eine goldene Theorie der Dichtkunſt, in einem Brief an Göthe vom 27. März. Er bekriegte nämlich dieſen Philoſophen wegen einer Behauptung in ſeiner Transſcendentalphiloſophie, daß in der Natur von dem Bewußtloſen angefangen werde, um es zum Bewußtſeyn zu erheben, in

1801. der Kunst hingegen man vom Bewußtseyn ausgehe zum Bewußtlosen. „Ihm ist zwar," meint Schiller, „hier nur um den Gegensatz zwischen dem Natur- und Kunstprodukt zu thun, und insofern hat er ganz recht. Ich fürchte aber, daß diese Herren Idealisten ihrer Ideen wegen allzuwenig Notiz von der Erfahrung nehmen; und in der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an, ja, er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtseyn seiner Operationen nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wieder zu finden. Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, däucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Objekt überzutragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt seyn, aber er kann sie in kein Objekt legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtseyn und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an, und endigt nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus. Man hat in den letzten Jahren über dem

Beſtreben, der Poeſie einen höhern Grad zu geben, ihren 1801.
Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande iſt, ſeinen Empfindungszuſtand in ein Objekt zu legen, ſo daß dieſes Objekt mich nöthigt, in jenen Empfindungszuſtand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet iſt darum dem Grade nach ein vortrefflicher. Der Grad ſeiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalt, den er in ſich hat und folglich außer ſich darſtellt, und auf dem Grad von Nothwendigkeit, die ſein Werk ausübt. Je ſubjektiver ſein Empfinden iſt, deſto zufälliger iſt es; die objektive Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichteriſchen Werk erfordert, denn jedes muß Charakter haben, oder es iſt nichts; aber der vollkommene Dichter ſpricht das Ganze der Menſchheit aus. Es leben jetzt mehrere ſo weit ausgebildete Menſchen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht im Stande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts machen, ihnen iſt der Weg vom Subjekt zum Objekt verſchloſſen; aber eben dieſer Schritt macht mir den Poeten. Ebenſo gab und giebt es Dichter genug, die etwas Gutes und Charakteriſtiſches hervorbringen können, aber mit ihrem Produkt jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an ſich ſelbſt machen. Dieſen nun, ſage ich, fehlt der Grad, jenen fehlt aber die Art,

1801. und dieß, meine ich, wird jetzt zu wenig unterschieden. Daher ein unnützer und niemals beizulegender Streit zwischen beiden, wobei die Kunst nichts gewinnt; denn die erstern, welche sich auf dem vagen Gebiet des Absoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchsten entgegen; diese hingegen haben die That für sich, die zwar beschränkt, aber reell ist. Aus der Idee aber kann ohne die That gar nichts werden." Als Schiller am 3. April nach Weimar zurückgekehrt war, erhielt er Göthe's Antwort von Oberrosla, seinem vor nicht langer Zeit erkauften Landgute, aus:* „Ich bin nicht allein Ihrer Meinung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß Alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Ueberlegung, aus Ueberzeugung; das geschieht aber Alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke

* Dieser Brief Göthe's hat sich mit dem falschen Datum vom 6. März 1800 als Nr. 705 unter die Briefe des Jahres 1800 verloren. Er kann frühestens vom 30. März 1801 datirt seyn, und ist, wie die Vergleichung zeigt, Antwort auf den obigen Brief Schillers Nr. 784. Möchten die Besitzer des Briefwechsels nachsehen!

hervorbringt. Jemehr das Jahrhundert Genie hat, deſto mehr 1801.
iſt das einzelne [Genie] gefördert. Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, ſo glaube ich auch, daß ſie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunſt verlangt im Subjekt, das ſie ausüben ſoll, eine gewiſſe gutmüthige, ins Reale verliebte Beſchränktheit, hinter welcher das Abſolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerſtören jenen unſchuldigen produktiven Zuſtand und ſetzen, für lauter Poeſie, an die Stelle der Poeſie etwas, das nun ein für allemal nicht Poeſie iſt, wie wir in unſern Tagen leider gewahr werden. Dieß iſt mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitere Anſprüche macht."

Wie viel philoſophiſches Geſchwätz unſrer Tage wird mit dieſem einfachen Zwiegeſpräche geſchlagen! Uns dünkt, das Jahrhundert kann es wohl brauchen, daß man dem alten und altklug gewordenen Kinde wiederhole, was ſeine Genien an der Wiege deſſelben über die Schöpfungsweiſe wahrer Dichter einander zugeflüſtert haben.

Aufführungen der Jungfrau von Orleans.

Schiller hoffte während der Abweſenheit Göthe's ſein tragiſches Geſchäft ſo weit als möglich fördern zu können, und in etwa vierzehn Tagen am Ziele zu ſeyn. Am 15.

1801. April kam dieſer in Weimar an; „an dem Tage,“ ſagt er, „der ſolche Epoche macht,“ d. h. wo er die Jungfrau von Orleans fertig in die Hände bekam. Schon am 20. April ſchickte er ſie geleſen zurück mit dem Wörtchen: „Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es iſt ſo brav, gut und ſchön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“

Kaum hatte Schiller das Stück aus Göthe's Händen zurück, als es der Herzog von Weimar verlangte. Er gab es nicht ſogleich wieder her, äußerte aber gegen Schillers Frau und Schwägerin, daß es eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht. Dennoch glaubte er, die Jungfrau könne (beſonderer Theaterverhältniſſe wegen) nicht geſpielt werden, und nach langer Berathung mit ſich ſelbſt beſchloß auch Schiller, ſie nicht ſogleich in Weimar aufs Theater zu bringen. Er hatte ſie an Unger in Berlin gut verkauft, und dieſer rechnete darauf, ſie als vollkommene Novität zur Herbſtmeſſe zu bringen; dann ſchreckte den Dichter auch die Empirie des Einlernens, des Behelfens, der Zeitverluſt der Proben, endlich, da er ſich ſchon wieder mit zwei neuen dramatiſchen Sujets trug, der Verluſt der guten Stimmung.

1802. Erſt im Frühjahr 1802 ſollte das Stück in Lauchſtädt gegeben werden, und Schiller wollte hingehen und die Proben ſelber dirigiren. „Die ganze jugendliche Welt,“ ſchrieb Göthe noch am 5. Juli 1802, „wünſcht und hofft, Sie zu ſehen; dieſe früher erregte Hoffnung iſt unter den jungen

Leuten sehr groß.“ Ein Katarrhfieber vereitelte diese Hoffnung; ob das Stück dort aufgeführt worden, wissen wir nicht. 1802.

Ein befreundeter Dichter durfte der Vorlesung des ungedruckten Drama's beiwohnen. Diesem hat Streichers Buch kürzlich jenen Abend lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen; denn das eintönige Pathos und die schwäbische Sprache, die dem armen Fiesko in Mannheim beinahe den Hals gebrochen hätten, wirkten auch hier auf störende Weise. Im Gespräch trat der Dialekt bei weitem nicht so auffallend hervor. *

Im Herbste 1801 reisten Schillers nach Dresden,** und Karoline v. Wolzogen, deren Gatte damals in Petersburg und Moskau war, begleitete sie. Heitre Wochen wurden auf dem Weinberge Körners verlebt, der sein Wohnhaus den Freunden eingeräumt hatte. Von Jugenderinnerung umweht, in einer schönen und vertrauten Natur, unter innigem Freundesgespräche fühlte sich Schiller sehr heiter. Den kleinen Gartensaal, die Wiege des Carlos, sah er mit Vergnügen wieder, und es schien den Freunden, als beschäftigte ihn die Braut von Messina. Er mied die Unterredung darüber nicht, und oft wurde im Scherz gefragt, ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden. Sobald 1801.

---

* Briefliche Mittheilung.

** Fr. v. Wolz. II, 223 ff.

1801. es ihm aber mit der Ausarbeitung Ernſt wurde, ſchwieg er darüber.

In Dresden erfreute er ſich, durch Göthe's und Meyers Kunſtanſichten erweckt, des Anſchauens der Antiken, bewunderte den Torſo, überließ ſich mit Rührung dem Anblicke der Veſtalinnen, deren ruhige Geſtalten er bei Fackelſchein betrachtete. Wehmüthig und wie im Vorgefühle, daß er nicht wieder kommen werde, ſchied er von dieſer Hauptſtadt und ſeinen dortigen Freunden. Die Aufführung der Jungfrau von Orleans rief ihn nach Leipzig, wo er im Hôtel de Bavière abſtieg.

Die in den wichtigſten Rollen ſehr gelungene Darſtellung erregte in ihm ein lebhaftes Gefühl von der Macht ſeines Talentes, das hier auch einen äußerlichen Triumph feierte. Das Haus war ungeachtet des heißen Tages zum Erdrücken voll, die Aufmerkſamkeit höchſt geſpannt. Kaum rauſchte nach dem erſten Akte der Vorhang nieder, als ein tauſendſtimmiges: es lebe Friedrich Schiller! wie aus Einem Munde erſcholl, und Paukenwirbel und Trompetengeſchmetter ſich in den Jubelruf miſchte. Der Dichter dankte aus ſeiner dunkeln Loge mit einer Verbeugung ſo beſcheiden, daß ihn nur wenige gewahr wurden. Nach der Beendigung des Stückes ſtrömte daher Alles herbei, ihn zu ſehen. Der weite Platz vor dem Schauſpielhauſe bis hinab nach dem Rannſtädter Thore war dicht gedrängt voll Menſchen. Als er aus dem Hauſe trat, war Augenblicks eine Gaſſe

gebildet. „Das Haupt entblößt!“ erſcholl es von allen Seiten, und ſo ging der Dichter durch die Schaar ſeiner Bewunderer, die mit abgenommenen Hüten ihn begrüßten, hindurch, während hinter ihm Väter ihre Kinder in die Höhe hielten und riefen: „Dieſer iſt es!“ 1801.

Am andern Morgen beſuchte ihn einer von dieſen Bewunderern im Gaſthofe und fand ihn ſehr heiter. Er ſprach unbefangen von dem neuen Schritte, den er in dieſer Tragödie gethan, und ſehr freimüthig über die Erſcheinungen in Poeſie, Philoſophie und Religion, indem er ſich auf ſeine bekannten Epigramme berief. Als der Fremde auf die Abgötterei ſchalt, die Göthe mit ſich treiben ließe, erwiederte er: „Es könnte ſeyn, daß ein großer Geiſt wohl auch menſchlich wäre; aber übrigens thut man ihm doch ſehr Unrecht. Nicht jeder kann, wie er möchte. Was will er machen, wenn das Unkraut mit dem Waizen wächst?“ Dann ſprach er von ſeiner Methode bei der Arbeit. Alles, was er darzuſtellen ſich vorgenommen hätte, verſicherte er, werde von ihm erſt völlig im Kopf ausgearbeitet, ehe er eine Zeile niederſchreibe. Fertig ſey ihm ein Werk, welches ſein völliges Daſeyn im Geiſte habe. Was er niedergeſchrieben, beſonders metriſche Arbeiten, pflege er ſich ſelbſt laut vorzuleſen, wobei es ihm wohl begegnen könne, daß er unerwartet nicht blos zu leſen, ſondern zu deklamiren anfange.*“

* Friedrich Schiller. Skizze. S. 50—56.

1802. Von Leipzig kehrte Schiller nach Weimar zurück, wo Johanna von Orleans erſt im folgenden Jahre auf die Bühne gebracht wurde. In Berlin ward am Neujahrstag 1802 das neuerbaute Schauſpielhaus mit der Jungfrau eröffnet. Zelter ſchrieb darüber an Göthe: „Wenn Schiller ſeine Jungfrau von Orleans jetzt ſehen will, ſo muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand iſt mehr als kaiſerlich; der vierte Akt (der Krönungszug) iſt hier mit mehr denn 800 Perſonen beſetzt, und, Muſik und alles Andre mit inbegriffen, von ſo eklatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Ekſtaſe darüber geräth. Die Kathedrale mit der ganzen Dekoration, welche in einem langen Säulengange beſteht, durch den der Zug in die Kirche geht, iſt in gothiſchem Styl.“ Zu dieſer Pracht bemerkt Tieck:* „Der Aufzug der Jungfrau iſt freilich der Wendepunkt ihres Schickſals, ihre höchſte irdiſche Verherrlichung, unmittelbar vor ihrer tiefſten Erniedrigung; aber deſſen ungeachtet konnte Schiller es nicht billigen, wie dieſes Außerweſentliche in Berlin ſo die Hauptſache geworden iſt, daß alle Worte des Dichters nach dieſem Aufzuge nur matt klingen, und auch den beſten Zuſchauer langweilen müſſen.“

* Hinrichs III, 182 f.

Urtheile über das Stück.

„Dich ſchuf das Herz, du wirſt unſterblich leben!“ 1801 bis 1802.
Mit dieſer Prophezeihung entließ Schiller ſeine Jungfrau in die Welt; und wirklich rührt und beſticht keines ſeiner Dramen das Herz, wie dieſes. Die Urtheile der Kritik, günſtige und ungünſtige, findet man bei Hinrichs faſt vollſtändig zuſammengeſtellt.* Man wußte erſt gar nicht, was man aus der Tragödie eigentlich machen ſollte. Man hatte ein hiſtoriſch-pſychologiſches Stück erwartet, und fand eine Gottbegeiſterte, das Werkzeug einer höhern Macht, was an und für ſich jetzt erwieſen auch das hiſtoriſchere iſt.

Daß der Beiſatz „romantiſche Tragödie,“ welchen Schiller dem Titel gegeben hatte, die Beurtheiler überraſchte, kann man ſich denken. Auch dürfte an dem, was in der Jungfrau und in der Braut von Meſſina romantiſch ſeyn ſoll, das Kunſturtheil den gerechteſten Anſtoß nehmen. Die Schlegel'ſche Schule, ſonſt von Schiller bekämpft und vielleicht gerade deßwegen mit Widerwillen behandelt, weil ſie ſeinen Geſchmack doch im Geheimen zu influenziren anfing, zog ihn auf einmal unerwartet in andre Bahnen hinein. Auch er wollte phantaſtiſch, auch er wollte romantiſch werden. Das aber mußte ihm mißlingen. Seine Natur

* III, 221 ff.

1801 bis 1802. war aufs Heldenmäßige und rein Menſchliche angelegt: heroiſch und human war ihr Wahlſpruch, wie Hoffmeiſter in der ganzen Beurtheilung des Dichters erſchöpfend nachweist. Fürs Phantaſtiſche und Geiſterhafte, für dieſen Fremdling aus der andern Welt, fehlte ihm das Organ, ihn ganz zu ſchauen; das Zauberwort, ihn in die Sichtbarkeit zu bannen. Die Scene mit dem ſchwarzen Ritter in der Johanna, der Schluß dieſes Stücks, die katholiſchen Weihrauchwolken in der Braut von Meſſina, unter den lyriſchen Gedichten das Mädchen aus der Fremde, des Mädchens Klage, an Emma, Sehnſucht, Thekla eine Geiſterſtimme — ſind ſolche angekünſtelte Scenen und Lieder. Es ſind weder Begriffe noch Bilder und Gefühle, wie der Schnee weder Speiſe noch Trank iſt; an der Wärme der Empfindung, oder am Sonnenſtrahle des Geiſtes zerſchmelzen ſie zu einem Nichts, oder verflüchtigen ſich in Nebelgeſtalten.

Weil aber das Bewußtſeyn des deutſchen Volkes ſelbſt ſich unaufhörlich in der Schwebe zwiſchen Idealismus und Realismus befindet, ſo haben auch dieſe ſchwankenden Produkte in des Dichters Vaterland gar viele Freunde. Die meiſten laſſen es dahingeſtellt, ob z. B. in „Thekla, eine Geiſterſtimme“ das Paradies des Glaubens gemeint ſey, oder das der Kunſt: ſie nebeln mit ihrer Phantaſie traumſelig zwiſchen beiden Gebieten dahin.

Die Mitwelt reflektirte auf andern Tadel. Man fand

Plan und Anlage, besonders den die Handlung schon eröff- 1801 bis
nenden Prolog sonderbar. Gegen der Jungfrau Schwei- 1802.
gen auf des Vaters Beschuldigungen erhoben sich auch Zweifel; die Erscheinung des schwarzen Ritters wird dramaturgisch, wohl auch mit Recht, getadelt, und A. W. Schlegel nannte die Absicht Schillers dabei zweideutig; Tieck findet Johanna's Liebe zu Lionel unbegreiflich; wir auch, aber nur, weil sie sich in keinen bessern, keinen bedeutender vom Dichter gehaltenen Helden verliebte; denn im Stücke ist Lionel eine Null. Schlegel heißt auch die Verknüpfung des Stückes lose; den Talbot mißglückt; die Scene mit Montgomery nicht dramatisch, sondern episch und homerisch; diese Scene hat auch Hegel gründlich getadelt; derselbe Philosoph schilt an Johanna's Charakter, daß ihr Gemüth gegen ihr besseres Wollen zur Leidenschaft abirre und sich nach innen und außen herstellen oder untergehen müsse. Dieser innre Zwiespalt als tragischer Hebel habe etwas Peinliches, ja Aergerliches. Am meisten Anfechtung erfuhr die Alteration des historischen Schlusses der Fabel, worin man eine Unfähigkeit entdecken wollte, das Drama Gottes zu begreifen.

Im Uebrigen fand man die Charaktere sorgfältig angelegt und ausgeführt, Johanna voll Demuth in ihrer Menschlichkeit, voll Hoheit in ihrem Berufe, liebenswürdig-anhänglich an ihren König; Agnes Sorel, noch neben der übermenschlichen Heldin, interessant und liebenswerth,

1801 bis 1802. was nur ein groſser Dichter bewerkſtelligen konnte; den König Karl für Schwäche und Sorgloſigkeit entſchädigt durch Empfänglichkeit für Liebe und Freundſchaft, für alles Groſse und Schöne; Dunois tapfer und keck, als Sohn der Liebe nur von Liebe bezwungen; Burgund dem Irrthum durch Seelenadel entriſſen; Talbot eiſern, Lahire tapfer und beſcheiden; ſelbſt Lionel ſollte einen beſtimmten Umriß haben.

Man fand, daß der Dichter dieſem Stücke die gröſste Sorgfalt gewidmet und mit ſichtbarer Liebe daran gearbeitet. Die Scene, in welcher Johanna den Burgund bewegt, wurde bewundernswürdig gefunden und iſt es.

Ein überſehenes, ernſtliches Wort über dieſs Drama iſt das Wort Rahels,* die in ihrer rauhen, aber wahrhaftigen Art ſagt: „Ueber Chriſtenheit und Religion weiß ich noch manches; und in wiefern ſie [auf der Bühne] auftreten kann. In jedem Fall iſt es ein ganz anderes Stückchen, als die gute und auch beliebte Jungfer Orleans; dieſs Sujet meinte Schiller; und das Mädchen griff er."

Eine ſchellingiſirende Recenſion von Aug. Apel für die allgem. Literaturzeitung wollte unſrem Schiller nicht behagen.

Schütz, der Herausgeber, forderte den Dichter darauf

---

* I, 292. 23. Juni 1806.

zu einer öffentlichen Selbſtkritik heraus. „Vor zehn Jahren,“ antwortete ihm Schiller (am 22. Januar 1802), „hätte ich es ohne Bedenken gethan, weil ich damals noch einen größern Glauben an eine Kunſttheorie und Aeſthetik hatte, als jetzt. Gegenwärtig erſcheinen mir die beiden Operationen des poetiſchen Hervorbringens und der rhetoriſchen Analyſis wie Nord- und Südpol von einander geſchieden, und ich müßte fürchten, ganz von der Produktion abzukommen, wenn ich mich auf die Theorie zu ſehr einlaſſen wollte. Dieſe iſt zwar abſolut nothwendig und weſentlich bei der Produktion ſelbſt; aber da iſt ſie praktiſch und mehr für den Poeten, als den Aeſthetiker. Und was iſt denn, wenn wir die neueſten Erfahrungen hören, für die Poeſie gewonnen worden, ſeitdem die Aeſthetik ſo angebaut wird?“ 1801 bis 1802.

Spuren jener praktiſchen Kritik ſind uns glücklicherweiſe in einigen Briefen Schillers über die Jungfrau erhalten. An Wieland ſchrieb er mit Ueberſendung des Stückes am 17. Okt. 1801: „Sie werden mir zugeben, daß Voltaire ſein Möglichſtes gethan, einem dramatiſchen Nachfolger das Spiel ſchwer zu machen. Hat er ſeine Pücelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, ſo hab' ich die meinige vielleicht zu hoch geſtellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er ſeiner Schönen aufdrückte, ſollte ausgelöſcht werden.“

Die ausführlichere Zuſchrift an einen Unbekannten in

1801 bis 1802. Weimar * (November 1801) enthält eine förmliche Apologie gegen die meiſten Einwürfe. „Vergeſſen Sie nur nicht,“ heißt es hier, „daß ich mich ein volles Jahr mit dem Stoffe herumtrug, eh ich zur Ausarbeitung ſchritt, und daß ich mir die Zeit dazu nahm.... Ich hatte Anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieſes Stoffes, und geſtattete es die Zeit und das kurze drängende Leben, ſo würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Beſonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchloſen Sitten und vor allen der gedankenloſen Ausgelaſſenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entſchloſſenheit des begeiſterten Mädchens ganz anders contraſtirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur ſchwächlich, und in dieſer Schwächlichkeit liebenswürdig ſchildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden ſeyn.** — Gewiß, es koſtete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den erſten vier Akten faſt ganz fertig war, von der Geſchichte in das romantiſche Feld der Möglichkeit überzuſchweifen. — Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Land-

* Schillers auserleſene Briefe von H. Döring III, 242 ff.

** Hätte ſich der Dichter für dieſen Plan entſchieden, ſo würden wir ein Seitenſtück zum Wallenſtein erhalten haben, das dieſen wahrſcheinlich durch Einheit des Gedankens und Plans weit übertroffen hätte. **Habent sua fata libelli!**

manns, gegen den Uebermuth und die ſtolze Gewalt des Adels und der hohen Vaſallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna im milden Lichte eines Retters erſcheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die ſich das Reich als Abſtraktum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anſtrengungen ſich den guten liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. — Nennen Sie es immerhin eine epiſche Epiſode, die Scene mit dem Walliſer Montgomery. Sie gehört zur Breite eines hiſtoriſchen Stücks [??], das die Ketten der Einheit ſprengte. Wer ſeinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorſchwebte [Il. 21, 134 ff.]. Eben um des Alterthümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerſpiels.... Montgomery ſollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer geſpielt werden. — Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als ſie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, iſt in ihrer viſionären Schwärmerei vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorſtellung, ſie dürfe *aus Pflicht* dem Vater nicht widerſprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz ſo viel Vorſchub that, wirket beim Vater die *gemeine Natur*, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erſcheinungen lieber an ein übermenſchlich böſes, als gutes Principium zu denken, allen Handlungen böſe Motive unterzuſchieben. Dazu iſt Thibaut 1801 bis 1802.

1801 bis 1802. ein ſchwarzgallichter Menſch, mit dem auch Johanna früher kein Wort ſpricht. Doch iſt ſie ſeine Tochter, und es iſt pſychologiſch, daß gerade von einem ſolchen Vater eine ſolche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entſühnt Johannen durch daſſelbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte.... Es iſt noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war.* — Der ſchwarze Ritter ſoll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantiſche Geiſterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander ſpielen. Sollte es Jemanden zweifelhaft ſeyn, daß damit der Geiſt des kurz vorher verſchiedenen Talbot gemeint ſey, der ja als Atheiſt der Hölle angehört?** — Immer ſind die Menſchen, wenn ſie auf der höchſten Spitze ſtanden, ihrem Falle am nächſten geweſen. Das widerfährt von dieſer Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da ſie ein Wort ſpricht, das die Nemeſis beleidigt, und wobei ſie ihren Auftrag vom Himmel weit überſchreitet:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
Als bis das ſtolze England untergeht"

---

* Auch hier macht ſich Schillers vielleicht unbewußte Abneigung gegen die bibliſchen Urkunden auf kantianiſche Weiſe Luft.

** Der Biograph geſteht, es nicht gemerkt zu haben.

für ſolchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geiſtern zu ſtreiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geiſtes lähmt ſie. Nur die geprüfte Tugend erhält die kanoniſirende Palme." 1801 bis 1802.

Mit dieſer Selbſtvertheidigung, die nicht jedermann überzeugen wird, verlaſſen wir das Stück.

Schillers Tiſchreden.

Göthe hat, ſo gut wie Luther, ſeinen Hausfreund gefunden, der die Tiſchreden des großen Mannes aufzeichnete. Wer ergänzt ſich nicht mit Luſt und Liebe den Dichter durch den Menſchen, indem er beide in Eckermanns klarem Spiegel erblickt? 1801.

Für Schiller hat dieſes Geſchäft, doch nur auf kurze Zeit, eine weibliche Hausgenoſſin übernommen. Chriſtiane v. Wurmb, Couſine von Schillers Frau, in der Folge die Gattin des Gymnaſialdirektors Abeken in Osnabrück, brachte die Wintermonate des Jahres 1801 in Schillers Hauſe zu. Der ſchöne Verſtand und die ernſte Richtung des zwanzigjährigen Mädchens intereſſirten den Dichter lebhaft, und ihre ausgezeichnet ſchöne Stimme, die ſie in Weimar ausbilden ſollte, gereichte ihm zu großem Vergnügen. Frau

1801. v. Wolzogen theilt aus dem Tagebuche dieſer Jungfrau eine Reihe ſinniger Blätter voll Erinnerungen aus Schillers Geſprächen mit,* aus welchen einige charakteriſtiſche Proben dieſem Leben nicht fehlen ſollen.

„Den 15. Febr., als ich mit Schiller allein Thee trank.“

„Die ganze Weisheit des Menſchen ſollte allein darin beſtehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn ſo zu benutzen, als wäre es der einzige, letzte. Es iſt beſſer mit gutem Willen etwas zu ſchnell thun, als unthätig bleiben.“

„Den 1. März, als ich mit ihm aus der Komödie ging.“

„Wenn man dreißig Schauſpiele ſähe, und man fragte ſich bei jeder vollendeten Vorſtellung: Was hat der Dichter damit ſagen wollen? Was war ſeine Abſicht, ſein Zweck? Was war Gutes oder Schlechtes daran? Wie hat er dieſes oder Jenes gehalten? Wenn man ſich ſo von jeder Scene Rechenſchaft gäbe, ſo wäre es keine Frage, daß man am Ende das einunddreißigſte ſelbſt verfertigen könnte. Und zu was für einem großen Grade von Vollkommenheit könnte der Menſch kommen, wenn er es mit Allem, was ihm begegnete, und was in ſeiner Seele vorginge, ſo machte.“

„Den 5. März, als ich ihm Kaffee einſchenkte.“

„Billigkeit iſt eine ſchöne, aber ſeltene Tugend. Oft fehlen die ſanfteſten Herzen am meiſten dagegen. Weil ſie

* II, 203—223.

mit Innigkeit und Treue an der leidenden Partei hängen, 1801.
so flößt ihnen Alles, was dagegen ist, einen unwillkürlichen Widerwillen ein, und dieses ist ein Stein, an dem so oft die Menschheit scheitert."

„Den 6. März, bei Tisch."

„Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sey der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie unendlich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen seyn, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären."

„Den 9. März, als ich ihm ganz allein den Thee in seiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten."

„Es ist schwer und gehört ein Grad von Cultur und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften steht. Es giebt Gemüther, die nie an diesen Stein des Anstoßes gerathen; sie sind nicht zum tiefen Denken gewöhnt, sie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall so will. Ist dagegen bei andern Naturen der erste, jugendliche Traum verraucht, wo Alles in freundlichem Lichte erscheint, wo man Alles umfassen möchte, wo man wähnt, alles, was da ist, sey um unsertwillen da, — ist dieser süße Blick verschwunden, dann erscheint uns sogleich Alles ernster; der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten — da sehen wir

1801. oft mit freiem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand, und ein weiches, unverdorbenes Herz dazu, daß die Menschenliebe siege."

„Den 15. März, als sein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde sey."

„Man sollte es sich zur heiligsten Pflicht machen, dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen.* Die Forderung muß von Innen heraus geschehen, und jede Frage, die man beantwortet, ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Man sagt dem Kinde öfters im sechsten, siebenten Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen, schönen Sinn dieser Worte noch nicht ahnen kann, und so sich seine eigenen verworrenen Vorstellungen macht. Entweder verhindert man durch dieses zu frühe Erklären den schönen Augenblick des Kindes ganz, wo es das Bedürfniß fühlt, zu wissen woher es kömmt, und wozu es da ist — oder kommt er ja, so ist das Kind schon so kalt durch seine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihm nie wird

---

* Der Verfasser dieser Biographie verkannte als jugendlicher Erzieher diese Pflicht, und fragte sein ältestes Kind, als es drei Jahre alt war, beim Anblick eines herrlich blühenden Gartens, ob es auch wisse, wer das Alles gemacht. „Ja," antwortete das Mädchen leise und bedeutungsvoll. — „Nun wer?" — „die Großmama!" war die Antwort. Dadurch kam der Vater auch auf Schillers Gedanken, solang es noch Zeit war.

die Wärme einflößen können, die es gefühlt haben würde, 1801.
wenn man ihm Zeit bis zu dieſem entſcheidenden Augenblicke gelaſſen hätte. Und das Kind hat vielleicht ſeine ganze Lebenszeit daran zu wenden, um jene irrigen Vorſtellungen wieder zu verlieren, oder wenigſtens zu ſchwächen."

„Den 18. März, als er mich in meiner Stube nähend fand."

„Es iſt ein eigen ſeltſam Ding um die gelehrten Frauen! Wenn ſie einmal den ihnen angewieſenen Kreis verlaſſen, ſo durchfliegen ſie mit ſchnellem, ahnendem Blicke unbegreiflich raſch die höheren Räume. Aber dann fehlt ihnen die ſtarke, anhaltende Kraft des Mannes, der eiſerne Muth, jedem Hinderniß ein ernſtes Ueberwinden entgegen zu ſetzen, um feſt und unaufhaltſam in jenen Regionen fortzuſchreiten. Das ſchwächere Weib hat ſeinen erſten ſchönen Standpunkt verloren, und wird entweder zur eitlen Thörin oder unglücklich."

„Den 21. März, als ich den Wunſch geäußert, ſo wie die Jagemann ſingen zu können."

„Man ſollte beinahe glauben, daß Neid der menſchlichen Natur eigen ſey, doch verſteht ſich, nicht jener gemeine niedrige, welcher ſo tief herabwürdigt. Schon die Bewunderung einer Kunſt, eines Talents, oder was es ſey, führt gewöhnlich den leiſen Wunſch mit ſich, es auch zu beſitzen. Und durch gute Erziehung iſt dieß gewiß ein großes Mittel, die menſchlichen Kräfte zu einer gewiſſen Vollkommenheit zu erheben."

1801. „Den 22. März, beim Souper.“

„Wie hoch könnte Kunſt und Wiſſenſchaft geſtiegen ſeyn, würde ſie nicht oft durch Sklavenſeelen um Gold und Gunſt feil geboten.“

„Den 25. März, als ich Thee einſchenkte.“

„Wie ſelten benutzen und ergreifen die Menſchen aus Leichtſinn die köſtlichen Augenblicke mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen und unbenützt einen tiefen Stachel in der Seele zurücklaſſen.“

„Den 3. April, als ich mich fürchtete, in Rudolſtadt zu ſingen.“

„Ernſter, guter Wille iſt eine große, die ſchönſte Eigenſchaft des Geiſtes. Der Erfolg liegt in einer höhern, unſichtbaren Hand. Nur die Abſicht giebt dem Aufwande von Kräften Werth. Und ſo erheben wir uns über Lob und Tadel der Menſchen.“

„Den 5. April.“

„Daß feſte Grundſätze und Tugend unter den Menſchen wirklich und kein Traum ſeyen, beweist der Umſtand, daß ſo viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derſelben, zu blenden.“

„Den 7. April.“

„Es iſt ein ungeheures namenloſes Gefühl, wenn das Innere ſeine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird, und unſer Geiſt ſich feſt und ſtark erhebt. In uns fühlen wir Alles, die Kraft ſtrebt zum Himmel empor und findet um ſich kein Ziel.“

„Den 8. April.“ 1801.

„Es ſind die kleinern engen Gemüther, die ſo gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schickſals bezeichnen.“

Von dieſen Erinnerungen ſagt Göthe:* „Schiller erſcheint hier, wie immer, im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſeyn würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſeyn!“

Wirkſamkeit, Leben, Begegniſſe und Freunde in Weimar.

1802.

Das Jahr 1802 eröffnete Schiller mit einem Briefchen an ſeinen Freund Göthe, in den alten Geſinnungen gegen dieſen und mit guter Hoffnung. Die beiden Dichter waren jetzt ganz unzertrennlich. Eine Abendgeſellſchaft, die ſich wöchentlich in Göthe's Hauſe verſammelte, aus gleichgeſtimmten und wohlwollenden Menſchen beſtehend, erheiterte unſern Dichter ſehr. Die Geſellſchaft ſpielte Ritter und Fräulein, und die Ritter, (Göthe, Schiller und

* Eckerm. II, 11. d. 11. September 1828.

1802. Meyer) hatten die Pflicht, die Vorzüge ihrer Damen zu beſingen. Als Kotzebue bei einem Aufenthalte in Weimar in dieſem Cirkel keine Aufnahme fand, (im Herbſt 1802) ſtiftete er einen zweiten, und wollte, Göthe'n, von dem er ſich perſönlich beleidigt fühlte, zum Trotz, den Dichter Schiller zum Patron deſſelben machen. Dieſer ſollte auf dem Weimar'ſchen Stadthauſe gekrönt werden. Scenen aus Don Carlos und der Jungfrau ſollten die Feſtlichkeit einleiten; Sophie Mereau die Glocke recitiren, Kotzebue ſelbſt, nachdem er als Vater Thibaut geſchäfert, als Glockengießer eine Glockenform von Pappendeckel entzwei ſchlagen; mit ſeinem letzten Streiche ſollte die Form zerſpringen und Schillers ſichtbar gewordene Büſte von Frauenhänden mit dem Lorbeer geſchmückt werden. Der gefällige Wieland hatte ſeine Anweſenheit zugeſagt, Schiller war eingeladen, hatte aber bei Göthe geäußert: „ich werde mich wohl krank ſchreiben.“ Der Oppoſitionsplan ſcheiterte zuerſt an Heinrich Meyers Weigerung, als Conſervator die in der Bibliothek aufgeſtellte (kleinere) Büſte Schillers von Dannecker herzugeben, und noch entſchiedener an der Erklärung des Bürgermeiſters, den Stadthausſaal nicht zum Theater umſchaffen zu wollen. Eine Dame Weimars beſang den tragiſchen Ausgang der Komödie von der Glocke in drolligen Verſen:

..... Die edle Form zerſpringt im Sand.
Sie wird Discordia genannt.*

* „Falk über Göthe;“ ausführlich bei Hinrichs I, 78—81.

Nach Göthe's Bericht wurde ſpäter die Glocke wirklich öfters mit allem Apparate des Guſſes und der ſonſtigen Darſtellung gegeben, und die ganze Theatergeſellſchaft wirkte mit, was ſeitdem auf andern deutſchen Theatern wiederholt worden iſt. —* 1802.

„Seit Schiller in Weimar lebte, ſtand ihm beſonders die Bühne vor Augen — erzählt Göthe —** und er beſchloß, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Vorſtellungen derſelben ſcharf und entſchieden zu richten. Und einer ſolchen Schranke bedurfte der Dichter: ſein außerordentlicher Geiſt ſuchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen; ſeine Einbildungskraft, ſeine dichteriſche Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite; und ſo leidenſchaftlich er auch hiebei verfuhr, ſo konnte doch bei längerer Erfahrung ſeinem Scharfblicke nicht entgehen, daß ihn dieſe Eigenſchaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen mußten." Darauf erinnert Göthe daran, wie ſich der Wallenſtein vor ſeinem Genie immer mehr ausgedehnt, wie er zuletzt in drei Theile getheilt, und ſeit der Aufführung immer wieder verändert worden, damit nur die Hauptmomente im Engern wirken möchten; wie der Don Carlos, ſchon früher für die Bühne zuſammengezogen, bei einer ſpäteren Redaktion zu theatraliſchem Zwecke muthig, ja unbarmherzig behandelt, 1800 bis 1805.

* Hoffm. IV, 119 ff.

** Ueber das deutſche Theater, Mbl. 1815; in Dörings älterem Leben Schillers, S. 192 ff.

1800 bis 1805. doch nicht in den Raum von drei Stunden eingeschlossen werden konnte.

Selbst seine frühesten Stücke — Göthe nennt sie „Produkte genialer jugendlicher Ungeduld über schweren Erziehungsdruck" — versuchte er jetzt „dem geläutertern Geschmacke anzuähnlichen, und pflog hierüber mit sich selbst in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath." Sie fanden jedoch das Mißfällige hier zu innig mit Gehalt und Form verwachsen, und so mußten sie der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefert werden.

Was man an eigenen Werken gethan, könnte man auch an fremden thun, dachte jetzt Schiller, und so entwarf er den Plan, in Gesellschaft übereindenkender Freunde frühere dramatische Leistungen der Jetztwelt und ihrer Bühne durch angemessene Bearbeitung näher zu bringen. Um sein „deutsches Theater" auf ächt deutschem Boden zu gründen, war seine Absicht zuerst, Klopstocks Hermannsschlacht zu bearbeiten. Als er seine ideellen Forderungen hier gar nicht befriedigt fand,* wurde das Stück bei Seite gelegt,

* „Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird." S. an G. 30. Mai 1803.

und Leſſings Stücke, Emilia Galotti, die ihm übrigens zuwider war, Minna von Barnhelm und Nathan wurden vorgenommen. Das letztere Drama erſcheint nach ſeiner und der Kunſtfreunde Redaktion noch immer auf den Bühnen. 1800 bis 1805.

Göthe's Egmont war von Schiller ſchon bei Iffland's Anweſenheit in Weimar (1796) grauſam verkürzt worden; Klärchens Verbannung litt der Dichter nicht. Auch Stella verdankte unſrem Schiller ihre Erſcheinung auf dem Theater; Iphigenie wurde im laufenden Jahre (1802) gemeinſchaftlich von beiden Dichtern für die Bühne zubereitet; zu gleicher Zeit wurde Gozzi's Turandot dem Theater von Schiller überliefert, und dort ſchon im Januar aufgeführt. Damals kam auch Fr. Schlegels Alarkos auf die Bretter, und Schiller that mit Göthe das möglichſte für dieſes „ſeltſame Amalgam des Antiken und Neueſtmodernen." Noch in ſeinem letzten Lebensjahre war er bei der Vorſtellung des „Götz von Berlichingen," (Sept. 1804) der „Laune des Verliebten" und „der Mitſchuldigen" (März 1805) beiräthig und thätig. — Seine letzte Arbeit war eine Anpaſſung von Shakſpeares Othello für die Bühne.* — Er hatte auch den Gedanken, ein beſonderes Männertheater zu errichten; und die Idee der Direktion einer größern Bühne beſchäftigte ihn oft. „Das Theater,"

* Boas III, 40.

1800 bis 1805. ſagte er, „und die Kanzel ſind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet;“ und in ſeinem Sinne ſollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menſchen geiſtiger, ſtärker, liebreicher machen, ſie vom Egoismus befreien.

Auch den Schauſpielern wandte er ſich in dieſer Zeit wieder gütig zu. An Abenden, wo ſie eins ſeiner Stücke mit Glück oder zum erſtenmal dargeſtellt hatten, pflegte er die Hauptakteurs auf das Stadthaus einzuladen, wo die Zeit unter fröhlicher Unterhaltung verging. Gewöhnlich aber ſaß er Abends allein bei der Arbeitslampe bis über Mitternacht, wie in Jena, und Göthe bewunderte ſeine Lebenszähheit, die ſolcher Anſtrengung nicht früher unterlegen iſt, und ihm gewiß bei vorſichtigerer Lebensweiſe ein höheres Alter vergönnt hätte.

1802. Der Ankauf eines kleinen, aber bequemen und hinter ſchattigen Bäumen auf der Esplanade freundlich gelegenen Hauſes vollendete Schillers Zufriedenheit in Weimar. Die erſten Zeiten dieſer Ortsveränderung wurden ihm jedoch durch manches verbittert; beſonders durch die Nachricht von dem ſchweren Krankenlager und dem Tode ſeiner guten Mutter in Schwaben. „Aus einem Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt“ — ſo klagt er ſeinem Freund Göthe, der damals die Univerſitätsbibliothek zu Jena einrichtete, am 12. Mai 1802 — „erfuhr ich, daß an demſelben Tag, wo ich mein neues Haus bezog, die

Mutter ſtarb. Man kann ſich nicht erwehren, von einer 1802.
ſolchen Verflechtung der Schickſale ſchmerzlich angegriffen zu werden.“ Seine Mutter hatte in der letzten Zeit bei ihrer jetzt mit dem M. Frank, damals Pfarrer zu Cleverſulzbach, unweit von Weinsbergs Weibertreue, verheiratheten Tochter Louiſe gewohnt. Jetzt haust auf dieſem Pfarrhofe einer der liebenswürdigſten jüngern ſchwäbiſchen Dichter. *

Wie Schiller ſeine Mutter betrauerte, wie er ihr einen Blick in die Ewigkeit nachſchickte, haben wir im erſten Buche

---

* Eduard Mörike, geb. zu Ludwigsburg den 8. September 1804. In ſeinen Gedichten, (St. und T. Cotta, 1838. S. 113) findet ſich folgende Aufſchrift

Auf das Grab von Schillers Mutter.

Cleverſulzbach im Mai.

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umſchließt, wall' ich in Einſamkeit oft.
Sieh den geſunkenen Hügel! es kennen wenige Greiſe
Kaum ihn noch, und es ahnt Niemand ein Heiligthum hier.
Jegliche Zierde fehlt, und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum ſchützende Arme umher.
Wilde Roſe! dich find' ich allein ſtatt anderer Blumen.
Ja, beſchäme ſie nur! brich als ein Wunder hervor!
Tauſendblättrig öffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeiſternden Duft, den aus der Tiefe du ziehſt!
— Eines unſterblichen Mutter liegt hier beſtattet; es richten
Deutſchlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

1802. geſehen. Schmerz und Freude* wirkten auf die gleiche Weiſe in ſeiner Seele: ſie gaben ihr eine Richtung nach oben, und fachten die Glaubensflamme immer wieder in ihr an. Auch die geſchwiſterlichen Bande zog er auf dieſen Verluſt wieder feſter an. „O liebe Schweſter," ſchrieb er an Chriſtophine, „ſo ſind uns nun beide liebende Eltern entſchlafen, und dieſes älteſte Band, das uns ans Leben feſſelte, iſt zerriſſen! Es macht mich ſehr traurig und ich fühle mich in der That verlaſſen, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Weſen umgeben ſehe, und Euch, ihr guten Schweſtern noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hauſe übrig ſind, [uns] deſto näher an einander ſchließen! Vergiß nie, daß du einen liebenden Bruder haſt; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unſerer Jugend, wo wir uns noch Alles waren. Das Leben hat unſere Schickſale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben."

Sonſt fühlte ſich Schiller in Weimar ſehr glücklich, und gab ſich in den kurzen Stunden der Erholung von ſeinem

---

* Ungefähr um dieſelbe Zeit ſang er, in fremdem Namen, einem Freunde bei der Hochzeit zu:

Ewig, wie du ſelber biſt,
Freu' dich deiner Beute,
Wenn die Sonne nicht mehr iſt,
Liebe noch wie heute!

(Boas I, 79.)

Dichterberufe ganz den harmlosen Familienfreuden hin. 1802.
Mit seinen Knaben spielte er Löwe und Hund; manchmal fand ihn ein Hausfreund, wie jener Gesandte Heinrich den Vierten, auf vier Füßen in dem Zimmer herumkriechend. Bei Tische saß er beständig zwischen zweien seiner Kinder; wo er konnte, liebkoste er sie und scherzte mit ihnen. Sie hatten ihn auch unbeschreiblich lieb; und während der lange Mann nichts that, die Anrückenden zu erleichtern, kletterten sie an ihm hinan, sich einen Kuß zu erobern. *

Auch in den geselligen Verhältnissen fand sich der Dichter befriedigt. Hier herrschte die schönste geistige Freiheit. ** „Der Herzog wußte gastfreundlich den Genius zu bewirthen, indem er ihm ungestörten Selbstgenuß vergönnte, und wenn er als Weltmann zuweilen über poetische Ansichten absprach, so gönnte er doch den Musen ihre Freiheit." Die Herzogin fühlte eine innige Zuneigung zu Schillers Werken, und dieser rühmte mit Rührung das gütige Benehmen der hohen Frau. Auch in dem Zauberkreise der Herzogin Mutter, in welchem alles Lästige und Beschränkte der Verhältnisse wegfiel, war er, so oft es seine Gesundheit erlaubte, und Wieland, der gefeierte Genius ihres Hauses, blieb unsrem Dichter immer befreundet. Mehrere anmuthige, jugendliche Gestalten erfreuten Schillern. Die Prinzessin Caroline, Tochter des Herzogs, (als

* Heinr. Voß, 54 f.

** Fr. v. Wolz. II, 184 ff.

1802. Erbgroßherzogin von Meklenburg 1816 früh geſtorben) ein himmliſches Gemüth, das mit Geiſterliebe alles Schöne und Gute begrüßte, zog ihn beſonders an; an Amaliens von Imhof aufblühendem Talent hatte er große Freude. Die reinſte Geſinnung und das Mäßige, Mildernde eines klaren Verſtandes erhielt ihm Heinrich Meyern nächſt Göthe werth. Herrn v. Einſiedel, einen heitern, liebenswürdigen Mann, ſah er ſehr gerne; der Geheimerath von Voigt, ein Geſchäftsmann voll Jünglingsſinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, blieb des Dichters thätiger Freund.

Weder mit Herder, aus Gründen, die wir kennen, noch mit Jean Paul, deſſen Produkte durch ihre Formloſigkeit ſeinen Kunſtgeſchmack beleidigten, ohne daß er ſeinen hohen Geiſtesflug verkannte, entſtand ein inniges Verhältniß. Böttigers Gelehrſamkeit ſchätzte Schiller, doch wünſchte er ihm von Herzen eine glückliche Reiſe, als er nach Berlin wollte (Dec. 1803). Die Gefangenſchaft Kotzebue's in Siberien hatte menſchlichen Antheil für dieſen erregt; er zeigte, wie wir geſehen, große Verehrung für Schillern, der ihm freundlich, doch ohne Annäherung begegnete, aber von ihm ſagte: „Er iſt doch wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt.“

Mit Göthe beſtand, wie wir längſt geſehen, das innigſte Verhältniß, heiße man es nun Geiſtes- oder Herzensfreundſchaft. „Es war einzig,“ ſagt der Alte zu Eckermann, „weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemein-

samen Bestrebungen fanden, und es für uns keiner soge- 1802.
nannten besondern Freundschaft bedurfte." Und ein andermal spricht er: „Es waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schillern durchaus etwas dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Spekulation müde zu werden anfing, daß Schiller so viel jünger war, und im frischesten Bestreben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg." So erkannte Göthe das Walten der Vorsehung in dieser Verbindung. Er gestand, daß er Schillern Vieles, namentlich seine Achilleïs und manche Balladen verdanke. Auch blickte er, in vielem sich überlegen fühlend, in manchem doch an Schiller empor: „der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst," sagt er, „eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weßhalb denn auch Schiller von Allen so hoch gehalten wird." Und ein andermal legt er dem Freunde sogar etwas von der Christusnatur bei und sagte: „sein Charakter wirkte wie der Charakter Jesu veredelnd auf Jeden, der sich ihm näherte." *

Wolzogen und seine Gattin waren nächst Göthe Schillers eigentliches Lebenselement. Jener, von der Akademie her sein

* Eckerm. I, 141. 196. 219. u. a. a. O., das letzte aus dem Gedächtniß citirt.

1802. Freund, erheiterte ihn durch seine vielseitige Weltansicht, die der Dichter gerne seiner eigenen Abgeschlossenheit zu gute kommen ließ. Schiller freute sich der Wirkung seiner Dichtung auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth. „Wenn es bei dem durchdringt," pflegte er zu sagen, „da ist es gewiß tüchtig." So lebten sie in vertrauter Freundschaft, geborgen vor lästigem Andrange, sicher bei vernünftiger Einrichtung. Zwar war Schillers Lage noch immer von der Art, daß er den Seinen eine sorgenfreie Zukunft erst sichern mußte, aber die Plane gingen seiner Phantasie nicht aus, und daneben handelte er als Familienvater mit großer Besonnenheit. Dalbergs schwankende Verhältnisse machten es in neuerer Zeit diesem edeln Gönner selbst bedenklich, unsres Dichters Existenz an die seine zu knüpfen. Auch fiel der Churfürst und Erzkanzler des Reichs wirklich in das Netz des Unterdrückers, zu dem Schiller nie Neigung und Vertrauen für die Menschheit faßte; denn seiner „freien Seele war der Hauch der Tyrannei zuwider." Er konnte sich für diesen Eroberer nicht begeistern. „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte," sagte er — „aber ich vermags nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein Bonmot vernimmt man von ihm." * —

* Jamais pour éclaircir ta royale tristesse
La coupe des Festins ne te versa l'ivresse.
Lamartine.

Zu Herren gab Hadrian Leonard und ging vor sein

Haus, wo er Leonard's Pferd fand, das er bestieg und ritt
nach Hause. Dort angekommen, ließ er Leonard's Pferd
Futter und Wasser geben. Eine Verabredung mit
Leonard hatte er nicht getroffen, weil er sich nicht
vorstellen konnte, daß Leonard sich ihm entziehen
würde. Leonard aber ritt, ohne sich weiter zu
besinnen, nach Dublin.

Hadrian wartete vergeblich auf ihn. Nicht
einmal ein Brief kam. Da ritt er selbst nach Dublin,
um Leonard zu suchen. Er fand ihn nicht. Leonard
hatte sich, wie man sagte, aus, aus dem Staube
gemacht. Hadrian ritt nach Hause. Er hatte
Leonard's Pferd mitgenommen, das er nun
Leonard zurückgab. Er ließ sich nicht mehr
sehen. Er ging nicht mehr aus dem Hause.

1802. und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo* und der Kinder willen mir auch gefallen lassen." (17. Februar 1803). **

---

* Der familiäre Name seiner Frau, für Lottchen. Geradeso hatte, als A. 1798 sein gütiger Herzog das neufränkische Bürgerdiplom sich für die herzogl. Bibliothek ausgebeten hatte, Schiller, der gute Familienvater, Vorsorge getroffen, daß, wenn eines seiner Kinder sich einmal in Frankreich niederlassen und das Bürgerrecht reklamiren wollte, es hier zu finden wäre. (an Göthe den 9. März 1798).

** Unsre Leser werden das in mehr als Einer Hinsicht merkwürdige Aktenstück, welches durch Friedr. Cast's historisch-genealogisches Adelsbuch des Königreichs Württemberg (Stuttg. 1839. S. 467 ff.) veröffentlicht worden ist, nicht ungerne hier sehen.

Auszug aus dem Adelsdiplom Schillers.

d. d. Wien, 7. Septbr. 1802.

Wir Franz der Andere, von Gottes Gnaden u. s. w. u. s. w. — Wann Uns nun allerunterthänigst vorgetragen worden ist, daß der rühmlichst bekannte Gelehrte und Schriftsteller Johann Christoph Friedrich Schiller von ehrsamen deutschen Voreltern abstamme, wie denn sein Vater als Offizier in herzoglich württembergischen Diensten angestellt war, auch im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen gefochten hat, und als Oberstwachtmeister gestorben ist, er selbst aber in der Militärakademie zu Stuttgart seine wissenschaftliche Bildung erhalten, und, als er zum ordentlichen Lehrer auf der

Und seinem Schwager, dem Pfarrer Frankh, hatte 1802.
er nach Schwaben geschrieben (29. Okt. 1802): „die Zeitungen haben mir den Adel von Wien aus zuerkannt; ich

---

Akademie zu Jena berufen worden, mit allgemeinem und seltsamem Beifall Vorlesungen, besonders über die Geschichte, gehalten habe; ferner daß seine historischen sowohl, als die in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen Schriften in der gelehrten Welt mit gleichem ungetheiltem Wohlwollen aufgenommen worden seyn, und unter diesen besonders seine vortrefflichen Gedichte selbst dem Geiste der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben hätten; auch im Auslande würden seine Talente hoch geschätzt; so daß er von mehreren ausländischen Gelehrten-Gesellschaften als Ehrenmitglied aufgenommen worden sey; seit einigen Jahren aber als herzoglich sächsischer Hofrath und mit einer Gattin aus gutem adeligen Hause verehelicht, sich in der Residenz Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden aufhalte, es auch der lebhafte Wunsch Seiner Liebden sey, daß gedachter Hofrath sowohl wegen dessen in ganz Deutschland und im Auslande anerkannten ausgezeichneten Rufes, als auch sonst in verschiedenen auf die Gesellschaft, in welcher derselbe lebe, sich beziehenden Rücksichten, noch eine besondere Ehrenauszeichnung genieße; Wir daher gnädig geruhen möchten, denselben sammt seinen ehelichen Nachkommen in des heiligen röm. Reichs Adelstand mildest zu erheben, welche allerhöchste Gnade er lebenslang mit tiefschuldigstem Danke verehren werde, welches derselbe auch wohl thun kann, mag und soll:

So haben Wir demnach in gnädigster Rücksicht auf die ehrerbietigsten Wünsche Seiner des Herzogs zu Sachsen-

1802. selbst aber habe noch Nichts von dorther erhalten. Indessen mag an dem Gerüchte etwas Wahres seyn, denn ich habe Ursache zu vermuthen, daß mein Herzog mir damit ein Geschenk machen wollte."

Weimar Liebden, wie auch auf oben angeführte ausgezeichnete seltene Verdienste, mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wissen ihm, Johann Christoph Friedrich Schiller, die kaiserliche Gnade gethan, und ihn sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts, in gerader Linie absteigenden Stammes, in des heiligen römischen Reichs Adelstand gnädigst erhoben, eingesetzt und gewürdigt, auch der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer adeliger Personen dergestalt zugeeignet, zugefüget und verglichen, als ob sie von ihren vier Ahnen, väterlicher und mütterlicher Seits, in solchem Stande hergekommen und geboren wären. Thun das, erheben, setzen und würdigen sie in des heil. röm. Reichs Adelstand aus römisch-kaiserl. Machtvollkommenheit, meinen, setzen und wollenn. s. w. u. s. w.

Gebieten darauf allen und jeden Kurfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen Prälaten, Grafen, Freien, Herren, Rittern, Knechten, Landmarschällen u. s. w. und sonst allen andern Unsern und des Reichs Unterthanen und Getreuen, was Würden, Standes und Wesens die seyen, ernst- und festiglich mit diesem Briefe, und wollen, daß sie oftgenannten Johann Christoph Friedrich von Schiller, seine ehelichen Leibeserben, und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts in gerader Linie absteigenden Stammes, für

Adolf Baer in dem Artikel: Die Lehre von der Bildung und Entwickelung des Knochengewebes. Bonn 1853. 4. Mit 4 Tafeln. Abgedruckt aus: Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens. Jahrgang X. Sitzungsberichte der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn. Jahrgang X. Bonn 1853. 8. S. 1—8. Mit 4 Tafeln.

Adolf Baer in dem Artikel: Die Lehre von der Bildung und Entwickelung des Knochengewebes. Bonn 1853. 4. Mit 4 Tafeln. Abgedruckt aus: Verhandlungen des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westphalens. Jahrgang X. Sitzungsberichte der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn. Jahrgang X. Bonn 1853. 8. S. 1—8. Mit 4 Tafeln.

1802. geworden war. Dem großen Schiller ſeinen Adel vorrechnen zu wollen, wäre ſo armſelig, als ihm denſelben anzurechnen.*

Die Braut von Meſſina. Lyriſche Gedichte. Schiller und Calderon.

1802 bis 1803. In die Werkſtatt Schillers, während der Produktion ſeines neuen Trauerſpiels, können wir den Leſer nicht einführen, da die brieflichen Mittheilungen hier faſt ganz ſchweigen. Schon Ende Januars 1802 fühlte er ſich von dem neuen Stoffe angezogen, der fruchtbar und vielverſprechend ſchien. Aber es war noch „der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung." Erſt am 18. Auguſt 1802 ſagt uns ein Brief des Dichters an Göthe: „Ich bin in dieſen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit meinem Stück beſchäftigt geweſen, und ich habe noch bei keiner Arbeit ſo viel gelernt, als bei dieſer. Es iſt ein Ganzes, das ich leichter überſehe, und auch leichter regiere; auch iſt es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, als einen reichen und zu breiten Gegenſtand einzuſchränken." Am letzten Abende des Jahrs

---

* Von allen Contribuenten zu Schillers Statue hat nur Einer ſeine Gabe mit den charakteriſtiſchen Worten begleitet: „Für das Hofrath von Schiller'ſche Denkmal."

1802 las er der Familie und der anweſenden Schwieger- 1802 bis
mutter, was vom Stücke fertig war, vor, und verſprach 1803.
voll Heiterkeit, jeden Sylveſterabend mit einer neuen Tragödie zu feiern.

Mit dieſer Arbeit trat er ins neue Jahr hinüber. Seine 1803.
Thätigkeit war ganz auf Einen Punkt gerichtet; auch war es ein mißliches und nicht erfreuliches Geſchäft, bis die vielen in den vier erſten Akten zurückgelaſſenen Lücken ausgefüllt waren. Er durfte nicht hoffen, auf des Erzkanzlers Geburtstag (8. Febr.) fertig zu werden, um ihm, der ſich mit einem ſchönen Neujahrspräſent eingeſtellt hatte, ſeine Aufmerkſamkeit bezeugen zu können.

Ein Geburtstag ſollte aber doch dadurch gefeiert werden, der des Herzogs von Meiningen, an welchem das Stück noch im Februar fertig und wirklich auch vorgeleſen wurde. Der Dichter hatte ſich von dieſer Vorleſung eine mäßige Erwartung gemacht, weil er ſein Publikum nicht dazu auswählen konnte, ward aber durch eine recht ſchöne Theilnahme belohnt. „Furcht und Schrecken," meldet er Göthe'n, der nicht zugegen geweſen war, „erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung, ſo daß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Brettern eine bedeutende Wirkung von dem Chore verſprechen kann."

1803 Was Göthe zu dem neuen Drama ſagte, erfahren wir nirgends; nur indirekt hat er ſich gegen den Chor in demſelben ausgeſprochen. Die erſte Leſeprobe wurde noch in der letzten Woche des Februars gehalten, und ging gut von Statten. Die Aufführung blieb auf den Sommer verſchoben.

1800 bis 1803. Inzwiſchen hatte Schiller ſeine alten Papiere über die Maltheſer wieder vorgenommen und es ſtieg eine große Luſt in ihm auf, ſich gleich an dieſes Thema zu machen. „Das Eiſen iſt jetzt warm und läßt ſich ſchmieden.“ Dennoch ließ er es erkalten, und Ende Mai's finden wir den Dichter wieder über lyriſchen Arbeiten. In dieſer Gattung waren, ſeit er in Weimar lebte, im J. 1800 die Gedichte „an Göthe,“ „die Antiken in Paris,“ die deutſche Muſe;“ im Jahr 1801, „der Antritt des neuen Jahrhunderts,“ „Hero und Leander,“ „Sehnſucht,“ „das Mädchen von Orleans;“ im Jahr 1802, „die Gunſt des Augenblicks,“ „dem Erbprinzen von Weimar,“ „Thekla, eine Geiſterſtimme,“ „die vier Weltalter,“ „Caſſandra,“* „an die Freunde,“ „Parabeln und Räthſel“ entſtanden. Das Jahr 1803 fügte zwei „Punſchlieder,“ den „Pilgrim,“ den „Grafen von Habsburg,“ den „Jüngling am Bach,“ und eben jetzt „das Siegesfeſt“ hinzu, eines der erhabenſten Gedichte, ein rechtes Tragödienlied. Sonderbarer Weiſe

* Schiller ſagt auch am 11. Febr. 1802, er habe die „Caſſandra in ziemlich glücklicher Stimmung angefangen.“

hatte Schiller es ganz ernſtlich zu einem Kränzchens- und Geſellſchaftsliede beſtimmt, um den platten Ton der Freimaurerlieder zu verbannen. „Ich wollte alſo," ſagte er zu Göthe, „gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinfallen, und mir da holen, was ich nur ſchleppen konnte." Zu einem Commersliede iſt aber dieſes hohe Lied der Vergänglichkeit wahrhaftig zu ernſt und zu groß! 1800 bis 1803.

Von allen dieſen Gedichten hatte ſein Freund Göthe die Räthſel am freundlichſten aufgenommen. Er ſagte: „ſie haben den ſchönen Fehler, entzückte Anſchauungen des Gegenſtandes zu enthalten, worauf man faſt eine neue Dichtungsart gründen könnte." (2. Februar 1802.)

Im Jahre 1803 wurde Schiller von Gries beſucht, als eben der erſte Theil von Schlegels Ueberſetzung des Calderon erſchienen war. Er fand den Dichter von dieſem Werke ganz entzückt. „Wie manchen Fehlgriff," ſagte Schiller, „hätten Göthe und ich uns erſparen können, wenn wir den Calderon früher gekannt hätten." * Dieſes Urtheil war um ſo unverdächtiger, da er Schlegeln, wie wir ja wiſſen, durchaus nicht liebte. Aber Göthe war nicht damit einverſtanden. „Calderon," ſagt er zu Eckermann, „ſo groß er iſt, und ſo ſehr ich ihn bewundere, hat auf 1803.

* Briefliche Mittheilung meines Freundes Gries, von deſſen Ueberſetzung Calderons ſo eben der zweiten durchgeſehenen Ausgabe erſter Band (Berlin, Nicolai) die Preſſe verläßt. Mai 1840.

1803. mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre worden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen, und es wäre daher Schade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinſicht zu erreichen." *

Im Frühling dieſes Jahres ging auch Schillers Bearbeitung des Paraſit aus dem Franzöſiſchen mit Glück über die Bühne. Das Picard'ſche Stück der Neffe als Onkel konnte wegen Abweſenheit der Hauptſchauſpieler nicht einſtudirt werden.

Am 3. Juli wurde endlich die Braut von Meſſina zu Lauchſtädt aufgeführt, und Jupiter Tonans ſchien ſelber ſeinen ſeltſamen Bund mit der altkatholiſchen Mutter Kirche in dem Drama gut zu heißen. Der Hofſchauſpieler Graff erzählt uns Folgendes: **

„Es war an einem ſehr heißen Sommertage, als wir

---

* Eckermann I, 218.

** Im Schillersalbum 1837. Johann Jakob Graff, geboren zu Münſter im Gregorienthale im Oberelſaß, 23. September 1768; ſeit 1793 Mitglied des Weimar'ſchen Hoftheaters. — Er nennt fälſchlich den 11. Juli.

während unſres theatraliſchen Aufenthalts in Lauchſtädt 1803.
zum erſtenmale die Braut von Meſſina aufführten. Unſer lieber Schiller, unter deſſen Leitung wir ſeine Stücke gaben, hatte uns dießmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, ſein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu ſehen, und führte uns von der Umgegend Lauchſtädts, beſonders von Halle, eine zahlloſe Menge von Zuſchauern herbei. Unſer Schauſpielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unſre Vorſtellung; mit jedem Akt ſteigerte ſich der Beifall. Ich ſprach den ältern Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu ſprechen anfing:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel ſchwärzen,
Wenn dumpftoſend der Donner hallt,
Da, da fühlen ſich alle Herzen
In des furchtbaren Schickſals Gewalt“ —

brach wirklich über dem Hauſe ein fürchterlicher Donner los, ſo daß das ganze Haus erzitterte; dieß ergriff mich in dem Momente, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verſe herausdonnerte. Den Eindruck, den dieſe Stelle, und die kräftige Mitwirkung meiner Mitſpielenden bis zum Schluß, und am Schluſſe des Stückes ſelbſt, machte, kann ich nicht beſchreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hauſe, man hörte keinen Athem und ſah nur todtenbleiche Geſichter. Nach der Vorſtellung kam unſer

1803. Schiller auf die Bühne und begrüßte Jeden der Vorstellenden aufs freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte: „Dießmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdrucke gesprochen werden!“

Etwas prosaischer als der Schauspieler beobachtete und berichtete der Dichter selbst die Scene, der seiner Frau schrieb, „daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Dennoch wurde es zu Ende gespielt, und unsre Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effekt, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Akt ausspricht, der Donner einfiel.“ Dann erzählt er die Geschichte mit dem Chor wie Graff und lobt seinen „geste extempore,“ der das ganze Publikum ergriff. Der Regen ließ an der schön gemalten Decke des Theaters häßliche Spuren zurück.

Schiller gefiel sich im ungewohnten Müßiggange zu Lauchstädt, hätte aber einen solchen Zustand nicht länger

als acht oder zwölf Tage aushalten mögen. In dieſem 1803.
Spätjahr widerfuhr ihm noch ſonſt Angenehmes. Guſtav IV. von Schweden, den unſre Zeit nicht mehr im Purpurmantel, und nicht mehr über Edelſteine verfügend zu ſehen gewohnt war, ſchenkte dem Dichter des Wallenſtein einen Brillantring, und die Kaiſerin von Rußland bezeugte Begierde, die Braut von Meſſina zu erhalten, die er, nebſt dem Don Carlos in der neueſten Ausgabe, für ſie rüſtete. „Wir Poeten," ſagt er, „ſind ſelten ſo glücklich, daß die Könige uns leſen, und noch ſeltener geſchieht's, daß ſich ihre Diamanten zu uns verirren."

Die Braut von Meſſina wurde ſpäter zu Weimar auch aufgeführt, und Mad. Wolff zeigte hier zuerſt ihr glänzendes Talent als Iſabella.

Auch in Berlin wurde das Stück bald und prachtvoll gegeben.

Von den Kritikern war nur Humboldt voll ziemlich ungetrübter Bewunderung über daſſelbe und nannte von Rom aus (22. Oktober 1803) den Dichter einen unendlich glücklichen Menſchen, dem es gelungen ſey, ſo beſtimmt einen ſelbſt gezeichneten Weg zu verfolgen und ſeine Produktionskraft ewig in ſich rege zu erhalten. „In Rückſicht der ſtrengen Form kann keines Ihrer Stücke," ſchreibt er, „ſich mit der Braut meſſen. In ihr iſt Alles poetiſch, Alles folgt ſtreng auf einander, und es iſt überall Handlung. Auch über den Chor [den Schiller in der Vorrede ausführlich

1803. gerechtfertigt hatte] bin ich einſtimmig mit Ihnen. Er iſt die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem proſaiſchen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunſtwerks.“ Dennoch wagt ſchon Humboldt es, den Gebrauch zu tadeln, den Schiller von dem Chore macht, daß nämlich dieſer, deſſen Beſtimmung ſey, den Stoff zu intellektualiſiren, den handelnden Perſonen zu nahe ſtehe, und in ſich den Reichthum nicht habe, den er haben könnte. Es fehle ihm alſo zugleich an Ruhe und an Bewegung. Daß der Chor Partei mache, tadeln ſowohl Humboldt als Schlegel. Auch die übrige Kritik, und jetzt ſo ziemlich jedermann, iſt über die Mängel des Stückes einig. Nach Tieck hat ſich unſre Bühne noch nie ſo weit verirrt, als dieß in Schillers Braut von Meſſina geſchehen iſt. Es bleibe ein unbegreiflicher Irrthum des Dichters, auf dieſe Weiſe, die das Schickſal aufhebe, ſtatt es zu ergänzen und zu erklären, den Chor der Alten uns erſetzen zu wollen. Und Seume, ſonſt ein abſoluter Schillerianer, ſagte: „Das Schlechteſte, was Schiller gemacht hat, iſt die erſte Hälfte der Mutter in der Braut von Meſſina und ſein Chor daſelbſt. Dieß mag ihm der Geiſt der Humanität vergeben. Mir iſt es unbegreiflich, wie ſo etwas aus ſeiner Seele kommen konnte.“ Auch Hegel erklärt ſich gegen den Chor, den nur Hinrichs dem Dichter gegen den Meiſter, aber nach des Meiſters Methode, zu vindiciren ſucht.* Schiller ſcheint mit dieſer

* III, 255 ff. Vergl. II, XL f.

Tragödie an der Klippe geſcheitert zu ſeyn, vor der er ſich 1803.
ſelbſt einſt gewarnt hatte, am „erfundenen Stoff.“

Das Stück iſt nie ins Volk hinabgedrungen. Auf der Bühne aber macht es durch ſeine einzelnen großen Schönheiten, die einfache Darſtellung der ungeheuren Leidenſchaft, die rührenden Vermittlungsſcenen, Beatrice's Monolog, die letzten Auftritte, Don Ceſars Ende, den Tiefſinn und Gedankenreichthum der Chöre, die antike Mäßigung und Würde der Sprache, immer noch einen tiefen Eindruck.

In jener Dichtung rieſenmäßig dehnendem
Hohlſpiegel ſammelt wachſend Haß und Liebe ſich,
Und wirft verſtärkt ein übermenſchlich Bild heraus.
Doch mangelt reines Ebenmaß der Größe nie,
Nicht ſchweift die Gier in wilde Mißbewegung aus,
Nicht mit verzerrter Miene Grinſen ſpricht der Zorn,
Schön bleibt ein weinend, ein verzweifelnd Angeſicht.
Und ſo entläßt euch ſelber das Entſetzliche,
Das euch, gemeinverwirklicht, als Gorgonenhaupt
Entgegenſtarren würde, durch des Dichters Kunſt
Befriedet, mit dem Jammerſchickſal ſelbſt verſöhnt.
Dann, wenn euch ſeiner Chöre welterklärend Wort
Nach Haus entläßt mit langem Seelenwiderhall,
Nicht götterlos ins Leben tretet ihr hinaus;
Ihr glaubet wieder an der Dichtung Weſenheit,
Und ernſter geht ihr weltlichem Berufe nach,
Denn euch im Geiſte keimet Ueberweltliches.*

* Mit dieſen Worten verſuchte in einem Prolog für die Stuttgarter Bühne (1833) der Verfaſſer dieſer Biographie den Eindruck des Trauerſpiels zu ſchildern.

Frau von Staël und andre Gelehrte im Verkehre mit Schiller. Herders Tod.

1803. Gegen den Schluß des Jahres 1803 kam die geistvolle Kundschafterin deutschen Lebens und deutscher Kunst aus Frankreich auf ihrem Zuge durch Deutschland nach Weimar, von Frankfurt her. „Wenn sie nur deutsch versteht," schrieb Schiller vor ihrer Ankunft an Göthe (30. Nov.), „so zweifle ich nicht, daß wir über sie Meister werden; aber unsre Religion in französischen Phrasen ihr vorzutragen und gegen ihre französische Volubilität aufzukommen, ist eine zu harte Aufgabe."

Göthe war in Jena, wo er in Geschäften so tief untergesunken wühlte, daß ihm zu Muthe war, wie Schillers Taucher — absichtlich geblieben, um ihr auszuweichen. Er bat seinen Freund dringend, ihn in Weimar zu vertreten. „Will Madame de Staël mich besuchen, so soll sie wohl empfangen seyn. Weiß ich es vier und zwanzig Stunden voraus, so soll ein Theil des Loderischen Quartiers möblirt seyn, sie soll einen bürgerlichen Tisch finden, wir wollen uns wirklich sehen und sprechen, und sie soll bleiben, so lange sie will. Was ich hier zu thun habe, ist in einzelnen Viertelstunden gethan, die übrige Zeit soll ihr gehören; aber in diesem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu seyn, ist rein unmöglich,

ſo entſchieden, als es jemals von Ihnen in ähnlichen Fällen ausgeſprochen worden." (13. Dec.) 1803.

Schiller ſtellte das Alles dem Herzoge vor, machte Göthe's Gründe möglich geltend und meinte, der Frau v. Staël ſelbſt müßte es lieber ſeyn, den großen Mann ohne den Train der Zerſtreuungen zu ſehen. Die Tochter Neckers kam. „Frau v. Staël," berichtet Schiller über ſie nach Jena an Göthe den 21. December, „wird Ihnen völlig ſo erſcheinen, wie Sie ſie ſich a priori ſchon conſtruirt haben werden; es iſt alles aus Einem Stück und kein falſcher pathologiſcher Zug an ihr. Dieß macht, daß man ſich trotz des immenſen Abſtands der Naturen und Denkweiſen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man Alles von ihr hören und ihr Alles ſagen mag. Die franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In Allem, was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will Alles erklären, einſehen, ausmeſſen; ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft, wo ſie

1803. umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn bei ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Da sogar ich bei meiner wenigen Fertigkeit im Französisch-reden ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie bei Ihrer größern Uebung eine sehr leichte Communication mit ihr haben."

Welch ein Prüfer der Geister war unser Schiller! Wer diese Worte gelesen hat, kennt die Staël, und wenn er keine Zeile der Delphine, der Corinne, ihrer Werke über Deutschland und über die Revolution gelesen hätte.*

1803 bis 1804. Wir wollen nun sehen, wie Frau v. Staël Schillers Zuneigung erwiedert, wie sie ihn sich im Geiste zu recht gelegt hat. „Das erstemal," sagt sie in ihrem Werk über Deutschland,** „sah ich Schiller bei dem Herzog und der Herzogin von Weimar, in einer eben so geistreichen als imponirenden Gesellschaft. Er konnte das Französische sehr

---

* Man vergleiche mit Schillers Porträt Rahel über die Staël I, 182 f. und Chamisso's Leben I, 266. 272 f. 274 ff. 323 f. Magers Gesch. der franz. Nationallit. II, 1. S. 74—95.

** Sur l'Allemagne. Paris 1820. Tom I, p. 244.

gut leſen, aber geſprochen hatte er es nie. Ich nun ver- 1803 bis
theidigte mit Wärme die Ueberlegenheit unſres dramatiſchen 1804.
Syſtems über alle andern; er verſchmähte es nicht, mich zu bekämpfen, und unbekümmert um die Schwierigkeiten und Stockungen, in die er durchs Franzöſiſchſprechen gerieth, ohne Scheu vor der Meinung der Zuhörer, die der ſeinigen entgegen war, — fand er Worte in ſeiner innerſten Ueberzeugung. Anfangs bediente ich mich, um ihn zu widerlegen, franzöſiſcher Waffen, der Lebendigkeit und des Spottes. Bald aber entdeckte ich in dem, was Schiller ſagte, mitten durch die Hemmniſſe des Wortes ſo viel Ideen; dieſe Charaktereinfalt, die einen Mann von Genie einen Kampf unternehmen ließ, in dem es ſeinen Gedanken an Worten fehlte, machte einen ſolchen Eindruck auf mich; ich fand ihn ſo beſcheiden und ſo unbeſorgt, was ſeine eigenen Erfolge betraf, ſo ſtolz und erregt in der Vertheidigung deſſen, was er für Wahrheit hielt: — daß ich ihm von dieſem Augenblick an bewunderungsvolle Freundſchaft weihte."

In die Länge wurde die unermüdliche neue Freundin mit ihrem „Ideenhunger" und ihren kalten Deklamationen aus der Phädra* denn doch läſtig. „Madame v. Staël," ſagt ein Billetchen Schillers an Göthe ohne Datum, „will noch drei Wochen hier bleiben. Trotz aller Ungeduld der

* Fr. v. Wolz. II, 258.

1803 bis 1804. Franzoſen wird ſie, fürchte ich, doch an ihrem eigenen Leib die Erfahrung machen, daß wir Deutſche in Weimar auch ein veränderliches Volk ſind, und daß man wiſſen muß zu rechter Zeit zu gehen." Ja am Ende fiel ihm bei ihr nicht nur das Danaidenfaß, ſondern ſogar der Oknos mit ſeinem Eſel ein. Göthe ſcheint doch erſt in Weimar mit ihr bekannt geworden zu ſeyn. Benjamin Conſtant war ihr Begleiter; und einmal ſagte Schiller boshaft von ihr: „Von Fr. v. St. habe ich nichts gehört, ich hoffe, ſie iſt mit Herrn B. C. beſchäftigt." Der letztre zeigte übrigens große Achtung vor Schillers Werken und Sinnesart.* Beide führten intereſſante Geſpräche mit einander.

Jene Aeußerungen augenblicklichen Mißmuths vermochten auch den günſtigen Eindruck, den die berühmte Frau im Ganzen auf den Dichter gemacht hatte, nicht zu verwiſchen. „Frau v. Staël iſt eben hier," ſchrieb Schiller am 5. Januar 1804 an ſeine Schweſter Reinwald,** „und belebt durch ihren geiſtreichen und intereſſanten Umgang die ganze Societät. Sie iſt in der That ein Phänomen in ihrem Geſchlecht; an Geiſt und Beredtſamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bei allem dem iſt keine

---

* Seine (ſpätere) Bearbeitung des Wallenſtein iſt jetzt vergeſſen. Man ſehe darüber Carlyle S. 221 Note; Rahel I, 417 f.

** Ungedruckter Originalbrief, durch die Güte des Herrn Oberamtsrichter Rooſchüz dem Verfaſſer mitgetheilt.

Spur von Pedanterei und Dünkel. Sie hat alle Feinhei- 1803 bis
ten, welche der Umgang der großen Welt giebt, und dabei 1804.
einen seltenen Ernst und Tiefe des Geistes, wie man sonst nur in der Einsamkeit ihn erwirbt."

Gegen den März scheint der fremde Gast, durch welchen Schiller, nach seiner eigenen Versicherung, bei allen Vorzügen ihrer Nation, „in seiner Deutschheit bestärkt" worden war, die Residenz Weimar verlassen zu haben.

Fast zu gleicher Zeit mit der Staël erschien am Weimaraner Geisterhorizont ein Phänomen, das damals noch lange nicht in seiner Erdnähe angekommen war, aber von den bewaffneten Geistesaugen unsrer beiden Seher sofort in seiner Bahn und Bedeutsamkeit entdeckt und angekündigt wurde. Hegel kam nach Jena. Göthe hatte mit ihm, Fernow und Schelver Ende Novembers 1803 recht angenehme Stunden verlebt und sagt darauf zu Schiller: „Bei Hegeln ist mir der Gedanke gekommen, ob man ihm nicht, durch das Technische der Redekunst, einen großen Vortheil schaffen könnte. Es ist ein ganz vortrefflicher Mensch; aber es steht der Klarheit seiner Aeußerungen gar zu viel entgegen." Darauf erwiederte Schiller (30. November): „Mit Vergnügen sehe ich, daß sie mit Hegeln näher bekannt werden. Was ihm fehlt, möchte ihm wohl nun schwerlich gegeben werden können, aber dieser Mangel an Darstellungsgabe ist im Ganzen der deutsche Nationalfehler und compensirt sich, wenigstens einem

1803 bis 1804. deutschen Zuhörer gegenüber, durch die deutsche Tugend der Gründlichkeit und des redlichen Ernstes. Suchen Sie doch Hegeln und Fernow einander näher zu bringen; ich denke, es müßte gehen, dem Einen durch den Andern zu helfen. Im Umgang mit Fernow muß Hegel auf eine Lehrmethode denken, um ihm seinen Idealismus zu verständigen, und Fernow muß aus seiner Flachheit herausgehen." Göthe setzte diesen Vorschlag sofort ins Werk.

Auch Rehberg, der Publicist, aus Hannover, kam um diese Zeit durch Weimar; Schiller rühmte seine Achtung vor dem deutschen Wesen und seine Neigung dazu, wußte aber nicht zu sagen, ob er ein Organ habe, die idealistische Denkungsweise aufzunehmen. Thibaut ging zu gleicher Zeit an Schiller vorüber. In Jena sah Göthe den Ankömmling Voß, muß sich aber erst wieder zu ihm und seinem Kreise gewöhnen und seine Ungeduld an Voßens Sanftmuth (?) bezähmen lernen. „Der arme Vermehren [ein Schlegelianer] ist gestorben," meldet Göthe am 2. December 1803 dem Freund. „Wahrscheinlich lebte er noch, wenn er fortfuhr, mittelmäßige Verse zu machen. Die Posterpedition ist ihm tödtlich geworden." Im Januar 1804 kam auch Johannes v. Müller nach Weimar; es erhellt nicht, ob er Schillern aufgesucht; mit Göthe war er viel zusammen.

Als die Staël in Weimar kaum eingetroffen und Göthe noch in Jena war, starb Herder, ohne daß Schiller in seinem

Briefe vom 18. December an den Freund dieſes Todesfal- 1803 bis
les erwähnte. Daß aber der Tod, wie immer, ſeine mil- 1804.
dernde und verſöhnende Gewalt auch über das frühere, doch nicht ohne Leidenſchaft gefällte Urtheil ausübte, erhellt aus dem (bisher ungedruckten) Brief an ſeine Schweſter Chriſtophine (vom 5. Jan. 1804): „Hier iſt kürzlich auch Herder geſtorben, der ein wahrer Verluſt nicht nur für uns, ſondern für die ganze literariſche Welt iſt.“ Auch der Tod „des guten Herzogs von Meiningen“ betrübte ihn nach dieſem Briefe herzlich. „Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen, und er verdiente auch als ein guter Menſch Achtung und Liebe..... Möge nur der Himmel uns und Allen, die uns lieb ſind, Leben und Geſundheit friſten. Es giebt noch allerlei in der Welt zu thun, und ich möchte es wenigſtens erleben, meine Kinder ſo weit gebracht zu ſehen, daß ſie ſich gut durch die Welt helfen können.“

So ſchrieb Schiller ſechszehn Monate vor ſeinem Tode. Es war ihm dieſen Winter „leidlich gegangen.“ „Aber,“ ſagt er, „der Winter macht mich immer beſorgt, und ich kann mich hier nicht immer ſo zu Hauſe halten, wie in Jena.“

Wilhelm Tell.

Das erſte Gaſtgeſchenk, das Göthe ſeinem Freunde 1804.
Schiller, bald nach der Schließung ihres Dichterbundes,

1804. gemacht hatte, waren „die Kraniche des Ibykus.“ Das zweite, das er ihm, kurz vor der Trennung ihres Bündnisses durch den Tod des jüngeren Genossen, übergab, war der „Wilhelm Tell.“

Als Göthe im Spätjahr 1797 sich bei seinem Freunde, Prof. Heinrich Meyer, der von der italienischen Reise zurückkehrte, zu Stäfa, Züricher Kantons, in der Schweiz aufhielt, und ein labyrinthischer Spaziergang von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthardts bis zu den herrlichen Kunstwerken, die Meyer mitgebracht, sie durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält, hindurchführte, — wir reden mit den Worten Göthe's* — hatte sich zwischen allerlei prosaischen Stoffen auch ein poetischer hervorgethan, der diesem großen Meister viel Zutrauen einflößte. „Ich bin fast überzeugt,“ sagt er, „daß die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte,** anstatt daß man sonst, um etwas zu

---

* An Sch. Stäfa 14. Oktober 1797.

** Mit einiger Ueberraschung stößt man hier, im Jahr 1797, auf einen Quell der neuesten philosophischen Begriffsterminologie — bei'm Vater Göthe. Eine andre Phrase hatte Schiller anticipirt, wenn er (5. Januar 1798) findet, daß er „augenscheinlich über sich selbst hinausgegangen

leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. — Das be- 1804.
ſchränkte, höchſt bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſo wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſo gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus dieſem Unternehmen etwas werden kann."

Das leuchtete, für Göthe'n, unſrem Schiller ein. Er fand die Idee ſehr glücklich; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffs, meinte er, werde da alles geiſtreiche Leben hervorgehen: „Es wird daran liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht ſehr beſchränkt und in dieſer Beſchränkung innig und intenſiv gerührt und beſchäftigt wird. Zugleich öffnet ſich aus dieſem ſchönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewiſſe Weite des Menſchengeſchlechts, wie zwiſchen hohen Bergen eine Durchſicht in freie Fernen ſich aufthut."

Neun Monate ſpäter war Göthe bereits mit der Motivirung der erſten Geſänge ſeines Epos beſchäftigt. Er wollte in dem Tell eine Art von Demos vorſtellen, und bildete ihn deßhalb als einen koloſſal kräftigen Laſtträger,

---

ſey." Ein drittes Schlagwort der Schule, das beliebte Wort „Dignität" iſt an derſelben Quelle zu ſuchen. — Die Tellsfabel ſ. aus Ideler bei Hinrichs III, 291 f.

1804. rohe Thierfelle und ſonſtige Waaren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen ſein Leben lang beſchäftigt, und, ohne ſich weiter um Herrſchaft und Knechtſchaft zu bekümmern, ſein Gewerbe treibend, nur die unmittelbarſten perſönlichen Uebel abzuwehren fähig und entſchloſſen. In dieſem Sinne war er den reichen und höhern Landleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Göthe's Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rückſichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber leben und leben laſſen, dabei auch humoriſtiſch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken, oder auch wohl Nutzen oder Schaden zur Folge haben kann." *

Göthe pflegte aber nicht zu bilden, wenn die Mittel nicht ſchon bei der Hand waren; und da er über dieſe erſt hätte denken müſſen, ſo blieb der Stoff liegen. Als ſie ins neue Jahrhundert längſt eingetreten, vertiefte ſich Schiller in jene oft genug von dem Freund ihm geſchilderten Felſenwände der Schweiz, und hob, mit Göthe's Bewilligung, den Schatz, wo ihn dieſer bezeichnet. **

---

* Bei Hinrichs III, 285 f.

** „Beide (Schillers dramatiſcher und Göthe's epiſcher Tell) konnten recht gut neben einander beſtehen. Ich war zufrieden, daß Schiller den Hauptbegriff eines ſelbſtſtändigen, von den übrigen Verſchworenen unabhängigen Tell benutzte. In der Ausführung aber mußte er, der Richtung

Diesem Stoffe mußten die angefangenen oder überdachten Stücke, die Maltheser, der falsche Demetrius (1801), der Warbeck (1802), die schon vor der Braut von Messina zurückgetreten waren, sowie die 1803 concipirten „Kinder des Hauses," ein dramatisches Gemälde der Pariser Polizei unter Ludwig XIV, weichen: denn es drängte Schillern, der Freiheit, der er in den Räubern und im Fiesko sein erstes blutiges Opfer dargebracht, für die er im Don Carlos ihre wärmsten Anhänger bluten lassen, ein heiliges, gerechtes und blutloses Opfer in seinem letzten Lebenstagewerke darzubringen. 1804.

Aber nur, weil der politische Stoff zugleich hoch poetisch war, entschied er sich für ihn. Es ließ sich freilich denken, daß er die tief realen Gestalten des Göthe'schen Tell nicht, wie sie waren, belassen, sondern in seinen Idealismus übersetzen würde, denn „seine eigentliche Produktivität," sagt Göthe, „lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er hierin so wenig in der deutschen als in einer andern Literatur seines Gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiste. Ich hätte gern gesehen, daß Schiller den Lord

---

seines Talents zu Folge, so wie nach den deutschen Theaterbedürfnissen einen ganz andern Weg nehmen, und mir blieb das Episch-ruhig-grandiose noch immer zu Gebot, so wie die sämmtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt annehmen." Göthe bei Hinrichs III, 290.

1804. Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern ſollen, was er zu einem ſo verwandten Geiſte würde geſagt haben."*

Hier iſt nun auch die Stelle für des alten Heroen Grundworte über unſern Dichter. „Durch Schillers alle Werke," ſprach er zu Eckermann,** „geht die Idee der Freiheit,*** und dieſe Idee nahm eine andre Geſtalt an, ſo wie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging, und ſelbſt ein anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freiheit, die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpätern Leben die ideelle. Daß nun die phyſiſche Freiheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag zwar theils in der Natur ſeines Geiſtes, größerntheils aber ſchrieb es ſich von dem Drucke her, den er in der Militärſchule hatte leiden müſſen. Dann aber, in ſeinem reiferen

---

* Eckermann I, 306.

** Ebend. 307 ff. den 18. Januar 1827.

*** Hinrichs verallgemeinert dieß metaphyſiſch dahin, daß Schiller als der Dichter der Freiheit ſeine hohe Aufgabe, den Cyclus der Freiheit des [abſoluten] Geiſtes poetiſch geſtaltet zu haben, von den Räubern bis zum Wilhelm Tell durch alle ſeine Stücke fortſchreitend herrlich gelöst habe. Somit blieb ihm nichts übrig, als zu ſterben, was er auch gethan hat. Kurz und auch deutlich zuſammengedrängt findet man dieſen Gedanken bei jenem Kritiker III, 309—314.

Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging 1804.
er zu der ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren."

Daß Schiller jene rohe, physische Freiheit nicht mehr wollte, hatte er längst gezeigt, und man hätte es, ohne jene ängstliche Verwahrung in der Glocke, seinen Werken geglaubt: daß er aber immer noch auch die reale Freiheit, nur auf eine idealische Weise, verlangte, hat er in seinem Tell bewiesen. Entzweiung roher Kräfte, blinde Wuth der tobenden Parteien, Unterdrückung der Gerechtigkeit, schamlose Befreiung des Lasters, Entweihung des Heiligen, Lösung des Ankers, an dem die Staaten hängen — mit Einem Worte Revolution galt ihm für etwas Abscheuliches, Unbesingbares: aber ein frommes Volk, das, sich selbst genug, nicht „fremden Gutes begehrt und, menschlich selbst im Zorn" bleibend, nur unwürdig erduldeten Zwang abwirft, das nannte er unsterblich und des Liedes werth, das zeigte er uns in dem Bilde, als in einem Spiegel, vor welchem jede Gewalt Mäßigung lernen kann.

Der Tell war von dem Dichter ergriffen worden, als kaum erst die Braut von Messina aus seinem Geiste entlassen war. Im August 1803 nannte er gegen Humboldt den Stoff noch sehr widerstrebend. Als die Vorstellung von Shakspeare's Julius Cäsar einen großen Eindruck auf ihn

1804. gemacht hatte, bezog er dieſen ſogleich auf ſeinen Wilhelm Tell, und ſprach: „mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich geſtern in die thätigſte Stimmung verſetzt!“ Mit dem Eingang in den Tell war Göthe zufrieden. Während des Aufenthalts der Staël entſtand das Grütli, und wurde der erſte Akt fertig. „Unter allen den widerſtreitenden Zuſtänden, die ſich in dieſem Monat häufen,“ ſagt Schiller (im Jan. 1804), „geht doch die Arbeit leidlich vorwärts, und ich habe Hoffnung, mit Ende des kommenden Monats ganz fertig zu ſeyn.“ Ueber den erſten Akt ſchrieb Göthe ſogleich: „Das iſt denn freilich kein erſter Akt, ſondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünſche und [wovon ich] bald mehr zu ſehen hoffe. Meinem erſten Anblick nach iſt Alles ſo recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewiſſe Effekte berechnet ſind, hauptſächlich an.“ Dann macht er einige kleine Ausſtellungen, namentlich über eine damals von Schiller falſch gefaßte Stelle vom Kuhreigen, und ſchließt: „Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort, uns durch Ihre ſchöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensintereſſe zu verſchaffen. Gruß und Heil!“ (13. Januar 1804.) Mitte Februars war Schiller mit ſeiner nie ſtockenden Arbeit dem Ziele nah, und bald überſendet er's dem Freunde, indem er „unter gegenwärtigen Umſtänden nichts weiter dafür zu thun weiß.“ Der Anblick des Stücks hatte Göthe'n ſehr vergnügt. Bald waren die Rollen

ausgetheilt, und noch vor Oſtern 1804* am 17. März 1804.
wurde das Stück zu Weimar gegeben, aber Schiller war Krankheits halber nicht dabei zugegen.**

Nach Göthe's Verſicherung hat Schiller im Tell die Ueberlieferung ſorgfältig ſtudirt und ſich alle Mühe mit der Schweiz gegeben. „Im Angeſicht von Tells Kapelle, am Ufer des Vierwaldſtetten-Sees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde," ſagt A. W. Schlegel, der den Tell für das vortrefflichſte Stück Schillers hält, „hätte dieſe herzerhebende, altdeutſche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darſtellung verdient, zur halbtauſendjährigen Gründung ſchweizeriſcher Freiheit aufgeführt zu werden." *** Nach Schlegel iſt er hier ganz zur Poeſie der Geſchichte zurückgekehrt, „die Behandlung iſt treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntſchaft mit der Schweizeriſchen Natur und Landesſitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit." Sitten und Charaktere konnte er zur Noth

---

* Nicht ſchon im Februar, wie Fr. v. Wolz. (II, 256) und Döring (2tes Leben S. 249) irrig behaupten. Vergl. den Briefwechſel Sch. u. G.

** Ueber Rollenvertheilung, Anordnung und Coſtum höre man Göthe'n, über die Scene mit den barmherzigen Brüdern, an der ſich Leute, die ſelbſt über die Luft ſtolpern, ärgern konnten, leſe man Schillern, beide bei Hinrichs III, 288—290.

*** Dramaturgie III, 413.

1804. aus Tſchudi und aus Johann v. Müllers Schweizeriſchen Geſchichten ſtudiren, und ein realiſtiſcherer Dichter hätte vielleicht tiefer aus dieſen Quellen geſchöpft. Aber woher hat Schiller die Natur, die ſich im Tell ſo abſpiegelt, daß Jeder, der jenes Stück früher geleſen hat, wenn er nun die Gegenden ſieht, ſchon einmal im verklärten Traume ſie geſchaut zu haben meint? Die kann ihm der Genius doch nicht im offenbarenden Geſichte gezeigt haben.

Wenn uns nicht Alles täuſcht, ſo iſt Ebels älteſtes Werk, deſſen „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz (1798—1802)," das ſehr gründliche Mittheilungen über Natur, Volksſitte, und Sprachidiotismen dieſes Landes enthält, und mit ſeinen ſpätern Handbüchern wenig gemein hat, ſein Wegweiſer geweſen. Dieß Buch, obgleich es ſich nicht über den Schauplatz des Tell erſtreckt und hauptſächlich nur Appenzell und Glarus umfaßt, erſcheint als ein im voraus geſchriebener Commentar zu der Dichtung.

Ueber die Fehler dieſes herrlichen Drama's iſt man jetzt ſo einig, wie über ſeine Schönheiten, vor denen jene mit aller Kritik verſchwinden. Die Geſtalt des die Tragödie handelnd nur durchſchreitenden Helden iſt unvergleichlich, und die Nachwelt hat ihn in Eßlair verkörpert geſehen. Das Romanfräulein, die Tiraden Melchthals über das Licht, die Rohheit Tells gegen den Parricida, ein apologetiſcher Mißgriff, zu dem den Dichter Frauenrath

verführt haben ſoll,* dieſe und manche andere Schwä- 1804.
chen, wer ſieht ſie nicht, aber wer ſieht ſie noch — gegen das Gute, Wahre und Schöne gehalten, das durchs ganze Stück geht?**

Göthe kommt ins Feuer, wenn er zu Eckermann ſpricht:*** „Schillers Augen waren ſanft, alles Uebrige an ihm war ſtolz und großartig. Und wie ſein Körper, war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn hinein, und betrachtete und wendete ihn hin und her, und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von außen an, eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deßhalb war er auch nie entſchieden, und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm bei'm Tell für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tells Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt

---

* Göthe bei Eckermann II, 315: 16. März 1831.

** Das Lob des Einzelnen bei Hinrichs III, 299—303, und der Tadel 303—307.

*** Eckerm. I, 196 ff. 18. Jan. 1825.

1804. groß thun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baum schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach, und machte es so, wie ich's gerathen. — Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stück schritt er vor und ward vollendeter. — Er war ein prächtiger Mensch, und bei vollen Kräften ist er von uns gegangen."

Schillers letztes Lebensjahr.

1804 bis 1805. Schiller, der sein neuestes Drama noch nicht gesehen hatte, reiste im Frühjahr 1804 nach Berlin. Hier hatte Iffland das Stück politisch bedenklich gefunden, und es dem Cabinet zur Einsicht überliefert. Es wurde aber mit großem Beifall aufgenommen, und in acht Tagen dreimal gegeben. „Der Apfel," schrieb Zelter an Göthe, „schmeckt uns nicht schlecht, und die Casse verspricht sich einen guten Handel." Sonst lobte er die Aufführung nicht besonders; es ginge so langsam, daß er fürchtete, sie kämen gar nicht damit zu Stande. Iffland war der Einzige, der wirklich schön spielte.* Dieser empfing Schillern mit alter, warmer Freundschaft, und that Alles, um den Schöpfungen seines Freundes in

* Hinr. III, 290.

der Darſtellung die möglichſte Vollkommenheit zu geben. 1804 bis
Auch der Wallenſtein wurde aufgeführt, und Schiller be- 1805.
wunderte, beſonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen, Iffl ands Spiel. Fleck, der für den Wallenſtein geſchaffen ſchien, war leider ſchon todt. In der jungen Militärwelt regte ſich bei dem Stück eine Begeiſterung, die ihre Früchte erſt ſpäter trug. Das hohe Königspaar zeigte warmen Antheil, und die Königin Louiſe, die ſich den Dichter vorſtellen ließ, deutete freundlich an, daß ſie es gerne ſehen würde, wenn Schiller ſich an Berlin feſſeln würde.

Es wurden ihm wirklich von dem preußiſchen Gouvernement großmüthige Anerbietungen gemacht, die den König und den Dichter gleich ehrten.* Aber Schiller konnte ſich nicht entſchließen.

In Berlin drängte ſich ihm eine große, mannichfaltige Weltanſchauung auf, und er betrachtete die Bildungsſtufe, auf welche der große Friedrich ſein Volk gehoben, als deſſen ſchönſtes Monument. Das Bedeutende aus allen Cirkeln kam dem Dichter mit Antheil und Wohlwollen entgegen, beſonders erfreute er ſich der Bekanntſchaft des genialen

---

* Es ward ihm ein Jahrgehalt von mehrern Tauſend Thalern, ein Platz in der Akademie, und der Gebrauch einer Hofequipage angeboten. Das Nähere ſeiner Weigerung ſ. bei Fr. v. Wolz. II, 263 f. wo wir auch erfahren, daß Schiller fortwährend vom Fürſten Primas edelmüthig unterſtützt wurde.

1804 bis 1805. Prinzen Louis, den uns Rahel in ſeinem vollen, ſo früh fürs Vaterland in unglücklicher Schlacht vergeudeten Leben geſchildert hat. Auch öffentliche Triumphe, im Theater und auf der Straße, feierte Schiller hier.* Er ſelbſt nahm dieß Alles mit dem gewohnten, ſtillen Sinne auf; aber es ward ihm dadurch ein lebendiges Gefühl ſeiner ſchaffenden Kraft.

Nach Weimar zurückgekommen machte der beſcheidene Mann, nach dem Maßſtabe der dortigen Verhältniſſe, keine weiteren Anſprüche. Aber der Herzog, im edeln Stolz, ein ſo ausgezeichnetes Talent ſich zu erhalten, that aus eigener Bewegung, was möglich war, um Schillern eine ſorgenfreie Zukunft zu verſichern.

Die Niederkunft ſeiner Gattin führte ihn im Juli 1804 nach Jena, da ſie zu ihrem alten Hausarzt Starke ein ausſchließliches Vertrauen hegte. Eine Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal zog ihm eine Erkältung zu, und während die Entbindung ſeiner Frau von einer geſunden Tochter** im untern Zimmer leicht und glücklich erfolgte, litt er im obern die bitterſten Qualen an einer Unterleibsentzündung. „Ich habe," ſchreibt er nach Weimar an Göthe den 3. Aug.,

---

* Varnhagens Denkwürdigkeiten II, 63.

** Emilie von Schiller, an den Baron von Gleichen, den älteſten Sohn des liebenswürdigen Hausfreundes der Lengefeld'ſchen Familie verheirathet, und auf deſſen Gute Bonnland in Baiern lebend.

„freilich einen harten Anfall ausgeſtanden, und es hätte leicht ſchlimm werden können, aber die Gefahr wurde glücklich abgewendet; alles geht nun wieder beſſer, wenn mich nur die unerträgliche Hitze zu Kräften kommen ließe. Eine plötzliche große Nervenſchwächung in ſolch einer Jahreszeit iſt in der That faſt ertödtend, und ich ſpüre ſeit den acht Tagen, daß mein Uebel ſich gelegt, kaum einen Zuwachs von Kräften, obgleich der Kopf ziemlich hell und der Appetit wieder ganz hergeſtellt iſt.“ 1804 bis 1805.

Alle Jahre projektirte Schiller eine Reiſe nach Franken, die aber nie ausgeführt wurde. Bei dieſer Gelegenheit hoffte er auch vergebens, ſeine Schweſter Louiſe, die Pfarrerin in Cleverſulzbach, in ihrer Kinderſtube einmal zu überraſchen, und ihnen von ſeinen „kleinen Närrchen“ zu erzählen oder ſie gar zu bringen. Inzwiſchen wurde der Schwager auf die Stadtpfarrei Möckmühl befördert, ein Ereigniß, an dem der treue Bruder noch ſechs Wochen vor ſeinem Tode den innigſten Antheil nahm. „Ja wohl iſt es eine lange Zeit, gute, liebe Louiſe, daß ich dir nicht geſchrieben habe,“ ſagt er am 27. März 1805, „aber nicht vor Zerſtreuungen habe ich dich vergeſſen, ſondern weil ich in dieſer Zeit ſo viel harte Krankheiten ausgeſtanden, die mich ganz aus meiner Ordnung gebracht haben. Viele Monate hatte ich allen Muth, alle Heiterkeit verloren, allen Glauben an meine Geneſung aufgegeben. In einer ſolchen Stimmung theilt man ſich nicht gerne mit,

1804 bis 1805. und nachher, da ich mich wieder beſſer fühlte, befand ich mich meines langen Stillſchweigens wegen in Verlegenheit, und ſo wurde es immer aufgeſchoben. Aber nun, da ich durch deine ſchweſterliche Liebe wieder aufgemuntert worden, knüpfe ich mit Freuden den Faden wieder an, und er ſoll, ſo Gott will, nicht wieder abgeriſſen werden .... Wie betrübt es mich, liebe Schweſter, daß deine Geſundheit ſo viel gelitten hat, und daß es dir mit deiner Niederkunft wieder ſo unglücklich gegangen. Vielleicht erlauben dir eure jetzigen Verhältniſſe, dieſen Sommer ein ſtärkendes Bad zu gebrauchen .... Sorge ja recht für deine Wiedergeneſung .... Auch deiner Kinder wegen wünſchen wir euch zu dem neuen Aufenthalt Glück. Auf dem Lande muß es gar ſchwer ſeyn, die Kinder für eine beſſere Beſtimmung zu erziehen, da es ſowohl an Lehrern als an einer ſchicklichen Geſellſchaft fehlt. — Von unſerer Familie wird dir meine Frau weitläufiger ſchreiben. Unſre Kinder haben dieſen Winter alle die Windblattern gehabt, und die kleine Emilie hat viel dabei ausgeſtanden. Gottlob, jetzt ſteht es wieder ganz gut bei uns, und auch meine Geſundheit fängt wieder an, ſich zu befeſtigen.* Tauſendmal umarme ich dich, liebe Schweſter, und auch den lieben Schwager, den ich näher

* Ach! er verwechſelte die immer blühendere Geſundheit ſeines Geiſtes mit der leiblichen!

zu kennen von Herzen wünschte. Küsse deine Kinder in meinem Namen. Möge euch Alles recht glücklich von Statten gehen, und recht viel Freude zu Theil werden. Wie würden unsere lieben Eltern sich eures Glückes gefreut haben, und besonders die liebe Mutter, wenn sie es hätten noch erleben können. Adieu, liebe Louise. Von ganzer Seele dein treuer Bruder Schiller."* 1804 bis 1805.

So hatte die große Seele bei allen Sorgen des Genius noch Raum für die kleinsten Sorgen der Geschwisterliebe.

Während sein Körper hinwelkte, trug sein Dichtergeist fortwährend Blüthen, und neue Knospen wollten ansetzen. Im J. 1804 entstand von lyrischen Gedichten das „Berglied," „der Alpenjäger," „Wilhelm Tell;" von dramatischen „die Huldigung der Künste," auf Göthe's freundliches Dringen zum Empfange der liebenswürdigen jungen Erbprinzessin, der Großfürstin von Rußland, in wenigen Tagen geschrieben.** Dann ging er an den falschen russischen Demetrius, von dem schon 1801 die Rede war.***

---

* Bei Boas II, 487—490.

** Dieser Prolog brachte im Theater die edelste Rührung hervor. Die Erbprinzessin weinte vor Wehmuth und Freude. H. Voß, S. 29 f.

*** Am 12. Juli 1801 spricht Göthe von Schillers unterschobenem Prinzen. — Oder sollte Warbeck damit gemeint seyn? Ueber den Demetrius s. auch Boas III, 45.

Der letzte Winter. Innres Leben des Dichters.

1805. Schillers phyſiſche Kräfte hatten ſeit dem Krankheitsanfall in Jena ſichtlich abgenommen; ſeine Geſichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, ſo daß er die Schwägerin, die dieß erzählt, oft erſchreckte. „Leider gehts uns Allen ſchlecht," ſchreibt Schiller aus ſeinem Hauſe als einem Lazareth an Göthe (14. Januar 1805), „und der iſt noch am beſten dran, der [wie ich] durch die Noth gezwungen, ſich mit dem Krankſein nach und nach hat vertragen können. Ich bin recht froh, daß ich den Entſchluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Ueberſetzung [Racine's Phädra] zu beſchäftigen. So iſt doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens etwas entſprungen, und ich habe indeſſen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächſten acht Tage dran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung ſetzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, ſo werde ich eine neue, halbmechaniſche Arbeit hervorſuchen müſſen." So vom zerrüttenden Gewühle des bittern Schmerzens, wie die Muſe ſeines Freundes ſingt, kaum wieder aufblickend, arbeitete er mit keuſchem Künſtlerſinn an ſeiner Aufgabe fort.

Mit den Seinigen ward oft von ihm über den Demetrius geſprochen; den Plan hatte er entworfen, und jetzt begann er wirklich die Bearbeitung der einzelnen Scenen.

Die Verbindung der herzoglichen Familie von Sachſen-weimar mit dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe war natürlich oft der Gegenſtand der häuslichen Geſpräche. Da ſagte er denn eines Abends, von ſeinem Demetrius feiernd: „Ich hätte eine ſehr paſſende Gelegenheit, in der Perſon des jungen Romanow, der eine edle Rolle ſpielt, der Kaiſerfamilie viel Schönes zu ſagen —" dann ſchwieg er. Am folgenden Tage den Gedanken wieder aufnehmend, ſprach er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben." 1805.

Der Plan des Demetrius, wie er jetzt iſt, kann überladen genannt werden. Schiller hätte ihn ohne Zweifel vielfach modifizirt. Von den fertigen Scenen iſt die Kloſterſcene und Marfa's Monolog das ſchönſte; von den ſchon auftretenden Charakteren verſprachen nächſt Marfa Demetrius und Marina das meiſte. Im Ganzen erſcheint die Anlage des „Warbeck" anziehender, lichter und originneller. Von den „Kindern des Hauſes" exiſtiren zwei Plane. Das Stück wäre dem Objekte nach ein Rückſchritt Schillers geweſen.

Göthe hatte inzwiſchen die drei erſten Akte der Phädra mit vielem Antheil geleſen, und die beſte Hoffnung davon; er fand die Diction vorzüglich gut gerathen, und corrigirte nur hier und da einen Hiatus oder verwandelte zwei kurze Sylben in einen Jambus. Schon lange hatte er, ſelbſt unwohl, dem Dichter „Wohlſeyn und Stimmung" gewünſcht.

1805. Ein paar Zeilen von Göthe vermochten unſern verzagenden Freund aufzurichten, und ſeinen Glauben zu beleben, „daß die alten Zeiten zurückkommen können.“

Aber das Pochen des Todes wurde zu laut. „Die zwei harten Stöße, die ich nun in einem Zeitraum von fünf Monaten auszuſtehen gehabt,“ heißt es in einem Billet vom 22. Februar, „haben mich bis auf die Wurzeln erſchüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall ſcheint nur die allgemeine epidemiſche Urſache gehabt zu haben, aber das Fieber war ſo ſtark, und hat mich in einem ſchon ſo geſchwächten Zuſtand überfallen, daß mir eben ſo zu Muthe iſt, als wenn ich aus der ſchwerſten Krankheit erſtünde; und beſonders habe ich Mühe, eine gewiſſe Muthloſigkeit zu bekämpfen, die das ſchlimmſte Uebel in meinen Umſtänden iſt.“

In dieſen trüben Tagen erheiterte ihn von Auſſen ein poetiſcher Sonnenblick, aus der Dialektspoeſie des Schwaben, Hebels zu Carlsruhe, und des Franken, Grübels zu Nürnberg.* Wenn ſich der Wind legte, wollte er ſogar wagen, das Haus zu verlaſſen und den Freund zu beſuchen.

Schon bereitete ſich die große Reiſe vor, die alle Lebenden erwartet, als ihn die Reiſeluſt der früheſten Jugend wieder anwandelte. Er wünſchte das Meer zu ſehen, und

---

* An Göthe V, S. 306, ohne Datum.

ſuchte in Gedanken den kürzeſten Weg; das liebe, kleine, 1805.
grüne Thal von Bauerbach in ſeiner Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantaſie, auch das wünſchte er ſchon lange wieder zu ſehen; endlich, wie Virgil zuletzt noch den Schauplatz ſeiner nationalen Dichtung beſuchte, ſo fühlte auch er, im letzten Frühlinge ſeines Lebens, ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Heimath Tells mit ſeiner Schilderung zu vergleichen. Dahin richteten ſich nun auch die Plane der Seinigen. Er hörte ſie an, aber ſagte mehrmals: „Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre ſich hinauserſtrecken!* So wenig verließ ihn die Ahnung eines kurzen Lebens.

Dieſer Frühling machte ihm auch Herders „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit," die ihm früher nicht lebendig geworden waren, lieb. „Ich weiß nicht, wie es mir iſt," ſagte er zur Schwägerin, „dieß Buch ſpricht mich jetzt auf eine ganz neue Weiſe an!"

Immer inniger wurde die Ehrfurcht, mit welcher ihn gegen das Ende ſeines Lebens auf der einen Seite die unendliche Tiefe der Natur, auf der andern die welthiſtoriſche Wirkung der Lehre Chriſti, und die reine, heilige Geſtalt ihres Stifters erfüllte.** Einmal, als er die Schwägerin im Livius leſen ſah, bemerkte er: „da der Glanz und die

---

* Fr. v. Wolz. II, 269 ff.

** Ebendaſ. II, 306.

1805. Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen konnten, untergegangen war, so mußte nothwendig Neues entstehen. Das Christenthum hat die Geistigkeit des Daseyns erhöht, und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet."

Schiller hätte nicht so sprechen können, wenn er, am Ziele seines Lebens — wie er dieses voraus empfand — jene Aussicht für eine Täuschung gehalten hätte. „Der Sinn des Wahren lebte in ihm," nach der Versicherung seiner Geistesvertrauten,* „immer wieder auf, wie auch der Genius im Gestalten und Bilden sich verirren und verlieren konnte. Er hatte Worte der Herzensdemuth, der wahren Religion; von Liebe, von Gott sprach er nur in den reinsten Momenten. Glauben sollen kann man ja keinem Denkenden zumuthen — Glauben finden war ihm immer wohlthätig. Beispiele immediater Gotteshülfe in unverschuldeter Noth erkannte er mit Rührung; die Lehre des Erlösers ehrte er immer als höchsten Ausspruch in der Menschheit. Ja, der Ruf des Herrn drang an sein Herz."**

---

* Zuschrift der Frau v. Wolz. an den Verf. dieser Lebensbeschreibung, vom 25. Jenner 1840.

** Hier erinnern wir auch an jenes ältere Wort Schillers (in der Abhandlung über Anmuth und Würde, Einbändige Ausg. S. 1160, a): „Majestät hat nur das Heilige.

Einer der letzten und lichteſten Ausſprüche des großen Geiſtes über ſeine Poeſie und Philoſophie iſt in dem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt enthalten, der am 2. April 1805 geſchrieben ward. „Noch hoffe ich," heißt es hier, „in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan zu haben; einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller als alle andern von dem Zeitenſtrom ergriffen, er kommt, ſelbſt wider Willen, mit der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener ſeiner Diener wird, um ſeine Herrſchaft zu behaupten; und ſo kann es leicht geſchehen, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe." 1805.

Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſre Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſo bald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird. — Wer mir in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen."

1805. Und von der Philoſophie ſagt er: „die ſpeculative Philoſophie, wenn ſie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohle Formeln verſcheucht, ich habe auf dieſem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphiloſophie bleiben ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihretwillen muß man ſich glücklich preiſen, in dieſer Zeit gelebt zu haben.“

Dann wirft er auf den Zuſtand der poetiſchen Literatur einen Blick. Sein Widerwille gegen die romantiſche Schule läßt ihn hier alles ſchwärzer ſehen, und er ſeufzt: „Um die poetiſche Produktion in Deutſchland ſieht es kläglich aus, und man ſieht wirklich nicht, wo eine Literatur für die nächſten dreißig Jahre herkommen ſoll. Auch nicht ein einziges neues Produkt der Poeſie weiß ich Ihnen ſeit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge, und was einem Freude machte. Dagegen regt ſich die unſelige Nachahmungsſucht der Deutſchen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identiſchen Wiederbringen und Verſchlechtern des Urbilds beſteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenſtein und meine Braut von Meſſina vielfach hervorgebracht, aber man iſt auch nicht einen Schritt weiter gefördert.“

Schillers letztes Billet an Göthe iſt vom 24. April 1805 und ſchließt mit dem Abſchiedsworte: „Leben Sie recht wohl und immer beſſer!“

Die letzten Lebenstage des edeln Dichters heiterte nicht 1805.
wenig die Liebe auf, mit welcher ſich Heinrich Voß, der auch zu kurzem Erdenleben beſtimmte Sohn des langelebenden Johann Heinrich, ihm näherte und mit kindlicher Innigkeit widmete. Der junge Mann, damals 25 Jahre alt, war im Sommer 1804 von Jena herübergekommen, 1804.
und bald täglich bei Göthe und Schiller. Seine Mittheilungen aus dieſer letzten Zeit des Dichters ſind von unſchätzbarem Werthe.* Er ſchildert uns jeden Sonnenblick von Luſt, den er an dem geliebten Meiſter bemerkt. „Schiller war," ſchreibt er nach der Krankheit des Dichters, am 22. Auguſt 1804, „eine Zeit lang unwohl; aber ſeit vorgeſtern erholt er ſich ſichtbar. Geſtern beſuchte ich ihn, und blieb auf ſeine Bitte zum Abendeſſen; da war er kindlich froh und heiter. Es iſt eine Freude, den Mann von ſeinem Leben erzählen zu hören, beſonders, wenn er in ſeine komiſche Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in ſeiner Miene; ich möchte es ein ernſthaftes Lachen nennen, welches ſeine majeſtätiſche Phyſiognomie von dem zu großen Ernſte etwas herabſtimmt und mildert. Der Mann iſt ganz Wohlwollen, ſeine ruhige heitere Seele iſt für Alles empfänglich, was einem Herzen nur wohlthun

---

* Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß, herausgegeben von Abraham Voß. Heidelb. Winter 1834.

1804. kann; er ſagt ja in einem Gedichte: alle Menſchen ſollen leben — und das iſt die fortdauernde Stimmung ſeines Gefühls: Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Weſen. Ich halte den Dichter Schiller ſehr hoch, aber den Menſchen viel höher, und die meiſten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, ſondern durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menſchen." Zu Göthe war ſeine Ehrfurcht größer, zu Schiller die Liebe gränzenlos. Oft fand er ihn auſſerordentlich heiter, und vor Weihnachten 1804 war er auf der Redoute mit Schiller, Riemer und andern Freunden bei einigen Flaſchen Champagners „überaus ſelig." Schiller war da in der Verfaſſung, „in welcher er das Lied von der Freude gedichtet haben muß." Wirklich iſt „ſein Hauptcharakter Liebe und Wohlwollen gegen alle Weſen, die er an ſein Herz drücken möchte." Am andern Tag, in der Loge, verſprach er die Geſellſchaft in ſeinem Hauſe zu bewirthen. „Aber unter uns wollen wir ſeyn, damit wir nicht geſtört werden," fügte er mit ſchalkhafter Miene auf Frau und Schwägerin leiſe hinzu.

1805. Aber nicht nur in den Momenten der geſelligen Luſt war der gute Voß Schillers Gefährte, auch in den Leidenstagen wich er nicht von ſeiner Seite, und gegen Ende Januars 1805, als Göthe und Schiller zugleich krank waren, wachte er zwei Nächte bei Göthe und zwölf bei Schiller. „Göthe iſt ein etwas ungeſtümer Kranker," erzählte er, „Schiller aber die Sanftheit und Milde ſelber.

Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, 1805.
und wie männlich und heiter ertrug er es! Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender, und was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme. Aus Schonung für die Frau hatte er sich Gewalt angethan. Auch an den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches, gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, welche sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gerne gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos seyn dürften, zu leben wünsche." *

Letzte Krankheit und Tod. **

Auch zu seiner Schwägerin hatte Schiller auf dem letzten Spaziergange, den er mit ihr durch den Park von

* Die weitere Geschichte dieser Krankheit siehe bei Voß S. 45—49.

** Dieser Abschnitt und der folgende gründen sich auf eine von uns versuchte Harmonie zwischen den Nachrichten von

1805. Weimar machte, gesagt: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind; denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!“ Zugleich war ihm sehr viel daran gelegen, daß seine Söhne etwas lernten. Den Unterricht und ihre Fortschritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigenthümlichkeit für ihre künftige Existenz Plane, deren Genehmigung er der Vorsehung überlassen mußte. An Humboldt hatte er am 2. April geschrieben:

„Daß ich Anträge gehabt, mich in Berlin zu fixiren, wissen Sie, und auch, daß mich der Herzog von Weimar in die Umstände gesetzt hat, mit Aisance hier zu bleiben. Da ich nun auch für meine dramatischen Schriften mit Cotta und mit den Theatern gute Akkorde gemacht, so bin ich in den Stand gesetzt, etwas für meine Kinder zu erwerben, und ich darf hoffen, wenn ich nur bis in mein fünfzigstes Jahr so fortfahre, ihnen die nöthige Unabhängigkeit

---

Göthe, Fr. v. Wolzogen, Voß, dem Verf. der Skizze, v. Froriep, Carlyle und Döring. Es finden sich selbst bei den Augenzeugen namhafte Differenzen, und dem scharfsinnigen Zweifel eines künftigen Jahrtausends bleibt unbenommen, nach Einsicht der Akten das Urtheil zu fällen, daß der ganze Hergang wohl eine Mythe seyn dürfte, und Schiller, wenn er überhaupt gelebt habe, zwar auch gestorben sey, und begraben worden, man aber durchaus nicht bestimmen könne, wie.

zu verſchaffen. Sie ſehen, daß ich Sie ordentlich wie ein 1805.
Hausvater unterhalte, aber ein ſolches Häuflein von Kindern, als ich um mich habe, kann einen wohl zum Nachdenken bringen."

Mittwoch den erſten Mai kündigte ſich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie man ſolche bei ihm ſchon gewohnt war. Er ſelbſt fühlte ſich nicht bedenklicher krank, als ſonſt, empfing Freunde, ließ ſich gern unterhalten. Cotta's Beſuch auf deſſen Durchreiſe nach Leipzig erfreute ihn: aber die Geſchäfte wurden bis auf ſeine Rückkunft verſchoben. Er ſchien im Januar kränker geweſen zu ſeyn. Damals hatte er ſich wieder ganz erholt, wurde kindlich fröhlich, zählte die Biſſen, die er aß, freute ſich, daß er wieder ſo kräftig ſpeiſen könne, ließ die kleine Karoline in der Kaffeeſtunde „ſchmarotzen," nahm den Säugling Emilie auf den Arm, küßte ſie, und ſah ſie mit einem Blicke voll verſchlingender Innigkeit an, recht als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitz dieſes holden Kindes zu Ende denken wollte. Er fuhr wieder fröhlich ſpazieren, ſah den unbelaubten Bäumen den Frühling an, machte Reiſeplane ans adriatiſche Meer — nach Curhafen — zu den gaſtfreien Dithmarſen. Zwölf Tage vor ſeinem Tode war er noch bei Hofe geweſen. „Ich half ihn ſchmücken," ſagt Voß, „und freute mich ſeines geſunden Ausſehens und ſeiner ſtattlichen Figur im grünen Gallakleide." So ſchien alles berechtigt, wieder zu hoffen.

1805. Zwei Tage darnach war er zum letztenmal im Schauspiele, „das ihm noch glücklich ein holdes Lächeln abgewann.“ Als am Schlusse des Stückes Voß seiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn nach Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. So wie er nach Hause kam, wurde ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Aber am folgenden Morgen lag er zwischen Schlafen und Wachen auf dem Sopha ausgestreckt, und rief dem jungen Freunde mit hohler Stimme entgegen: „da liege ich wieder!“ Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes.

Der gute Voß erbot sich wieder zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit seinem treuen Diener, und den Tag über hatte er Frau und Schwägerin am liebsten um sich. Am meisten schmerzte ihn die Unterbrechung des Demetrius, und den Monolog der Marfa fand Herr von Wolzogen, der erst nach Schillers Tode von Leipzig und der Großfürstin zurück kam, auf seinem Schreibtisch. Es waren wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Starke, sein Jenenser Hausarzt, war mit den Herrschaften in Leipzig. Schiller beruhigte aber die Aengstlichkeit der Seinigen mit der Versicherung, daß er durchaus nach dessen Methode behandelt werde.

Bis zum sechsten Tage blieb sein Kopf ganz frei; er sann über seine Krankheit nach und glaubte eine Methode

gefunden zu haben, die ſeinen Zuſtand verbeſſern müſſe. 1805.
An Anſtalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr da wäre, dachte er nicht.

Am ſechsten Mai, Montag Abends, fing er an, oft abgebrochen zu ſprechen, doch nie beſinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart war klar, nur Heterogenes mußte entfernt werden. „Thut es doch gleich hinaus," ſagt er von einem Blatte des Freimüthigen, „daß ich mit Wahrheit ſagen kann, ich habe es nie geſehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeſchichten, da liegt doch der Stoff zu allem Großen und Schönen!" Aber er konnte das Vorleſen nicht mehr ertragen.

An dieſem Tag etwa beſuchte ihn Voß wieder. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Citronen herein. Er griff haſtig nach einer, legte ſie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Von da an ſtellten ſich Fieberphantaſien andauernd ein. Er ſoll viel von Soldaten und Kriegsgetümmel phantaſirt haben, als zeigten ihm ſeine Träume prophetiſch die Schrecken, die Weimar das Jahr darauf, nach der Schlacht bei Jena, von der franzöſiſchen Plünderung auszuſtehen hatte. *

---

* Dieſe Scenen findet man berührt von Heinr. Voß S. 77 ff. und lebendig erzählt von einem Augenzeugen, von Reinbeck, n ſeinen Reiſeplaudereien II, 19—60.

1805. Am Abende des ſiebenten wollte er mit der Schwägerin, wie gewöhnlich ein Geſpräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menſchen erregen müſſe. Sie antwortete zögernd, um ihn ruhig zu erhalten. Er fühlte es, und ſagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr verſteht, und ich mich ſelbſt nicht mehr verſtehe, ſo will ich lieber ſchweigen.“

Vor kurzem hatte er ein Geſpräch über den Tod mit den nachdenklichen Worten beſchloſſen: „Der Tod kann kein Uebel ſeyn, weil er etwas Allgemeines iſt.“ Auch jetzt ſchien ihn der Gedanke an die Ewigkeit zu beſchäftigen; vor dem Erwachen aus einem Schlummer rief er: „Iſt das eure Hölle, iſt das euer Himmel?“ dann ſah er ſanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröſtende Erſcheinung. Damals vielleicht ſagte er: „es würden ihm jetzt viele Dinge licht und klar.“ *

Er aß etwas Suppe und ſprach zu der Abſchied nehmenden Freundin: „Ich denke dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn es Gottes Wille iſt.“ Der Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, ſagte, daß er viel aus Demetrius recitirt; einigemal hab' er auch Gott angerufen, ihn vor einem langſamen Hinſterben zu bewahren.

* Carlyle S. 281. Aber was dieſer (mit der Skizze S. 57 und 59) vom Abſchiednehmen und von letzten Verordnungen Schillers ſagt, wäre von den Augenzeugen ſeines Todes gewiß nicht verſchwiegen worden.

Der Morgen des achten Mai war ruhig. Aus dem Schlummer erwacht, verlangte er nach seinem jüngsten Kinde. Es wurde gebracht; er wandte sich mit dem Kopf um, faßte es bei der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an, bitterlich zu weinen, steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen sollte. 1805.

Als die Schwägerin gegen Abend kam, vor sein Bett trat und fragte, wie es gehe, drückte er ihr die Hand und sagte: „Immer besser, immer heiterer," und sie fühlte, daß er es in Bezug auf seinen innern Zustand sprach. Er verlangte in die Sonne zu sehen, der Vorhang wurde geöffnet; mit heitrem Blicke schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing seinen Scheidegruß. *

---

* Unter dem gleichen Verlangen war 106 Jahre früher auch ein deutscher Dichter im gleichen Alter mit Schiller gestorben. Der Freiherr von Canitz, zu Berlin an der Brustwassersucht im 45sten Lebensjahre erkrankt, hatte ein bejahrtes Fräulein, eine Verwandte seiner zweiten Frau, bei sich zur Wartung. Diese bat er Freitags den 11. Aug. 1699 mit anbrechendem Tage, nachdem er sich vorher ganz hatte ankleiden lassen, daß sie ihn, damit er frische Luft schöpfen könnte, ans Fenster führen möchte. Er öffnete es, betrachtete die eben aufgehende Sonne mit unverwandten und freudigen Augen und rief: „Ey, wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfes so schön und erquickend ist, wie viel mehr wird

1805. Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Kraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Frau ins Bad. Am neunten Mai, Donnerstag Morgens, trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach unzusammenhängende Worte, meist in Latein. Ein verordnetes Bad nahm er ungern, aber ergeben, wie er immer war. Der Arzt hatte ein Glas Champagner verordnet; es war sein letzter Trunk. Brustbeklemmungen stellten sich ein; er sah die Seinen mit starrem und irrem Blicke an. Gegen drei Uhr Nachmittags trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu stocken. Um 4 Uhr forderte er Naphta, aber die letzte Sylbe erstarb auf seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen jedoch noch der Charakter seiner entschiedenen Schriftzüge kenntlich war.

Seine Gattin kniete am Bette, er drückte ihr noch die dargebotene Hand. Die Schwägerin stand mit dem Arzt am Fuße des Bettes und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. Jetzt fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht; das Haupt sank zurück; die tiefste Ruhe

---

mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken!“ Mit diesen Worten sank er, vom Steck- und Schlagflusse befallen, dem ihn aufhaltenden Fräulein todt in die Arme. Canitz Gedichte nebst dessen Leben von J. A. König. Leipz. u. Berl. 1727. S. CLXX.

verklärte ſein Antlitz; ſeine Züge waren die eines ſanft 1805.
Schlafenden.

„Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen.“

Eindruck in Weimar und auf Göthe. Begräbniß.

Schnell verbreitete ſich die Schreckensnachricht durch Weimar. Der Abend, an dem der Dichter ſtarb, war ein Theaterabend. Kein Schauſpieler wollte ſpielen, und Mlle. Jagemann ſetzte es durch, daß das Theater geſchloſſen blieb.*

Der Anblick des Trauerhauſes, welchem Beweiſe der herzlichſten Theilnahme von allen Seiten zuſtrömten, war herzzerreißend; der Jammer der Gattin unbeſchreiblich. Karl, der älteſte Knabe, eilf Jahre alt, lag auf dem Boden, und wehklagte, vom fürchterlichſten Schmerz zerriſſen. Der kleine, neunjährige Ernſt ſaß in der Ecke, die Hände gefaltet, und weinte ruhiger. Das ältre Töchterchen, Karoline, ein Kind von fünftehalb Jahren, wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. „Der gute Papa iſt todt,“ ſagte

---

* So Fr. v. Wolz. II, 279. Nach andern geſchah dieß am Sonnabend.

1805. ſie ganz ruhig, und erſt als ſie das Weinen der Mutter bemerkte, verbarg ſie weinend ihr Geſicht in der Mutter Schooß. *

Wir ſehen uns jetzt nach Göthe, dem vertrauteſten Kenner und Freunde des Geiſtes um, der ſo eben die Welt verlaſſen hatte. Sie waren zu Anfang dieſes Jahres beide zu gleicher Zeit krank darniedergelegen und konnten ſich damals weder ſehen noch ſchreiben. Schiller hatte ſich zuerſt erholt. Kaum konnte er wieder ausgehen, ſo beſuchte er „ſeinen lieben Göthe." Voß war bei dieſem Wiederſehen zugegen, und es rührte ihn jedesmal, ſo oft er daran dachte. Sie fielen ſich um den Hals und küßten ſich in einem langen, herzlichen Kuſſe, ehe Einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner ſprach von ſeiner Krankheit, beide genoſſen nur der Freude, wieder vereinigt zu ſeyn.

In den letzten Tagen Schillers war Göthe ſelbſt wieder unwohl und ungemein niedergeſchlagen. Einmal fand ihn Voß im Garten, Thränen in den Augen. Am Morgen des Neujahrstages 1805 hatte Göthe an den Freund ein Gratulationsbillet gerichtet. Als er es wieder durchlas, fand er geſchrieben: „der letzte Neujahrstag" ſtatt „der wiedergekehrte" oder dergleichen. ** Erſchrocken zerriß er's

---

* Voß 52 f. Aus demſelben das Folgende, 60ff.

** So Voß S. 59. In dem vorhandenen Billet (Briefw. VI, S. 285) heißt es: „Hier zum neuen Jahr, mit den

und begann ein neues. Bei der ominöſen Zeile angekom- 1805.
men, hatte er Mühe, nicht wieder vom letzten zu ſchrei-
ben. Denſelben Tag erzählte er dieß einer Freundin, und
„ihm ahne," ſagte er, „daß entweder Er oder Schiller in
dieſem Jahre ſcheiden werde."

Bei jenem Gang im Garten berichtete Voß ihm vieles von Schiller. „Das Schickſal iſt unerbittlich und der Menſch wenig," antwortete Göthe abbrechend. Als nun Schiller geſtorben war, berieth man ſich mit großer Sorglichkeit, wie es Göthe'n beizubringen wäre. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Heinrich Meyer war bei ihm, als endlich draußen die Nachricht eintraf, Schiller ſey todt. Meyer, hinausgerufen, mochte nicht wieder ins Zimmer zurück, und ging lieber, ohne Abſchied zu nehmen. Die Einſamkeit, in der ſich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, läßt ihn wenig Tröſtliches erwarten. „Ich merke es," ſagt er endlich, „Schiller muß ſehr krank ſeyn." Die übrige Zeit des Abends war er in ſich gekehrt. In der Nacht hörte man ihn weinen. Am Morgen ſagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?" Beim der „ſehr" fing die Freundin zu ſchluchzen an. „Er iſt todt?" fragte Göthe

---

beſten Wünſchen, ein Pack Schauſpiele." Wahrſcheinlich war Göthe'n in die Feder gekommen: „Hier zum letzten neuen Jahr —."

1805. mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen," antwortete sie. „Er ist todt!" wiederholte Göthe, und bedeckte sich die Augen mit den Händen.

Am andern Morgen schien der Jammer erst recht bei den Bewohnern Weimars eingekehrt. Die unbekanntesten Menschen, die sich begegneten, theilten sich ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob Jeder das Nächste verloren hätte. Keiner hatte im Hause Ruhe. Alles irrte auf den Straßen und im Parke umher. Derselbe Eindruck des Schreckens ging durch ganz Deutschland. *

---

* Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung war damals ein Knabe von dreizehn Jahren. Er brachte von Stuttgart aus die Ferien und Feiertage dieses Frühjahrs in Ludwigsburg, dem Jugendaufenthalte Schillers, in dem gastlichen Hause der Verwandten eines Gespielen zu. Die Wohnung hatte ein Hinterhaus mit Gartensaal, wo die Kunst eines ältern Genossen, der auf der Schwelle der Hochschule stand, mit sammt den Stücken ein Theater geschaffen, auf dem wir Kinder in einem Geschmacke, der zwischen den Kreuzfahrern und der Jungfrau von Orleans mitten durch ging, zu spielen pflegten. In der Wohnstube lag in Taschenformat eine Neuigkeit, Schillers Tell, aufgeschlagen, von dem auch wir Knaben nippen durften, und unsre Phantasie träumte von nichts als Schweizerseen und Alpenhintergründen. Mitten in diesen Genüssen kam die Nachricht, Schiller sey todt. Welcher Schrecken auf allen Gesichtern! Wie durchzückte uns Jungen der mitempfundene Schmerz! Mit hängenden Köpfen schlichen wir im

Die Sektion des Leichnams wurde im Beiſeyn des Haus- 1805.
arztes der Frau v. Wolzogen, des Doktors Herder, eines der Söhne des berühmten Herder, vorgenommen. Man hatte den linken Lungenflügel deſtruirt, die Herzkammern faſt ganz verwachſen, die Leber verhärtet, die Gallenblaſe außerordentlich ausgedehnt gefunden.* Jetzt erinnerte ſich die Schwägerin, daß ihr Schiller, als er das letztemal mit ihr ins Theater fuhr, geſagt: „ſein Zuſtand ſey ſeltſam; in der linken Seite, wo er ſeit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr.“ Herder verſicherte, auch geneſen von dieſem Fieber, würde er, nach dem Zuſtande der Lunge, nicht über ein halbes Jahr gelebt und ſchwere Beängſtigungen erduldet haben.

Für Gall wurde ein genauer Abdruck ſeines Schädels genommen.

Das Leichenbegängniß war dem Range des Verſtorbenen gemäß angeordnet und fand in der Mitternachtsſtunde**

Hauſe herum, und durch den ewigen Regen jenes trübſeligen Maimonats nach dem Hinterhauſe, wo die ſchönen, grünen Waldkouliſſen uns wie verwelkt anſahen. Wir mochten nicht mehr Theater ſpielen.

* Schiller, eine Skizze. S. 58.

** „Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt.
Iſt's möglich, ſoll es unſern Freund bedeuten,
An dem ſich jeder Wunſch geklammert hält?

1805. vom 11. auf den 12. Mai ſtatt. Aber zwölf junge Männer höheren Standes* nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab und trugen ſie auf ſanften Freundesarmen zur Ruheſtatt. Hinter dem Sarge gingen, keiner dem Andern bekannt, der Profeſſor Froriep von Halle und der auf die Trauernachricht eben erſt von Naumburg herbeigeeilte Schwager des Dichters, Wilhelm v. Wolzogen. Der Himmel war umwölkt, aber die Nachtigallen ſangen volltönend durch die Mainacht. Als die Bahre vor der Gruft in dem alten Landſchaftskaſſengewölbe niedergeſtellt wurde, zerriß der Wind plötzlich die dunkle Wolkendecke; der Mond trat mit ruhiger Klarheit hervor und beleuchtete den Sarg. So wie dieſer in die Gruft gebracht war, verfinſterte ſich der Himmel wieder. **

Den Lebenswürd'gen ſoll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt ſolch ein Verluſt die Welt!
Ach! was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und ſollten wir nicht weinen!"

Göthe.

* Darunter die Gelehrten Stephan Schütz und Heinr. Voß, die Künſtler J. Jagemann und J. Klauer, der jetzige Geh. Hofrath Helbig und der jetzige Hofrath und Bürgermeiſter C. Schwabe.

L. F. v. Froriep, Obermedizinalrath zu Weimar, im Schillersalbum S. 77.

** Der Sarg war mit Schillers Namen bezeichnet. Als ein neuer Kirchhof in Weimar angelegt wurde, bot die Stadt einen Platz für des Dichters ſterbliche Ueberreſte an. Beim

Es war die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag. 1805.
Am Sonntagsnachmittag wurde in der Kirchhofskirche Mozarts Requiem von der Kapelle aufgeführt, und der Generalsuperintendent Voigt hielt eine Rede. Die Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede und bewegte die Herzen der Anwesenden mehr als alle Worte.

„Voß, hast du auch den Papa mit weggetragen," fragte die vierjährige Karoline jenen am Sonntag, „hast du ihn zum lieben Gott gebracht; hat er den Papa freundlich aufgenommen?" Nicht lange darauf nahm Heinrich Voß die

---

Oeffnen des Sargs, der in einem feuchten Gewölbe geruht hatte, zeigte sich eine große Zerstörung; doch fanden geschickte Anatomen und Aerzte die Ueberreste zusammen, und der Schädel sollte auf der fürstlichen Bibliothek verwahrt werden. Der König Ludwig von Baiern [der in zwei Gedichten (I, 213. III, 239) seine innige Liebe zu dem Dichter ausgesprochen hat] vermochte, getrieben von seinem Gefühle, den Großherzog, diese Idee aufzugeben. Man machte einen Abguß, und die ungetrennten Ueberreste Schillers wurden in der fürstlichen Gruft verwahrt, wo jetzt der Großherzog zwischen den beiden Dichtern ruht. (Vergl. Fr. v. Wolz. II, 307—309.) Schillers Wittwe starb zu Bonn 1826. Seine vier Kinder, alle verehelicht, leben. Nur Ein Enkel pflanzt seinen Namen fort. Die Personalien der Familie findet man in Gasts Adelsbuch des Königreichs Württemberg, Stuttg. 1839. S. 466 ff.

1805. Kinder, ging mit ihnen spazieren, zeigte ihnen die Wolkengebilde, und ihre Phantasie sah Dörfer und Städte. „Da sehe ich ein großes Schloß!“ rief Ernst. Karoline sah die Wolke lang an. „Ja!“ rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott, aber Papa wohnt mit darin.“

Man erwartete eine Todtenfeier auf dem Theater. Aber Göthe war nicht dafür. Er bezeichnete den Wunsch der Schauspieler gegen Zelter (1. Juni 1805) „als eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden.“ Den Schauspielern mag dieß wehe gethan haben. Das Gefühl, das die Weigerung eingab, war dennoch ächt. Für eine Todtenfeier auf dem Theater zu Weimar mußte der Verlust in die Ferne gerückt seyn. Sobald es Zeit war, dichtete Göthe den unsterblichen „Prolog zu Schillers Glocke.“ — „Ich dachte mich selbst zu verlieren,“ schrieb der kaum genesene weiter an Zelter, „und verliere einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns.“

Unsre Darstellung hat das Lebensverhältniß beider Dichter zu einander in ihren eigenen Worten zu schildern versucht. Möge sie für die Wahrhaftigkeit dieser Aeußerung Zeugniß ablegen.

Die Theilnahme gegen die Schiller'sche Familie beschränkte sich nicht auf Beileidsbezeugungen. Die Großfürstin erklärte, für die Erziehung der Söhne sorgen zu wollen, und that es aufs großmüthigste; der Fürst Primas setzte der Wittwe einen reichlichen Jahrgehalt aus, und

Cotta erfüllte ſeine Verbindlichkeiten gegen die Erben auf 1805.
eine Weiſe, wie ſie nur ein treuer Freund erfüllt.

Vor die Nation aber trat Göthe und ſprach: „Wir dürfen Ihn wohl glücklich preiſen, daß Er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden; — er hat als Mann gelebt und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſcheinen; denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo bleibt uns Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Daß Er frühe hinwegſchied, kommt auch uns zu Gute. Von ſeinem Grabe her ſtärkt uns der Anhauch ſeiner Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer wieder fortzuſetzen.“ *

Rückblick.

So liegt denn das große Dichterleben früh vollendet, 1794 bis
aber doch abgeſchloſſen vor uns. Die Vorſehung Gottes — 1805.

---

* Skizze S. 135 f.

1794 bis 1805. andre ſagen der Weltgeiſt — hat, nach vollbrachter Pflege durch Wahrheit und Güte, den Genius ſeine reifſten Früchte auf dem Altare der Schönheit niederlegen laſſen. Im Beginne dieſer letzten Periode konnte man den Dichter der Poeſie abgeſtorben glauben, wie er auch kurz zuvor phyſiſch todt geſagt worden war: aber er lag nur in ſeiner philoſophiſchen Verpuppung, und unſer Auge war noch mit Bedauern auf die Verkleidung ſeines Weſens geheftet, während er den ſelbſt geſchaffnen Kerker ſchon verlaſſen hatte und ſich als farbenreicher Schmetterling im Aether der Dichtung wiegte.

Die erſten Spuren der vorgegangenen Verwandlung werden an der Proſa des Dichters ſichtbar, als eben ſein Begleiter auf dem ſtürmiſchen Meere der Spekulation (wenn uns erlaubt iſt, in ein andres Bild überzuſpringen) von ihm zu ſcheiden im Begriffe ſtand, und als auf das Geheiß „der Dämonen," wie der Unglaube, der nur ein ſich ſträubender Glaube war, es ausdrückt, der Schutzgeiſt der Poeſie, der das Dichterſchiff in den Hafen lenken ſollte, ſich zur Vollbringung ſeines Auftrags anſchickte.

Der Styl Schillers, immer noch erhaben, feierlich und prächtig, wo es galt ſo zu ſeyn, wurde doch in den letzten äſthetiſchen Schriften ſo ruhig und klar, daß ſchon aus ihm die künſtleriſche Durchbildung, die ſich der Produktion wieder näherte, geahnt werden konnte. Und in ſeinen Briefen aus jener Zeit, nicht den oſtenſibeln, denen Hoffmeiſters

Tadel immerhin gelten mag,* sondern in den sorglos an seine Freunde gerichteten ist er, wo er sich ganz gehen läßt, unübertrefflich. 1794 bis 1805.

Durch die Horen und Almanache drohte der freien Schöpfungsweise unsres Dichters, wie wir mit Aengstlichkeit sehen, noch einmal Gefahr, und Göthe selbst bedauerte die Zeit, die er mit Schillern hier verschwendet.** Auch wollte die versuchte Dyarchie über die deutsche Literatur nicht glücken. Wo unsre Heroen die Natur in andern Geistern beherrschen zu können vermeinten, ging es nicht; sie wehrte sich, sie producirte Neues, wider den Willen der vermeinten Lenker; und so wird es allen kritischen Schulen gehen. Gewiß waren die beiden Männer dazu bestimmt, das dummgewordene Salz unserer Literatur zu verdrängen und ihre Schätze an dessen Stelle zu setzen. Aber dieß sollte vielmehr durch

---

* „Schiller ist am schwächsten im Briefstyl," sagt Hoffmeister III, 123 in dem trefflichen Abschnitt „Schiller als philosophischer Schriftsteller und Prosaiker überhaupt." Göthe dagegen sagte zu Eckermann I, 198: „Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Und vorher I, 145: „Schillers Styl ist am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophirt, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen."

** Eckermann I, 172.

1794 bis 1805. ihre Werke, als durch ihre Kritik geſchehen, und geſchah. Göthe war das zu Tage liegende Steinſalz. Bei Schiller lief die Soole durch die Gradierhäuſer der Philoſophie. Zuletzt aber lag das Kunſtprodukt in ſo reinen, ſo vollkommenen, ſo formgerechten Cryſtallen vor uns, wie das urſprünglich vom Geiſte der Natur geſchaffene, ja manches daran war durchſichtiger und von ätheriſcherem Glanze. Auch ſtand Schiller am Ziele ſeiner Laufbahn nicht hinter dem Genoſſen Göthe zurück, der freilich ſo glücklich war, ohne Kämpfe und Irrgänge, in früheſter Jugend inne geworden zu ſeyn, daß das Ideal der Schönheit Einfalt und Stille ſey." *

Und ſo bewunderten wir nun zuerſt an Schiller in ſeinem dritten Stadium die Erzeugniſſe der „Ideenpoeſie." Es ſind jene lyriſchen und didaktiſchen Gedichte, an denen die Philoſophie noch mitgeſchaffen hat, die den Kampf der Wahrheit mit der Schönheit veranſchaulichen, ein Kampf, der ihnen — wie ſeinen Dramen der Kampf der Freiheit mit dem Schickſal, und der Idee mit der Wirklichkeit — „eine vorwärts ſtrebende Raſtloſigkeit, einen Schwung des Gedankens verleiht, wodurch ſie beinahe aus der Sphäre ihrer poetiſchen Gattung heraustreten und die herkömmlichen Formen zerſprengen, aber nur um ſo mächtiger,

* Göthe an den Buchhändler Reich, aus Frankfurt den 20. Februar 1770; jetzt (1840) vor 70 Jahren. (Bei Hirzel S. 165.)

als Offenbarungen eines neuen geiſtigen Gehaltes, er- 1794 bis
greifen.“ * 1805.

Einen Augenblick ſehen wir den Dichter am Scheidewege zwiſchen Epos und Drama ſinnend ſtehen. Aber er pflückt die links am Wege blühende Ballade, und ſchreitet rechts dem Drama zu.

Jüngſt noch hatte er in „pathologiſcher Stimmung“ muthlos geſungen:

Wie reich war dieſe Welt geſtaltet,
So lang die Knoſpe ſie noch barg,
Wie wenig, ach, hat ſich entfaltet,
Dieß wenige wie klein, wie karg!

Und kurze Zeit darauf ſah man ihn ſich und der Welt im Wallenſtein den üppigſten Dichterfrühling ſchaffen, ja jährlich oft zwiefach kehrte der Lenz wieder, der uns Alle in Erſtaunen ſetzt, ſo daß wir, je länger wir dieſe Schöpfungen betrachten, deſto überzeugter ausrufen müſſen: „Wie Vieles hat ſich entfaltet, und dieß Viele wie erhaben und wie reichlich!“

Von nun an „übte er den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele ins nüchterne Wort auszugießen,“ und aus der Werkſtätte ſeines Geiſtes gingen jene Kunſtwerke

* S. „Schillers Lebensgenius und Dichterſchickſale,“ von Guſtav Pfizer, und das Weitre, was in dieſem vortrefflichen Texte zu dem Stahlſtiche von Schillers Statue geſagt iſt.

1794 bis 1805. hervor, die den empfänglichen Leſer mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung," entlaſſen, die der Dichter als Kritiker poſtulirte.

Es war noch derſelbe ſchaffende Geiſt, als welchen er ſich vor zehn und zwanzig Jahren der Nation angekündigt hatte, aber das Stückwerk war abgethan; die Form hatte den Stoff überwältigt. Dieſelbe Kraft, die einen Schweizer, Verrina, Philipp lebend vor unſre Augen geſtellt, die einem Karl Moor in einzelnen, einem Fiesko, Carlos und Poſa in vielen Momenten weſenhaftes Daſeyn verliehen, brachte jetzt jene Wallenſtein, Buttler, Wrangel, Schrewsbury, Paulet, Philipp von Burgund, Tell und ſeine Mithelden, jene Terzky, Maria, Eliſabeth, Marfa, kurz jene Charaktere hervor, die immer athmen, immer handeln, die leibhaftig und geiſtig leben, wenn man auch nicht immer damit zufrieden iſt, wie ſie es thun; ſie ſchuf daneben auch jene weſenloſeren, aber doch ſo rührenden und reizenden Geſtalten eines Max, einer Thekla, einer Johanna, die wie gewohnte Geiſtererſcheinungen in das ſichtbare Leben der Deutſchen ſeit manchen Jahrzehenden hereinragen, und in deren ätheriſchem Umgange ſeit der Väter Zeiten die vaterländiſche Jugend aufwächst.

Will man ſich den ungeheuren Fortſchritt, oder eigentlich den Ueberſchritt, den der Dichter von der rohen und halbgebildeten Natur in die durch den Geiſt gebildete und verklärte Natur, in die Kunſt hinübergethan hat, recht

vergegenwärtigen, ſo darf man nur ſeine Behandlung der verſchiedenen Leidenſchaften in den beiden frühern Perioden mit ſeiner Darſtellung derſelben in dieſer letzten Periode vergleichen. Wenn man Karl Moor und Don Carlos mit Max und ſelbſt mit Mortimer, wenn man Amalia mit Thekla, wenn man die beiden Walter mit den beiden Piccolomini, wenn man Franz Moor mit Eliſabeth, wenn man den Major Walter mit Don Ceſar, die Nobili im Fiesko mit Buttler und Marfa, Fiesko ſelbſt mit Oktavio zuſammenſtellt; ſo wird man ſtaunen, aus welchem hellen und getreuen Spiegel jetzt erſt Liebe, Haß, Eiferſucht, Rache und Ehrgeiz zurückſtrahlen und welch ein vollendeter Dichter der Leidenſchaft unſer Schiller auf der Höhe ſeiner Poeſie geworden iſt. 1794 bis 1805.

In ſeinen beiden größten Werken, dem Wallenſtein und dem Tell, hatte er endlich zu der deutſchen Geſinnung, von der ſie durchdrungen ſind, auch den deutſchen Stoff gefunden, und mit allen ihren Idealismen, ihrem, übrigens gemilderten, Pathos, und geminderten Sentenzenreichthum, heimeln dieſe Stücke die Deutſchen rührend an, und jeden, der die Deutſchen kennt und der ſie liebt.

Die ganze Welt aber gewinnt Schiller, als der Dichter der Freiheit — „der Freiheit, in den verſchiedenſten Geſtalten und unter den mannigfaltigſten Geſichtspunkten aufgefaßt. Er ſchildert und feiert ſie als den Trieb und das Recht der Individuen und der Nationen, ihren Willen und

1794 bis 1805. die unverkümmerte Entwicklung ihres Daseyns nach außen im Kampf zu behaupten, und er ahnt und erkennt ihren höchsten Triumph in der hohen und reinen Klarheit des Geistes, der mit sich selbst und der Welt zufrieden, über die Fesseln der Außenwelt sich erhoben, und in vollendeter Sittlichkeit, Bildung und Kunst, „„in des Sieges hoher Sicherheit jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit ausgestoßen hat.““*

Das alles geschieht in diesem dritten Stadium seiner Wirksamkeit, unbeschadet der Poesie. Gedanke, That, Gefühl, Beredsamkeit — Alles fällt ihm jetzt in solcher Fülle nur zu, weil Er der Poesie zugefallen ist, Alles bemeistert er nur mit so sicherem und besonnenem Geiste, weil er sich, als Dichter, ganz und ausschließlich in den Dienst der Muse begeben hat. Er ist kein Knecht der Gesellschaft, kein Knecht der Geschichte, kein Knecht der Reflexion mehr; er steht auf einer Höhe, von der aus er dem einstigen Genossen seiner philosophischen Forschung zurufen konnte: „Ich möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft, und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und

* G. Pfizer a. a. O.

ausdrücken können.“* Es ist dieß eines der offen- 1794 bis
barungsvollsten Worte des Genius, ein Wort, in welchem 1805.
vielleicht ein neues System oder die Anschauungsweise einer andern Welt verborgen liegt.

Weder das Gute, noch das Wahre, noch das GutWahrSchöne oder Heilige ist in Schiller bei diesem Musendienste zu kurz gekommen. Er war der beste Gatte, der beste Vater, Sohn, Bruder und Freund, der liebreichste Nachbar der Menschen. Kein gemeines, kein unreines Lebensverhältniß gab ein ästhetisches und moralisches Aergerniß und brachte seinen Schönheitsdienst in Verdacht. Er ließ sich in allem seinem Denken und Thun von seinem Gewissen strafen,** er überwachte in seinem ganzen persönlichen Verhalten die Schönheit in ihrer Wirkung auf die Pflicht.*** Nie opferte er die innere Ehre der äußern auf. Und wenn man ihn einen Heiden schelten will, weil er mit seinem Jahrhunderte seitwärts stand von dem Sohne des Menschen, in welchem

---

* Schiller an Humboldt den 27. Juni 1798. Briefwechsel S. 438 f.

** Vergl. diese Schrift Buch I, S. 8. Buch III, S. 562 f.

*** „Es ist wirklich der Bemerkung werth, daß die Schlaffheit über ästhetische Dinge immer sich mit der moralischen Schlaffheit verbunden zeigt, und daß das reine strenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchsten Liberalität gegen Alles, was Natur ist, den Rigorism im Moralischen bei sich führen wird.“

Schiller an Göthe den 2. März 1798.

1794 bis 1805. unſre Zeit durch alle Umwege und Zweifel den Gott wieder zu ſuchen begonnen hat, ſo gehörte er doch zu denjenigen Heiden, „die von Natur thun des Geſetzes Werk, und ſind ihnen ſelbſt ein Geſetz, damit, daß ſie beweiſen, des Geſetzes Werk ſey beſchrieben in ihren Herzen.“ Auch zeigen ſeine Seufzer auf dem Todtenbette, daß er die weſentliche Unterlage des Chriſtenthums, den Glauben an den perſönlichen Gott, aus den Kämpfen ſeines Forſchens und innern Lebens gerettet oder ihnen abgerungen. Ja, in den letzten Tagen der vollen Geiſteskraft hatte er ſich ſchon vor der Majeſtät des Heiligen gebeugt, den eine ungünſtige Zeitbildung ihm am früheſten und fernſten aus den Augen gerückt hatte.*

Nichts ging zu Grunde bei ſeinem geweihten Dichterberufe, als ſein Körper, der ſich viel zu früh an den Nachtwachen aufgerieben hat und an den unſterblichen Werken ſeines Geiſtes geſtorben iſt. Schillers ganzes leibliches Leben in dieſer Periode war ein langſames Verwelken, aber wer konnte es vor dem Blüthenglanze bemerken, den er in dieſer letzten glorreichen Periode ſeines Wirkens rings um ſich verbreitet hat? Kaum daß der Lebensbeſchreiber Zeit gefunden, der Abnahme ſeiner Körperkräfte in Zwiſchenräumen zu erwähnen. Gewiß war auch der Leſer mit der

---

* Ein geiſtiges Geſammtbild von Schiller entwirft uns Fr. v. Wolz. II, 282—307.

ewigen Friſche dieſes Dichtergeiſtes bis an ſein Ende be- 1794 bis
ſchäftigt, und hat ihn nur ſo geſehen, wie ſein großer Freund 1805.
ihn geſchildert, und wie der Biograph ſeine Geſtalt den Seelen einprägen möchte:

Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der dumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig,
Das breterne Gerüſte nicht verſchmäht.
Hier ſchildert er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat reichgeſtaltig
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei Hering u. Comp.

Berichtigungen und Zusätze.

Zum ersten Buch.

S. 4, L. 13 v. o. lies: „In Marbach selbst, dem Geburtsorte des Dichters, findet sich ein Zweig jenes Geschlechts: einem Johann Caspar Schiller, Bürger und Bäcker, wurde dort im J. 1727 ein Christoph Friedrich, im J. 1731 ein Johann Friedrich Schiller geboren. Der letztere, ein Taufpathe Schillers, ist der später in London, dann in Mainz als Besitzer einer Buchdruckerei ansäßige Literat, Uebersetzer von Robertsons Geschichte von Amerika, und andern englischen Büchern, der zuweilen mit dem Dichter verwechselt oder für seinen Bruder gehalten wurde." (s. Urkundenbuch.)

— 6, L. 13 v. o. l. „und er heirathete am 22. Jul. 1719 die Mutter des Dichters."

— 7, L. 12 v. o. l. „und zuletzt mit dem Majorstitel geschmückt."

— 9, L. 1 — 3 v. o. l. „Elis. Dor. Rodweiß ward zu Marbach.... am 13. Dec. 1732 geboren."

— 9, L. 12 v. o. l. „der am 17. Jul. 1693 eingeäscherten Stadt Marbach."

— 10, L. 17 v. o. l. „im achten Jahre...."

— 13, L. 1 v. u. (Note) l. „sondern das .... Haus bei einem großen Brunnen auf der Straße nach Murr."

— 14, L. 4 ff. v. u. l. „An der geistigen Ausbildung des Sohnes soll auch außer dem heimgekehrten Vater ein mütterlicher Oheim des Dichters und ein Arzt und Hausfreund Theil genommen, jener dem kleinen Fritz den ersten Unterricht im Schreiben, in der Naturgeschichte und der Geographie ertheilt, dieser ihn spielend über den Bau des menschlichen Körpers belehrt haben." Die Note S. 15 fällt weg.

S. 15, L. 3 v. o. ſtatt vor l. von.
— 17, L. 11 v. o. l. „Schillers Vater, jetzt Hauptmann im Generalmajor von Stein'ſchen Infanterieregimente."
— 18, L. 6 v. o. ſt. „Ortsdiacon" l. „Ortspfarrer." Und ſtatt der zugehörigen zu tilgenden Note folgende: „M. Philipp Ulrich Moſer, geb. zu Sindelfingen den 3. Juli 1720, Pfarrer zu Hauſen an der Würm 1750, zu Lorch 1757—1767, zu Dettingen und Heuchlingen 1767. Er lebte noch im Jahr 1790.
— 26, L. 6 v. o. l. „unterrichtet, aber im Griechiſchen durch eigenen Fleiß vorwärts gebracht."
— 29, L. 11 u. ff. v. o. l. „Gelehrten; nicht Cäſar, ſondern Brutus unter den großen Männern; Cyrus, Alexander, Hamilcar und Hannibal unter den Feldherrn..."
— 39, L. 3 v. u. l. „wanderte der noch nicht vierzehnjährige Jüngling Mitte Januars 1773, mit 13 Kreuzern in der Taſche und „fünfzehn Stück unterſchiedlichen lateiniſchen Büchern" im Ranzen, aus dem Vaterhaus in die Pflanzſchule...."
— 58, L. 5 v. u. ſt. „Unterſtützung" l. „Forſchung."
— 71, zu L. 2 — 4 v. o. die Note: „Nach ſeinem wirklichen Bildungsgange; was unſerer Annahme, daß er bei einer andern Jugendbildung ein Vordenker ſeiner Nation geworden wäre, nicht widerſpricht."
— 89, L. 4 v. u. l. „der... Poet Gotthold Friedrich Stäudlin"
— 90, L. 11 ff. v. o. l. „Schiller ſelbſt hat .... nur einen Theil derſelben .... aufgenommen."
— 101, L. 7 v. o. zu „Officiers" die Note: „der Officier war der in Württembergs Geſchichte wohlbekannte Rieger, und das Gedicht findet ſich jetzt bei Boas I, 62 f."
— 106, L. 8 v. u. ſt. „des Räuberdrama's" l. „des Räuberdrucks".
Dreimal S. 117, 129 und 147 Note ſt. „Schleicher" l. „Streicher".
— 128, L. 10 v. o. ſt. „bekleidet" l. „begleitet".
— 132, L. 2 v. u. ſt. „Zufriedenheit" l. „Verſchwiegenheit".
— 142, L. 10 v. u. ſt. „heimlich" l. „feierlich".
— 178, L. 4 v. u. ſind die Worte „und dem Baron von Dalberg gewidmet" als unrichtig befunden, zu ſtreichen.
— 182, L. 14 v. o. ſt. „müßigen" l. „mäßigen."

S. 189, Note, L. 4 v. u. ſt. „um 1814“ l. „1815.“
— 192, L. 12 v. o. ſt. „Fleiß“ l. „Fluß“.
— 193, L. 8 v. o. nach „Jambe“ iſt das Comma zu ſtreichen.
Ebend. L. 7 v. u. hinter „Natur“ füge hinzu „gegenüber,“
S. 198, L. 4 v. u. ſt. „Kunſt“ l. „Malerei“.
— 202, L. 1 v. u. ſt. „Muſe“ l. „Muße“.
— 214, L. 12 v. o. ſt. „mochte“ l. „vermochte“.
— 216, L. 13, 11 v. o. ſind die Worte „In ihnen“ bis „Jahrhundert“ zu ſtreichen.
— 218, L. 3 f. v. u. l. „wie in den altſchottiſchen Balladen, ſondern zu dreißigen“.
— 222, L. 3 v. o. ſt. „Koſtüm“ l. „Kothurn“.
— 227, L. 14 v. o. ſt. „Pläne“ l. „Plane“.

Zum zweiten Buch.

S. 231, L. 12 v. o. ſt. „Table d'hôtes“ l. „Table d'hôte“.
— 254, L. 6 v. u. ſt. „denn“ l. „dem“.
— 259, L. 3 v. u. (Note) ſt. „1839“ l. „1838“.
— 270, L. 9 v. o. iſt das ſich wiederholende Wort „entſchiedener“ zu ſtreichen.
— — L. 5 v. u. (Note) ſt. „nachden“ l. „nachdem“.
S. 331, L. 8 v. u. (Note) ſt. „A. v. Bechſteins“ l. „Ludwig Bechſteins“.
— 343, L. 5 v. o. ſt. „dem“ l. „den“.
— — L. 3 v. u. ſt. „die anſtößige Stelle“ l. „die anſtößigen Stellen“.
S. 344, L. 10 v. o. iſt das Wörtchen „ſich“ zu ſtreichen.
— 391, L. 12 v. o. ſt. „ſagte zu“ l. „ſagte ja“.
— 450, L. 3 v. o. ſtatt „Augenblick“ l. (um eine Wiederholung zu vermeiden) „Moment“.

Zum dritten Buch.

S. 521, L. 2 v. o. ſt. „und Matthiſſons Gedichten“ l. „Bürgers und Matthiſſons Gedichten“.
— 539 auf dem Rande ſt. „1759“ l. 1795“.
— 553, L. 3 v. o. ſt. ganze l. ganz.
— 554, L. 6 v. o. ſt. „der Einfall“ l. „den Einfall“.

S. 555, L. 5 v. o. ſt. „wurde“ l. „wurden.
— 561, L. 5 v. o. nach „wider“ l. den Beiſatz: „Zu den heftigſten Feinden der Xenien gehörte Herder.“
— 563, L. 1 v. u. ſt. „Gedichten“ l. „Gedichten Schillers.“
— 578, L. 8, 9 v. o. ſt. „die erſte Idee zur Glocke“ l. „der erſte Umriß der Glocke“ (denn die Idee war wohl früher entſtanden).
— 610, L. 2 v. u. ſt. „eifirg“ l. „eifrig.“
— 618, L. 11 v. u. ſt. „hier und dort“ l. „hier oder dort“.
— 622, L. 7 v. u. zu „Wieland — unmoraliſch“ die Note: „Er fällte überhaupt ein höchſt ungünſtiges Urtheil über den Wallenſtein (an Böttiger 10. März 1799.).“
— 668, L. 11 v. o. zu „ſollen“ die Note: „Herder ſtieß ſich wirklich daran.“
— 703, L. 2 v. u. ſt. „unſterblichen“ l. „Unſterblichen.“
— 761, L. 7 v. o. ſt. „ſagt“ l. „ſagte.“
— 767, L. 2 v. u. ſt. „Beim der“ l. „Bei dem.“
— 772, L. 1 v. u. ſt. „ſetetz“ l. „ſetzte.“

Die Druckfehler wolle ein geneigter Leſer mit der Entfernung des Verf. vom Druckort, die Zuſätze und Berichtigungen mit dem überwältigenden Material, das zum Theil erſt durch den Druck in die Hände des Biographen kam, entſchuldigen.

Digitized by Google

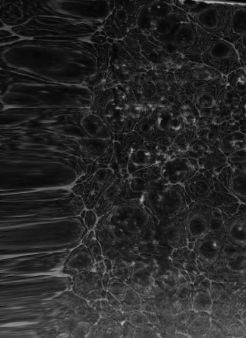
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the
date to which renewed.

Renewed books are subject

Digitized by Google

YC154580

Digitized by Google